

GEGEN|WISSEN

WECHSEL DNOVNIAM

Kollektionsammlung

Forschung und Wirtschaft

Rüstungsproduktion in Westberlin

Gentechnologie

Roboter-technik

Mikroelektronik

Das sieht ein amerikanischer Kriegsmaler die Zerstörung Moskaus durch eine US-Atomombe

WILDER LÄNDE WILDER KRIEG

Alte Medien, neue Medien. Gegenexpertise. Bild der Wissenschaft. Andere Kanäle. Gegenaufklärung. Verhalten ändern. Vernunft von unten. Bewusste Ernährung. Muttermaschine. Stadt kaputt. Mehringhof. Role Models. Wissenschaftsläden. Stagnation. Herbst des Unternehmers. Gründerzeit. BIG. Junge Tüftler. Herrscher. Gegen-Natur. Sinnliche Wissenschaft. Zusammenhänge. Unseriöse Wissenschaft. Am Anfang war die Frau. Freuds Zweifel. Feministischer Positivismus. Grau: Beton als Chiffre. Krankmachend. Gegen|Experten. Natürlich urban. Ruinen: Unter den Betontrümmern liegt die Postmoderne. Bio-Technik. Menschenzucht. Visionen. Invention of tradition. Gentech goes BRD. Bio-Basteleien. Intelligenz. Kulturen. Wissensverzicht. Eliten. Ökonomie. Wildnis in uns. Hexen. Kelten. Andere Wirklichkeiten. Trance. Der Alm-Öhi. Paypal. Cut and Paste. Banana Split. Zwischending. Cutting up. Einschalten, Umschalten, Abschalten. Kinder vor Bildschirmen. Angst um Bücher. Technische Medien. Modellierung der Sinne. Das gute, kleine Leben? Gardens of Biological Delights um 1980. Kopflös human? Plattformen. Gegen-Institute. Andere Archive. Netzwerke. all'arme. frauenbanden. Politische Pflanzen. Wecker-Fahndung. §129a. Indizien. Gegen-Gegenwissen. Strukturwandel. Wiederbevölkerung der Alpen. Nutzungskonflikte. Erholungslandschaft. Telaarbeit. Fabrik der Zukunft. Sympathy for the Devil. Sachzwänge. Rechnerzeit. Zwei Kulturen. Szenarien. Verseuchte Landschaften. Bedrohte Schöpfung. Game Over. Sensationsblatt des Gewöhnlichen. Rückschau. Hand-Wissen. »von unten«: Widerstand. Im Feld. Sanftes Wissen. Urerfahrung. Heimat und Volk. Stadt/Land. Hüttendorf. Ursprüngliches Wissen. Dorf global. Dorfleben. About cache. Montage. Selber Machen. Offenheit. Kollektiv.

Max Stadler, Nils Güttler, Niki Rhyner,
Mathias Grote, Fabian Grütter,
Tobias Scheidegger, Martina Schlünder,
Anna Maria Schmidt, Susanne Schmidt,
Alexander von Schwerin, Monika Wulz,
Nadine Zberg

cache 01

GEGEN|WISSEN

intercomverlag

Editorial

SELBERMACHEN	KANÄLE	I/1
	BEWUSSTSEIN	I/25
	LÄDEN	I/43
	UNTERNEHMER	I/67
NATURPOLITIKEN	FEMINISTISCHE NATUR	II/1
	BETON	II/15
	BIOTOPIA	II/41
	DIFFERENZ	II/63
KOPFLOS	KRISE DER VERNUNFT	III/1
	PRICK ART	III/26
	BILDUNGSKRISE	III/38
	SYMBIOSEN	III/62
MASCHINENSTURM	PROTEST	IV/1
	ALARM	IV/25
	UMBRUCH	IV/44
	HIGH TECH	IV/75
NO FUTURE	APOKALYPSE	V/1
	ALLTAG	V/32
	RÜCKBESINNUNG	V/46
	DORF	V/59
EPILOG	ABOUT CACHE	VI/1

Kollektiv, Arbeitsteilung
Dank, Impressum

Repliken

SELBERMACHEN

Anna Echterhölter (re: KANÄLE)

Sven Reichardt (re: KANÄLE)

Lucas M. Mueller (re: BEWUSSTSEIN)

NATURPOLITIKEN

Caroline Arni (re: FEMINISTISCHE NATUR)

Monika Dommann (re: BETON)

Christian Reiß (re: BETON)

KOPFLOS

Rosa Eidelpes (re: KRISE DER VERNUNFT)

Onur Erdur (re: KRISE DER VERNUNFT)

Magaly Tornay (re: KRISE DER VERNUNFT)

Julia Pelta Feldman (re: PRICK ART)

Michael Hagner (re: BILDUNGSKRISE)

Siegfried Zielinski (re: BILDUNGSKRISE)

Hans-Jörg Rheinberger (re: SYMBIOSEN)

MASCHINENSTURM

Daniel Eggstein (re: PROTEST)

Birgit Nemeč (re: ALARM)

NO FUTURE

Robert Leucht (re: APOKALYPSE)

Brigitta Bernet (re: ALLTAG)

Anne Kwaschik (re: RÜCKBESINNUNG)

Johannes Müske (re: RÜCKBESINNUNG)

Stefanie Samida (re: RÜCKBESINNUNG)

Janosch Steuwer (re: RÜCKBESINNUNG)

Valentin Groebner (re: DORF)

Wir haben Forscher*innen um Kommentare, Assoziationen und Einblicke in Bezug auf einzelne Kapitel von *Gegen|Wissen* gebeten. Diese »Repliken« befinden sich jeweils gesammelt am Ende eines Buchteils (z.B. am Ende von »SELBERMACHEN«).

Editorial

Plötzlich war das »Gegenwissen« überall. Um das Jahr 1980 gründeten kritische Wissenschaftler*innen Zeitschriften und Wissenschaftsläden oder versuchten, ihr Wissen anderweitig den sozialen Bewegungen zur Verfügung zu stellen; Aktivist*innen veröffentlichten Handbücher und Informationsbroschüren; allorts entstanden Initiativen, die das Alltagswissen und das »Wissen von unten« für sich entdeckten und reklamierten.¹ Das Aufkommen des Gegenwissens² – andere sprachen von »Gegenwissenschaft«, »Gegenforschung«, »alternativer Wissenschaft«, »kritischer Naturwissenschaft«, »alternativen Technologien« – war eng verknüpft mit einer Krise der Vernunft, der Objektivität, der Werte, der Hierarchien und Machtverhältnisse, die nicht nur Akademien und Universitäten erfasste, sondern auch ein Umdenken in allen Lebensbereichen herausforderte. »[D]ie Vorstellungen von einer anderen, da emanzipativen und Gegen-Wissenschaft [...] werden umso attraktiver, je mehr die traditionelle Wissenschaft in Mißkredit gerät«, hieß es beispielsweise in einem alternativen Medienrundbrief.³ Und je mehr die traditionelle Wissenschaft in Misskredit geriet, umso dehnbare in alle Richtungen schienen die Vernunft und die damit einhergehenden Machtverhältnisse: Kultur/Natur, Mann/Frau, Stadt/Land, Experte/Laie, Vernunft/Gefühl – plötzlich verflüssigte sich die alte Ordnung. Ehemalige Marxist*innen entdeckten über Nacht ihre esoterische Seite, Feminist*innen erkannten, dass auch in der Biologie und Technologie ein emanzipatives Potenzial schlummerte, bibliophile Akademiker*innen begeisterten sich für körperliche Rauschzustände, Naturliebhaber*innen erkundeten die lebendige Seite der städtischen Betonwüsten, während gleichzeitig erklärte Gegner*innen des militärisch-industriellen Komplexes neue Formen des Zusammenlebens erprobten, oft in unmittelbarer Nähe von Atomkraftwerken und Infrastrukturprojekten. Und überall lauerte die Gefahr: Waldsterben, Ozonloch, Jobkiller bzw. Mikroprozessoren, Atomkrieg und Tschernobyl, die Manipulation der Gene, 1984.

In den Ruinen der Industriegesellschaft wucherte das Gegenwissen. Es war Teil einer breiteren Karriere des Wissens um 1980, die weit über die Alternativmilieus hinausging und eng mit dem Konglomerat an Krisen jener Zeit zusammenhing, von der die Krise der Vernunft nur eine war: Ölkrise, Umweltkrise, Strukturkrise, Bildungskrise, Krise der Werte, Krise des Staates. Wissen bedeutete insofern Zukunft, auch auf der Gegenseite, denn Wissen war ebenso Produktionsfaktor, wirtschaftlicher Standortvorteil und eine Problemlösungsressource. Das Gegenwissen kam also häufig auch »von oben«. So brauchte man Umweltwissen, um der ökologischen Krise entgegenzutreten; aus Arbeiter*innen sollten (humanisierte) »Kopfarbeiter« werden; traditionelle, schmutzige Industrien würden durch »saubere« und wissensbasierte Hochtechnologien abgelöst; eine sich ständig beschleunigende Moderne forderte den Blick in die Vergangenheit heraus, weil hier längst verschüttete Alternativen zu liegen schienen. Man denke hier etwa an die »alternativen Technologien« und die alternative Landwirtschaft, an der schon lange vor der Bio-Welle nicht nur Aussteiger*innen Interesse hatten. Es war vor dem Hintergrund jener massiven Mobilisierung von Wissen, Wissenschaft und – Konflikte waren vorprogrammiert – einer immer lauter werdenden Wissenschaftskritik, dass Gegenwartsdeutungen wie die »Wissensgesellschaft«, »Informationsgesellschaft« oder »postindustrielle Gesellschaft« an Plausibilität gewannen. Heute, wo solche Deutungsangebote ihre Evidenz wieder verloren haben, sind auch die Auseinandersetzungen

zungen und die Machtkämpfe um das, was »Wissen« sein könnte oder tun sollte, weitgehend in Vergessenheit geraten. Auch das interessiert uns an der Vorsilbe »Gegen«: Es handelt sich dabei nämlich um eine Geschichte mit Gewinner*innen und Verlierer*innen, von Allianzen und Konfrontationen, von »Herrschaftswissen« und »Alternativen«. Wobei letztere in ihren politischen Implikationen häufig widersprüchlich waren – vor allem lassen sie sich nicht alleine dem politisch linken Spektrum zuordnen. Viele dieser Alternativen verschiedenster Couleur sind seitdem untergegangen (manchmal wohl leider, manchmal zum Glück), haben sich verlaufen oder wurden ausgebremst.

Die Geschichte dieser Formation – Gegen|Wissen – tritt uns in der historischen Literatur bislang vor allem unter negativen Vorzeichen entgegen, etwa als postindustrielles Zeitalter, als Postmoderne oder als die Ära »nach dem Boom«. ⁴ Oder aber in Form des Vorwurfs der Komplizenschaft: sei es die immer wieder unterstellte Affinität von (neu)linker Projektemacherei und neoliberalen Zuständen; sei es die Abkehr von »Produktivismus« und »Industriesystem« im Zeichen des »Alternativen«; sei es die (damals schon) oft bemühte Wissenschaftsfeindlichkeit der sozialen Bewegungen; oder seien es – *anything goes* – die epistemologisch-anarchischen Allüren, die in deren Dunstkreis kultiviert wurden. Nur ein kleiner Schritt scheint es von dort zum »postfaktischen Zeitalter« zu sein. ⁵ Das Gegen|Wissen stattdessen positiv zu füllen, sich also die damaligen Deutungs- und Machtkämpfe um das Wissen genau anzuschauen und die Vielfalt, Widersprüche und Ambivalenzen der damals verhandelten sozialen Optionen und gesellschaftspolitischen Einsätze in Erinnerung zu rufen, ist das Ziel von *cache 01*. Der Band vermisst die Geschichte des Gegen|Wissens um 1980: die Akteur*innen, Schauplätze, Zielsetzungen und Visionen, die sich um das Wissen herum gruppierten. Die Kapitel sind eine Mischung aus Kollektivessay und Materialsammlung. Sie führen die Recherchen eines Kollektivs von Historiker*innen zusammen, die sich in ihren Forschungen schon länger individuell mit bestimmten Facetten des Themas beschäftigt haben, die aber der Ansicht sind, dass sich die großen Muster des Gegen|Wissens erst in der Zusammenschau zeigen. ⁶ Die individuellen Forschungsprofile erzeugen zwangsläufig gewisse Kontingenzen und geografische Schwerpunkte – in diesem Fall liegen sie im deutschsprachigen Raum –, aber wir gehen davon aus, dass *cache* ohnehin wachsen wird. Denn uns geht es nicht nur darum zu fragen, was dieses »andere« Wissen war und welche sozialen Optionen und gesellschaftspolitischen Einsätze damit verbunden waren, wir wollen auch herausfinden, was mit ihm eigentlich geschah. Wo war es erfolgreich? Wo scheiterte es – und warum? Wann und in welchen Bereichen wurde es von der Gegenseite inkorporiert und was war diese Gegenseite überhaupt?

Die Fragen richten sich nicht nur an die Vergangenheit. Heute, rund vierzig Jahre später, holen uns viele der damaligen Diskussionen wieder ein, wenn auch zum Teil unter anderen Vorzeichen. Corona, Klimakrise, *Big Tech, me too*: Wissen, Wissenschaft und Technologie hat sich in den vergangenen Jahren in einem Maße politisiert wie letztmals in den 1970er und 1980er Jahren. *ScientistsForFuture*, *Tech Workers*-Gewerkschaften und *Green New Deal* auf der einen Seite; die Debatte um die »Meinungsfreiheit« an den Universitäten, die Angriffe auf Gender Studies und den Postkolonialismus auf

der anderen Seite. *Historia magistra vitae est?* Ganz so weit wollen wir gar nicht gehen. Im Moment der neuen Krisen kann ein Blick in die Vergangenheit dennoch die Augen öffnen, etwa für die instabilen Grenzen zwischen Politik und Wissenschaft, die Kollisionen konkurrierender Wahrheitsansprüche oder die Reibungen zwischen experto- und demokratischen Gesellschaftsentwürfen. Im Gegen|Wissen gibt es also eine Menge wiederzuentdecken. Die Verknüpfungen, Assoziationen und Brüche, die über das hier versammelte Material entstehen, verstehen sich als Einladung dazu, sich auf die historischen Konstellationen einzulassen, anstatt vorschnell Vergleiche mit der heutigen Situation anzustellen oder eindeutige Genealogien in die Gegenwart zu ziehen. Denn dies ist die Grundidee von cache: Dinge aus dem »Zwischenspeicher«, aus dem »Versteck« zu holen, damit sich neue Kombinationen ergeben – hoffentlich nicht nur bei uns, sondern auch bei den Leser*innen. Wir wünschen dabei viel Vergnügen.

Anmerkungen

- 1 Während die Geschichte der sozialen Bewegungen im deutschsprachigen Raum gut erforscht ist, bleibt die Rolle von Wissen und Wissenschaft über weite Strecken unterbelichtet. Meist gelten diese Bewegungen sogar als wissenschaftsfeindlich – ein Narrativ, das bereits von bestimmten damaligen Akteur*innen bedient wurde. Vgl. aus der neuen Literatur bes. Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin: Suhrkamp (2014); Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019). Diese Zusammenhänge sind für den angloamerikanischen Raum besser erforscht (siehe weiterführende Literatur).
- 2 Der Begriff des »Gegenwissens« bzw. der »Gegenwissenschaft« taucht im deutschen Sprachraum vermutlich erstmals im Rahmen der 68er-Proteste auf, etwa in der *SDS info zur Hochschulpolitik* 18 (1969), S. 38–39, und wird um 1980 zu einem gängigen Akteursbegriff. Siehe etwa Dieter Rucht: »Gegenöffentlichkeit und Gegenexperten«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 2/9 (1988). Im englischsprachigen Raum spricht man eher von »radical science« und zum Teil von »alternative science«.
- 3 »Von Wissenschaftlern, Experten und dienstbaren Geistern«, in: *Alternativen für Wissenschaft und Technik? Medienrundbrief* 14/15 (1985), S. 5.
- 4 Lutz Raphael: *Jenseits von Kohle und Stahl: Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*, Berlin: Suhrkamp (2019).
- 5 Vgl. zu dieser Debatte: Stephen Shapin: »Is There a Crisis of Truth?«, in: *Los Angeles Review of Books*, <https://lareviewofbooks.org/article/is-there-a-crisis-of-truth/> (2. Dezember 2019), sowie Mark Fischer, Oliver Schlaudt: »Fakten, Fakten, Fakten: Über den Siegeszug des Positivismus im Kielwasser des Postfaktischen«, in: *Merkur* 73 (841), 2019.
- 6 Dieses Kollektiv schließt an den Sammelband *Wissen, ca. 1980* an: Nils Güttler, Margarete Pratschke, Max Stadler (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Zürich, Berlin: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11).

Weiterführende Literatur

Nils Güttler, Margarete Pratschke, Max Stadler (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Zürich, Berlin: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11).

Lukas Held, Monika Wulz (Hg.): *Scientific Political Activism: Zur politischen Geschichte wissenschaftlichen Wissens* (= Special Section), in: *NTM* 28 (2020).

Claudia Kemper: *Medizin gegen den Kalten Krieg: Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der 1980er Jahre*, Göttingen: Wallstein (2016).

David Kaiser, W. Patrick McCray (Hg.): *Groovy Science: Knowledge, Innovation, and American Counterculture*, Chicago, London: The University of Chicago Press (2016).

Andrew G. Kirk: *Counterculture Green: The Whole Earth Catalog and American Environmentalism*, Lawrence/Kansas: University Press of Kansas (2007).

Kelly Moore: *Disrupting Science: Social Movements, American Scientists, and the Politics of the Military, 1945-1975*, Princeton: Princeton University Press (2008).

Susanne Schregel (Hg.): *Social Movements, Protest, and Academic Knowledge Formation: Interactions Since the 1960s* (= Special Issue), *Moving the Social* 60 (2018).

Alexander von Schwerin (Hg.): *Gegenwissen: Die »Alternativen« und die Grundlagen ihrer Wirkung* (= Special Section), *NTM* 28 (2020).

Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alyssa Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*, Amherst: University of Massachusetts Press (2018).

Adrian Smith: *Grassroots Innovation Movements*, London, New York: Routledge (2017).

Simone Turchetti: »Looking for the Bad Teachers: The Radical Science Movement and Its Transnational History«, in: Simon Turchetti, Elena Aranova (Hg.): *Science Studies during the Cold War and Beyond: Paradigms Defected*, New York: Palgrave Macmillan (2016), S. 77–101.

Gary Werskey: »The Marxist Critique of Capitalist Science: A History in Three Movements?«, in: *Science as Culture* 16 (2007), S. 397–461.

Matthew Wisnioski: *Engineers for Change: Competing Visions of Technology in 1960s America*, Cambridge MA: MIT Press (2012).

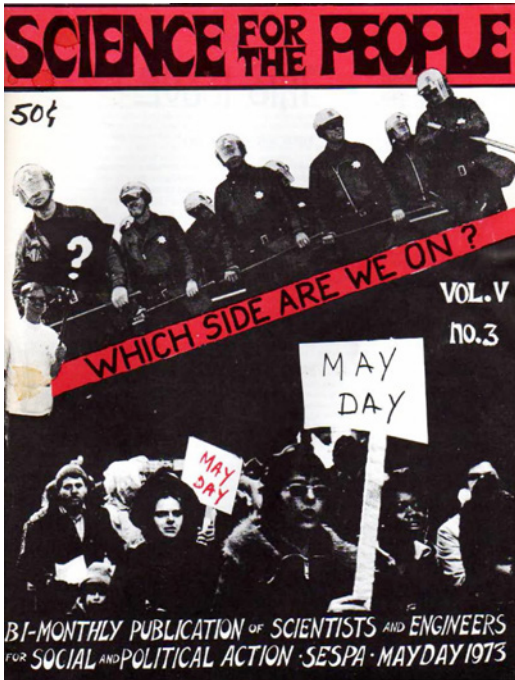
SELBERMACHEN

KANÄLE Alte Medien, neue Medien

»Mit der Entwicklung der elektronischen Medien ist die Bewusstseins-Industrie zum Schrittmacher der sozio-ökonomischen Entwicklung spätindustrieller Gesellschaften geworden. Sie infiltriert alle anderen Sektoren der Produktion, übernimmt immer mehr Steuerungs- und Kontrollfunktionen und bestimmt den Standard der herrschenden Technologie. An Stelle normativer Definitionen hier eine unvollständige Liste von Neuentwicklungen, die in den letzten zwanzig Jahren auf den Plan getreten sind: Nachrichten-Satelliten, Farb-, Kabel- und Kassettenfernsehen, magnetische Bildaufzeichnung, Video-Recorder, Videophon, Stereophonie, Lasertechnik, elektrostatische Kopierverfahren, elektronische Schnelldrucker, Satz- und Lernmaschinen, Microfiche mit elektronischem Zugriff, drahtloser Druck, time-sharing computer, Datenbanken. Alle diese Medien gehen untereinander und mit älteren wie Druck, Funk, Film, Fernsehen, Telefon, Fernschreiber, Radar usw. immer neue Verbindungen ein. Sie schließen sich zusehends zu einem universellen System zusammen.«

Hans Magnus Enzensberger: »Baukasten zu einer Theorie der Medien«, in: *Kursbuch*

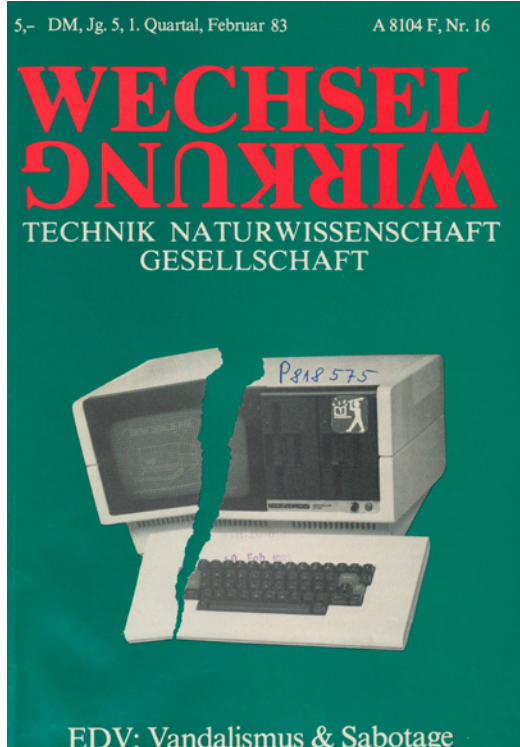
»Bewusstseins-Industrie« – Hans Magnus Enzensbergers Text *Baukasten zu einer Theorie der Medien*, der inzwischen ein Klassiker der Medientheorie geworden ist, ging vor allem mit der zeitgenössischen Linken hart ins Gericht. Während sich die westliche Welt gerade in einem weitreichenden ökonomisch-technischen Umbruchprozess befände, halte die Linke an vergleichsweise verstaubten Konzepten wie der »Kulturindustrie« fest und übersähe dabei das subversive Potenzial der »neuen Medien«. Diese neuen Medien ermöglichten es, so Enzensberger, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Auch andernorts traten die Medien in den 1970er Jahren ins Zentrum vieler Gegenwartsdeutungen, wobei gerade die neuen technischen Medien die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Nicht zuletzt im Bereich der etablierten Medien aber tat sich einiges. Das galt besonders für den Zeitschriftensektor. Dank verbilligter Druckverfahren sprossen in dieser Zeit gerade im Alternativmilieu unzählige neue Publikationsorgane aus dem Boden. Allein in Berlin gab es um 1980 mehr als hundert alternative Zeitschriften.¹ Dabei wird häufig übersehen, dass »unter dem Radar«² auch mehrere Zeitschriftenprojekte liefen, die dezidiert die Rolle von Wissenschaft thematisierten. Der Grundtenor dieser alternativwissenschaftlichen Zeitschriften war eindeutig: Wenn Medien zunehmend nach dem Baukastenprinzip funktionieren, kann man auch publizistisch Wissenschaft selber machen.



Science for the People 5/3 (Mai 1973), Cover (Design: Britta Fischer).

In den USA und dem Vereinigten Königreich hatten sich schon um das Jahr 1970 Publikationsorgane wie *Science for the People*, *Science for People* und *Undercurrents* etabliert, die »radikalen« Wissenschaftler*innen eine publizistische Plattform boten. Im deutschsprachigen Raum waren dies etwa für den Bereich der Medizin *Dr. med. Mabuse*, für Architektur, Landschafts- und Städteplanung *Arch+* sowie *päd. Extra* für die Pädagogik. Viele Artikel, die Wissenschaft und Technik betrafen, zirkulierten zudem in den allgemeineren Informationskanälen, etwa dem *Informationsdienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten*, der zwischen 1973 und 1981 in Frankfurt am Main erschien.

- NATURPOLITIKEN / BIOTOPIA / Menschenzucht
- MASCHINENSTURM / PROTEST / Plattformen



Wechselwirkung 16 (Februar 1983), Cover.

Das einflussreichste Organ im Bereich der »kritischen Wissenschaft« im deutschsprachigen Raum sollte die von einem Berliner Kollektiv junger Naturwissenschaftler*innen gegründete Zeitschrift *Wechselwirkung: Technik, Naturwissenschaft, Gesellschaft* werden, die in vierteljährlichem Rhythmus erschien und mit einer Auflage von bis zu 7500 Exemplaren eine breite »Gegenöffentlichkeit« herstellte. Hier wurden politische Themen verhandelt, die laut den Herausgeber*innen in den etablierten Foren keinen Platz hatten, wie etwa Atomkraft, neue Technologien, Ökologie, Feminismus oder die Arbeitsbedingungen in den Wissenschaften und der Technologiebranche.

5,-DM, Februar 82

P 818 575

A 8104 F Nr. 12

WECHSEL WIRKUNG

TECHNIK · NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

ETH-ZÜRICH
18. Okt. 1982
BIBLIOTHEK



SCHWERPUNKT: China - Widersprüche
zwischen Gesellschaft und Natur...

为实现新时期的总任务而奋斗

Wechselwirkung 12 (Februar 1982), Cover.



Herbert Mehrrens, Bernt Patze: »Grabrede auf das bisherige WECHSELWIRKUNGS-Kollektiv vor der sich allmählich auflösenden Trauergemeinde«, in: *Wechselwirkung* 45/46 (Dezember 1990), S. 11-15, hier S. 11.

Die Redaktionsräume der *Wechselwirkung* befanden sich im Mehringhof in Berlin-Kreuzberg. ►SELBERMACHEN/LÄDEN/Mehringhof

»Starlinger: Ich kenne die WECHSELWIRKUNG und bin kein Freund von ihr. Wenn Sie von Organisationen reden: die Organisation, der ich angehöre, ist der BDWi — der Bund Demokratischer Wissenschaftler. Die WECHSELWIRKUNG halte ich für ein außerordentlich dubioses Unternehmen. Ich will mich deutlich ausdrücken: diese Art von Sponti-Politik, wo gesagt wird: Fälscht doch mal alle Ergebnisse von Euren Bossen und bringt dadurch den Wissenschaftsbetrieb zum Erliegen, das wär doch eine schicke Angelegenheit, halte ich für ganz schlecht. Die haben doch ganze Nummern darüber gebracht, man solle ganz allgemein den Wissenschaftsbetrieb stören.

Wechselwirkung: Unserer Meinung nach sehen Sie das etwas verkürzt. Die Gruppe um die WECHSELWIRKUNG schreibt ja nicht nur von Sabotage, sie fordert auch eine andere Wissenschaft. Es ist ja nicht nur die gefährliche Nutzung einer gefährlichen Technologie, die Entwicklung von Raketen usw., sondern es geht um die Gesamtorientierung der etablierten Wissenschaft. Dagegen stellen sie ein alternatives Leitbild. Die Natur soll zur Norm der Wissenschaft werden, nicht die Interessen irgendwelcher Leute. Das führt zu einer ganz anderen Radikalität, auch zu anderen Forderungen. Sie sagen dagegen, »Wir

bleiben bei einem konstruktiven Dialog, wir wollen Teile der Wissenschaft verändern, aber nicht die Grundrichtung. Die paßt Ihnen allerdings auch nicht so ganz, oder? Sie konzentrieren sich aktuell auf den Widerstand gegen die Atombombe, gegen die Aufrüstung. Daneben und darüber hinaus gibt es unserer Meinung nach auch die Notwendigkeit, eine alternative Technik und Wissenschaft zu entwickeln, um auch so die Verantwortung als Wissenschaftler wahrzunehmen.

Starlinger: Ich sehe für die Naturwissenschaften eine solche Spaltung nicht. Ich bin nicht einmal davon überzeugt, daß es diese Ausrichtung der ›etablierten Wissenschaft‹ gibt, von der Sie sprechen. Wissenschaft ist ein komplizierter kultureller Prozeß, dem kann man nicht so einfach die eine oder andere Orientierung geben.«

»Ich bin ein Gegner von Gegenforschung: Interview mit Peter Starlinger«, in: *Wechselwirkung* 19 (November 1983), S. 55-56, hier S. 55. ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Plattformen

KANÄLE Gegenexpertise

»Solange die technische Entwicklung als Motor des gesellschaftlichen Fortschritts schlechthin begriffen wurde, gebührte dem Techniker oder dem Wissenschaftler eine Schlüsselrolle. Wo der Experte sprach, da hatte der Laie zu schweigen. [...] An die Stelle von Heilsgewißheit sind Zweifel, Skepsis und Widerspruch gerückt. Die technische Entwicklung enthüllt sich nicht als Vollzug von Sachzwängen, sondern vor allem als sozialer Prozeß. Hierbei stehen Interessen gegen Interessen, Experten gegen Experten. Vor allem aber: Die Experten sind nicht mehr unter sich. Ein vielschichtiger, dissonanter Chor von Laien begleitet den technik- und rechtspolitischen Diskurs.«

Dieter Rucht: »Gegenöffentlichkeit und Gegenexperten: Zur Institutionalisierung des Widerspruchs in Politik und Recht«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 2/9 (1988), S. 290-305, hier S. 290-291.

»Doch statt der Verbreitung von Universalwissen erleben wir heute ein extrem vereinfachtes Spezialistentum; statt des Einsatzes der Wissenschaft für moralisch-ethisch hochgeachtete Ziele überwiegt der instrumentell-utilitaristische Charakter der Wissensproduktion. Die ›Geheimnisse der Natur‹ sind nicht allen zugänglich geworden, sondern ein Reservat für Spezialisten geblieben. Im Zeitalter des Expertentums ist die Kluft zwischen Allgemeinwissen und dem sogenannten ›letzten Stand‹ der Wissenschaft mindestens ebenso groß, wie im vorwissenschaftlichen Zeitalter. [...] Eine meiner Hypothesen besagt, daß in dem Maße, in dem Wissenschaftler aus ihrer üblichen Arbeitssituation heraustreten und sich in die Arena öffentlicher Auseinandersetzungen begeben, sie zugleich den relativ festen Boden des wissenschaftlichen Verantwortbaren verlassen. Die innerhalb der institutionalisierten Wissenschaften wirkenden Mechanismen, die normalerweise intern die wissenschaftliche Produktion regeln, durch die Ausübung der Kontrollfunktion durch die ›peers‹, durch die festgelegt wird, was publiziert werden kann und so den wissenschaftlichen Standards genügt und als Wissenschaft gilt, verlieren rapid an Gültigkeit in dem Zwischenbereich, in dem jene Probleme angesiedelt

sind, deren komplexe Verschränktheit sich einer eindeutigen Zuordnung zu ›hier Wissenschaft‹ ›dort Politik‹ entziehen. Dadurch wird auch die wissenschaftsinterne Statushierarchie in Frage gestellt und zwar sowohl die Hierarchie zwischen den Disziplinen, mit der Physik unbestritten an der Spitze, als auch innerhalb der Disziplinen. Die leidige Frage ›Wer ist Experte; wer ist – von wem – befugt im Namen – welcher – Wissenschaft zu sprechen, verbirgt soziale Konflikte im Sinn von Statuskämpfen unter den Experten, deren Ursachen jedoch anderswo liegen.«

Helga Nowotny: »Experten und ihre Expertise: Zum Verhältnis der Experten zur Öffentlichkeit«, in: *Zeitschrift für Wissenschaftsforschung* 3/2 (1982), S. 611-617, hier S. 611-612.

In den späten 1970er Jahren tauchte in der medialen Öffentlichkeit ein neuer Typus Naturwissenschaftler*in auf: der Gegenexperte – und immer öfter auch: die Gegenexpertin. Viele Gegenexpertinnen waren anfangs vor allem in der Frauenbewegung aktiv, etwa im Bereich der Geburtshilfe, und machten sich für andere Zugänge zum Wissen über Gesundheit und Körper stark. Auch in der Umweltbewegung bestand ein hoher Bedarf nach ›alternativem‹ Wissen. So wurden viele Physiker*innen im Umfeld der Anti-AKW-Bewegung politisiert, wo erklärte Atomkraftgegner wie der Bremer Physiker Jens Scheer die Protestbewegung mit fachlicher Expertise versorgten. Zum wohl bekanntesten Gegenexperten wurde Klaus Traube, der sich in den 1970er Jahren vom Spitzenmanager der Kernindustrie zu einem erklärten Gegner der Kernenergie wandelte. Ein später aufgedeckter Lauschangriff des Bundesamtes für Verfassungsschutz auf Traube führte zu einer Regierungskrise.

► MASCHINENSTURM / PROTEST

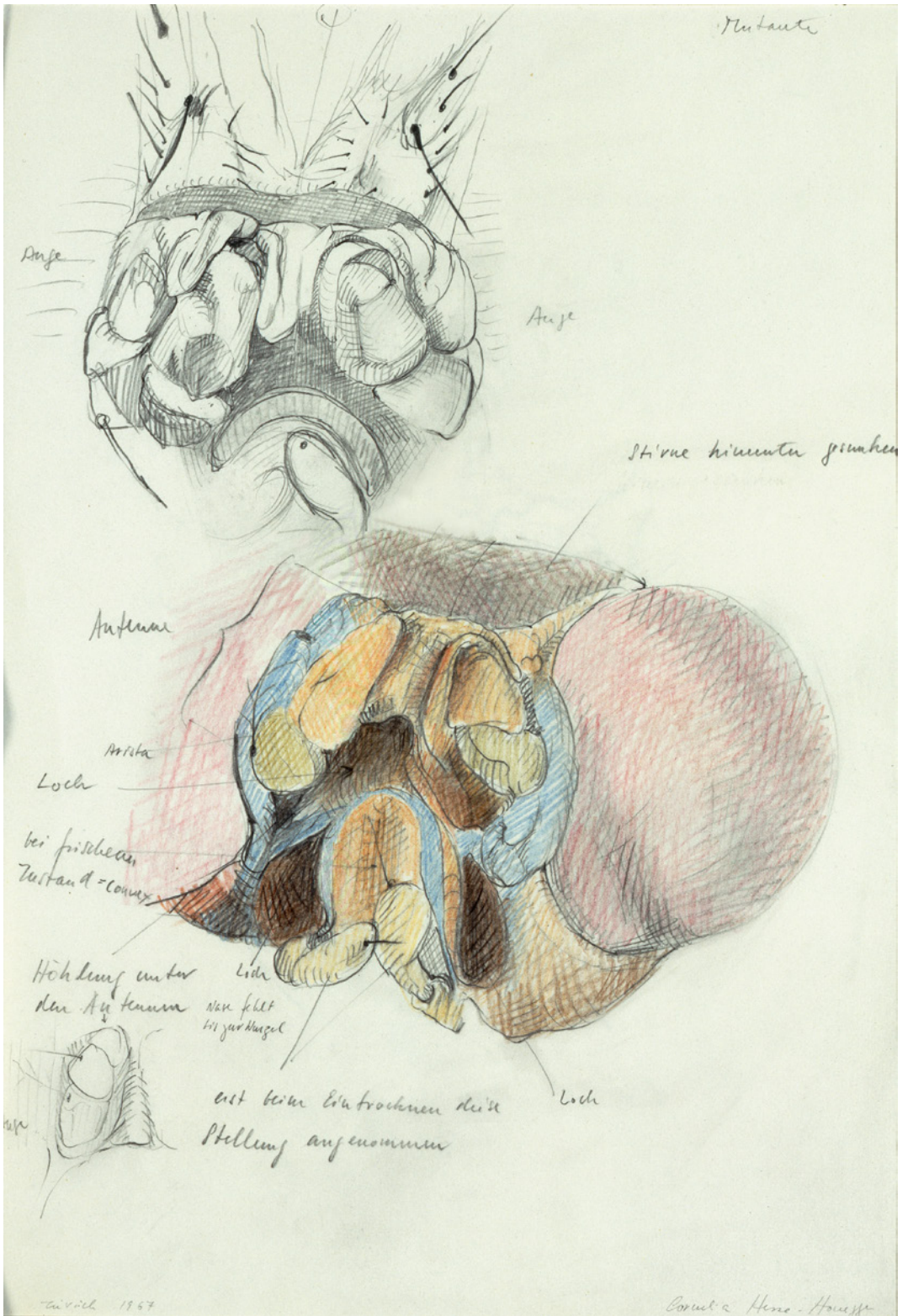
»Der Druck von Bürgerinitiativen und der Hinweis auf angelsächsische und skandinavische Vorbilder hat es zuwege gebracht, daß kürzlich in Hannover anlässlich Gorleben erstmalig hierzulande ›Gegner‹ sozusagen halbamtlich zur Kenntnis genommen und zu Rate gezogen wurden. Und siehe da, die ganzamtlichen, ›neutralen‹ Gutachter mußten trotz ihres großen Informationsvorsprungs Bastion um Bastion räumen. Erst wenn Bürgerinitiativen ihre Forderungen durchgesetzt haben werden, ausgesprochene Atomenergie-Skeptiker und -Gegner in die gesetzlich vorgeschriebenen Gutachtergremien zu berufen, besteht die Aussicht, auch die Machbarkeit von Atomkraftwerken in Frage zu stellen. Doch selbst solche Berufungen, so bedeutsam sie wären, würden beileibe noch keine Chancengleichheit herstellen. Es ist hierzulande noch kaum möglich, bei grundsätzlich skeptischer Einstellung informierter Experte zu werden. Angesichts der notorisch konservativen Einstellung von Naturwissenschaftlern und Technikern setzt der Wissenschaftler, der etwa Freiräume an den Universitäten nützen wollte, um Evidenz gegen Kernenergie zu erarbeiten, im allgemeinen Ansehen und Karriere aufs Spiel. Er riskiert die Abstempelung als Systemveränderer. Seine handlungsorientierte Forschung gälte kaum als ›wissenschaftlich‹. Gesellschaftspolitische Zielsetzungen sind in Naturwissenschaft und Technik verpönt; die Höhe der Abstraktion, gleich welchen Zielen sie dient, bleibt Ausweis der Wissenschaftlichkeit.«

Klaus Traube: »Harrisburg und die Experten«, in: *Der Spiegel* 16 (1979), S. 58–59, hier S. 59. ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerke
► MASCHINENSTURM / PROTEST / Gegen-Institute



Klaus Traube: *Plutonium-Wirtschaft? Das Finanzdebakel von Brutreaktor und Wiederaufarbeitung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1984) (= rororo aktuell).

Durch die Publikation von Schriften der Gegenexpert*innen, die eine hohe Auflage erreichten, entstanden auch bei etablierten Verlagen neue Reihen im Taschenbuchsektor wie etwa *rororo aktuell*, *medien subversiv* oder beim Fischer Verlag *Die Frau in der Gesellschaft* und *alternativ*. In letzterer wurde etwa auch Herbert Gruhls Öko-Klassiker *Ein Planet wird geplündert* wiederaufgelegt. Diese Reihen, die zu aktuellen Problemen Stellungen bezogen, reagierten auf die erhöhte Nachfrage nach Informationen zu Wissenschaft und Technik in allgemein verständlicher Sprache.



Cornelia Hesse-Honegger, Köpfe von *Drosophila subobscura* Mutanten (1967), Zürich: Privatarchiv.

Die Zeichnung dieses deformierten Käfers stammt aus der Feder von Cornelia Hesse-Honegger, wissenschaftliche

Illustratorin und »Wissenskünstlerin« aus Zürich. Hesse-Honegger interessierte sich bereits seit den späten 1960er Jahren für deformierte Insekten. Nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl begann sie damit, systematisch Insekten im Umfeld von schweizerischen und anderen europäischen Atomkraftwerken zu sammeln, um die morphologische Schädigung von Lebewesen durch Strahlung nachzuweisen. Ihre Zeichnungen, die sich an der Grenze von Kunst und Wissenschaft bewegten, hatten es lange Zeit schwer, im akademischen Diskurs Anerkennung zu finden.³ Ihre Bilder erschienen in Tageszeitungen, insbesondere im *Tages-Anzeiger*, wo sie ein großes öffentliches Echo auslösten.



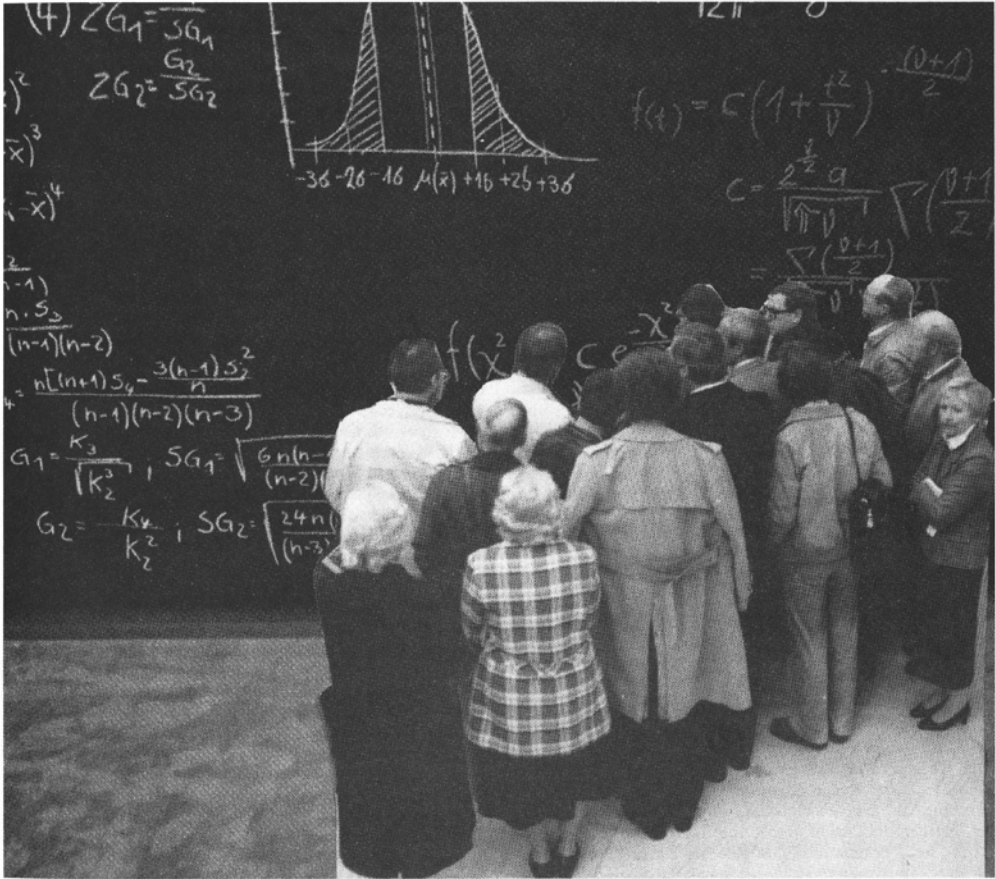
Kurt Oeser: *Es ist nie zu spät: Bürgerproteste gegen Startbahn West: Der »Umweltpfarrer« berichtet und zieht eine Zwischenbilanz der Ereignisse*, Dreieich: bioverlag gesundesleben (1981), S. 90.

Nicht alle Gegenexpert*innen hatten einen naturwissenschaftlichen Hintergrund. Einer der bekanntesten Gegenexperten im Bereich der Anti-Lärmbewegung im deutschsprachigen Raum war der Pfarrer Kurt Oeser, der sich als Gegner der Startbahn West ein stupendes Wissen in Lärmforschung und Ökologie aneignete und bald zum Umweltbeauftragten der Evangelischen Kirche in Deutschland aufstieg. Oeser nutzte neben dem üblichen Informationskanal der Kirche – die Kanzel – den florierenden Taschenbuchmarkt, um mit Informationskompendien eine breite Öffentlichkeit gegen große Infrastrukturprojekte zu mobilisieren. In der Presse wurde er als der »Umweltpfarrer« bekannt. Die Abbildung zeigt einen Gottesdienst in der »Dorfkirche« des Protestdorfs zur Verhinderung der Startbahn West. ►NO FUTURE/ APOKALYPSE/ Bedrohte Schöpfung ►NO FUTURE/ DORF/ Hüttendorf

KANÄLE Bild der Wissenschaft

»Das Bild der Wissenschaft ist immer noch hochglänzend, unterhaltsam und ästhetisch ansprechend. Der Reiz der modernen Magie zieht noch. Auch wenn sich mittlerweile Kontroversen eingeschlichen haben. Es hat sich herumgesprochen, daß so wunderbare Erfindungen wie Schnelle Brüter, Mikroprozessoren und Supertanker ihre Nachteile haben. Auch die Zeitschriften der Vereine, Verbände und Gesellschaften lassen hin und wieder merken, daß es mit dem Fortschritt durch Wissenschaft und Technik nicht immer so ganz reibungslos geht. Es werden auch jene Dinge zu »öffentlicher Wissenschaft«, die man immer gern übersehen hat. Doch entscheidend hat sich nichts geändert. Das Bild vom spektakulären Ergebnis verbirgt weiterhin die Arbeitswirklichkeit des Labors und die Macht- und Interessenverhältnisse in der wissenschaftlich-technischen Produktion. Das Selbstverständnis der Forscher und Entwickler als Wahrheitssucher und Fortschrittmacher ist ungebrochen und wird sorgfältig und aufwendig gepflegt. Die Interessenlage ist klar: Ein Blick in die Anzeigenseiten jener Hochglanzzeitschriften oder auf die Listen der Vorstandsmitglieder des Vereins Deutscher Ingenieure oder der Gesellschaft Deutscher Chemiker genügt. Für eine radikale, politische Diskussion ist hier kein Platz. Aber es wird Zeit. Wenn sich Naturwissenschaftler in Bürgerinitiativen mit den Folgen der eigenen Arbeit auseinandersetzen und ihre Fähigkeiten gegen die Interessen bestimmter Gruppen einsetzen, wenn sich Ingenieure oder Wissenschaftler um die Bedingungen kümmern, unter denen sie ihre Arbeitskraft verkaufen, wenn sie in Gewerkschaften aktiv sind und nach der Verwertung ihrer Arbeitsergebnisse fragen, dann ist es auch nötig, ein Diskussionsforum zu haben für den Austausch von Erfahrungen, für Informationen, Analysen, Perspektiven. Anlässe und Themen für eine solche Diskussion gibt es genug. [...] WECHSELWIRKUNG soll ein solches Forum werden. Nicht nur für einen kleinen Autorenkreis, sondern für jeden Leser soll die Möglichkeit geschaffen werden, an der Diskussion teilzunehmen und sich in einem Zusammenhang zu begreifen, der sich aus der täglichen Erfahrung nur selten erschließt.«

»Editorial«, in: *Wechselwirkung* 00 (Januar 1979), S. 1-2, hier S. 1.



Rainer Brämer: »Rückzug ins Allgemeine: Ökologische Wissenschaft wehrt sich gegen Politisierung«, in: *Wechselwirkung* 16 (Februar 1983), S. 40-42, hier S. 41.

Das »magische« und »hochglänzende« Bild von Wissenschaft, das die Macher*innen der *Wechselwirkung* unter Beschuss nahmen, wurde um 1980 unter anderem in populärwissenschaftlichen Zeitschriften weiter gepflegt. Aber nicht nur im Alternativmilieu, auch in etablierten Medien erhielt dieses Bild damals deutliche Kratzer. Ein wesentlicher Auslöser dafür war der Reaktorunfall im amerikanischen Kernkraftwerk Three Mile Island bei Harrisburg, der das Vertrauen in die moderne Wissenschaft und Technik auch in einer breiteren Öffentlichkeit erschütterte. Paradoxerweise sah sich die Redaktion der *Wechselwirkung* bald dem Vorwurf ausgesetzt, genau jenes Bild von Wissenschaft – als interessensloser Wahrheits-suche – fortzuschreiben, das sie eigentlich hatte bekämpfen wollen. Die Wissenschaftskritik schien immer mehr im Mainstream anzukommen.



Bild der Wissenschaft 12 (1979), Cover.

Auch die 1964 von dem Physiker und Wissenschaftsjournalist Heinz Haber gegründete populärwissenschaftliche Zeitschrift *Bild der Wissenschaft* berichtete in vielen Ausgaben über die partielle Kernschmelze in Harrisburg. Schon in den 1970er Jahren hatte ein Pionier der Umwelt- und Friedensbewegung, der Journalist und Zukunftsforscher Robert Jungk, eine eigene Kolumne erhalten, in der er

kritisch zu wissenschaftlich-technischen Themen der Zeit Stellung nahm. Die hier abgebildete Ausgabe berichtete von geplanten Stilllegungen, Kraftwerksumrüstungen (etwa auf Erdgas) und den Schwierigkeiten der Atommüllbeseitigung. Auch der DFG-Präsident Heinz Maier-Leibnitz, der ehemalige Leiter des Forschungsreaktors München-Garching, zeigte sich dort reumütig: »Das Schweigen der Experten verhindert das Vertrauen, ohne das die Experten verloren sind.«⁴



Oblique [view of] TMI [Three Mile Island] (11. April 1979), U.S. National Archives and Records Administration, Wikimedia Commons, Public Domain, online: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Three_Mile_Island_1979-04-11.jpg.
VIDEO ► [cache.ch/0105](https://www.youtube.com/watch?v=cache.ch/0105)

Der Unfall im US-amerikanischen Reaktor Three Mile Island bei Harrisburg am 28. März 1979 beschäftigte viele populärwissenschaftliche Medien. »Wie sicher sind deutsche Atomkraftwerke? Wie verhält man sich bei Atomunfällen?« – diesen Fragen ging etwa eine Sendung *Aus Forschung und Technik* nach, die vier Wochen nach dem Reaktorunfall ausgestrahlt wurde. *Aus Forschung und Technik* lief ab 1964 im Zweiten Deutschen Fernsehen und war bis in die frühen 1980er Jahre die wichtigste Wissenschaftssendung im deutschen Fernsehen. Der Moderator Heinrich Schiemann wurde 1981 von Joachim Bublath abgelöst, der 1986 zur *Knoff-Hoff-Show* wechselte.

»Sind die kritischen Wissenschaftler also nichts weiter als intellektuelle Saubermänner, die den hehren Werten und Normen der Kopfarbeiterfraktion wieder zu neuem Glanz verhelfen? Wird auf diese Weise nicht ein Wissenschaftsbild wieder aufpoliert, dessen gerade erst erfolgte Demontage historisch längst überfällig war? Restauriert man damit nicht nur jene Spaltung zwischen der allein der Wahrheitssuche verpflichteten Wissenschaft und der lediglich ihrem alltäglichen Vorteil nachjagenden Restbevölkerung, die infolge der offensichtlichen Korruption der etablierten Wissenschaft im öffentlichen Bewußtsein glücklicherweise bereits weitgehend überwunden war? Und mehr noch: Beinhaltet die Wiederaufrichtung eines (alternativen) Wissenschaftsmythos im Grunde nicht die erneute Diskriminierung des Alltagsverständes in allen mit Wissenschaft und Technik verbundenen Fragen? Unterliegt dem nicht ähnlich wie dem herrschenden Wissenschaftsbild die Vorstellung, nur der



James Bridges, *The China Syndrome*, USA (1979), Filmplakat.
VIDEO ► [cache.ch/0113](https://www.youtube.com/watch?v=cache.ch/0113)



Der mit Jane Fonda, Jack Lemmon und Michael Douglas besetzte Film *The China Syndrome* kam nur zwölf Tage vor dem Reaktorunfall im US-amerikanischen Atomkraftwerk Three Mile Island bei Harrisburg in die Kinos und wurde so ein Erfolg an den Kinokassen. Jack Lemmon spielt in dem Film Jack Godell, »an engineer who knows too much«.

wissenschaftlich aufgeklärte Mensch könne wirklich mitentscheiden, während das bloße Unbehagen über undurchschaubare Monsterprojekte oder die »nur« emotional gebundene Angst vor der Zerstörung des alltäglichen Lebensraums so lange nicht ernst zu nehmen ist, wie sie nicht durch den Besitz der (alternativen) wissenschaftlichen Wahrheit aufgewertet ist?«

Rainer Brämer: »AGÖF am Scheideweg: alternative Wissenschaft zwischen Staat und Basis«, in: *Wechselwirkung* 14 (August 1982), S. 49–50, hier S. 50.

KANÄLE Andere Kanäle

The witches are back (Selbsthilfeliad)

Dieses SH-Lied  wurde im herrlichen Femø-Sommer 1974 gebraut. Am einem glühenden Nachmittag mischten 2 Hexen Sand, Meer, Sonne und frauenklingende Luft, bis die Zeilen aus dem Feuer flackerten. 

Handwritten musical score for the song "The witches are back". The score is written on a single staff in treble clef with a key signature of one flat (B-flat). The lyrics are written below the notes.

out of the smoke the witches came. They tried to make child birth
 free from pain. They taught their daughters all they'd learned. The men didn't like it
 and so they were burned.

chorus
 But the witches are back, to do self help. The witches are back.
 You thought we were a-gonna. But the witches are back.
 And this time we're here to stay!

215

The witches are back (Selbsthilfeliad) (o.V.), in: Christiane Ewert, Gaby Karsten, Dagmar Schulz: *Hexengeflüster 2: Frauen greifen zur Selbsthilfe*, West-Berlin: Frauenselbstverlag (1976), S. 215-216, hier S. 215. AUDIO ► cache.ch/0114

Die Wellenhexen (d'Wällehäxe), deren erste Sendung 1976 ausgestrahlt wurde, war der wichtigste Piratensender für feministische Themen im Raum Zürich. Die PTT, der Schweizer Staatsbetrieb für Post und Telekommunikation,

die noch bis 1983 alleinig das Recht hatte, Funkantennen zu betreiben, versuchte wiederholt – und im Falle einer Razzia beim Piratensender Radio Aktiv Freies Gösigen 1977 gar mit einem Großaufgebot der Polizei und angeblich unter Einsatz von Helikoptern –, die Pirat*innen mit Peilsendern zu lokalisieren und festzunehmen. Die Wellenhexen konnten jedes Mal entweichen.

Neben praktischen Hilfestellungen zu Fragen von Sexualität, Pädagogik oder Gynäkologie gab der Sender auch homosexuellen Frauen eine Stimme und problematisierte die Dominanz von Männern etwa im Bereich der Rockmusik. Die »Hexen« forderten das Recht auf Abtreibung und verbreiteten Adressen von empfohlenen Kliniken in den Niederlanden. Das Buch *Hexengeflüster: Frauen greifen zur Selbsthilfe* erschien ab 1975 in insgesamt zehn Auflagen im sub rosa Frauenverlag (später Orlanda). ► KOPFLOS/KRISE DER VERNUNFT/Hexen

»Drohende Gefahr. Vorsicht, die kleinste Fluchtlinie kann alles zur Explosion bringen. Spezielle Überwachung der kleinen perversen Gruppen, die mit Wörtern werfen, mit Sätzen, mit Verhaltensweisen aufwarten, die ganze Bevölkerungsgruppen anstecken könnten. Hauptsächlich ist jeder zu neutralisieren, der Zugang zu einem Sender hat. Überall Ghettos – möglichst selbstverwaltete, überall Mikro-Gulags, bis in die Familie hinein, in die Zweier-Beziehungen, sogar in die Köpfe, um jedes Individuum zu kontrollieren – Tag und Nacht. [...] Lasst hundert Blumen blühen; lasst hundert Radios senden!«

Félix Guattari: »Millionen und Abermillionen potentieller Alices«, in: Luciano Capelli, Stefano Saviotti (Hg.): *Kollektiv A/traverso: Alice ist der Teufel: Praxis einer subversiven Kommunikation: Radio Alice (Bologna)*, Berlin: Merve (1977), S. 5–14, hier S. 5–6.



Network Medien-Cooperative (Hg.): *Frequenzbesetzer: Arbeitsbuch für ein anderes Radio*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1983), Cover.

»Sogenannte Medien-Pakete sowie eine Zeitschrift für Vereinsmitglieder produziert in Frankfurt die »Network Medien-Cooperative«. [...] Zigarrenkistengroße Pappschachteln mit einer oder zwei Kassetten und einem

gehefteten »Begleitbuch« als Dreingabe. Zwischen Titeln wie »Eins, zwei, drei, vier – die Arbeitszeit bestimmen wir«, zwischen allerlei Pädagogischem und Belehrendem etwa zum Thema Behinderte, Ausländer oder zur Geschichte der Arbeiterbewegung wurden die »Network«-Dokumentationen der brutalen Polizei-Einsätze in Gorleben und an der Startbahn West zu Rennern in der linken Szene. Die langfristigen Ziele der Kassetten-Theoretiker aber reichen weiter: Ein Verbund aus alternativen Druck- und Elektronikmedien soll ihnen, endlich, das zeitgemäße Gegenstück zu jenem roten Rundfunk beschaffen, den Bert Brecht 1932 gefordert hatte und der nicht mehr »Distributions«, sondern »Kommunikationsapparat« sein soll.«

»Rauhe Töne« (o.V.), in: *Der Spiegel* 14 (1983), S. 229–237, hier S. 236–237.

»OK. Hallo Leute und Fans. Wir sind's, das Rollende Radio Bankfurt (RRB). Wir haben uns für die Sendung irre was vorgenommen, so mit Internationalismus, Frauen, DDR und Guerilla.«

Gábor Altorjay: *Frankfurt (O.m.U.) : Rundgang eines Stereo-Typs durch die Alternativ-Szene*, Frankfurt am Main: Network Medien-Cooperative (ca. 1980) (Kunstkopf-Aufnahme), Min. 2:46–2:59.
AUDIO ► cache.ch/0125

Frankfurt (O.m.U.): Rundgang eines Stereo-Typs durch die Alternativ-Szene war eine von mehreren Reportagen des Network Medien-Cooperative. Andere Sendungen widmeten sich etwa den Hotspots der Umweltbewegung – dem freien Wendland und der Startbahn West – oder der Situation von »Gastarbeitern« in zweiter Generation in Deutschland. ► NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG / Heimat und Volk

Bücher und Zeitschriften waren nur zwei von vielen Kanälen, in denen sich Gegenwissen um 1980 verbreitete. Im aktivistischen Bereich formierten sich »Medienkollektive«, die das ganze Spektrum audiovisueller Medienträger – von Papier über UKW-Radiowellen hin zu Ton- und Videokassetten – einsetzten. »[A]uch wenn Cassettenrecorder von Sony oder Siemens gebaut werden, können sie für eine demokratische Gesellschaft Sinn haben«, meinten etwa die Macher*innen der Network Medien-Cooperative mit Blick auf ihre »Medienpakete«. ⁵ Direktere, unmittelbarere Kommunikation versprachen, gerade in den größeren Ballungszentren, vor allem aber die Piratensender, die eine »autonome Medienpraxis« und die Verbreitung »unterdrückter und verfälschter Nachrichten« zum Ziel hatten, wie es der 1975 gegründete Piratensender Unfreies Berlin formulierte. ⁶

Vorbild für die deutschsprachige Szene waren die radios libres, mit denen sich die italienische Linke ab Mitte der 1970er Jahre erfolgreich neu organisiert hatte (die aber in der BRD aufgrund der Rechtslage und behördlicher Gegensteuerung keine vergleichbare Wirkung entfalteten). Beim Piratensender Alice in Bologna waren zwei Intellektuelle aktiv, die nachhaltigen Einfluss auf die postmoderne Kulturtheorie ausüben sollten: der französische Psychiater und Psychoanalytiker Félix Guattari und sowie der Marxismustheoretiker Franco »Bifo« Berardi. Aber auch im Mainstream-Kanal des deutschen Fernsehens wurde das Gegenwissen langsam salonfähig, massen- und vor allem kindertauglich: Im Jahr 1981 ging *Löwenzahn* auf Sendung. Wie kaum eine andere Figur verkörperte Peter Lustig den Gegenexperten, der sein Wissen »selber macht«.

**Ich möcht' einmal am Sender stehn
Und sprechen dürfen. – Ohne Zensur.
Ein einziges Mal. – Eine Stunde nur –
,Hetzen' – und Haß und Feuer säen, –
Laßt einmal mich am Geräte stehn
Und nur einen Tag aus meinem Leben
Wahrhaft und nüchtern ,zum Besten'geben.
Nichts weiter. Es würde ein Wunder geschehn.
–Ich möchte die wütenden Fratzen sehn
Wenn's hieße: 'Achtung!-Deutsche Welle !
Eine Arbeiterin spricht!-Thema:Die Hölle...'**

Gerd Roscher, *Ich möchte einmal am Sender stehen*, Deutschland (1980). Online: <https://vimeo.com/ondemand/senderstehen>.

»Die Überlegungen zu einem anderen Gebrauch des Rundfunks beginnen mit seiner Erfindung. Und die Träume damals lassen sich bis heute nicht begraben. Seit Anbeginn hütet deshalb Vater Staat ängstlich die dem Radio inwohnende Macht. Messer, Radio, Schere, Licht sind für seine Kinder nicht. Die einen wollten sich deshalb schon immer im offiziellen Rundfunk vorarbeiten, die anderen eigene Sender. Die Arbeiter-Radio-Bewegung spaltete sich darüber, der Rundfunk ließ sich ohne große Umstände zentral in die Katastrophe schalten.

In der ›Stunde Null‹ wurden dem neuen, öffentlich-rechtlichen Rundfunk die besten Anlagen mit auf den Weg gegeben. Doch aus den Anstalten sind Anpasser geworden. Freie Radios besetzen ungenutzte und mißbrauchte Frequenzen, Raum für unterschlagene Stimmen. Pflastersteinradios legen den Strand frei. Erste Erfahrungen liegen vor, Praktisches und Visionen, vom klammheimlichen Aktionsradio bis zum legalen, lokalen Radiomodell, eine breite Welle.

Noch haben die Freien Radios Post und Polizei im Nacken und längst nicht all das ausprobiert, entdeckt und gelernt, wonach ihnen der Sinn steht, und schon steigt ein neuer Gegner in den Ring. Der Medienkommerz gibt sich siegesicher. Der Kampflärm der Medienhändler beendet den Dornröschenschlaf. Die Verteidiger der Anstalten erwachen aus ihrer Fixierung auf eine Rechtsform. Sie wollen Gesellschaftsfunk, die Freien Radios auch. Doppelstrategie, gemeinsamer Angriff statt ewiger Nachsicht? Das letzte Wort ist noch lange nicht gesendet.«

Network Medien-Cooperative (Hg.): *Frequenzbesetzer: Arbeitsbuch für ein anderes Radio*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1983), S. 6.



Matthias Voss, *Original Bauwagen Löwenzahn im Filmpark Babelsberg* (2008), Creative Commons, online: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Loewenzahn_Bauwagen.JPG?use-lang=de. VIDEO ► [cache.ch/0108](https://www.youtube.com/watch?v=cache.ch/0108)

In der ersten Folge »Peter zieht um« flieht Peter Lustig vor Flugzeuflärm, verdreckten Flüssen und verpesteten Städten in einen Bauwagen. Bald baute die Redaktion am Ende jeder Sendung eine leichte Brise Medienkritik ein, indem Lustig seine kindlichen Zuschauer*innen daran erinnerte, dass sie die Medien selbst in der Hand hatten: »Abschalten«. ► KOPFLOS/ BILDUNGSKRISE

KANÄLE Gegenaufklärung

»Als wir 1978 mit der Arbeit begonnen haben, war die Gegenwart eine andere. Wissenschafts- und Technikkritik, ökologische Bewegungen und Themen, Alternativwissenschaft waren im Aufbruch. [...] Unsere Themen waren keineswegs Standard in der etablierten Medienöffentlichkeit. Mittlerweile findet sich selbst in der ›FAZ‹ so was wie Wissenschafts- und Technikkritik. Zeitschriften wie die ›Natur‹ und auch die Dossiers in der ›Zeit‹ über ökologische Themen sind in mancher Hinsicht besser als das, was wir produzieren. [...] Und es gibt Umweltministerien, von denen manche gar nicht einmal so schlecht besetzt sind, es gibt Institute, die sich um ›Technik und Gesellschaft‹ sorgen (in ihrer Weise), es gibt Institutionen und die Kultur der Gegenexperten, und so weiter. [...] Das sollte uns nicht stören, denn zugleich sind

wir außerhalb geblieben, ohne den großen Verlag im Rücken, ohne das Anzeigengeschäft. Auch das war eine zeitlang gut, eine Institution als unabhängige Kraft, getragen von Solidarität. Längst aber ist die praktische Solidarität abgebröckelt, und ökonomisch ist die Zeitschrift nicht mehr zu halten. Sie ist eine marginale Institution geworden und geliebt, und das ist jetzt nicht mehr gut – also Schluss damit.«

Herbert Mehrrens, Bernt Patze: »Grabrede auf das bisherige WECHSELWIRKUNGS-Kollektiv vor der sich allmählich auflösenden Trauergemeinde«, in: *Wechselwirkung* 45/46 (Dezember 1990), S. 11-15, hier S. 11-12.

Als die erste Generation der *Wechselwirkung* um 1990 das Handtuch warf, präsentierten sie die Geschichte der Zeitung als Erfolg. Das »Gegenwissen« sei inzwischen im Mainstream angekommen. Diese Einschätzung war durchaus richtig – zumindest solange man sich im Segment eben jener Mainstream-Medien bewegte. Was die Macher*innen der Zeitschrift (wie viele Akteur*innen im linken Spektrum) damals kaum reflektierten, war die Tatsache, dass am anderen Ende des Spektrums inzwischen ebenfalls medial mobil gemacht wurde. Insbesondere im Dunstkreis der Neuen Rechten war im Nachgang von 1968 eine Reihe neuer Zeitschriften und Magazine entstanden – zu den bekannteren zählte *Criticón* –, in denen immer auch Themen von Wissenschaft und Technik behandelt wurden. Gleichzeitig hatte sich die Zahl der Informationskanäle enorm multipliziert und der Kampf um die »Information« wurde an neuen Fronten ausgetragen.

Die Idee »freier Radios« etwa (weniger die Vision, »Sprachrohr von Minderheiten [zu] sein, ›Gegeninformation« [zu] bieten«) fand nicht nur in der Szene Anklang, sondern auch bei Unternehmer*innen in Sachen kommerziellem »Privatradio«. ⁷ Und als Mitte der 1980er Jahre das Privatfernsehen endlich auf Sendung ging, weckte dies in rechtskonservativen Kreisen die Hoffnung, die vermeintlichen, vom linksliberalen Establishment ausgehenden »Schweigespiralen« mittels »Programm«- bzw. »Meinungsvielfalt« medial durchbrechen zu können. Das Gegenmittel war Zerstreuung. »[W]enn ich hier bin und ich schau mir hier das Fernsehen an, da ist mir zuviel Polemik, da ist mir zuviel Politik, da ist mir zuviel Negatives«, kritisierte etwa »Kaiser« Franz Beckenbauer in den frühen 1980er Jahren den öffentlich-rechtlichen Rundfunk (Beckenbauer war seit 1983 durch eine Beteiligung an ROFA cable sport selbst Kabelfernsehunternehmer). ⁸ Und auch im traditionellen Printbereich vervielfachte sich die Zahl der Kanäle, die konservativen, reaktionären und antiliberalen Stimmen eine Plattform boten (oder einfach nur unterhalten wollten). Es war nicht so, dass das Gegenwissen gesamtgesellschaftlich obsolet geworden war. Es ging zunehmend in einem medialen Rauschen unter – ein Rauschen, in dem bald auch die wichtigste Währung der Wissenschaften – die »Fakten« – zur Disposition stehen sollten.



Dieter Prokop: *Heimliche Machtergreifung: Neue Medien verändern die Arbeitswelt. Das Buch zur Fernsehserie*, Frankfurt am Main: Fischer (1984), S. 21.

»Beckenbauer: Oha, hier wird scharf geschossen! Ja erstens einmal, in der Gegend, wo ich gewohnt habe, in New York, da hab ich also die Auswahl von dreißig Sendern, nicht alles Sportsender, aber da waren ein paar dabei. Also wenn ich Lust gehabt hab, mir irgendwas im Sport anzusehen, war es Hockey, Baseball oder was weiß ich, dann hab ich den Fernseher eingeschaltet und hab mir das ang'schaut, oder wenn ich irgendeine kulturelle Geschichte mir anschauen wollte. Ich hab also die Auswahl gehabt von dreißig Programmen, und da liegt natürlich schon der Vorteil.«

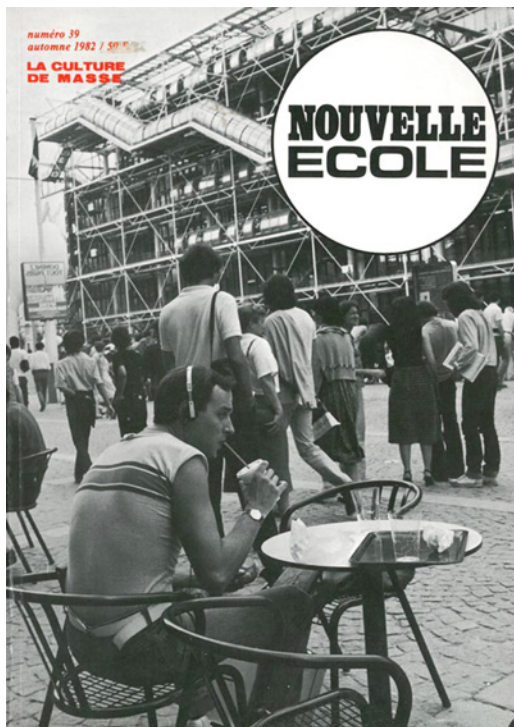
Dieter Prokop: *Heimliche Machtergreifung: Neue Medien verändern die Arbeitswelt. Das Buch zur Fernsehserie*, Frankfurt am Main: Fischer (1984), S. 20–22.



Medienkommission und Journalisten-Zelle KB/Gruppe Hamburg:
Wir arbeiten weiter am Schwarzfunk, Hamburg: Verlag J. Reents
 (1977), Cover.

»Der Entschluß Stoltenbergs, den NDR-Staatsvertrag aufzukündigen und Pressekapitalisten wie Springer und Bertelsmann den Zugang zu den öffentlich-rechtlichen Medien zu eröffnen, stellt den aktuellen Höhepunkt einer seit langem systematisch vorbereiteten Kampagne gegen die letzten Bastionen liberaler Berichterstattung dar. Die CDU/CSU hat dabei die Rolle übernommen, vor allem die von der SPD kontrollierten Sender wie WDR, NDR und Radio Bremen als »sozialistisch unterwanderte« Anstalten anzugreifen [...]. Der jüngste Vorstoß der CDU aber hat die Widersprüche innerhalb des sozial-liberalen Lagers zugespitzt: Die reaktionärsten Teile von SPD und FDP schließen sich der Forderung nach Einführung des uneingeschränkten Kapitalistenrundfunk und -fernsehens voll an [...]. Nicht zufällig hat gerade die schleswig-holsteinische CDU die Brokdorf-Berichterstattung des NDR zum Anlaß genommen. Ist doch hier deutlich geworden, daß die öffentlich-rechtlichen Medien noch nicht zuverlässig ihren Auftrag als Propaganda-Instrument der herrschenden Klasse erfüllt.«

Medienkommission und Journalisten-Zelle KB/Gruppe Hamburg:
Wir arbeiten weiter am Schwarzfunk, Hamburg: Verlag J. Reents
 (1977), Vorwort.



Nouvelle École 39 (1982), Cover.

Die 1968 von dem Philosophen Alain de Benoist gegründete Zeitschrift *Nouvelle École* war eine der wichtigsten publizistischen Plattformen der Neuen Rechten in Europa. Die Zeitschrift war Teil der »metapolitischen« Strategie, wie Benoist in Anlehnung an den italienischen Marxisten Antonio Francesco Gramsci formulierte, die politische Aktion in den vorpolitischen Raum und insbesondere in den Bereich der Kultur zu verlegen. Hier publizierten immer wieder auch einschlägig bekannte Wissenschaftler (kaum Wissenschaftlerinnen) zu einschlägigen Themen, darunter Arthur R. Jensen (»Généétique, éducatibilité et différences de population«), Richard Dawkins, Edward O. Wilson oder der Nobelpreisträger Konrad Lorenz, der dort etwa seine Thesen apropos *biopolitique* (29/1976) zum Besten geben durfte: »préservier les différences«. Auch im deutschsprachigen Raum entstanden seit den späten 1970er Jahren Zeitschriften, die »unorthodoxen« beziehungsweise faschistoiden Positionen Raum boten, wie etwa die rechtsnationale *Wir selbst*, in der auch der Erfinder des Konzepts des »Ethnopluralismus«, der Historiker und Sportwissenschaftler Henning Eichberg, regelmäßig publizierte.
 ►NATURPOLITIKEN/DIFFERENZ/Kulturen

ÖFFENTLICHE BITTE AN DIE KOLLEGEN DER TECHNISCHEN INTELLIGENZ

Die gegenwärtige Gesellschaftskritik unterstellt vielfach, Naturwissenschaftler und Techniker nähmen ihre Verantwortung für die Folgen ihres Tuns im psychischen, sozialen und politischen Bereich nicht wahr.

Manche argumentieren so, als ob die technische Intelligenz sich nur für die Zweckmäßigkeit der Mittel, nicht jedoch für die Vernunft der Ziele interessierte, als ob sie sich in diesem Sinne verantwortungslos verhielte.

Dieser Vorwurf hat gefährliche Konsequenzen:

1. untergräbt er das Vertrauen der Öffentlichkeit, was die Zusammenarbeit erschwert und vielfach optimale Problemlösungen verhindert,
2. verschlechtert er die internationale Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie beispielsweise durch Diffamierung oder Verhinderung neuer Techniken, und
3. erzeugt er weitere Verwirrungen bei der Berufswahl und im Bildungssystem, indem immer mehr Absolventen in Modenfächern und immer weniger in Naturwissenschaft und Technik ausgebildet werden.

Um diesem Vorwurf öffentlich entgegenzutreten, beabsichtige ich eine Dokumentation darüber zu erstellen, wie hemmungslos und ignorant die Vorwürfe gegen "die Technik" und die technische Intelligenz vielfach sind und mit welchem hohem Sachverstand und Verantwortungsbewußtsein die technische Intelligenz ihre Funktion ausführt.

Hierzu bitte ich höflich um überprüfbare Tatsachen, einerseits im Hinblick auf Diffamierungsaktionen und andererseits als Beleg verantwortungsbewußten Handelns. Durch diese soll der oftmals groteske Widerspruch zwischen Demagogie und Tatsachen deutlich gemacht werden.

Erinnert sei beispielsweise daran, wie Leonardo da Vinci Waffenkonstruktionen vernichtete "weil die Natur des Menschen so böse ist", wie Naturwissenschaftler schon vor Jahrhunderten vor der Umweltverschmutzung gewarnt haben, wie die Technischen Überwachungsvereine aus der Initiative von Ingenieuren entstanden, auf lange zurückliegende Leistungen des VDI und VDE usw..

Beispielhaft ist z.B. die Publikation des Verbandes der Chemischen Industrie ("Seveso ist nicht überall"). Die hier geplante Dokumentation soll sich von jener dadurch unterscheiden, daß sie sich an eine breite Öffentlichkeit wendet.

Es geht hierbei im Regelfall nicht darum, neue Texte zu verfassen, es geht vielmehr darum, bekannte und vorhandene Vorgänge zu sammeln und zu ordnen.

Ich bitte Sie höflich, mir derartige Beispiele zugänglich zu machen.

Für Ihre Bemühungen dankend, bin ich mit freundlichem Gruß

L. Hirshleifer

Institut für Nachrichtenverarbeitung, Universität Karlsruhe
Kaiserstr. 12; 7500 Karlsruhe 1

nen. Steinbuch ist als Verfasser der Bücher ›Automat und Mensch‹ und ›Die informierte Gesellschaft‹ maßgeblich daran beteiligt gewesen, die Datenverarbeitung als Goldenes Kalb der Industriegesellschaft zu errichten.« Die Redaktion bewertete Steinbuchs »Initiative« als eines jener »Beispiele von Machenschaften, mit denen die Reaktion versucht, den Initiativen, die sich um ein neues Technik-Verständnis bemühen, quasi von hinten das Wasser abzugraben«. ⁹ Steinbuch indessen agitierte unbeirrt weiter. Von einer »Wissenschaft ganz anderer Art: ›Ganzheitlich‹, wertend und ›weiblich‹« wollten er und seine Interessensverbände nichts hören: »Ich halte es für unsere Pflicht, die rationalen Grundlagen unserer Kultur gegen diese Verrücktheit zu verteidigen. Ich stimme G[erard] Radnitzky zu, [...] ›Alternative Wissenschaft entspringt purer Ideologie.« ¹⁰ (Letzterer – Professor für Wissenschaftstheorie an der Universität Trier – verband seine wiederholten Angriffe auf »alternative Wissenschaft«, »kritische Wissenschaft« und sonstige emanzipativen Allüren dann auch mit einem Plädoyer dafür, durch Vervielfältigung der »i-Waffen« – gemeint waren allen voran die Massenmedien – zum Gegenschlag auszuholen: »Aufklärung gegen die linke Gegenaufklärung« via »Medienpluralismus«.) ¹¹

Mit der »Leipziger Erklärung« meldeten sich Mitte der 1990er Jahre rund einhundert »Klimaskeptiker« zu Wort und kritisierten das »Klimabündnis«, das auf dem Erdgipfel der UNO in Rio de Janeiro 1992 beschlossen worden war. Initiiert wurde die Erklärung von dem US-amerikanischen Atmosphärenphysiker Fred Singer, unterzeichnet wurde sie von 80 Wissenschaftler*innen und 25 Meteorolog*innen. Diese stilisierten sich als Opfer einer Diffamierungskampagne innerhalb der Wissenschaften: Valide Argumente und »Zweifel« am »Treibhauseffekt« und »Klimawandel« würden aus politischen Gründen unterdrückt. Heute wissen wir, dass die Medientaktik der »Klimaskeptiker« durch rechtskonservative Thinktanks minutiös vorbereitet und koordiniert wurde ¹² – in der BRD war dies unter anderem das 1979 vom CDU-Politiker Hans Filbinger gegründete Studienzentrum Weikersheim, das auch von Karl Steinbuch und Gerard Radnitzky frequentiert wurde. ¹³ Ziel war (und ist) es, eine Kern-tugend der Wissenschaften – den Zweifel – gegen die Wissenschaft selbst zu richten. Medien spielten in der (Des-)Informationskampagne der »Skeptiker« eine wichtige Rolle, da sie es gerade in den Vereinigten Staaten durch geschickte Platzierung von Artikel und Interviews schafften, in der Öffentlichkeit das Bild zu erzeugen, die Wissenschaft sei sich in Sachen Klimaerwärmung nicht einig.

»In jüngster Zeit hat sich die Aufmerksamkeit auf die anwachsenden Emissionen von Treibhausgasen in die Atmosphäre konzentriert. Gegenwärtig finden weltweit Diskussionen führender Politiker zu der Frage statt, wie man den Energieverbrauch einschränken könnte, und fordern eine Reduktion der CO₂-Emissionen aus der Verbrennung fossiler Energieträger. Obgleich wir die Absicht verstehen, die vermuteten Triebkräfte hinter einer möglichen Klimaveränderung zu eliminieren, glauben wir, daß diese Bemühungen gefährlich vereinfachend sind. Aufgrund der uns vorliegenden Fakten können wir den sog. ›wissenschaftlichen Konsens‹ nicht unterschreiben, der Klimakatastrophen erwartet und rasche Aktionen fordert. Wie die Debatte ergibt, ist es zunehmend deutlich geworden –

entgegen der allgemeinen Meinung –, daß es keine wissenschaftliche Übereinstimmung gibt hinsichtlich der Bedeutung der Treibhauserwärmung durch steigende CO₂-Spiegel. Ganz im Gegenteil: Die meisten Wissenschaftler nehmen nun die Tatsache zur Kenntnis, daß die tatsächlichen Beobachtungen von Erdsatelliten aus überhaupt keinerlei Klimaveränderung anzeigen.«

»Die Leipziger Erklärung über globale Klimaveränderung«, in: *Fusion: Forschung & Technik für das 21. Jahrhundert* 3/17 (1996), S. 11.



Fusion: Forschung & Technik für das 21. Jahrhundert 3/17 (1996), Cover.

Häufig wurden auch bekannte Personen aus den Medien in die Kampagnen eingespannt. In Deutschland wurde die Leipziger Erklärung in der Zeitschrift *Fusion* veröffentlicht (laut eigener Einschätzung »[d]as Wissenschaftsmagazin, in dem es noch um richtige Wissenschaft geht«), eingeleitet durch einen Artikel mit dem Titel: »Wissenschaftler wehren sich gegen die Klimahysterie«. In einem Interview in der gleichen Nummer ließ sich der ehemalige Wettermoderator des ZDF, Wolfgang Thüne, mit den Worten zitieren: »Mein Bestreben zielt darauf hinaus, wenigstens die ›Meteorologie als Wissenschaft‹ wieder zu einer ›ideologiefreien Zone‹ zu machen und damit die ›Klimapolitik‹ wieder auf eine rationale Entscheidungsgrundlage zu stellen.«¹⁴

Anmerkungen

- 1 Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin: Suhrkamp (2014), S. 25.
- 2 Jan-Frederik Bandel, Annette Gilbert, Tania Prill (Hg.): *Unter dem Radar: Underground- und Selbstpublikationen 1965–1975*, Leipzig: Spector Books (2017).
- 3 Hugh Raffles: *Insectopedia*, New York: Pantheon Books (2010), S. 15–40.
- 4 *Bild der Wissenschaft* 12/16 (1979), S. 88–92.
- 5 »Ein Netz von Tonjägern«, in: *konkret* 7 (1981), S. 44–45, hier S. 45.
- 6 Network Medien-Cooperative (Hg.): *Frequenzbesetzer: Arbeitsbuch für ein anderes Radio*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1983), S. 134.
- 7 Arnd Schneider: »Selektion oder Partizipation: Zur Kritik des ›lokalen freien Radios‹«, *Medien und Computer, Papiertiger Archiv* (o.J.), S. 187; *Alternative Liste Berlin* (Hg.): *Zum Thema: Medien*, Berlin: Alternative Liste Berlin (o.J.), S.31–32.
- 8 Dieter Prokop: *Heimliche Machtergreifung: Neue Medien verändern die Arbeitswelt. Das Buch zur Fernsehserie*, Frankfurt am Main: Fischer (1984), S. 22.
- 9 Imma Harms: »Offensive von Rechts: Imagepflege für die Industriegesellschaft«, in: *Wechselwirkung* 3 (November 1979), S. 55–56.
- 10 Karl Steinbuch: »Gegen den Neo-Mystizismus«, in: *Criticón* 90 (1985), S. 163–165, hier S. 164.
- 11 Gerard Radnitzky: »Die Unfähigkeit zur ideologischen Auseinandersetzung«, in: Leo Gabriel, Gerard Radnitzky, Erwin Schopper (Hg.): *Die I-Waffen: Information im Kräftespiel der Politik*, München, Berlin: Herbig (1982), S. 9–90, hier S. 11, 23, 70–72; siehe auch Karl Steinbuch: *Maßlos informiert: Die Enteignung unseres Denkens*, München, Berlin: Herbig (1978), S. 107.
- 12 Naomi Oreskes, Erik M. Conway: *Merchants of Doubt: How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming*, New York: Bloomsbury Press (2010).

- 13 Claus Leggewie: *Der Geist steht rechts: Ausflüge in die Denkfabriken der Wende*, Berlin: Rotbuch (1987), S. 49–62.
- 14 »Die Erde ist kein ›Treibhaus‹: Interview mit dem Diplommeteorologen Dr. Wolfgang Thüne, der die Prämissen der heutigen Klimamodelle ablehnt«, in: *Fusion: Forschung & Technik für das 21. Jahrhundert* 3/17 (1996), S. 16–20, hier S. 17.

Jan-Frederik Bandel, Annette Gilbert, Tania Prill (Hg.): *Unter dem Radar: Underground- und Selbstpublikationen 1965–1975*, Leipzig: Spector Books (2017).

Nils Güttler, Margarete Pratschke, Max Stadler: »Before Critique Ran out of Steam: Die Zeitschrift ›Wechselwirkung – Technik, Naturwissenschaft, Gesellschaft, 1979–1989. Ein Interview mit Reinhard Behnisch, Barbara Orland und Elvira Scheich«, in: dies. (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Berlin, Zürich: Diaphanes (2016), S. 15–33.

Diedrich Diederichsen, Peter Chametzky: »Spiritual Reactionaries after German Reunification: Syberberg, Foucault, and Others«, in: *October* 62 (Herbst 1992), S. 65–83.

Fabian Grütter, Nils Güttler, Max Stadler, Monika Wulz: »Medienökonomische Verwirrspiele der Neuen Rechten: Von Weikersheim bis No Billag«, in: *Geschichte der Gegenwart*, <https://geschichtedergewegenwart.ch/medienoekonomische-verwirrspiele-der-neuen-rechten-von-weikersheim-bis-no-billag/> (11. Februar 2018).

Kultur & Gespenster 20: »Unter dem Radar«, Hamburg: Textem (2019).

Moritz Neuffer, Morten Paul: »Rechte Hefte: Zeitschriften der alten und neuen Rechten nach 1945«, www.eurozine.com/rechte-hefte/ (7. November 2018).

Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alyssa Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*, Amherst: University of Massachusetts Press (2018).

BEWUSSTSEIN Verhalten ändern

»In Klassenlagen bestimmt das Sein das Bewußtsein, in Risikolagen umgekehrt *das Bewußtsein (Wissen) das Sein.*«

Ulrich Beck: *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2016 [1986]) (= edition suhrkamp), S. 70.



Save energy – shower with a friend.

Rainer Grießhammer: *Der Öko-Knigge*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1984), S. 21, © N. Findling.

»Der Öko-Knigge macht Spaß und kein schlechtes Gewissen. Das Buch wendet sich nicht an den seifenflockenraspelnden Edilverbraucher, sondern an Herrn Jedermann und Frau Jedefrau. Der Autor bekennt sich freimütig, daß er keineswegs den ganzen Tag Müsli ißt und Fahrrad fährt, daß er nicht stundenlang nach loser Milch sucht und die Sonendusche repariert, sondern acht Stunden täglich arbeiten muß. Seine Devise: Lieber weniger Auto fahren als nie mit dem Fahrrad. [...] Wir brauchen eine neue Öko-Moral, dezentral und angepaßt, kurz: Mit dem Öko-Knigge möchte ich deswegen keine ökologischen Anstandsregeln zusammenfassen, sondern nur Anregungen und Tips geben, was Sie machen können. Sie vor allem neugierig machen und ermutigen, selbst Ihren Weg zu finden. Auch die Öko-Moral ist schließlich dezentral und angepaßt, weg von der expertokratischen Fremdbestimmung. Wahrscheinlich kommen Ihnen noch viel bessere Ideen als mir. Wenn Sie Lust haben, schreiben Sie mir einfach. Natürlich auf Umweltschutzpapier... [...] Nicht vergessen: Jeder ist seiner Umwelt selbst

am nächsten.«

Rainer Grießhammer: *Der Öko-Knigge*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1984), Buchrücken, S. 13.

Zeitschrift der
Stiftung Warentest
anzeigenfrei
DM 3,50
15. Jahrgang
Januar 1980

A 1100 EX

test

1

**Test:
Taschenrechner**



**Alpinski:
Neue Modelle**



**Reise:
Tunesien**



Der Waschtag kann 8 Stunden dauern:

Waschtrockner

Die umstrittene Alternative:

Süßstoff

16 Seiten über Stromverbrauch von Haushaltsgeräten:

Energie-Beilage

STAATS
BIBLIOTHEK
PREUSSISCHER
KULTURBESITZ
BERLIN

test
test: Zeitschrift der Stiftung Warentest 15/1 (1980), Cover.

»Mißstände ziehen Tester an. Welchen Reiz hätte eine Prüfung, wenn es nicht die reale Chance gäbe, den Prüfling durchfallen zu lassen. Umweltbelastungen durch Waren und Dienstleistungen verlangen nach Anprangerung. Die letzten Reste ihrer jugendlichen Glut entfachend, strebt die STIFTUNG WARENTEST - sie ist immerhin bereits zwanzig Jahre alt - neuen Horizonten entgegen. Das Abenteuer

heißt Testurteil »Umweltverträglichkeit«. Erste Flirts der Stiftung mit den ÖKO-Gnomen haben seit Jahren die Liebesglut geschürt, so z.B. bei den Tests von Waschmitteln (Phosphatgehalt), Motorsägen (Lärm), Champignons (Schadstoffrückstände) und Heizkesseln (Schadstoffemissionen). [...] Aus ökologischer Perspektive argumentiert, ist die Forderung einfach und radikal. Sie lautet: Ein Umwelttest sollte anstreben, das gesamte Spektrum der Umweltbelastungen zu erfassen, das eine Ware oder Dienstleistung

während ihres vollen Lebenszyklusses entfaltet. Natürlich kann und wird dies nur soweit geschehen können, wie es das vorhandene Wissen erlaubt und wie es mit den bekannten Untersuchungsmethoden möglich ist.«

Arnim Bechmann: »Umweltverträglichkeit als Testkriterium – Argumente für eine ökologische Erweiterung des vergleichenden Warentests«, in: *Umweltschutz und Konsumverhalten unter besonderer Berücksichtigung des vergleichenden Warentests*, Berlin: Stiftung Warentest (1985), S. 7–50, hier S. 7–8.

Bewusstseinsbildung war seit 1968 eines der zentralen gesellschaftspolitischen Ziele vieler sozialer Bewegungen. »Es gilt erst mal, ein Bewußtsein des Mißstandes zu schaffen« – Rudi Dutschkes Diktum traf besonders in der Umweltbewegung auf offene Ohren, denn immerhin war das Bewusstmachen der Umweltsünden, die vom »militärisch-industriellen Komplex« ausgingen, seit Rachel Carsons Klassiker *Silent Spring* ein zentrales Anliegen vieler Umweltaktivist*innen. Verseuchte Flüsse, toxische Lebensmittel, Rückstände von DDT, das Müllproblem – es gab eine Menge aufzuklären. So fügen sich die frühen Bildungsinitiativen rund um das Gegenwissen der 1970er Jahre auch gut in das Bild der alternativen Bewegungen, die durch Mobilisierung von Information *von unten* einen gesellschaftlichen Wandel herbeiführen wollten. Doch spätestens um 1980 wurde alternative Bewusstseinsbildung vielschichtiger, da der verheerende Zustand der wissenschaftlich-technischen Welt, nicht zuletzt angestoßen durch die Umweltpolitik *von oben*, ein breites öffentliches Echo fand.

Zunächst explodierte der Markt für Ratgeberliteratur und Fernseh- und Radiosendungen zu Themen wie Ernährung, Umweltschutz, Recycling, Körper und Bewegung in diesen Jahren förmlich, gleichzeitig veränderten sich auch die Strategien, mit denen das *richtige* Bewusstsein am besten gebildet werden sollte. So betrat ein neuer Akteur die Bühne des Gegenwissens: der »Verbraucher«, der nun im Rahmen einer »Umweltpolitik von unten« als »Mitverursacher« der ökologischen und sozialen Misere identifiziert wurde.¹ Die Mitte der 1960er Jahre gegründete Stiftung Warentest witterte gar den Beginn einer »neuen Ära«,² in der die Konsumwelten der Nachkriegsjahrzehnte – von Lebensmitteln, Haushaltsgeräten, Videorekordern und Waschmittel bis zu Medikamenten, Urlaubsreisen und Gartenmöbeln – auf ihre »Umweltverträglichkeit« hin geprüft werden konnten. Ehemalige Aktivisten wie der Chemiker und Mitarbeiter des Freiburger Öko-Instituts Rainer Griebhammer versuchten derweil, die Verbraucher*innen durch leicht umzusetzende Ratschläge – und mit »Spaß« – zum umweltgerechten Verhalten zu bewegen.

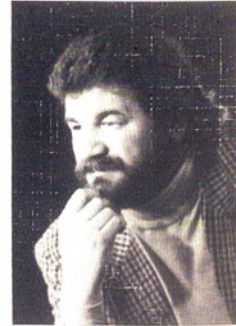
Beide Publikationen erreichten ein Publikum, welches dem Gegenwissen ursprünglich verschlossen gewesen waren: Das monatlich erscheinenden *test*-Heft der Stiftung Warentest hatte 650'000 Abonnent*innen, während Griebhammers *Öko-Knigge* immerhin auf eine Auflage von 250'000 Exemplaren kam. Bewusstseinsbildung war in den Bereichen Umweltschutz, Ernährung und Gesundheit also zu Beginn des 1980er Jahre zu einem breiten gesellschaftlichen Phänomen geworden, das sich zwischen alternativen Lebensentwürfen und neoliberaler Optimierung des Alltags, zwischen den Utopien einer anderen Bildung und einem marktkonformen Verbraucherschutz bewegte. Damit erweiterte sich auch das Spektrum der Bewusstseinsexpert*innen: Zu den Umweltwissenschaftler*innen traten Ernährungsspezialist*innen, fernöstlich informierte Gurus, Fitnesstrainer*innen, Journalist*innen und sogar ökologische Kaufhausdetektive.



natur: Horst Sterns Umweltmagazin (1980), Nullnummer, Cover.

Mit Schützenhilfe der Schweizer Ringier AG lancierte Horst Stern, bekannt aus Funk und Fernsehen (»Sterns Stunde«), 1980 das Umweltmagazin *natur* – anvisierte Auflage: 180'000 Exemplare. Stern, Naturschutzbeauftragter des Landkreises Lindau und Mitbegründer des *Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland* e.V. (1975), gelang es so, das grüne Leben auch breiteren Schichten goutierbar zu machen: »Feine Salate aus wilden Kräutern«, »Saurer Regen vernichtet Kulturschätze« (»Kunst kaputt«), das Innenleben der Pflanzen, frustrierte Naturschutzbeamte (»Kein Einfluß, kein Geld«), Waschmitteltips für Umweltbewusste, »Hilfe für Ekeltiere« (wie Amphibien), der lange Weg »[v]om Öko-Laden zum Bio-Konzern«, Debatten um Konrad Lorenz ... für alle war etwas dabei.

Dieter Kolvenbach, Jahrgang 1944, war nach berufs begleitenden Studien der Chemie und Betriebswirtschaft von 1974 - 88 im Auftrage von Dienstleistungs- und Industriebetrieben als Berater für Betriebsorganisation - Planung und EDV tätig. Probleme des Groß- und Einzelhandels kennt er aus seiner Tätigkeit als Geschäftsführer eines Beratungsunternehmens mit medizinisch-technischem Vertriebsschwerpunkt. Um Neigung und Beruf besser in Einklang zu bringen, absolvierte er in einem Pilotprojekt des Wissenschaftsladens Bonn e.V. eine Ausbildung zum Umweltberater für Verwaltungen und Betriebe, die ihren Absolventen u.a. durch Hochschullehrer der Universität Bonn ein wissenschaftlich fundiertes Umweltschutzwissen vermittelt. Heute ist er als Unternehmensberater und Sachverständiger für Umweltschutz in Köln tätig.



Dieter Kolvenbach: *Umweltschutz im Warenhaus (Thesen und Realität)*, Bonn: Wissenschaftsladen Bonn e.V. (1990), Buchrücken.

In den späten 1980er Jahren erfand der Chemiker und Betriebswirt Dieter Kolvenbach ein neues Berufsfeld: den »ökologischen Kaufhaus-Detektiv«.³ In Kooperation mit dem Wissenschaftsladen Bonn testete und bewertete Kolvenbach die großen Kaufhäuser im deutschsprachigen Raum auf ihr Umweltverhalten, angefangen beim Verpackungsmaterial, über die Personalschulung bis hin zu Abwasser- und Energieverbrauch. Die Bestnoten erhielt die Schweizer Migros-Genossenschaft, während die deutsche Konkurrenz von Kaufhof bis Hertie in vielen Bereichen schlechte Noten bekam. Die Studie veröffentlichte er unter dem Titel *Umweltschutz im Kaufhaus (Thesen und Realität)*, das Vorwort verfasste der Umweltwissenschaftler, spätere SPD-Umweltabgeordnete und Ko-Präsident des Club of Rome Ernst Ulrich von Weizsäcker. Kolvenbach machte sich später als Unternehmensberater selbständig.

BEWUSSTSEIN Vernunft von unten



Leo Horlacher, *Volkshochschule Wyhler Wald* (ca. 1975), Fotobestand Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg.

»Die ganze Bewegung gegen das KKW Wyhl ist immer mehr und mehr in die Breite gegangen und wir hatten schnell gemerkt, dass wir nicht nur stark sind, wenn wir zusammenhalten, sondern auch wenn wir genau Bescheid wissen. Und um dieses Wissen über KKW nicht einzelnen Experten zu überlassen, haben wir die VHS Wyhler Wald gegründet.«

Kommentar eines an der Gründung der VHS beteiligten Bauerns. Zitiert aus Axel Mayer: *Politisches Lernen und politische Sozialisation: Dargestellt am Beispiel der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen*, Diplomarbeit an der Ev. Fachhochschule für Sozialwesen, Freiburg (1982), <https://www.mitwelt.org/volkshochschule-wyhler-wald.html>.

»Bildung ist das wahrscheinlich schon, was wir hier betreiben, in der verschiedensten Hinsicht ... Und ich glaube auch das ist so ein Teil politischer Bildung, insofern kann man das, wenn man will, so bezeichnen, daß die Volkshochschule Wyhler Wald auch eine Bildungseinrichtung ist. [...] Aber das sind Überlegungen, mit denen wir uns eigentlich bisher nicht beschäftigt haben, die Notwendigkeit hat sich nicht ergeben. Das ist ein Gebiet, wo andere ihre Diplomarbeiten drüber schreiben. [...] Ich glaube, es ist sehr wichtig, flexibel zu sein und ganz engen Kontakt zu haben mit den Leuten in den Bürgerinitiativen, die sensibel sind für die Probleme in der Region.«

Frank Baum, Mitglied der Koordinationsgruppe der Volkshochschule Wyhler Wald, in Wolfgang Beer: *Frieden - Ökologie - Gerechtigkeit: Selbstorganisierte Lernprojekte in der Friedens- und Ökologiebewegung*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1983), S. 143-144.



Heiko Haumann (Hg.): *Vom Hotzenwald bis Wyhl: Demokratische Traditionen in Baden*, Köln: Pahl-Rugenstein (1977), S. 280–281.

Die Initiative zur Gründung der selbstorganisierten Volkshochschule ging maßgeblich von der Aktion Umweltschutz aus, einer seit 1972 bestehenden Freiburger Bürgerinitiative, die unter anderem mit der Hochschulgruppe Umweltschutz der Fachschaft Chemie an der Universität Freiburg zusammenarbeitete, um die Argumente der Umweltbewegung mit wissenschaftlichen Fakten zu unterfüttern. Vorbilder für die Einrichtung gab es keine – jedenfalls nicht in der jüngsten Vergangenheit. Das Organisationsteam der VHS bestand aus etwa zehn Personen und war ein ständiger Arbeitskreis der Bürgerinitiative. Am 15. April 1975 fand die erste Veranstaltung zum Thema: »Wie funktioniert ein Atomkraftwerk?« auf dem Wyhler Platz statt. Der Veranstaltungsraum war das Freundschaftshaus, ein nach dem Vorbild eines Indianerzeltes gebautes Holzrundhaus mit 25 Metern Durchmesser und einem Feuer in der Mitte. »Zu den Veranstaltungen der VHS kamen je nach Thema und Veranstaltungsort zwischen 30 und 600 Personen. Einer Fragebogenaktion von 1975 zufolge, bestand etwa die Hälfte der Besucher aus Schülern, Studenten und Akademikern, die andere Hälfte aus Handwerkern, Arbeiter, Landwirten und Angestellten.«⁴ Auch die Referent*innen spiegelten ihrer Herkunft und politischen Auffassung nach die ganze politische Breite der Bürgerinitiative wider. In seiner Auswertung der ersten 28 Vierwochenprogramme zählte Axel Mayer 1982 achtzehn Physiker*innen, vierzehn Landwirt*innen,

vierzehn Politiker*innen, zwölf Biolog*innen, je neun Winzer*innen und Pfarrer*innen, je sieben Mediziner*innen, Politolog*innen und Schriftsteller*innen, sechs Jurist*innen, fünf Lehrer*innen, je vier Liedermacher*innen und Ingenieur*innen, je drei Gärtner*innen und Geolog*innen, je zwei Psycholog*innen, Forstarbeiter*innen und Soziolog*innen sowie je eine*n Diakon*in, Journalist*in, Gemeindeangestellte*n, Landschaftsarchitekt*in, Naturschutzbeauftragte*n, Fischermeister*in, Volkswirt*in, Dozent*in, Meteorolog*in, Verleger*in, Museumsleiter*in, Gewerkschaftssekretär*in, Regionalverbandsdirektor*in, Erziehungswissenschaftler*in, Diplomkauffrau/-mann, Fotografin, Pharmazeut*in, Naturschutzwärtin/-wart und Bäcker*in.⁵

»Lernfest in Hamburg. [...] Der Name dieser Veranstaltung verrät schon ein bißchen über den Inhalt: Es soll als Erkenntnis am Ende dabei herauskommen, daß Lernen auch mit Freude, mit Spaß verbunden sein kann, ja wir – die Vorbereitenden würden sogar so weit gehen und behaupten, daß es grundsätzlich mit Vergnügen verbunden sein müßte. Lernen als Fest, die Freude am Erkennen von vorher nicht wahrgenommenen Zusammenhängen und Einsichten: das ist ein Ziel unseres Lernwochenendes. Wir wollen unabhängig von Staat, Parteien und sonstigen Interessenorganisationen autonome Lernprozesse initiieren. Die VOLKSUNI HAMBURG e.V. will den Dialog der alten und neuen sozialen Bewegungen fördern und Menschen aus Arbeit, Wissenschaft und Kunst zusammenbringen. Alle Interessierten mit genügend Neugier auf Unbekanntes sind herzlich eingeladen! In knapp 100 Einzel-Veranstaltungen in den Bereichen ›Frieden und Abrüstung‹, ›Umweltschutz und Energie‹, ›Erziehung und Bildung‹, ›Gewerkschaften und Betriebe‹, ›Grundfragen und Geschichte der sozialen Bewegungen‹, ›Lebensweise‹, ›Frauen‹, ›Kunst und Kultur‹, ›Ausländer‹, ›Christen‹, ›Medien‹, ›Hamburg als Lebens- und Arbeitsplatz‹ und ›Gesundheit‹ werden wichtige Probleme der sozialen Bewegungen wissenschaftlich und künstlerisch dargestellt und diskutiert.«

»Lernfest in Hamburg«, in: *Wechselwirkung* 16 (1983), S. 60.

»Die Mitglieder von Bürgerinitiativen und Umweltverbänden haben sich schon seit Jahren als sehr lernfähig und sehr wißbegierig erwiesen«, befand der deutschlandweit bekannte »Umweltpfarrer« und Umweltbeauftragter der Evangelischen Kirche Deutschlands, Kurt Oeser, im Jahr 1981.⁶ Schon früh entstanden an den Hotspots der Friedens- und Umweltbewegung eigene Bildungs- und Lerneinrichtungen, die den Wissenshunger der Protestbewegungen stillen sollten. Modell hierfür war im deutschsprachigen Raum die Volkshochschule Wyhler Wald, die im Zuge der Proteste gegen das Atomkraftwerk Wyhl von Bürgerinitiativen gegründet wurde. Ähnlich wie in den Wissenschaftsläden sollte in den Volkshochschulen, Volksuniversitäten und ähnlichen alternativen Bildungseinrichtungen, die seit den 1970er Jahren in vielen Städten aus dem Boden schoßen, Wissen selbstorganisiert und ohne hohe akademische Hierarchien ausgetauscht und zirkuliert werden. Zentral war hierbei die Gleichwertigkeit von akademischem und nicht-akademischem Wissen. Es gehe ihm um einen massiven »Demokratisierungsschub« in Sachen Wissensproduktion, betonte etwa Egbert Jahn, Friedensforscher an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Initiator der sogenannten »Walduni«, die offiziell unter dem Namen Freie Volksuniversität Startbahn West im Winter 1981/82 entstand. Man wolle so der »Vernunft von unten« Raum geben.⁷ Die Diskussionen rund um die alternativen Bildungseinrichtungen zeigen, dass sich durch die breite Mobilisierung des Gegenwissens die Frage nach der Grenze zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichen Wissen, zumindest für eine Zeit lang, neu verhandelt wurde. Brauchten die Protestbewegungen überhaupt Wissenschaft? Wie könnte das Alltagswissen in die

akademischen Diskurse zurückwirken? Und sollte sich *kritische Wissenschaft* ebenfalls auf epistemische Tugenden wie Objektivität, Neutralität und Wertfreiheit berufen?

► SELBERMACHEN / LÄDEN ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerke
► NATURPOLITIKEN / FEMINISTISCHE NATUR / Feministischer Positivismus

»Die Leute fühlen sich ja von den Politikern – von der Polizei mal ganz abgesehen – verarscht. Und das Problem dabei ist, daß sie ja schon angewiesen sind auf Leute, denen sie vertrauen können. Und nun kommt die Wissenschaft manchmal in einem Kleid daher, das nicht erkennen läßt, was darunter steckt. Und insofern werden wir natürlich der Wissenschaft misstrauisch gegenüber stehen. Andererseits, wenn die Wissenschaft in eine Form gebracht wird, die Vertrauen ermöglicht, dann wird sie natürlich Eingang finden, da wird sie aufgenommen und so etwas wird gesucht.«

Norbert Winkler, Mitarbeiter der Walduniversität, in einem Gespräch mit den Pädagog*innen Wolfgang Beer und Birgit Schulte am 29. November 1982, unveröffentlichtes Manuskript. Zitiert aus Wolfgang Beer: *Frieden – Ökologie – Gerechtigkeit: Selbstorganisierte Lernprojekte in der Friedens- und Ökologiebewegung*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1983), S. 116–117.

»Es wird nicht immer leicht werden, den Sinn einer Trennung und Arbeitsteilung zwischen Wissenschaft und Politik allen Engagierten klarzumachen. Die Betonung der Wissenschaftlichkeit des Vorhabens der Walduniversität, wobei Experimente mit einem neuen Stil von wissenschaftlicher und pädagogischer Arbeit in der Öffentlichkeit unabdingbar sind, dient nicht der Abhebung der Wissenschaft von der Politik oder gar der vielfach befürchteten und erlebten Überheblichkeit der Wissenschaft über die Politik, sondern sie hat sehr eine mehrfach politische Qualität.«

»Wichtig ist aber, daß nicht nur ein wissenschaftlicher Anspruch besteht, der über die Professoren getragen wird, sondern daß der Bürger aus Mörfelden-Walldorf berichten kann über seine Erfahrungen, die er machen mußte, daß so etwas wie ein Dialog mit anderen zustandekommt [sic], die eben diese Erfahrungen gar nicht nachvollziehen können. Daß über diese Volksuniversität auch eine Dialogfähigkeit zwischen den verschiedenen Gruppierungen im Widerstand möglich gemacht wird – das ist eine entscheidende Sache über diesen wissenschaftlichen Anspruch hinaus. Denn es nutzt uns gar nichts, wenn irgendein Professor über irgendwelche hochkomplizierte [Dinge] berichtet...«

Jürgen H. Martin von der Bürgerinitiative Groß-Gerau zur Volksuniversität, in »Gesprächsprotokoll eines Diskussionsabends zum Thema »Wie weiter?« Ein Gespräch über die Perspektiven der Bewegung gegen die Startbahn West«, 15. Dezember 1981, Bestände Startbahn West; Diskussionen/FAG-Dokus, Papiertiger Kreuzberg, Archiv, S. 24–25.

Egbert Jahn: »Aufruf zur Unterschriftensammlung«, Archiv soziale Bewegungen, Freiburg: 12.2.7.6.II.

»In dem Moment sage ich mir, so in dieser traditionellen Weise kann ich da nicht hingehen, ich muß eigentlich jetzt erst überlegen, wie dann eine Konzeption von Wissenschaft aussehen muß, die dort hingehet, gleichzeitig Wissenschaft bleibt und dennoch mit den Personen, mit denen sie dort arbeitet, anders umgeht als mit »Forschungsobjekten«. Da geht die Schwierigkeit los. Ich habe das für mich so gelöst, daß ich gesagt habe, ich gehe halt hin und versuche, dort zu arbeiten, um mir die Schwierigkeit immer wieder bewußt zu machen und um dem, was dabei abläuft, ein bißchen auf die Spur zu kommen. Ich kann das auch ausdehnen. Ich kann ja sagen, daß die Form der Wissensermittlung und die Bestände an Wissen, die an der Universität zu finden sind, daß die nicht alle Ressourcen von Wissen auswerten. Ich denke, daß in dem, was man Alltagswissen nennt, Quellen von Wissen liegen, die der Universität nicht zugänglich sind, und daß auch eine Wissenschaft, die sich keine so großen Gedanken um den Umgang mit den Leuten macht, bei denen sie forscht, dennoch ein Interesse daran haben muß, etwas über diese Wissensbestände zu erfahren. Und das geht sicher nur in einer kommunikativen Form von Wissenschaft.«

Walter Raitz, Professor für Germanistik an der Goethe-Universität Frankfurt – Schwerpunkt: Literatur der Bauernkriege –, kommentiert seine Erfahrungen in der Walduniversität. Zitiert aus Wolfgang Beer: *Frieden – Ökologie – Gerechtigkeit: Selbstorganisierte Lernprojekte in der Friedens- und Ökologiebewegung*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1983), S. 120.

»Als Hochschullehrer müssen Sie sich vorbehalten lassen, daß sie diese Aktion im Zeichen aufklärender Rationalität initiiert, tatsächlich aber nur wissenschaftlich drapiert haben. Wie Sie sich der Bürgerinitiative gegen die Flughafenerweiterung zurechnen, sollten Sie Ihre politischen Absichten oder Wertvorstellungen auch als solche benennen und nicht als Ergebnis rationaler Erkenntnissuche darstellen. Das erscheint mir ein Gebot intellektueller Redlichkeit.«

Der Hessische Kultusminister Hans Krollmann in einem Brief an den Gründer der Freien Volksuniversität Startbahn West, Egbert Jahn. Zitiert aus »Offen-

sichtlich einseitige Parteinahme beabsichtigt: Börner und Kröllmann schreiben an Initiatoren der Walduniversität« (o.V.), in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (10. Dezember 1981), S. 30.

BEWUSSTSEIN Bewusste Ernährung

„Theoretisch“, kommentiert denn auch der Münsteraner Lebensmittel-



Säugling an der Mutterbrust
„Aus dem Verkehr ziehen“

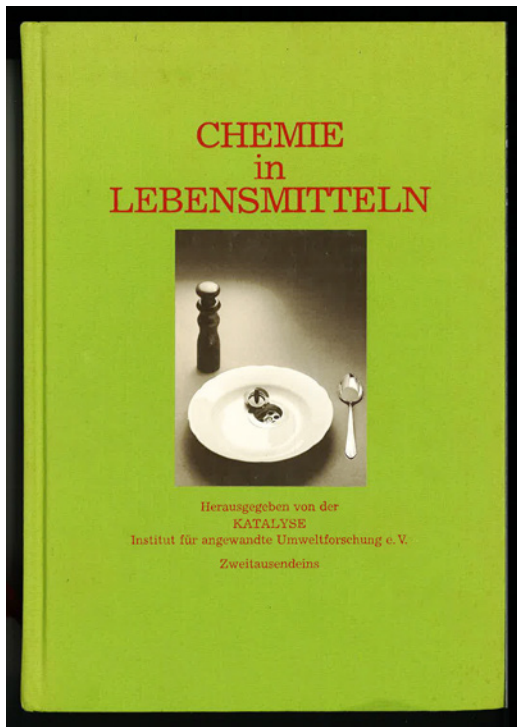
chemiker Professor Ludwig Acker die Ergebnisse seiner Kollegen, „wäre die Muttermilch demnach aus dem Verkehr zu ziehen.“

Daneben spürten die Wissenschaftler in der ›natürlichen‹ Baby-Nahrung weitere DDT-Verwandte auf, ›insbesondere‹ Hexachlorbenzol, Lindan und Heptachlorepoxyd sowie die besonders lang im Körper verweilenden polychlorierten Biphenyle (PCB).«

›Ende der Kette« (o.V.), in: *Der Spiegel* 8 (1975), S. 138–140, hier S. 138.

›Ende der Kette« (o.V.), in: *Der Spiegel* 8 (1975), S. 138–140, hier S. 138.

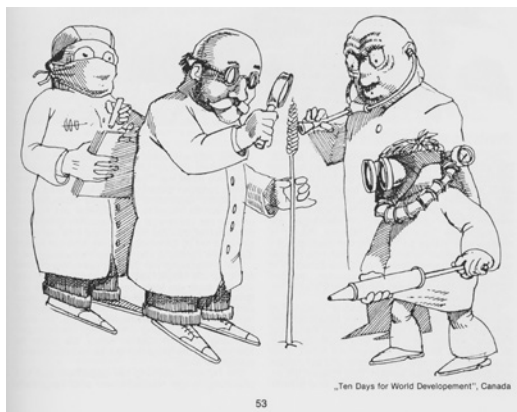
›Mutters Milch gilt Medizinern, Psychologen und Ernährungswissenschaftlern von jeher als die beste. Sie ist, dank lustbetontem Saugkontakt des Babys, dessen seelischer Entfaltung nützlich, bekömmlicher als die verdünnte Kuhmilch und billiger als Babynahrung aus der Dose. [...] Seit Freitag vorletzter Woche aber, dem Erscheinungstag der ›Deutschen Medizinischen Wochenschrift‹ (DMW), ist auch die Qualität der deutschen Muttermilch in Mißkredit geraten. Von 137 sorgfältig ausgesuchten Muttermilchproben aus den gynäkologischen Abteilungen bayrischer Kliniken, so berichten zwei Münchner Chemiker in dem Fachjournal, fanden sich in 136 Proben ›zum Teil erhebliche Restmengen‹ des Schädlingsbekämpfungsmittels DDT und dessen (erst im menschlichen Körper entstehenden) Metaboliten DDE, letzteres, im Vergleich zu DDT, sogar ›in durchschnittlich doppelter Menge‹.



Katalyse, Institut für Angewandte Umweltforschung e.V. (Hg.): *Chemie in Lebensmitteln*, Frankfurt am Main: Zweitausendeins (1987 [1981]), Cover.

»Wir wollen mit diesem Buch keinem den Appetit verderben, obwohl die augenblickliche Situation auf dem Lebensmittelsektor eine solche Gefahr geradezu heraufbeschwört. Diese Situation und das Bedürfnis der Verbraucher nach Informationen waren es, die ein solches Buch erforderlich machten. [...] Verbrauchertips: Zuckerkonsum drastisch reduzieren. Zucker nur als Gewürz einsetzen. Honig und ungeschwefelte, eingeweichte (!) Trockenfrüchte zum Süßen verwenden. Vollkornprodukte und Haferflocken essen, um ausreichende Vitaminversorgung zu garantieren.«

Katalyse e.V. (Hg.): *Chemie in Lebensmitteln*, Frankfurt am Main: Zweitausendeins (1987 [1981]), S. 7, 241.



Peter Krieg: *Der Mensch stirbt nicht am Brot allein: Vom Weizen zum Brot zum Hunger: Lesebuch zum Film »Septemberweizen«*,

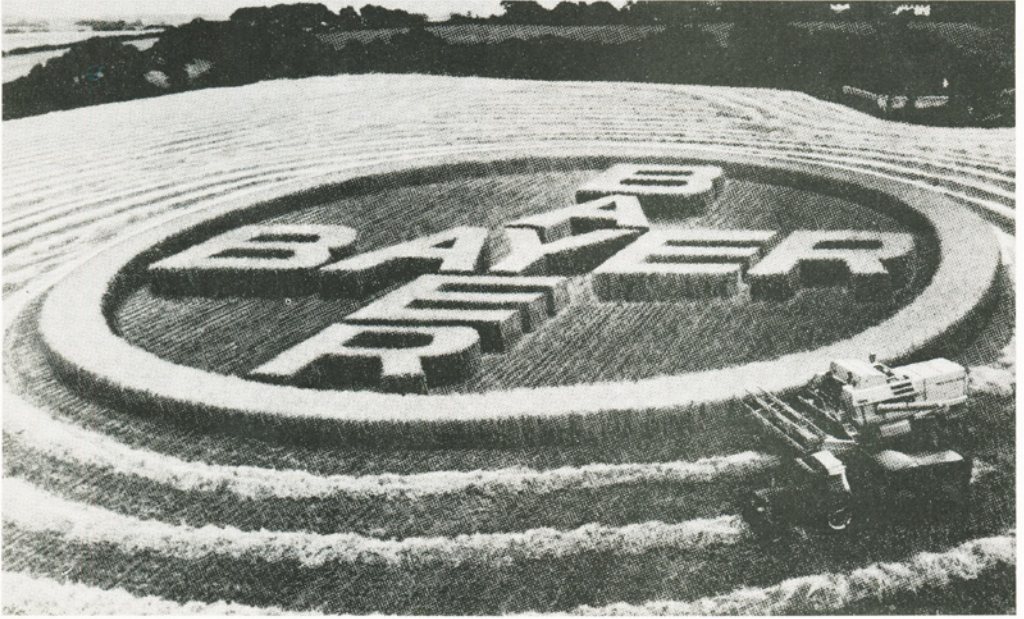


Eva Kapfelsperger, Udo Pollmer: *Iß und stirb: Chemie in unserer Nahrung*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1982), Cover.

Frankfurt am Main: Zweitausendeins (1984), S. 53.
VIDEO ► cache.ch/0109

»SEPTEMBERWEIZEN ist ein didaktisches Experiment. Der Film versucht ohne den üblichen Kommentar, ohne kontinuierliche Handlungsfäden, aber auch ohne zeitliche Chronologie auszukommen. Der Zuschauer wird mit Material – Fakten und Eindrücken – konfrontiert, das er selbst verarbeiten muß. Er soll nicht nur zusehen, sondern mit-sehen und mit-denken. Die Schlussfolgerungen werden ihm nicht abgenommen – er muß sie selbst ziehen. Der Film will keine politökonomische Reportage sein, sondern er will den gesamt-kulturellen Rahmen einbeziehen, in dem unser Brot entsteht, und auf den es zurückwirkt.«

»Septemberweizen«, Faltblatt zum Film (1980), zitiert in: *Septemberweizen* (Presseheft), Berlin: Edition Salzgeber (2006).



Rüdiger Stegemann: »Saat und Chemie: $2 + 2 = 5$ «, in: *Wechselwirkung* 11/3 (1983), S. 25–27, hier S. 26.

»Pat Roy Mooney spricht in seinem Buch *Saat-Multis und Welthunger* von einer zweiten Phase der »Grünen Revolution«, die derzeit abläuft. Sie setzt direkt an der Wurzel der Nahrungsproduktion an – bei der Saatzüchtung. Dort ist seit wenigen Jahren ein massives Vordringen transnationaler Konzerne in einem Sektor festzustellen, der ursprünglich eine bäuerliche und später traditionellerweise eine eher mittelständische Struktur hatte. Vor allem Konzerne der petrochemischen und pharmazeutischen Industrie kaufen sich beim Saatgut ein, in Züchtung, Produktion und Handel. Gerade diese Industriezweige haben zugleich erhebliche Interessen in der Agrarchemie. Um Namen zu nennen: Royal Dutch/Shell, Ciba-Geigy, Pfizer, Sandoz, Upjohn, Monsanto und Union Carbide gehören dazu. Shell – einer der führenden Anbieter von agrochemischen Produkten – scheint bereits zum weltweit größten Saatgutkonzern geworden zu sein; man nimmt an, daß Shell allein in Europa und Nordamerika etwa 30 Saatgutfirmen kontrolliert. Welches Interesse können nun transnationale Konzerne haben, in den Saatgutbereich einzusteigen?«

Rüdiger Stegemann: »Saat und Chemie: $2 + 2 = 5$ «, in: *Wechselwirkung* 11/3 (1983), S. 25–27, hier S. 26. ►MASCHINENSTURM/ALARM/Politische Pflanzen

»Unsere Nahrung – Gesundheitsrisiko oder Staatsgeheimnis?«⁸, fragten die Biochemiker*innen Eva Kapfelsperger und Udo Pollmer in ihrem 1982 veröffentlichten Ernährungsratgeber mit dem drastischen Titel *IB und stirb*. Ebenso wie die Mitarbeiter*innen der Katalyse-Umweltgruppe e.V., die ein Jahr zuvor ihren Bestseller *Chemie in Lebensmitteln* herausgegeben hatte, ging es Kapfelsperger und Pollmer um Aufklärung im Nahrungsmittelsektor verbunden mit praktischen Verbrauchertipps. Als bekannteste Initiative hatte der Club of Rome 1972 auf die nachteiligen Wirkungen der industriellen Produktion aufmerksam gemacht, die auch in den Lebensmittelsektor hineinreichten. Diskutiert wurde über chemieverseuchte Nahrungsmittel und damit einhergehende Gesundheitsgefahren. Der staatliche Umgang mit Lebensmittelskandalen bestärkte die Autor*innen der Ernährungsratgeber in dem Gefühl,

dass Informationen über Nahrungsmittel absichtlich zurückgehalten und die Verbraucher*innen über das tatsächliche Ausmaß der Belastungen in Unkenntnis gelassen wurden. Die Autor*innen der Ratgeber publizierten die Ergebnisse unabhängiger Forschung und unterstützten durch die Bereitstellung von Informationen die Entwicklung eines neuen Bewusstseins um Ernährung in einem breiten gesellschaftlichen Kontext. In alternativen Kreisen wurde der Zusammenhang zwischen Privatem beziehungsweise Alltagspraxis und Politik seit 1968 diskutiert. In den 1970er Jahren entwickelten sich alternative Lebensweisen, die politische Veränderungen mithilfe ihrer eigenen Lebensgestaltung herbeiführen wollten. Die Ernährung spielte hier eine zentrale Rolle, da Essen eine der fundamentalsten Praktiken des alltäglichen und gesellschaftlichen Lebens darstellt. Durch den Erwerb von im Kleinen biologisch angebaute Nahrung anstelle von industriell gefertigten und schadstoffhaltigen Lebensmitteln sollte das bestehende System zum Umdenken bewegt werden.

Mehlwurm



der unmittelbaren Umgebung. Das finde | ist auch sehr umstritten.

Paula Bradish, Elisabeth Kühne, Lothar Sövegjarto: »Unser täglich Bio-Brot: Das Sein bestimmt das Essen«, in: *Wechselwirkung* 23/6 (1984), S. 21-25, hier S. 25.

»Wir sprachen mit Wilfried und Tina vom Mehlwurm-Kollektiv. [...] [Wilfried:] Mit Fertigmehl läßt sich ein Vollkornbrot auch herstellen, nur ist das mit unserem Brot nicht zu vergleichen. Wieviel da an Nährstoffen verloren geht, ist auch sehr umstritten. [Wechselwirkung:] Findet ihr es dann gut, sofern ihr und die anderen Kollektivbäckereien es nicht schafft, die Nachfrage zu erfüllen oder bestimmte Käuferschichten zu erreichen, wenn größere Konzerne den Markt übernehmen? [Wilfried:] Finde ich natürlich nicht gut, aber ich habe da keinen Einfluß drauf. Je mehr du dich auf solche Marktgesetze einläßt, desto mehr geht die selbstverwaltete Arbeitsstruktur verloren – und das ist dann nicht aufhaltbar. [Tina:] Wir finden es wichtig, daß die Leute nicht nur das Brot kaufen wollen, sondern daß sie bei Kollektiven kaufen. Es geht nicht nur darum, gesundes Brot zu produzieren, sondern es geht uns auch darum, anders zu leben, anders

zu arbeiten. Und das geht nur, wenn jemand uns das Brot abkauft.«

Paula Bradish, Elisabeth Kühne, Lothar Sövegjarto: »Unser täglich Bio-Brot: Das Sein bestimmt das Essen«, in: *Wechselwirkung* 23/6 (1984), S. 21-25, hier S. 23, 25.

»Ernährung kann nicht unpolitisch sein. Ernähren tun wir uns alle und was alle tun, ist von allgemeinem politischen Interesse. Die Lebensmittelproduktion ist die Grundlage jeder Volkswirtschaft, selbstverständlich interessieren sich Politiker und Kapitalisten dafür, was du in den Kochtopf tust – wenn du den Aufstand in der Küche anfängst, wirst du schnell merken, wie stark da politisches Interesse anderer an deiner Ernährung ist.«

Herrmann Cropp: »Ein radikaler Weg«, in: *Stadtblatt* 5/7 (1985), S. 25.

»Körner statt Klassenkampf [...] Wenn heute Genossen (welch verpönte Wort) aufs Land ziehen, um ihr eigenes, garantiert ungespritztes Gemüse anzubauen, ist dies nicht nur eine naive Verkennung der Realität – ich stelle mir einen müslimampfenden lila Latzi in Lengerich, Leverkusen oder Seveso vor – sondern auch der Rückzug, das Ende der Politik. Hirseschnitzel und Ginsengmargarine verhindern kein Atomkraftwerk, kein Berufsverbot, keinen Panzer, keine Autobahn und kein Wohnsilo, ... Die Entwicklung der Knipper-Frauengruppe zu einem Körpermassage-Kurs macht mich ebenso wütend und sprachlos. Gut, das ist nicht *die* Frauenbewegung, die Berichte und Erzählungen von der diesjährigen Frauen-Uni in Berlin vermitteln jedoch das Gefühl, daß auch in anderen Gruppen jetzt Massage ›in‹ ist.«

Michael E.: »Körner statt Klassenkampf«, in: *Knipperdolling* 6/12 (1980), S. 30.
► MASCHINENSTURM / UMBRUCH / Wiederbevölkerung der Alpen

Die Knipper-Frauengruppe war im Umfeld der Münsteraner Studierendenzeitschrift *Knipperdolling* angesiedelt, aus der dieses Zitat stammt. Der monatlich erscheinende »Knipper« wurde benannt nach Bernd Knipperdolling, dem Führer der Münsteraner Täufer, die im 16. Jahrhundert in der Stadt ein Täuferreich errichteten. Nach der Rückeroberung der Stadt wurde Knipperdolling gemeinsam mit seinen Mitstreitern Bernd Krechting und Jan von Leiden zum Tode verurteilt. Zur Abschreckung wurden die Leichname in Käfigen in den Turm der Lamberti-Kirche gezogen und ausgestellt. Die Käfige hängen noch heute dort. Ab 1981 wurde der »Knipper« unter dem Namen *Stadtblatt* herausgegeben.

BEWUSSTSEIN Muttermaschine



Nogerete - Gen- und Reproduktionstechnik - Erst die [Kuh] dann Du (1988/89), Zürich: Schweizerisches Sozialarchiv, F 5131-Oc-001.

Sticker der Berner Gruppe NOGERETE, die sich in der Schweiz gegen Gen- und Reproduktionstechniken einsetzte.



Gena Corea: *Muttermaschine: Reproduktionstechnologien - von der künstlichen Befruchtung zur künstlichen Gebärmutter*, Frankfurt am Main: Fischer (1988), Cover. Originalausgabe: *MotherMachine*, New York: Harper Collins (1985).

»Wollen wir eine Welt, in der die Frauen völlig domestiziert sind? [...] Ich konnte nicht umhin, festzustellen, daß Pharmakraten zuerst Technologien wie die Superovulation, das Einfrieren und die Übertragung von Embryonen an Kühen erprobten und dann diese Viehzuchttechnik auch bei Frauen anwandten. [...] Zuerst Kühe, dann wir.«⁹ Gena Coreas Buch *Muttermaschine* basierte auf ihren Recherchen in der Tierzucht und in landwirtschaftlichen Betrieben in den USA. Sie spitzte ihre Befunde in späteren Aufsätzen weiter zu und entwarf das (mögliche zukünftige) Szenario eines globalen reproduktiven Bordells, in dem menschliche, weibliche Fruchtbarkeit genauso industriell ausgebeutet werden würde wie diejenige von Nutztieren seit den 1970er Jahren. Coreas Buch verwies schon in den 1980er Jahren auf die ungebremste kapitalistische Verwertungslogik dem Lebendigen gegenüber, ob Tier, Pflanze oder Mensch, die sich heutzutage in den Debatten um Bioökonomien, der Ökonomisierung der Fortpflanzung und der Kommodifizierung reproduktiver Substanzen zeigen.

»Erst die Kuh, dann du!« kursierte als Slogan im deutschsprachigen Raum bereits seit dem ersten Kongreß »Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik« in Bonn 1985. Die dystopische Zukunftsvision, in der nicht nur der tierische, sondern auch der menschliche – weibliche – Körper industriell nutzbar gemacht werden könnte, wurde so zur gesellschaftlichen Warnung. Die Marktförmigkeit der technischen Steuerung von Reproduktion drohte, so die Befürchtung, eine neue Kategorie Mensch zu erzeugen: die »domestizierte Frau«, die einer globalisierten Arbeitsteilung unterlag. Frauen aus den reichen Industrienationen wür-

»Die Reproduktionstechnologien werden die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend ändern, selbst wenn sie nicht in der von G. Corea beschriebenen Radikalität und Totalität zur Anwendung kommen. Auch wenn die herkömmliche Art, Kinder zu kriegen, noch eine ganze Weile lang die vorherrschende bleiben wird, so wird sich allmählich die Hierarchisierung der Frauen in erwünschte und unerwünschte, wertvolle und nichtwertvolle durchsetzen – nicht unbedingt in Kasernen und Lagern, sondern auf dem bevölkerungspolitischen, manipulierten »freien« Markt: Zum Beispiel durch das Zusammenkaufen optimaler Erbanlagen und die Vergabe von Auftragschwangerschaften auf der einen Seite und Leihmutterchaft als neuer Job (für verarmte Mittelstandsfrauen – und zumindest in den USA für Lateinamerikanerinnen) auf der anderen.«

Susanne Heim: »Human Betterment, Zwangssterilisation und Retortenbabies«, in: Heidrun Kaupen-Haas (Hg): *Der Griff nach der Bevölkerung: Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik*, Nördlingen: Greno Verlag (1986) (= DELPHI Politik: Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 1), S. 146–165, hier S. 163–164.

► NATURPOLITIKEN / FEMINISTISCHE NATUR / Zusammenhänge

den sich auf dem globalen Fertilitätsmarkt die billigeren reproduktiven Substanzen (Eier) der Frauen ärmerer Länder kaufen oder diese Frauen als Leihmütter »mieten«, um Schwangerschaften austragen zu lassen.

Nicht nur die möglicherweise düsteren Effekte der Reproduktionstechniken (sowohl der Kontrazeptiva als auch der Konzeptiva) auf zukünftige Gesellschaften, auch ihre Vergangenheit musste ins gesellschaftliche Bewusstsein gelangen: Die teilweise radikale und militante Zurückweisung der Neuen Reproduktionstechnologien (NRT) – wie In-Vitro-Fertilisation, Embryotransfer, Leihmutterchaft – und der Gentechnik (zum Beispiel durch die Aktionen der Roten Zora) wurde gerade in Deutschland oft mit historischen Argumenten unter Verweis auf das Erbe der nationalsozialistischen Vergangenheit begründet. In den 1980er Jahren geriet diese Vergangenheit zunehmend in den Fokus der allgemeinen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Eugenik und Rassenhygiene waren während der NS-Zeit die Grundlage gewesen für »Auslese und Ausmerze«-Programme wie Zwangssterilisationen, Euthanasie, also den Massenmord an psychiatrischen Patient*innen und Behinderten, die Menschenver suche in Konzentrationslagern, die rassistischen Massentötungen des Holocaust aufgrund der Überzeugung, »lebensunwertes« Leben könne vernichtet werden.

Viele Feministinnen und Aktivist*innen waren überzeugt, dass sowohl die neuen Gen- und Reproduktionstechniken als auch die international finanzierte Bevölkerungspolitik gegen die Länder des globalen Südens neue Formen von Eugenik, Selektion und Ausmerze durchsetzten. Diese Überzeugung und der Wille, Techniken, die neue Formen von Selektionsmechanismen mit sich brachten, zu boykottieren oder sehr strikt zu regulieren, zog sich durch alle gesellschaftspolitischen Lager. Dies führte in Deutschland – zumindest aus der Perspektive angloamerikanischer Feministinnen – zu merkwürdigen Allianzen zwischen radikalen Feministinnen, linken Aktivist*innen, der Grünen Partei, dem bürgerlichen Lager bis hin zu den christlichen Kirchen.

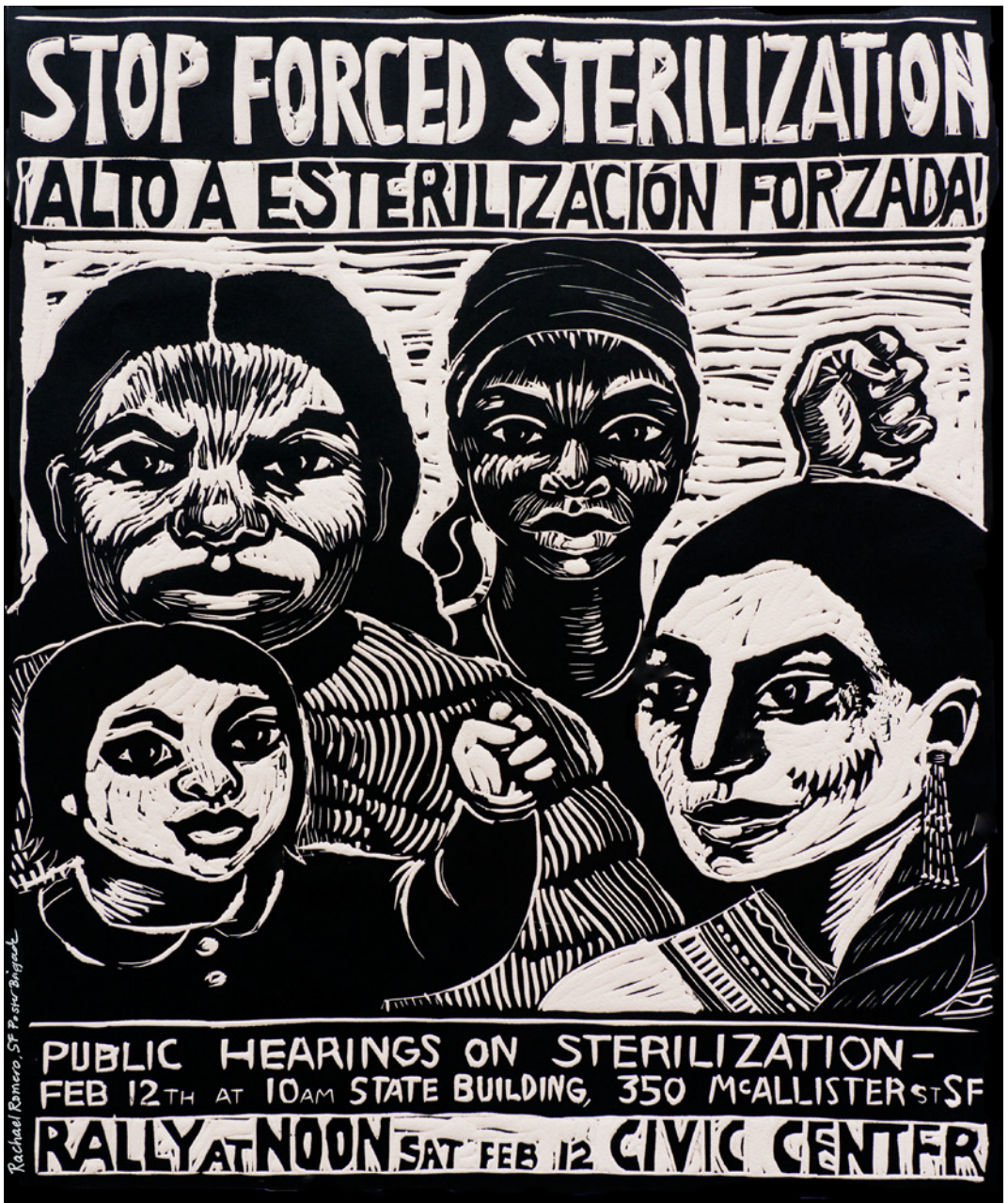
»Aber nichts desto trotz gibt es eine historische Kontinuität von der Eugenik-Bewegung über Nazi-Deutschland zu den neuen Fortpflanzungstechniken: zur vorgeburtlichen Diagnostik, Gentechnik, In-Vitro-Fertilisation usw. Die Betreiber und Benutzer dieser Technologien verschließen die Augen vor diesem historischen Erbe.«

Maria Mies: *Wider die Industrialisierung des Lebens: Eine feministische Kritik der Gen- und Reproduktionstechnik*, Pfaffenhofen: Centaurus (1992), S. 62.

»I think one of the obstacles was this naivety among many women, and in general in the US, there was a kind of naivety that too readily accepted the medical explanation for what was going on here. Which did not exist in Germany. [...] I did a lot more activism in Germany because they invited me a lot, [...]. [...] But they had the Nazi past and the whole *Lebensborn* movement, and they immediately saw what was going on here, this great potential for controlling who would be allowed to be born on the earth, and they knew it had been done before, that effort to control. A lot of the women in my generation were the daughters from parents who had been Nazis or had at least lived in that time, and they felt an enormous responsibility to do something about it, so that passion and that clear-headedness I think, and that sense of something so huge being at stake, the potential for such grievous harm to be done in the world, they felt a great passion for it. That passion was absent in the US.«

Gena Corea 2010 in einem Interview mit Stevienna de Saille, in: Stevienna de Saille: *Knowledge as Resistance: The Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering*, London: Palgrave Macmillan (2017), S. 186-187.

Die Verweigerung von Selektion jeder Art und in jedem Stadium des Lebens, die Absicht, keine Urteile zu fällen über den Wert des Lebendigen, brachte den deutschen Diskurs – aus ausländischer Perspektive – in die Nähe von US-amerikanischen und britischen Pro life-Gruppierungen, allerdings aus völlig anderen Gründen. Zum Erstaunen der FinRRage-Aktivistinnen aus Großbritannien gründete diese Allianz auf einer bemerkenswerten Kommunikation und öffentlichen Debatte zwischen den Lagern (anstelle der üblichen Sprach- und Kontaktbarrieren). Es war diese gesellschaftliche Allianz, die 1990 in Deutschland ein wesentlich restriktiveres Embryonenschutzgesetz zur Regulierung der NRTs durchsetzte als in anderen westlichen Ländern.¹⁰ ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerke



Linoldruck von Rachael Romero für eine Protestaktion des Sterilization Abuse and Informed Consent Right Project, San Francisco Poster Brigade (1978), <http://www.sfposterbrigade.org/>, mit freundlicher Genehmigung.

Die Kontinuität eugenischen Denkens und Handelns und der bevölkerungspolitischen Kontrolle zeigt sich im nationalsozialistischen Zwangssterilisationsgesetz von 1933 ebenso wie in gegen die Frauen des globalen Südens gerichteten bevölkerungspolitischen Programmen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der danach einsetzenden Periode der Dekolonisierung. Zwangssterilisationsgesetze gab es nicht nur im nationalsozialistischen Deutschland, sondern auch in den USA. Bis in die 1970er Jahre wurden

beispielsweise in Kalifornien vor allem mittellose Frauen, *Chicanas*, indigene und schwarze Frauen in staatlichen Krankenhäusern und Gefängnissen ohne Aufklärung und Einwilligung sterilisiert. Das zweisprachige Plakat ruft betroffene Frauen in San Francisco auf, zu einer öffentlichen Anhörung zu kommen und für die Abschaffung dieser Praxis zu demonstrieren. ►MASCHINENSTURM/PROTEST/Netzwerke

Anmerkungen

- 1 Stiftung Warentest (Hg.): *Umweltschutz und Konsumverhalten unter besonderer Berücksichtigung des vergleichenden Warentests*, Berlin: Stiftung Warentest (1985), hier S. 65, 68.
- 2 Arnim Bechmann: »Umweltverträglichkeit als Testkriterium – Argumente für eine ökologische Erweiterung des vergleichenden Warentests«, in: *Umweltschutz und Konsumverhalten unter besonderer Berücksichtigung des vergleichenden Warentests*, Berlin: Stiftung Warentest (1985), S. 7–50, hier S. 7.
- 3 »Raus! Raus!« (o.V.), in: *Der Spiegel* 48 (1990), S. 100–105, hier S. 100.
- 4 Axel Mayer: *Politisches Lernen und politische Sozialisation: Dargestellt am Beispiel der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen*, Diplomarbeit an der evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen, Freiburg (1982), <https://www.mitwelt.org/volkshochschule-wyehler-wald.html>.
- 5 Die Geschichte der VHS wurde in vielen zeitgenössischen Berichten dokumentiert, so Axel Mayer: *Politisches Lernen und politische Sozialisation: Dargestellt am Beispiel der Badisch-Elsässischen Bürgerinitiativen*, Diplomarbeit an der Ev. Fachhochschule für Sozialwesen, Freiburg (1982), <https://www.mitwelt.org/volkshochschule-wyehler-wald.html>. Siehe auch Bernd Nössler, Margret de Witt (Hg.): *Kein Kernkraftwerk in Wyhl und auch sonst nirgends: Betroffene Bürger berichten*, Freiburg: Inform (1976), S. 264–276; Wolfgang Beer: *Lernen im Widerstand: Politisches Lernen und politische Sozialisation in Bürgerinitiativen*, Hamburg: Association (1978), S. 95–139; Dieter Rucht: *Von Wyhl nach Gorleben: Bürger gegen Atomprogramm und nukleare Entsorgung*, München: Beck (1980), S. 79–80; Helge Raatz: *Neue soziale Bewegungen und politische Lernprozesse, untersucht am Beispiel der Volkshochschule Wyhler Wald* (1983).
- 6 Kurt Oeser: *Es ist nie zu spät: Bürgerproteste gegen Startbahn West. Der »Umweltpfarrer« berichtet und zieht eine Zwischenbilanz der Ereignisse*, Dreieich: bioverlag gesundleben (1981), S. 27–28.
- 7 »Vernunft von unten: Gespräch mit Professor Jahn über die »Walduniversität« (o.V.), in: *Frankfurter Rundschau* (14. Dezember 1981).
- 8 Eva Kapfelsperger, Udo Pollmer: *Iß und stirb: Chemie in unserer Nahrung*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1982).
- 9 Gena Corea: »Die Zukunft unserer Welt«, in: *Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik: Dokumentation zum Kongreß vom 19.–21.4.1985 in Bonn*, herausgegeben von DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik & Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., Köln, Kölner Volksblatt Verlag (1986), S. 26.
- 10 Steivenna de Saille: *Knowledge as Resistance: The Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering*, London: Palgrave Macmillan (2017), S. 90–91.

Weiterführende Literatur

Melinda Cooper: *Life as Surplus: Biotechnology and Capitalism in the Neoliberal Era*, Seattle: University of Washington Press (2008).

Melinda Cooper, Cathy Waldby: *Clinical Labor: Tissue Donors and Research Subjects in the Global Bioeconomy*, Durham: Duke University Press (2014).

Gabriele Czarnowski: »Nationalsozialistische Frauenpolitik und Medizin«, in: Leonore Siegele-Wenschkewitz, Gerda Stuchlik (Hg.): *Frauen und Faschismus in Europa: Der faschistische Körper*, Pfaffenweiler: Centaurus (1988), S. 90–113.

Sarah Franklin: *Dolly Mixtures: The Remaking of Genealogy*, Durham: Duke University Press (2007).

Mathias Mutz: »Die »Volkshochschul« fuer unser Volksgewuhl: Zur Bedeutung der Volkshochschule Wyhler Wald für den Widerstand gegen das Kernkraftwerk Wyhl«, in: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land* 124 (2005), S. 203–220.

Natalie Pohl: *Atomprotest am Oberrhein: Die Auseinandersetzung um den Bau von Atomkraftwerken in Baden und im Elsass*, Stuttgart: Franz Steiner (2019).

Dorothy Roberts: *Killing the Black Body: Race, Reproduction, and the Meaning of Liberty*, New York: Pantheon Books (1997).

Karen Stote: *An Act of Genocide: Colonialism and the Sterilization of Aboriginal Women*, Winnipeg: Fernwood Publishing (2015).

Renee Tajima-Peña, *No Más Bebés* [engl. *No More Babies*], USA (2015), Dokumentarfilm, <https://vimeo.com/groups/492046/videos/138365861>.

LÄDEN Stadt kaputt



Abb. 3: Ungenutzter Hinterhofbereich

Martin Kuenzlen, Arbeitsgruppe Oekotop: »Ökologische Stadterneuerung in Berlin-Kreuzberg«, in: Ullrich Schwarz (Hg.): *Grünes Bauen: Ansätze zu einer Öko-Architektur*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1982), S. 229–285, hier S. 238.

»Bevor sich Geschäfte Markt, Supermarkt oder Boutique nannten, hießen sie schlicht Laden. Dieser lag meist einige Häuser weiter. In ihm wurden bestimmte Waren und Dienstleistungen angeboten und an die häufig persönlich bekannten Kunden verkauft. Die Gelegenheit zu Gesprächen war gegeben und wurde genutzt. Der Laden gehörte zur Nachbarschaft und war in den Stadtteil bzw. die Straße integriert. Dagegen reduzieren die heutigen Massen- oder Edelgeschäfte den Laden auf ein umfangreiches, teures Angebot und blinden Konsum; die Gespräche beschränken sich auf das Geschäftliche; die Wege sind weiter geworden. [...] Im Stattbuch finden sich u.a.: Schülerläden, Stadtteil-läden, Mieterläden, Frauenhausladen, Treffpunkt- und Beratungsladen, Frauenselbsthilfeläden, Gesundheitsläden, Hebammenläden, Nachbarschaftsladen, Treberladen, Jugendläden, Saftläden [...]. Dort werden Mieter, Schwangere, Ausländer, Jugendliche, Arbeitslose, Kranke oder Noch-Gesunde, Randgruppen, Drogen- und Alkoholranke mit ihren spezifischen Problemen beraten. Dort treffen sich in- und ausländische Arbeitnehmer, Hausfrauen, Mütter und Väter mit Kleinkindern und reden miteinander. Dort findet Nachbarschaftshilfe statt oder wird koordiniert. Dort werden Stadtteilzeitungen gemacht und Sanierungsprobleme diskutiert. Dort wird also genau das geleistet, was an administrativer, politischer oder gesellschaftlicher Bera-

tung, Planung oder Durchführung versagt. Hier besteht die Möglichkeit, die Vereinzelung zu durchbrechen, Fähigkeiten und Wissen zur Verfügung zu stellen, sich an verschiedenen Aktivitäten oder konkreten Veränderungen zu beteiligen.«

Joachim Bickenbach, Reinhard Keil: *Wissenschaft im Labyrinth: Oder im Labyrinth der Wissenschaft*, Berlin: Projekt Wissenschaftsladen ProWila (Juni 1981), S. 35, 38–39.



Reiner Wild: »Sanierung und Modernisierung«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 892–893, hier S. 893.

»Spekulation bedeutet Verwahrlosung des Wohngebiets durch unterlassene Instandhaltung der Wohngebäude. Gewerbebetriebe mußten dicht machen. Neue konnten sich aufgrund extrem gestiegener Gewerbemieten und mangelnder Räumlichkeiten nicht etablieren.«

Reiner Wild: »Sanierung und Modernisierung«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 892–893, hier S. 892.

280 »ausgestorbene Tante Emma Läden« zählte man 1977 allein in Kreuzberg SO 36 – so zumal der Erfahrungsbericht »Leben im Laden«, der sich im ersten Berliner *Stattbuch* (1978) finden ließ, Rubrik: »Alternative (Lebens-)Technik«. Verfasst worden war der Bericht von einem, der sich »Daniel Düsentrieb« nannte, und der sich zum Zweck der »Wiedereingliederung nicht-entfremdeter Arbeit in den Alltag« selbst einen solchen Laden (ehedem Kosmetiksalon, dann Kartoffelhandlung) zugelegt hatte: »Mein Bett ist in einer Ecke des zum Ladenraum hin offenen Berliner Zimmers, so dass ich einen Winkel von ca. 30° habe, in dem ich mich unbeobachtet bewegen kann.« Viel mehr Privatleben war nicht drin, denn zum umfangreichen Stammpublikum zählten: »Dr. Z«, ein älterer, arbeitsloser Naturwissenschaftler, die Unternehmerwitwe Charlotte, ein »verkannter genialer Erfinder« (»Herr H.«) sowie eine ehemalige Balletteuse, »Madame Ch.«. Hinzu kamen die »spontane[n] Verzweiflungsbesucher«. Immerhin: »die parakommerzielle[n] Verwendungsmöglichkeiten von Laden-Wohnungen [waren] vielfältig«. Das »Leben im Laden« gestaltete sich also nicht immer einfach, weil aber die »WG's wieder zu konfliktreich wurden und die Rückkehr zur Kleinfamilie keine Alternative zu bieten schien«, musste man sich (so Düsentrieb) nach »neuen Möglichkeiten der Behausung umsehen«.¹

Es fügte sich, dass die Innenstädte des Landes damals zunehmend von Immobilienspekulation, Sparmaßnahmen, »Strukturkrise« und dergleichen geplagt waren. *Der Spiegel* etwa erklärte 1973 prinzipiell ganz Kreuzberg zum Sanierungsfall, eine Art »Harlem« der Bundesrepublik, mit sehr vielen Türk*innen, Arbeitslosen sowie »Städteverfall, Kriminalität und soziale[r] Verelendung«.² Und tatsächlich fielen, um beim Beispiel zu bleiben, allein in Berlin, eine Stadt, die ohnehin von »Kriegs- und Demontageschäden« sowie dem Mauerbau gezeichnet war – Siemens etwa residierte fortan hauptamtlich in Erlangen, Osram in München, AEG-Telefunken in Frankfurt am Main usw. –, zwischen 1972 und 1975 41'000 Arbeitsplätze der fortschreitenden Deindustrialisierung zum Opfer.³ Kaum besser war es bekanntlich um die Stadt selbst bestellt, um das Leben und Wohnen: Den damaligen Aktivist*innen zufolge steckten private »Sanierungsträgerfirmen« mit dem Senat schlicht unter einer Decke. Die Firmen ließen ihre Objekte verfallen, bis sie zum Sanierungsobjekt wurden – »unterlassene Instandhaltung«. »[Ü]brig bleiben«, so hiess es in der Broschüre *Lieber Instand-Besetzen als Kaputt-Besitzen* vom Dezember 1980: »nur schnuckelige Fassaden. ... [und] dreimal so hohe Mieten wie vorher«.

Berichte der Art, wie sie das (nunmehr dritte) Berliner *Stattbuch* 1984 unter dem Titel »Neues Leben in alten Fabriken« versammeln sollte, waren also »eine bekannte Geschichte: Geplanter Abriß, Leerstand und dann eine »rettende« Nutzung durch eine Gruppe«. In besagtem Fall handelte es sich darum, die alte Fabrik der Nutzung u.a. als Disco, Videowerkstatt und Metallwerkstatt zuzuführen. Ferner wurde ein »Orgon-Akkumulator« in der dritten Etage installiert sowie ein Gründach zur »Verbesserung des Stadtklimas«.⁴ Viele dieser bekannten Geschichten, so hielt es 1981 auch das Gründungsmanifest des Berliner »Wissenschafts-ladens« fest, drehten sich also um andere Räume bzw. um »Läden« – von den »Zukunftswerkstätten« (»jeden 2. Samstag um 15:00 ... im Mixed Media Studio Berlin 26, Paul-Lincke-Ufer 41, 2. Hinterhof V«) über Handwerkskollektive hin zu Geschichtswerkstätten und Gesundheitsläden. Und demnach handelte es sich dabei nicht nur um Orte, an denen »nicht-entfremdetes« Leben erprobt werden konnte beziehungsweise sollte, fernab der etablierten »Oben-Unten-Strukturen« und des Zwangs zur »Spezialisierung« (das zwar auch); vor allem stellten diese Läden zentrale Orte des Gegenwissens dar. In der ganzen BRD wucherte damals ein »Fleckerlteppich von Initiativen und Alternativprojekten«, von denen sich zwar nicht alle, aber doch viele einem anderen »Wissen« verpflichtet fühlten – denn: Wer war nicht »frustriert« vom »abgehobene[n], unkonkrete[n] Studium und d[er] ständigen Kopfarbeit«?⁵



Kinderladen, Oranienstraße, 1982, S.T.E.R.N.-Fotobestand, 0309/K/08-0309/K/09, FHXB.



Ladenfassade, Naunynstraße, S.T.E.R.N.-Fotobestand, 0216/K/07-0216/K/08, FHXB.

»Unser Ziel ist es, die Entwicklung des Staates in allen Lebensbereichen auf ein Minimum zu reduzieren. Wir wollen unsere Lebensbedingungen am Wohn- wie am Arbeitsplatz selbstbestimmen. [Wir wollen] [...] verhindern, ein fantasieloses Rädchen im Räderwerk des Staates zu werden. Wir wollen nicht in monotonen Betonsilos, die jegliche Menschlichkeit ersticken, verstauben. Wir wollen auch nicht als kopflose Handlanger an den Fließbändern und Maschinen in den Fabriken der Industrie stehen. Für uns sollen die Arbeits- und Lebensbedingungen wieder erfaßbar werden. Erleben, wie aus einem Stück Holz ein Tisch oder aus einem Stück Leder eine Tasche wird.«

Ermittlungsausschuß Mehringhof (Hg.): *Lieber Instand-Besetzen als Kaputt-Besitzen*, Berlin (1980), S. 6. ►NO FUTURE / ALLTAG / Hand-Wissen ►NATURPOLITIKEN / BETON / Natürlich urban

LÄDEN Mehringhof

»Es klingt wie eine amerikanische Erfolgsstory – ohne den obligaten Tellerwäscher zu zitieren, denn dem sind die guten ›Geschäftsideen‹, so denke ich, häufig in der introspektiven Entspannung des Abtrocknens eingefallen. Das Thema hieß: wie decke ich einen Bedarf. In diesen kurzen Worten liegt die ganze ›Gefährlichkeit‹ der Idee Mehringhof. Sie paßt so glatt und systemgerecht in das Weltbild Konservativer jeder Couleur, mit einer einzigen – allerdings regelmäßigen – Ausnahme, daß Linke (ob alternativ, grün, selbstverwaltet oder wie auch immer daneben) mit Geld nicht umgehen können dürfen. So behaupte ich – allein mein soziales Gewissen befiehlt es mir: der Mehringhof ist kein Beispiel!«

Gerd Behrens: »Der Mehringhof – Wirtschaftswunder der 80er Jahre oder ›corporate identity‹ in der Alternativen Ökonomie«, in: Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 15–20, hier S. 15.



Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 12.

als eine der weltweit führenden Schriftgießereien. Der Bau selbst stammt aus den Jahren 1880/1906.)

(Ehemalige) »Belegschaft Berthold«: Die Räumlichkeiten des »unmöglichen Betrieb[s]« Mehringhof (est. 1980) dienten ursprünglich der Herstellung von Bleileitern, Schnellpressen und (später) Fotosatz-Geräten. (Das endgültige Ende der H. Berthold AG kam dann 1993. Ursprünglich als »Institut für Galvanotypie« (1858) gegründet, galt sie später



Anders arbeiten – anders leben, Gneisenaustraße



Joachim Berger: *Kreuzberger Wanderbuch: Wege ins widerborstige Berlin*, Berlin: Goebel (1984), S. 190.

»Ein Haus, bei dem [...] kein Spekulant aus Abbruchbuden Wuchermieten zieht, die wir noch dazu für ihn renovieren. Sondern wo alles, was wir hineinstecken an Zeit, Arbeit und Gefühlen, wir für unsere Ziele, für unseren Zusammenhang tun. Ein Zentrum von Projekten mit verschiedenen Aktivitäten und unterschiedlichen Zusammensetzungen; [...] Wo man nicht Kopf ist, aber auch nicht nur Bauch.« [...] So beschreiben die Initiatoren des Mehringhof ihren Traum, der am Anfang stand.«

Joachim Berger: *Kreuzberger Wanderbuch: Wege ins widerborstige Berlin*, Berlin: Goebel (1984), S. 191.

Zu den bekanntesten (und eher unüblichen) Manifestationen der neuen Gründerwelle zählte (damals wie heute) der Kreuzberger Mehringhof – »Wirtschaftswunder der 80er Jahre« und jedenfalls ein »Vorzeigebetrieb« linksalternativer Betriebsamkeit, an dem sich auch gerne mal CDU-Politiker einfanden, um sich mit den Strukturen der alternativen Ökonomie gutzustellen (noch öfters aber die Polizei). Lanciert wurde der Mehringhof – der »Impuls ging aus von ein paar Projekten, die in Raumnot steckten« (u.a. die Schule für Erwachsenenbildung und das Netzwerk Selbsthilfe e.V.) – auf dem ehemaligen Fabrikgelände der H. Berthold AG. Trotz Widerstände der lokalen Bezirksregierung, aber mittels freundlicher Unterstützung von Sympathisant*innen – »Es wurden Einzeldarlehen zwischen 1000 und 70 000 DM gegeben – von LehrerInnen, ApothekerInnen, ProfessorInnen, von fröhlichen Erben wie von hartgesottene[n] ZahnärztInnen« – konnte der Komplex – 5'300 qm, »Bausubstanz ... gut bis hervorragend« – den ehemaligen Eigentümern zum Preis von 1.6 Millionen DM abgekauft werden (insofern eher unüblich).⁶ Ein Kunststück der Selbstverwaltung: »Formed as a limited company, in order to secure grants and loans«, so erklärte sich das ein Lagebericht aus dem Vereinigten Königreich, »the members worked out a model whereby ownership could pass gradually out of the hands of the company and into the hands of the tenants [...]. The intention then being to neutralise capital and at the same time to collectivise the property«.⁷ Auch der Mehringhof war also ein Symptom, wenn man so will, postindustrieller Zustände. Während sich das neuerdings als »Wissenschaftsstadt« gefallende Berlin in der Musealisierung übte – vom AEG-Gelände (neuerdings unter Denkmalschutz) bis zum neuen Museum für Verkehr und Technik (1982/1983) – und ein Jubiläum das nächste jagte – 125 Jahre Gaswerke, 100 Jahre VDI, 750 Jahre Berlin usw. – wucherten in den Ruinen vielfältige Formen des anderen Wissens. Der Soziologe Wieland Elfferding, Mitherausgeber des offenbar sehr zeitgemäßen Büchleins *Selbstverwaltung* (1981), sprach 1986 gar von einer »vielfältige[n] und mehrgeschossige[n] Wissenschaftslandschaft in Berlin«, die sich unlängst herausgebildet hatte: »Wissenschaft in den sozialen Bewegungen«, so hieß es da, »um mit dem ›Erdgeschoss‹ anzufangen, stellt schon an sich ein vielgliedriges Gebilde dar: Wissenschaftsläden, z.B. Gesundheitsladen, wissenschaftliche Beratungs- und Kommunikationszentren wie das FFBIZ [Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum], die Geschichtswerkstatt, private Forschungsinstitute, kleine wissenschaftliche Verlage und Zeitschriften, die Berliner Volksuni und vieles mehr«.⁸ Allein im Mehringhof ließe sich anführen: der Gesundheitsladen, diverse Anlaufstellen für Friedens-, Anti-Kabel- sowie Anti-Volkszählungsinitiativen, das Ingenieurskollektiv Wuseltronick (»Wind- und Sonnenenergienutzung«), Ökotopia GmbH (»Handel mit Naturprodukten«), die Ökobank Arbeitsgruppe Berlin und die Zeitschrift *Wechselwirkung*, das Sprachrohr der westdeutschen Wissenschafts- und Technikkritik. Sie alle trieb das Problem um, das Adepten des »alternativen« und/oder »kritischen« Wissens zwangsläufig umtrieb: »Verweigern oder Aneignen?«⁹

► SELBERMACHEN / KANÄLE / Alte Medien, neue Medien



»Das Museum für Verkehr u. Technik baut das Bahnbetriebswerk Anhalter Bahnhof wieder auf«, 1985, Jürgen Henschel, 2017/2662, Signatur: K03_0472_13-30, FHXB.

Unweit des Mehringhofs, auf dem Gelände des ehemaligen Anhalter Bahnhofs, eröffnete 1983 das Museum für Verkehr und Technik seine Pforten, samt »ökologische[r] Reservate« und Windmühlen: »Bitte helfen Sie mit durch Schonung der Natur und der Technik«.

»Früher dachten wir, man könnte das sehr schnell, heute wissen wir, daß das wahnsinnig lange dauert und von einem fertigen Gerät auf dem Labor-tisch z.B. bis zu einem, das man verkaufen kann, braucht man meist auch noch mal ein Mehrfaches der Entwicklungszeit, die man vorher gebraucht hat, um das Laborgerät zu haben. Aber das sind Sachen, die sind in der Wirtschaft auch bekannt. Aber die haben wir dann erst richtig erfahren. Aber das Interessante ist jetzt gar nicht, wie sich die eigene Position dabei politisch verschiebt, sondern in welche Position man eigentlich dabei gedrängt wird. Was also mit dem Außenverhältnis so passiert, daß man sich plötzlich in einer ganz anderen Umgebung wiederfindet als vorher. Wenn wir einen Chef hätten und das gleiche machen würden, also so'ne lockere Firma wären, dann würden wir ja voll in den Rahmen der CDU-Politik fallen, die auf Unternehmergeist und forsche Leute setzt, die halt universitäre Forschung und eigene Forschung in Produkte umsetzen und dann verkaufen.«

»Wuseltronick (Interview mit Reiner Lemoine)«, in: Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 85-93, hier S. 88.

»Es beginnt morgens um halb neun mit dem Frühstück.

Es ist halb neun, Hansi ist schon da, kocht gerade Kaffee und Tee, Reiner kommt rein.

Reiner: »Morgen, Hansi (er gähnt), wo sind denn die anderen drei?« (Wir sind nämlich fünf: Hansi, Julius, Matze sind Elektrotechniker, Brigitte Physikerin und Reiner Flugtechniker)

Hansi: »Julius kommt um halb zehn zur Arbeitsbesprechung, und Brigitte, ach, da kommt sie ja – Morgen!«

Brigitte: »Hallo. Ich hab die Zeitung mit. Morgen allerseits! Habt ihr schon gelesen, im Wirtschaftsteil: »Große Expansionschancen auf dem Heimcomputer-Markt?« Da seht ihr's, da sitzt die dicke Knete. (Sie grinst frech.)

»Wir sollten nicht an Windrädern forschen, sondern ganz dick in den Computer-Markt einsteigen!«

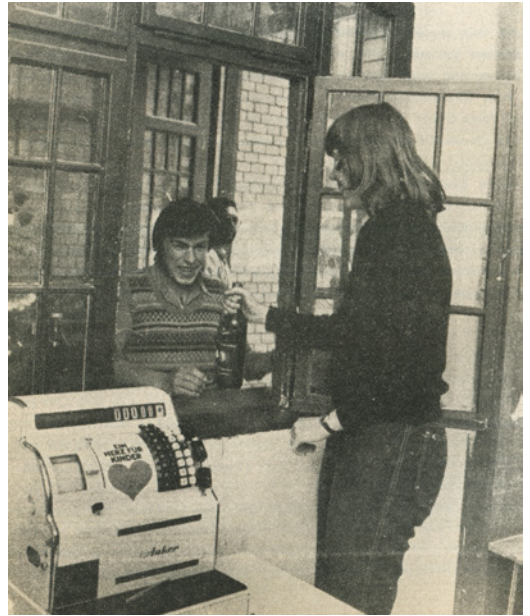
Hansi: »Nu is aber jut, du spinnst wohl, wa?«

Reiner: »Mal im Ernst, wenn wir hier Bauteile der Mikroelektronik in unseren Geräten einbauen, dann werden die in Hongkong oder Korea von Frauen für Hungerlöhne produziert, und wir unterstützen diese Ausbeutung noch, das ist bei uns nicht anders.«

Hansi: »Was willst'e'n machen, wenn wa woanders keene herkriegten?

Wenn det einer so macht, müssen das alle anderen auch so machen.«

»Ein Tag bei Wuseltronick – Computereinsatz in einem Alternativprojekt«, in: Werner Beuschel, Joachim Bickenbach, Reinhard Keil (Hg.): *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: Wissenschaftsladen Berlin (1983), S. 60-73, hier S. 60.

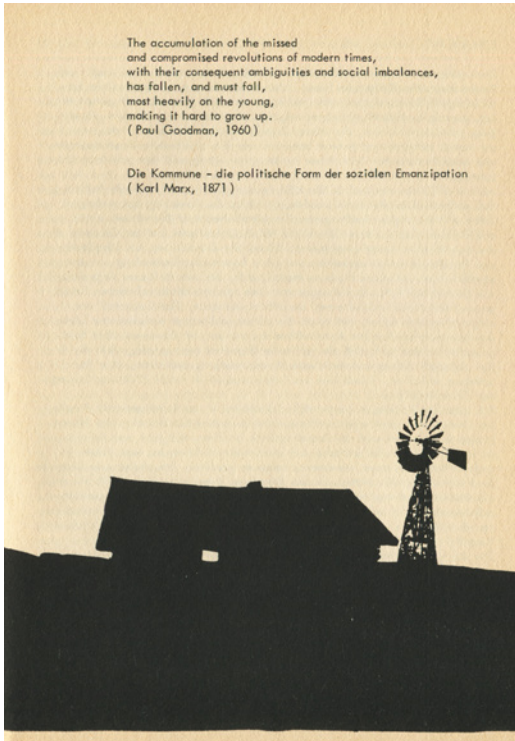


Arno Bammé u.a.: *Arbeiten und Lernen verbinden: Theorie und Praxis der Ökotoxia Handelsgesellschaft*, Frankfurt am Main: päd extra buchverlag (1982), S. 20.

»Jeder Betrieb, der sich am Markt behaupten will, steht unter dem Zwang der Einhaltung der allgemeinen Rahmenbedingungen. Im Rahmen dieser Bedingungen jedoch ist er frei. [...] Für die Machbarkeit von Projekten ergeben sich hieraus einschneidende Bedingungen, die beachtet werden müssen: [...] Projekte tragen Innovationscharakter, müssen sich daher in ihrer »Überlegenheit« auf dem Markt beweisen. Der Satz von Schumpeter »Ohne Entwicklung keinen Unternehmergewinn, ohne Unternehmergewinn keine Entwicklung«, gedanklich auf Projekte übertragen, unterstreicht sowohl das schöpferische wie das zwanghafte Moment.«

Arno Bammé et al.: *Arbeiten und Lernen verbinden: Theorie und Praxis der Ökotoxia Handelsgesellschaft*, Frankfurt am Main: päd extra buchverlag (1982), S. 36-37. ►SELBERMACHEN / UNTERNEHMER

LÄDEN Role Models



Bernd Leineweber, Karl-Ludwig Schibel: *Die Revolution ist vorbei - Wir haben gesiegt*, Berlin: Merve (1975), S. 5.

»Ihr [der community-Bewegung] galt bei unserer zweiten Reise (1974) unser zentrales Interesse. Wir besuchten Anwaltskollektive, Freie Kliniken, Mietergewerkschaften, Stadtteil-Gruppen, Lebensmittelkooperativen, Stadt- und Landkommunen, um herauszufinden, wie die [US-amerikanischen] Genossen, [...] die Probleme angehen, die uns selbst beschäftigen: Wie können wir die gesellschaftlichen Grenzen zwischen Politik, Sicherung des Lebensunterhalts und Privatleben überwinden?«

Bernd Leineweber, Karl-Ludwig Schibel: *Die Revolution ist vorbei - Wir haben gesiegt*, Berlin: Merve (1975), S. 6-7. ► NO FUTURE / DORF / Hüttendorf ► NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG / Urerfahrung

»Mit Ihrer Erlaubnis zitieren wir aus dem ›Sachwörterbuch der Geschichte‹. Dort steht unter dem Stichwort Kleinbürgertum: ›Kleineigentümer im System der kleinen Warenproduktion - Bauern, Handwerker, Einzelhändler, Gewerbetreibende -, die nicht von der Ausbeutung anderer leben. Die kapitalistische Akkumulation und die Entwicklung der maschinellen Großindustrie führten zur Verdrängung der kleinen Warenproduktion. Die historische Entwicklung bestätigte die bereits von Karl Marx und Friedrich Engels im ›Manifest der kommunistischen Partei‹ nachgewiesene Unver-

meidlichkeit der Verdrängung des K. und widerlegte die Utopien der kleinbürgerlichen Philosophie und Politikökonomie.«

Mit ›K.‹ sind wir gemeint [...]. Das hinderte sie alle [die Sozialist*innen] natürlich nicht im geringsten, immer wieder auf kleinbürgerliche Erscheinungen warnend hinzuweisen, verächtlich über ›kleinbürgerliche Demokraten‹, ›kleinbürgerliche Utopisten‹ oder ›kleinbürgerlichradikale‹ Abwehler zu spotten. [...] Diese selbstgerechte und z.T. verlogene Abgrenzung funktionierte auch in der im 19. Jahrhundert sich heftig entwi-

ckelnden Frauenbewegung. Während die Verfechterinnen einer Integrierung der Frauenbewegung in die Arbeiterbewegung [...] die selbständigen Vereine vor allem kleinbürgerlicher Frauen (weibliche Angestellte, Sekretärinnen, Verkäuferinnen etc.) als überflüssig und schädlich verdammen, bauten diese ihre Vereine eifrig weiter aus, gründeten Zeitschriften, Büchereien, Erholungsheime, organisierten Wohnungsnachweise, Vortragsabende, kämpften für eine Angleichung ihrer Löhne an Männerlöhne und für bessere Arbeitszeiten, schlugen sich publizistisch und praktisch



Wieland Eifferding, Wolfgang Fritz Haug (Hg.): *Selbstverwaltung*, Berlin: Argument (1981) (= Argument Sonderband AS 61), Cover.

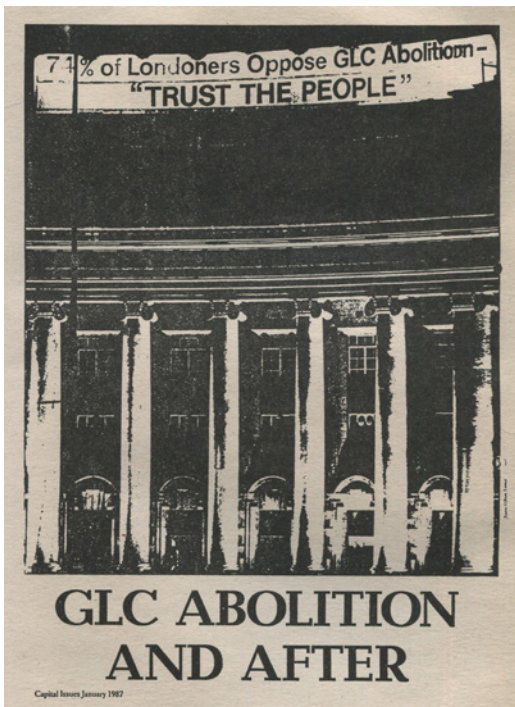
Selbstverwaltung berichtete 1981 von ebensolchen Initiativen aus aller Welt, unter anderem vom Lucas Aerospace Alternative Plan, einem (gescheiterten) Experiment in Sachen Arbeiter*innen-Selbstorganisation, das vorsah, die dahinsiechende britische Waffenschmiede Lucas Aerospace in ein Quell »sozial-nützlicher« Technologien zu verwandeln: Herzschrittmacher, künstliche Nieren, spezielle Schienenwägen und Wärmepumpen für die »dritte Welt« und so weiter.¹⁰ ► MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Sachzwänge

mit frauenfeindlichen Chefs und Kollegen herum. [...] Was sich seit den 70er Jahren hierzulande entwickelt hat an »alternativer« Ökonomie oder an »Aussteiger-Wirtschaft«, ist nichts weiter als der Versuch, das speziell in Deutschland gezähmte oder plattgewalzte Kleinbürgertum wieder zu altem Leben zu erwecken. [...] [E]in Projekt des Anachronismus. Wir wollen uns nicht mit unseren kleinbürgerlichen Klassengenossen der Revolution von 1848 vergleichen (auch wenn mancher von uns aus politischen Gründen die Weihen eines Kleinunternehmers empfangen mußte); wir wollen uns angesichts des bescheidenen Umfangs unserer kleinteiligen Ökonomie auch nicht mit der traditionell gewachsenen und relativ stabilen kleinbürgerlichen Kultur Italiens, Frankreichs oder Spaniens auf ein Stufe stellen. Und wir wollen den Mut und die Kühnheit eines Gustav Landauer oder Erich Mühsam nicht unseren kleinen Risiken gleichsetzen. Aber wir möchten doch zu bedenken geben, daß wir immerhin den Versuch machen, an solche Traditionen wieder anzuknüpfen.«

Rainer Nitsche: »Mit der Bitte um Vergeltung«, in: Elisabeth Bolta, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 121-128, hier S. 121-123.

Die Läden beziehungsweise das Prinzip »Selbstverwaltung« beziehungsweise der Wunsch, auch das »Wissen« anders zu organisieren, fielen nicht vom Himmel – weder physisch noch ideell. Vorbilder gab es zu genüge, manche kamen von weit her: wie die zu unrecht verunglimpft »Kleinbürgerbewegung«, die Frühsozialist*innen, das »Experiment von Wörgl«, der »Münzenberg-Konzern«. Und manche von fern, aus dem Ausland: etwa die »Food-Coops« im Vereinigten Königreich (von dort schwappte auch das Konzept der Geschichtswerkstätten herüber) und die amerikanischen Kommunen, die manche Genoss*innen schon bereist hatten, um dort »Ansätze zu radikaler Selbstorganisation« zu entdecken. Ferner: die scheinbar intakte Geschäftswelt Südtaliens oder Spaniens, wo es noch gemütlich zugeht und nach »Wein, Käse und Öl« roch (statt dem »vorherrschende[n] Einheitslook von Einkaufs- und Fußgängerzonen«).¹¹ Oder: die aus der Not – im Zuge von Entlassungen, Freistellungen, usw. – geborenen Initiativen in Sachen betrieblicher Selbstverwaltung, die andernorts (wie die Deindustrialisierung auch) schon etwas früher einsetzten, namentlich etwa der sogenannte »Lucas Aerospace Alternative Plan«. Das Vorbild für die Wissenschaftsläden, die *Wetenschawinkels*, wiederum fand sich in Holland – die *Wechselwirkung* sollte berichten. Wichtig waren solche Vorbilder auch deshalb, weil – »Aneignen oder Verweigern« – sich die nicht-entfremdete Wissensproduktion stets auf einem schmalen Grad bewegte. Sei es, weil sie schnell mal in den Verdacht gerieten, »ja voll in den Rahmen der CDU-Politik fallen«, so selbstständig und betriebsam ging es dort offenbar zu; oder sei es, weil Wissenschaft und Technik landläufig (so wollte es jedenfalls der zeitgenössische Diskurs, zu dem man sich also verhalten musste), als »Inbegriff von Menschenfeindlichkeit und Arbeitsplatz-Zerstörung, mindestens aber Dequalifizierung und/oder Lohnleinbuße« galt.¹² Das machte das Projekt »Gegenwissen« nicht unbedingt einfacher: »An vielen Ecken macht sich der Widerstand gegen die menschenfeindlichen neuen Technologien breit – viele von uns sehen das so.«¹³

Mit solchen Zuständen und Reaktionen sahen sich etwa die Macher*innen des Wissenschaftsladens recht häufig konfrontiert (dazu unten mehr). Umso wichtiger also, darüber zu reflektieren, wie man tat, was man tat – teilweise geschah das auf recht hohem Niveau, ob nun in Zeitschriften wie der im Mehringhof basierten *Wechselwirkung*, oder im (mehr oder minder kreativen) Rückgriff auf historische Präzedenzfälle. Besonders naiv waren die Protagonist*innen der Alternativökonomie jedenfalls nicht. »Der ›Whole Earth Katalog‹ z.B.«, so glaubte man etwa bei der AG SPAK (Arbeitsgemeinschaft Sozialpolitischer Arbeitskreise), »dient [vorwiegend] der Präsentation der Erscheinung des subkulturellen Reichtums als ›ungeheure Warensammlung‹«. Und auch der Traum vom Kollektiv sei kein Alleinstellungsmerkmal – es gäbe nämlich »die gleichlaufende Tendenz in Staat (Kosten-Nutzen-Rechnung, Denkfabriken á la [sic] RAND), Militär (Denkfabriken), Werbung (Kreativierungsmethoden [sic]), Gesundheitswesen (Gruppenpraxis von Ärzten), Wissenschaft (der ›Mathematiker Nicolas Bourbaki‹, der in Wirklichkeit eine Gruppe von Mathematikern ist) etc.«¹⁴ Historiker*innen der alternativen Milieus hingegen haben dazu tendiert, vor allem auf die (unternehmerische) Projektfähigkeit dieser Strukturen abzuheben, die unheimliche Nähe zu dem, was gemeinheim mit »Neoliberalismus« bezeichnet wird.¹⁵ Das lässt sich kaum von der Hand weisen, überschätzt aber sehr wahrscheinlich die Wirkmächtigkeit der »Scene«. Und es unterschätzt, wie anders die Zielsetzungen aussahen, denen der/die durchschnittliche Ladenbetreiber*in anhing; es unterschätzt auch, wie sehr (und vermutlich folgenschwerer) der neue »Unternehmergeist« – Selbstverantwortung, Autonomie, Risikobereitschaft – schlicht von oben gepredigt (bzw. implementiert) wurde. Wer sich etwa selbst ausbeuten wollte, zumindest aber lieber in der »Grundlagen-« statt »Kriegsforschung« tätig sein mochte, die oder der konnte auch damals schon einfach in »dieser Scheiß [sic] Max Planck Gesellschaft« anheuern. (Wieso »sie dort 180% arbeiten«, trotz halber Stelle und mit einem Bruchteil des Lohns, den man in der Industrie hätte verdienen können, war ein Rätsel).¹⁶



Die 1983 an der Freien Universität lancierte Arbeitslosen-Selbsthilfe-Initiative PAULA e.V., aus der 1987 u.a. das Technologie-Netzwerk Berlin hervorgehen sollte, unternahm drei Exkursionen ins Vereinigte Königreich – 1985, 1987 und 1989 –, um dort alternative bzw. »lokalökonomische« Strategien der Wirtschafts-, Beschäftigungs- und Technologieförderung unter die Lupe zu nehmen – insbesondere die durch das Greater London Council (GLC) angestoßenen Pionierprojekte wie »TechNets«: »Ungefähr 3 Mio Pfd. St. wurden allein 1984/85 in die Technology Networks investiert, welche [das GLC] zum Zweck der Förderung sozial nützlicher Produktinnovation und des Technologietransfers in hauptsächlich selbstverwaltete Betriebe etabliert hatte. [...] Jedes Netzwerk hat(te) eine nach außen hin offene, einladende Architektur, um auch Nicht-Experten den Zugang zu erleichtern. Die TechNets hatten eine kleine Stammebelegschaft [...], die dazu in der Lage sein sollte, Technik zu entmystifizieren und das ›stille Wissen‹ der ortsansässigen Bevölkerung einzubeziehen.« Das GLC wurde durch die »Zentralregierung« (Thatcher) am 1. Mai 1986 abgeschafft.¹⁷

Technologie-Netzwerk Berlin e.V.: *Lokale Ökonomie: Exploration und Evaluierung lokaler Strategien in Krisenregionen* (Band 2), Berlin: TU Berlin (1991), S. 107.

LÄDEN Wissenschaftsläden



Meßgerät zur Bestimmung des SO₂-Gehalts der Luft

Werner Beuschel, Norbert Deitelhoff, Jörn Diekmann, Klaus Harscher: »Vom Kramladen zum Fachgeschäft: Erfahrungen und Perspektiven des Berliner Wissenschaftsladens«, in: *Wechselwirkung* 22 (1984), S. 34–38, hier S. 36.

»Autonome Meßstation«, Kreuzberg (Görlitzer Bahnhof), Januar 1984: Der »AG Luft« des Berliner Wissenschaftsladens gelang 1984 u.a. die Widerlegung der »immer wieder angeführte[n] These, der Dreck in der Berliner Luft käme [lediglich] »aus dem Osten««. In erster Linie ging es allerdings, auf die Anfrage einer Bürgerinitiative hin, um die »Durchführung eigener, vom [Berliner] Senat unabhängiger Luftgütemessungen«.

Werner Beuschel, Norbert Deitelhoff, Jörn Diekmann, Klaus Harscher: »Vom Kramladen zum Fachgeschäft: Erfahrungen und Perspektiven des Berliner Wissenschaftsladens«, in: *Wechselwirkung* 22 (1984), S. 34–38, hier S. 35–36.

»Nach dem Motto »Wenn der Bourgeoisie eh nichts dran liegt«, sollen wir uns keine weiteren Gedanken machen und kuschen. Die Bourgeoisie hat aber ein unmittelbares Interesse an der Existenz der Hochschule und der Aufrechterhaltung der Forschung und der Lehre, weil sie erstens ausgebildete Funktionäre zur Leitung und Überwachung der Produktion und im Staatsapparat benötigt und sie zweitens die Hochschule als Planungs- und Forschungsstätte betreibt. Dies beweist die Forschungstätigkeit an der Technischen Universität und wie sie finanziert wird. Dies beweist auch die persönliche enge Kooperation der Professoren mit den Kapitalisten. Rund 36% der Forschung an der TU wird aus sogenannten Drittmitteln finanziert, die Forschungsträger sind hauptsächlich die DFG (Deutsche Forschungsgemeinschaft), [...]. Weiter tauchen auf staatliche Institutionen, Wirtschaftsverbände, Industrie etc. AEG, Thyssen, Siemens, DEPAG, Krone, Fichtel u. Sechs, Hoesch, Hochtief sind genauso unter den Finanzierungsträgern vertreten wie

der Senat, Bundesminister, verschiedene Stiftungen, Kapitalistenverbände wie der Bundesverband der Heizungs- und Klimaindustrie oder der Verband der chemischen Industrie oder auch die Lahneyer AG«.

Zelle Kybernetik: *Technische Universität Berlin: Forschungsstätte der Bourgeoisie*, Berlin: Zelle Kybernetik der KHG (1976), S. 3.

»Der Kurs COMPUTER + GESELLSCHAFT 1+2 wurde in den vergangenen Jahren inhaltlich und didaktisch weiterentwickelt. Wir sind völlig vom üblichen Seminarstil abgekommen, wo hauptsächlich mit Skripten und Referaten gearbeitet wurde. Stattdessen gehen wir projektorientiert vor, d.h.: Zu einzelnen Themenkomplexen [...] bilden sich Kleingruppen – von 3 bis 7 Studenten, die sich mit einem Komplex ausschnitthaft selbstständig während des Semesters beschäftigen. Neben der Kleingruppenarbeit findet wöchentlich ein Plenum statt, das als Zusammenhalt und Diskussionsforum für alle Teilnehmer des Kurses dient. Im Plenum werden gemeinsam interessierende Fragen besprochen, die Ergebnisse der einzelnen Gruppen vorgestellt und diskutiert. Die Kleingruppen erstellen einen Projektbericht. [...] Es stellt sich die Frage: Wie können wir als Menschen und Wissenschaftler, als Informatiker und Techniker dazu kommen, nicht alles zu tun, was wir können, weil es Ansehen, Karriere oder Profit verspricht?«

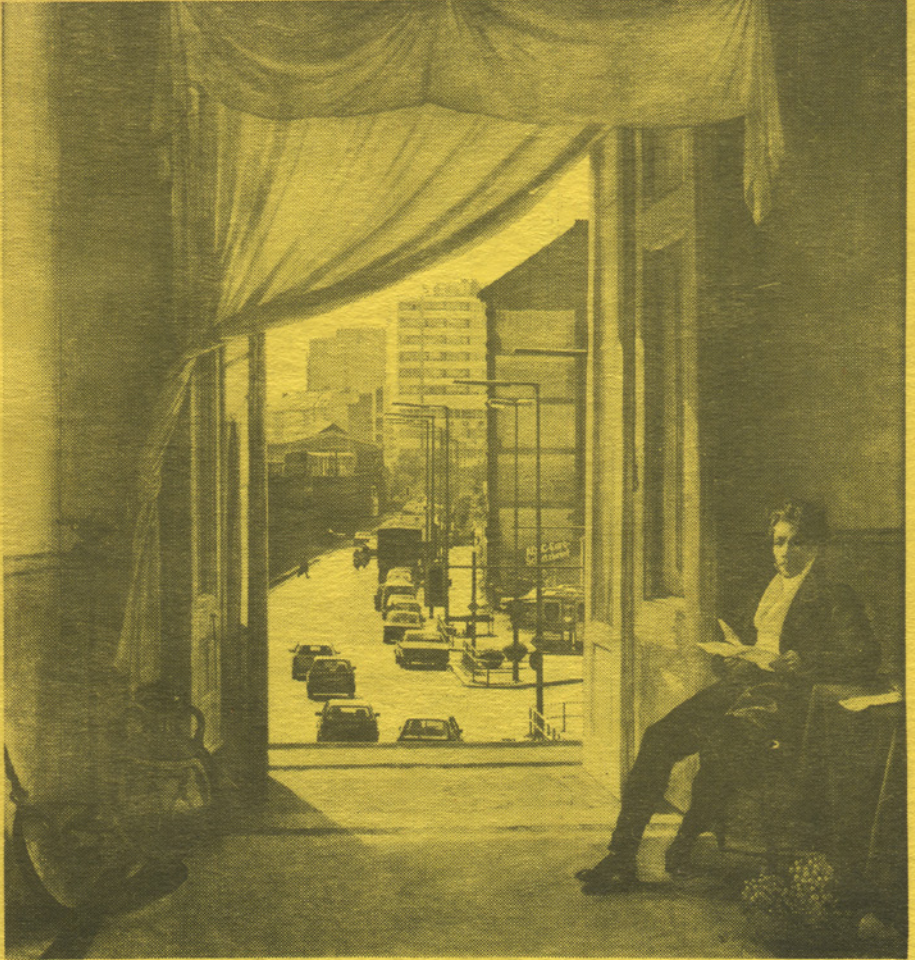
»Gesellschaftliche Implikationen auf Sparflamme« (o.V.), in: Werner Beuschel u.a. (Hg.): *10 Jahre Fachbereich 20*, Berlin (1980), S. 143, 146.

»Eine öffentliche Finanzierung der im Laden anfallenden Arbeit konnte bisher nicht erreicht werden (»Staatsknete«, Forschungsmittel etc.).«

Werner Beuschel, Norbert Deitelhoff, Jörn Diekmann, Klaus Harscher: »Vom Kramladen zum Fachgeschäft: Erfahrungen und Perspektiven des Berliner Wissenschaftsladens«, in: *Wechselwirkung* 22 (1984), S. 34–38, hier S. 38.



Werner Beuschel, Norbert Deitelhoff, Jörn Diekmann, Klaus Harscher: »Vom Kramladen zum Fachgeschäft: Erfahrungen und Perspektiven des Berliner Wissenschaftsladens«, in: *Wechselwirkung* 22 (1984), S. 34–38, hier S. 38.



KREUZBERGER LUFT und deren Folgen

BERLIN



WISSEN -
SCHAFTSLADEN

WILAB Berichte 1-84
ZWEITE AUFLAGE

Kreuzberger Luft und deren Folgen, Berlin: WILAB (1984)
(= WILAB Berichte 1-84), Cover.

»Der Kenner wird natürlich sogleich erkannt haben, daß der Türausblick auf den »Kotti« in ein Bild des Malers Franz Louis Catel hineinmontiert wurde. Ein Bild von 1824, das in der Nationalgalerie in Berlin hängt. Mit dieser Fotomontage reißen wir (der Wila) uns in die zeitgemäße Konfrontation von romantischem Bild und brutaler Wirklichkeit ein [...]. Der

jugendliche Herr im Hausrock, der da gelassen in der rechten Bildhälfte ein Brief [sic] aus der Heimat in den Fingern hält, dabei aber sehr aufmerksam den Bildbetrachter ansieht, ist natürlich niemand anderes als Schinkel, der so zahlreiche, wichtige und eindrucksvolle Bauten in Berlin und Umgebung hinterlassen hat. Wie würde sich dieser Herr wohl angesichts eines solchen Türausblicks verhalten haben? Wohl kaum gelassen!«

Kreuzberger Luft und deren Folgen, Berlin: WILAB (1984) (= WILAB Berichte 1-84), S. II.

»[W]ie komme ich mit dem, was ich mache, aus der Isolierung des Elfenbeinturms heraus?« Dieses, wenn man so will, Leiträtsel durchzog das Gründungsmanifest *Wissenschaft im Labyrinth* (1981) des Berliner Wissenschaftsladens sowie das tagtägliche Tun des Resultats: der Wissenschaftsladen Berlin, kurz »WILAB«, der tatsächlich einige Zeit später in der Kreuzberger Fichtestraße (unweit des Mehringhofs) seine Türen öffnen sollte.¹⁸ Der Dunstkreis der Initiative wurde dort gleich mitbenannt: diverse Manifestationen »kritischer« und/oder »alternativer« Wissenschaft, die sich in jüngster Zeit häuften, darunter die Tagung »Versuche zu einer ›Kritischen Naturwissenschaft‹« im Herbst 1980 an der Evangelischen Akademie Loccum, die erwähnte Zeitschrift *Wechselwirkung* (aktiv seit 1979), das Freiburger Ökoinstitut, allerlei Unternehmungen in Sachen »angepasste Technologien« oder das FORBIT (Forschungs- und Beratungsstelle Informationstechnologie) in Hamburg. Auch aus einem Büchlein mit dem plakativen Namen *Wissenschaft Kaputt* (1980) wurde ausgiebig zitiert.¹⁹

Nicht ganz zufällig auch, dass die drei Ladengründer – allesamt Studenten der Informatik bzw. Elektrotechnik an der TU Berlin – eher lebensfremden und -feindlichen Disziplinen entstammten. An der TU befand sich immerhin der größte Informatikfachbereich des Landes. Und jedenfalls herrschte dort – an der »Forschungsstätte der Bourgeoisie«, wie die »[Rote] Zelle Kybernetik« seinerzeit formulierte – eine gewisse Unruhe. 1977 etwa mussten die Mathematikklausuren gar unter Polizeischutz stattfinden. Denn dass die Informatik durch »die Interessen von Profitwirtschaft und Staatsapparat« bestimmt wird, wie die Fachschafftskonferenz 1976 festhalten sollte, davon waren zumindest Bruchteile der knapp 1000 TU-Nachwuchs-Computerforscher*innen überzeugt. Die Zeit der Experimente dagegen neigte sich dem Ende zu, sprich: Ende der Hoffnungen auf »Selbstverwaltung« im Studium, auf Projektstudium, auf »boole'sche Bewertung« (von Klausuren) usw. Auch die geplante Professur »Gesellschaftliche Implikationen der Informatik« wurde Ende der 1970er Jahre vorsorglich »abgewürgt«. ²⁰

Die »neuen Technologien« sollten sich, neben Kundenanfragen aus dem Bereich Ökologie/ Gesundheit, dann auch zum »Dauerbrenner« des Berliner Wissenschaftsladens entwickeln.²¹ Bis 1984 hatte sich ein »harter Kern« von ca. fünfzehn Personen herausgebildet, die, jenseits der Isolierung des Elfenbeinturms, beratend und projektierend allen Hilfesuchenden zur Seite standen. Wie das genau aussah oder aussehen konnte, zeigt eine Umfrage aus dem Jahr 1982 (bis Mitte 1984 sollten knapp 250 Anfragen im WILAB eingehen): gut die Hälfte der Anfragen kam dabei von »Betriebsräten/Vertrauensleuten, Bürger-, Mieter-, Elterninitiativen, Selbsthilfegruppen, Kollektiven, Land-WG [sic] und Organisationen wie den ›Grünen‹«. Zu den bearbeiteten Themenkomplexen zählten: »Stellungnahme gegen Folienessen und Tiefkühlkost in einer Kindertagesstätte«, »Strahlenbelastung an Datensichtgeräten« sowie »Anfragen zu Wärmepumpen und Sonnenkollektoren«. Und vereinzelt auch Kuriositäten, etwa die »Begutachtung« einer »Theorie über die Entstehung des Mondes« oder die beratende Unterstützung von »jemand[em]«, der »einen ›alternativen‹ Kühlschrank für Entwicklungsländer konstruiert und dessen Funktion auf Kreta bereits ausprobiert [hatte]«. ²² Das Portfolio des Berliner Wissenschaftsladens sollte sich also schnell diversifizieren. Die AG Luft beispielsweise verfolgte prinzipiell nur ein »Hauptziel«, nämlich »die Formulierung einer fundier-

ten und wirksamen Kritik der ›Luftreinhaltungspolitik‹ des Berliner Senats – mit ambivalentem Ergebnis: »die Luft in Berlin stinkt [...] genauso [wie zuvor] und die Betroffenen werden nach wie vor auf Zahlen und Meßverfahren fixiert, die sinnliche Wahrnehmung [kaum] ernst genommen«. ²³ Umgekehrt die bekannten Symptome: »Selbstaufopferung« und Durststrecken, weil »selbst die popeligste Meßapparatur ein heiden [sic] Geld kostet«. ²⁴ Die Vision, »das Unbehagen an Technik und Wissenschaft konstruktiv zu wenden« zog sich so durch die stets prekäre Welt der Läden. ²⁵ Ähnliches Unbehagen hätte man damals auch andernorts beobachten können: etwa in Essen, wo 1981 der bundesweit erste »WILA« überhaupt die Pforten geöffnet hatte. Oder: in Hamburg, Nürnberg, Tübingen, Osnabrück, Darmstadt, Bielefeld, Bonn, Frankfurt, Kassel ... – »16 an der Zahl« waren es 1984. ²⁶ Manche Szene-Beobachter*innen sprachen ob der grassierenden »Unzufriedenheit mit der bestehenden Wissenschaft, ihren Inhalten, Methoden und institutionellen Formen« gar von einer regelrechten »WL-Bewegung«: von der »Öffnung der Wissenschaft zu konkreten Alltagsproblemen«, wie es 1982 in der *Wechselwirkung* hieß, die nicht ganz unwesentlich an der Verbreitung jener *very idea* beteiligt gewesen war, bei der es sich um eine Art Import aus Holland handelte, wo bereits in den 1970er Jahren die ersten *Wetenschapswinkels* entstanden waren. ²⁷

► NO FUTURE/ RÜCKBESINNUNG/ Heimat und Volk

»Als wir uns nach den verschiedenen Strategien der Wissenschaftsläden in Holland umgesehen hatten, stießen wir auf den Fall von Chemiarbeitern, die auf einer Giftmüllverbrennungsanlage arbeiteten. Der Chemieladen in Leiden bekam eine Anfrage von den Gewerkschaften, ob sie irgendwie helfen könnten, gegen die Auswirkungen dieser Giftstoffe vorzugehen. Ein klassisches Beispiel für kritische Naturwissenschaftler: Es wird eine Analyse gemacht: Wieviele Giftstoffe sind da drin, wie ist ihr Konzentrationsgrad? Ist das zulässig oder nicht zulässig? Sind die gefährlich oder nicht gefährlich? Bei den Stoffen, die über dem Grenzwert liegen, ist alles klar, bei denen unter dem Grenzwert muß man untersuchen, ob das nicht trotzdem gefährlich ist, man müßte also noch ein bißchen forschen, usw. ...

Also wie gesagt, das klassische Beispiel. Aber hier lag das anders. Der Chemieladen hatte nämlich leider gar keine Analysegeräte, um die Untersuchungen zu machen. Deswegen sind sie hingegangen und haben die Arbeiter erstmal gefragt: Wie hat nun bisher die Betriebsleitung auf eure Beschwerden reagiert? Wie haben sich die entsprechenden Behörden dazu verhalten? Was empfindet Ihr überhaupt als belastend? Rausgekommen ist dann, daß nicht mal die Gesundheitsbehörden reagiert haben, und daß z.B. die Arbeiter die Lärmbelastung subjektiv als ein viel größeres Problem ansahen als die giftigen Dämpfe, obwohl die eigentlich der Auslöser für die Anfragen waren. Aufgrund dieser Befragungen hat sich dann dort eine Bewegung formiert, die

sich viel breiter mit dem gesamten Arbeitsschutz beschäftigte. Das alles wäre mit der klassischen Vorgehensweise nie erreicht worden.«

Uli Tietze: »Kritik von Innen«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 43/10 (März 1981), S. 51–52, hier S. 52.



Mai-Gruppe/Theoriefraktion: *Wissenschaft kaputt*, Münster (1980), S. 3.

»In kurzer Zeit sind an vielen Hochschulorten, aber auch in fast allen Städten der Bundesrepublik die verschiedensten Einrichtungen und Initiativen entstanden, die alle den Anspruch erheben, einem verbesserten Verhältnis zwischen

Hochschule und Gesellschaft dienlich sein zu wollen, indem sie den erhöhten Problemlösungsbedarf der Praxis aufgreifen. Bei näherer Betrachtung fällt auf, dass der Bedeutungsgehalt der Formel »Wissenschafts- und Technologietransfer« offensichtlich sehr schillernd ist. [...] Sowohl die Organisation als auch die Ausrichtung der traditionellen Transferbeziehungen sind offensichtlich immer weniger

geeignet, um die Hochschule selbst in ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung ausreichend legitimieren zu können. Es ist deshalb kein Zufall, wenn sich als Reaktion auf die Krisenerscheinungen im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auch innerhalb der Hochschule Initiativen herausgebildet haben, die die Produktion und Verteilung von wissenschaftlichen Erkenntnissen in die Praxis anders und neu organisieren wollen. Damit verbindet sich der Anspruch, Wissenschaft vor allem unter Gesichtspunkten zu betreiben, die eine Neuorientierung zu alternativen Bedarfsvorstellungen bzw. Nachfragestrukturen zuläßt. Die Initiativen verstehen ihrerseits die Öffnung der Hochschule als Einlösung des gesellschaftskritischen Anspruchs von Wissenschaft. Sie verbinden diese Zielsetzung damit,

- die Definitionsmacht von Wissenschaft in Frage zu stellen und sie als gleichwertige Kompetenz den Kenntnissen und Strategien im Alltagsleben gegenüber zu stellen,
- die postulierte Wertfreiheit von Wissenschaft in Frage zu stellen, [...]
- die Öffnung der Hochschule gegenüber gesellschaftlichen Zielgruppen zu erreichen, [...]
- den Arbeitsplatz als Wissenschaftler praxisnäher zu gestalten, um sich aus der Situation des Arbeitens im »Elfenbeinturm« zu befreien.«

Irmtraud Schlosser, Margret Steffen: *Der Wissenschaftsladen Bielefeld: Ergebnisse, Ladenpraxis und Erfahrungen*, Bielefeld: Zentrum für Wissenschaft und Praxis (1985), S. 1, 10-11.
 ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Plattformen

LÄDEN Stagnation

»Die Bioläden, die alternativen Transportunternehmen, die Spielzeughersteller wie die Druckereien sind bis auf Ausnahmen überschuldet und unterkapitalisiert. Die Produktionskosten sind oft höher als beim herkömmlichen Handwerk, weil bis zu 80 Prozent der Mitarbeiter ohne Ausbildung an den Arbeitsplatz kommen. Um zu überleben, wird Selbstausbeutung betrieben. Die Mehrheit der Nettoeinkommen liegt unter 1.500 Mark. Nur die Hälfte der Neugründungen wird älter als drei Jahre. [...] Wer [...] beides will – Selbstverwirklichung im Kapitalismus und Überwindung des Systems –, der wandert auf einem schmalen Grat. Die historischen Versuche, sich aus dem Klassenkampf auf Inseln der Freien und Gleichen zurückzuziehen, sind sämtlich gescheitert.«

Werner Heine: »Eine Bank im Grünen«, in: *konkret* 6 (Juni 1984), S. 42-45, hier S. 44-45.

»Niemand wird die noch immer wachsende Kluft zwischen alternativen Ökonomie-Modellen und den Sachzwängen der auf Gewinnoptimierung getrimmten Konkurrenzwirtschaft übersehen. Durch Tierfabriken und landwirtschaftliche Großbetriebe beispielsweise sind in knapp zwei Jahrzehnten mehr als 40 Prozent der traditionellen Bauernhöfe zugrunde gegangen. Eine ähnliche Entwicklung ist im Detailhandel und im Gewerbe zu beobachten, wo seit 1960 ein Drittel der selbständigen Kleinunternehmer zur Aufgabe gezwungen worden ist. Wenn wir uns der menschlichen Tragödien bewußt sind, die hinter diesen nackten Zahlen stehen, dann bekommt E. F. Schumachers geflügeltes Wort »small is beautiful« vorerst einen bitteren Beigeschmack.«

Werner Geissberger: »Das »kleine Netz« als Beispiel einer sinnvollen Zukunft«, in: Michael Opielka (Hg.): *Die ökosoziale Frage: Entwürfe zum Sozialstaat*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 225-234, hier S. 225.



Werner Beuschel, Joachim Bickenbach, Reinhard Keil (Hg.):
Computer in Alternativprojekten, Berlin: Wissenschaftsladen Berlin (1983) (= WILAB Bericht 1-83), S. 26.
 ►SELBERMACHEN / UNTERNEHMER / Junge Tüftler

Dem kurzen Sommer der Selbstverwaltungs-Euphorie folgte irgendwann gegen Mitte der 1980er Jahre der lange Herbst der Ernüchterung: »Das Gros der Projekte«, notierte 1984 das Berliner *Stattbuch 3* noch vergleichsweise optimistisch, »wirtschaftet so irgendwie vor sich hin«, irgendwo zwischen »freakwirtschaftlichem Untergang« und »neuem Jungunternehmertum«. ²⁸ Im Jahr darauf sah Mathias Horx (im gleichnamigen Buch) bereits das *Ende der Alternativen* heraufziehen – und die allermeisten alternativen Unternehmungen »im Stadium des Dilettantismus steckengeblieben«. ²⁹ Vernichtend fiel, apropos »Selbstverwaltung aus Frauensicht«, auch das Urteil der Ingenieurin Christiane Erlemann aus: »*Alternativtechnologie* ist Teil des kapitalistischen Marktes geworden«. Und: »Technik ist weiterhin Männersache«. ³⁰ Jedenfalls war der Riss, der zwischen Hand- und Kopfarbeit verlief, wohl so ohne Weiteres nicht auszuheilen. Karrieren, Finanzen und Familie gingen irgendwann vor; althergebrachte Muster wurden reproduziert; und der »Zwang zum Kollektiv«, so resümierte die Redaktion der *Wechselwirkung* 1988 (kurz vor der Auflösung), hätte letztendlich die »Entwicklung und Wahrnehmung individueller Kompetenz« nur verhindert. ³¹ Erfolgsgeschichten wie die der Windturbinenbastler*innen vom Mehringhof – der Ex-Wuseltronick-Mann Reiner Lemoine sollte 2005 zum »Entrepreneur des Jahres« gekürt werden – blieben eher die Ausnahme. ³²

Das Nachleben der Läden gestaltet sich im Zweifelsfall also kompliziert: Kein direkter Weg führt, trotz der offensichtlichen Resonanzflächen – die latente Skepsis gegenüber dem »Staat«, die vielen Überstunden und Projekte, die Rhetorik von »Transfers«, Elfenbeintürmen und Produkten – vom Damals ins Heute. Zumal die Idee »Wissenschaftsladen« wohl nicht nur an ihren inneren Widersprüchen scheiterte – »jede sachlich abgefaßte Detailuntersuchung [setzt sich] der Gefahr aus, ideologisch vernutzt, vulgarisiert oder trivialisiert zu werden«, hieß es diesbezüglich etwa aus Bielefeld ³³ – sondern an äußeren Umständen, die derartigen Träumereien – »kritische« Wissenschaft im Dienste der Bevölkerung u.ä. – immer weniger abzugewinnen mochten. Es kam, so gesehen, nicht von ungefähr, dass der durchschnittliche »Wissenschaftsladen [...] einem Milchgeschäft ähnlicher [sah] als einer der üblichen in Beton gehaltenen akademischen Brutstätten«. ³⁴ Denn das Rollback der Bildungs-

reformen der Nachkriegsjahrzehnte war bald in vollem Gange: Die 1980er Jahre standen, universitätspolitisch gesehen, im Zeichen von »Eliten« und »Innovationen«, von »Drittmitteln« und »Rückzug des Staates« (aus der Forschungspolitik), von »Wertfreiheit«, Standortverteidigung und »Weltmarktkonkurrenz«. ³⁵ »Nicht weniger als zehn Institute und Akademien«, zählte etwa *Der Spiegel* 1988, »siedelten sich in den letzten beiden Jahren an der Peripherie der Berliner Hochschulen an. Bundesweit [...] arbeiten mindestens 200 An-Institute in unterschiedlichen Rechtsformen – mal als Verein, mal als GmbH, mal als Stiftung. Allen gemeinsam ist nur das Ziel: der schnelle Transfer von staatsbezogener Uni-Forschung in die Industrie«. ³⁶ ▶NATURPOLITIKEN/DIFFERENZ/Eliten

»Für die Bundesregierung scheint festzustehen, daß das allgemeine Innovationsniveau der Wirtschaft und insbesondere die Branchen der neuen Technologien – Mikroelektronik, Biotechnologie etc. – hinter internationalen Standards hinterherhinken. Deshalb hat die Bundesregierung im Bundesforschungsbericht 1984 [...] die Sparte Wagnisfinanzierung bzw. Risikokapital in Anlehnung an das amerikanische Konzept des »venture capital« eingerichtet. [...] Venture-Capital ist eine Investitionsform, die von vornherein jede Einflußnahme oder politische Kontrolle über den »technischen Output« unterbindet. Es gehört zum Konzept, von sozialen oder ökologischen Kriterien abstrahieren zu können. Allein der Markt ist die entscheidende Bewertungsinstanz. [...] [N]icht mehr die Zweckmäßigkeit in der Produktion ist das entscheidende Kriterium für den Wert, sondern die jeweilige Börsennotierung. [...] Im Bereich der selbstverwalteten Betriebe, bei Konversionsgruppen, Wissenschaftsläden etc. besteht [dagegen] das grundlegende Dilemma, daß diese in der Regel über eine minimale finanzielle Ausstattung verfügen. Es existieren mittlerweile ganze Kataloge von Projekten, die dort in Angriff genommen würden, gäbe es nicht so viele wissenschaftliche, technische und finanzielle Risiken. Alternative Produkte bedürfen einer besonders genauen Marktauswertung, es müssen Prototypen gebaut und Testserien durchgeführt werden, es müssen Kooperationsverträge mit Wissenschaftlern abgeschlossen oder Lizenzen erworben werden usw. Die geringen finanziellen Ressourcen sind zumindest ein entscheidender Grund für die Stagnation in diesen Bereichen.«

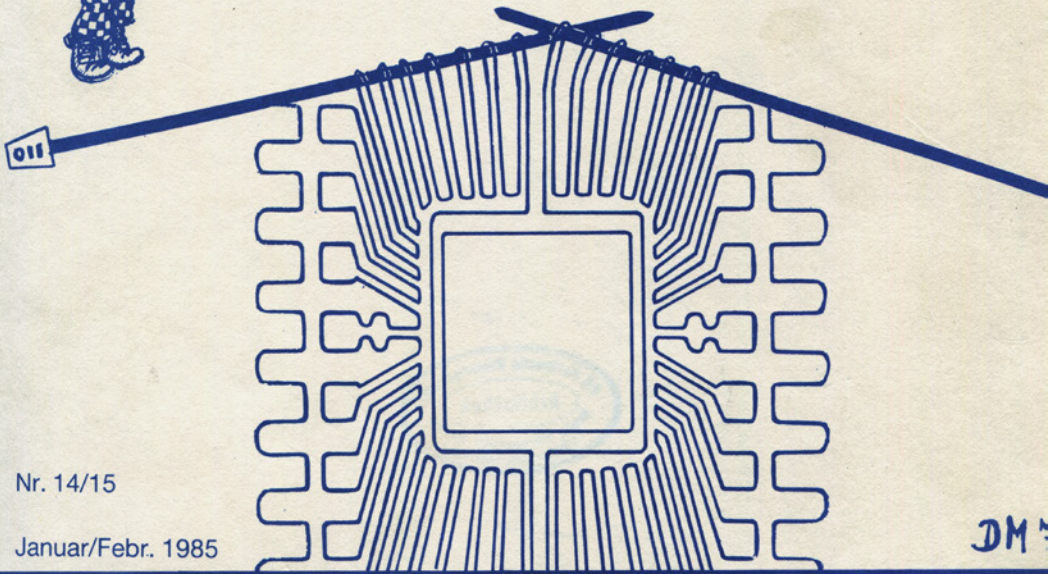
Franz Büllingen: »Neue Wege der Technologiepolitik: Risikokapital«, in: *Wechselwirkung* 27 (November 1985), S. 44–46, hier S. 44, 46.



CHIPS & Kabel



Alternativen für
Wissenschaft und Technik ?



Nr. 14/15

Januar/Febr. 1985

DM

Medienrundbrief

Die Grünen (Hg.): *Chips & Kabel: Alternativen für Wissenschaft und Technik*, Medienrundbrief 14/15 (Januar/Februar 1985), Cover.

»Die Angst und Ablehnung solch politisierter Wissenschaft durch die Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre und den traditionellen Wissenschaftsbetrieb erwecken den Eindruck einer kritischen, politischen Brisanz der neuen Synthese von Politik und Wissenschaft, auch wenn von ihr eigentlich nur auf die labile Konstitution von Parteien, Gewerkschaft und Wissenschaft geschlossen werden kann. Tatsächlich verdeckt sie die entscheidende Frage, inwieweit diese formale Interessenssynthese aus Beratungsbedarf und -angebot eine neue politische, vielleicht politisch-wissenschaftliche Dimension enthält. Und ob und unter welchen Bedingungen Wissenschaftler als Wissenschaftler den sozialen Bewegungen nutzen können. Erfahrungen mit Wissenschaftlern und Experten, die ›innerhalb‹ der sozialen Bewegungen arbeiten, lassen – und dies sei hier vorweggenommen – zunächst nur geringe Unterschiede zu den Wissenschaftlern und Experten von ›außerhalb‹ erkennen. [...] Unabhängig vom individuellen politischen Selbstverständnis der Wissenschaftler, unabhängig von ihrer Selbsteinordnung in den formellen oder informellen Expertenbereich sind sie, vermittelt über die Struktur von Wissenschaft – wenn dies zur Systemerhaltung notwendig ist – immer als Ideologieproduzenten funktionalisierbar.«

Gudrun Quandt, Kurt Schmah: »Von Wissenschaftlern, Experten und dienstbaren Geistern«, in: Die Grünen (Hg.): *Chips & Kabel: Alternativen für Wissenschaft und Technik*, Medienrundbrief 14/15 (Januar/Februar 1985), S. 5–8, hier S. 6–7.

»Die Ladenmitarbeiterinnen hofften, offene Türen einzurennen, erwarteten eine Halde mit ungelösten Problemen, die insbesondere Bürgerinitiativen und ähnliche Gruppen bewegten. Anfangs schien auch alles gut zu laufen. Eine Nitratmessung in Mineralwässern des Wissenschaftsladen Gießen bewegte die halbe Nation. [...] Auch nach der Tschernobyl-Katastrophe 1986 war der Rat der Expertinnen der Wissenschaftsläden viel gefragt. [...] 1985 zählte Ulf Brockner [vom WILA Köln] europaweit Wissenschaftsläden und alternative Forschungseinrichtungen: Holland 40, BRD 65, Belgien 19, Frankreich 1 und Schweiz 1. [...] Wir schätzen, daß es heute weniger als 15 aktive Wissenschaftsläden in der BRD gibt. [...] Gewerkschaften und Sozialdemokratie, die der Idee in Holland zum Durchbruch verhelfen, unterstützen diese Wissenschaftsläden meist nur verbal. Bis auf eine Stellungnahme der ›Juso-Hochschulgruppen‹ und der Grünen in Nordrhein-Westfalen und Hessen sind uns parteipolitische Stellungnahmen nicht bekannt. Auch an der Universität waren nur wenige Gruppen bereit, Wissenschaftsläden offensiv zu unterstützen. Nach 1983 war der Wissenschaftsladen Essen praktisch von der Bildfläche verschwunden. 1986 wurde ein erneuter Versuch als eingetragener Verein unternommen. Man konnte eine halbe ABM-Stelle einrichten. Gleichzeitig wurde eine Technologietransferstelle der Hochschule mit fünf Stellen besetzt. Auch den anderen Wissenschaftsläden an Hochschulen wie Bielefeld und Hamburg erging es nicht besser. [...] Es bleibt die resignative Feststellung von Jochen Kuhnen, der maßgeblich am Aufbau des Wissenschaftsladen Kassel beteiligt war: ›Es ist offensichtlich, daß eine an den Bedürfnissen der Betroffenen orientierte Wissenschaft an den hiesigen Universitäten als eine Kunst niederen Ranges angesehen wird.«

Guido Block-Künzler, Dittmar Graf: *Wissenschaft von unten: Zwischenbilanz und Perspektiven der Wissenschaftsladen-Bewegung*, Frankfurt am Main: VAS (1993), S. 9–10, 12–13.

Anmerkungen

- 1 Daniel Düsentrieb: »Leben im Laden«, in: *WestBerliner Stättbuch 1*, Berlin: Arbeitsgruppe WestBerliner Stättbuch (1978), S. 50–51.
- 2 »Die Türken kommen – rette sich, wer kann« (o.V.), in: *Der Spiegel* 31 (1973), S. 23–34, hier S. 24.
- 3 Klaus Burmeister, Weert Canzler (Hg.): *Zukunftsmetropole Berlin: Kritik und Perspektiven wirtschaftspolitischer Leitbilder*, Berlin: Edition Sigma (1988), S. 17, 25.
- 4 »Neues Leben in alten Fabriken« (o.V.), in: *Stättbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stättbuch (1984), S. 791–793, hier S. 791.
- 5 »Alternativer Lebensstil – eine politische Betrachtung« (o.V.), in: *WestBerliner Stättbuch 1*, Berlin: Arbeitsgruppe WestBerliner Stättbuch (1978), S. 16–21, hier S. 21 (»Fleckerlteppich«); Klaus Stadelmaier: »Handwerk und Dienste/Arbeitskollektive«, in: *WestBerliner Stättbuch 1*, Berlin: Arbeitsgruppe WestBerliner Stättbuch (1978), S. 304–310, hier S. 304 (»Kopfarbeit«).
- 6 *Mehringhof (Selbstdarstellung)* (o.V.), Berlin: Mehringhof Grundstücksverwaltungs mbH (1980), S. 5–6; Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 21.

- 7 Erica Carter: »Alternative Products in West Berlin: Mehringhof, Netzwerk and Goldrausch«, in: Cliff Allum (Hg.): *Very Nice Work If You Can Get it: The Socially Useful Production Debate*, Nottingham: Spokesman (1985), S. 187–198, hier S. 188.
- 8 Helmut Dubiel, Wieland Elfferding, Ulf Kadritzke, Monika Oubaid, Hilde Schramm: *Streitschrift gegen die »Akademie der Wissenschaften zu Berlin«: Ein Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik*, Berlin: Alternative Liste (1986), S. 22–23.
- 9 Barbara Steinhardt: »Verweigern oder Aneignen?«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 143–144.
- 10 Wieland Elfferding, Wolfgang Fritz Haug (Hg.): *Selbstverwaltung*, Berlin: Argument (1981) (= Argument Sonderband AS 61), S. 63–64.
- 11 Rainer Nitsche: »Mit der Bitte um Vergebung«, in: Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 121–128, hier S. 124.
- 12 Barbara Steinhardt: »Verweigern oder Aneignen?«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 143–144, hier S. 143.
- 13 Birte Lock, Ulf Mailänder: »Es reicht!«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 142–143, hier S. 142.
- 14 Rolf Schwendter: »Notate zur Kritik der alternativen Ökonomie«, in: *Zur Alternativen Ökonomie I*, Berlin: AG SPAK (1977), S. 161–192, hier S. 163, 169.
- 15 Z.B. Arndt Neumann: *Kleine geile Firmen: Alternativprojekte zwischen Revolte und Management*, Hamburg: Nautilus Flugschrift (2008). Nicht unplausibel klingt die bereits von einigen Zeitgenoss*innen gehegte Vermutung, dass die alternative »Service-Ökonomie in mancherlei Hinsicht wohl nicht so ungelungen kam, jetzt wo der Staat sich aus bestimmten Bereichen wie den »Sozialdiensten« zurückziehen sollte. Siehe z.B. Detlef Hartmann: *Die Alternative: Leben als Sabotage. Zur Krise der technologischen Gewalt*, Tübingen: iva (1981), S. 116–117.
- 16 »Technomanie: Über die Versessenheit des technischen Wissenschaftlers und die Schwierigkeit zu lieben« (o.V.), in: *Ästhetik und Kommunikation* 48 (Juni 1982), S. 34–41, hier S. 37–38.
- 17 Technologie-Netzwerk Berlin e.V.: *Lokale Ökonomie: Exploration und Evaluierung lokaler Strategien in Krisenregionen* (Band 2), Berlin: TU Berlin (1991), S. 64–65.
- 18 Joachim Bickenbach, Reinhard Keil: *Wissenschaft im Labyrinth: Oder im Labyrinth der Wissenschaft*, Berlin: Projekt Wissenschaftsladen ProWila (Juni 1981), S. 2.
- 19 Mai-Gruppe/Theoriefraktion: *Wissenschaft kaputt*, Münster (1980).
- 20 Zelle Kybernetik: *Technische Universität Berlin: Forschungsstätte der Bourgeoisie*, Berlin: Zelle Kybernetik der KHG (1976); Werner Beuschel, Joachim Bickenbach, Stephan Geffers, Achim Kaeber, Reinhard Keil, Norbert Müller, Erhard Nullmeier, Karl-Heinz Rödiger, Wolfgang Talke, Ulrike Wahl (Hg.): *10 Jahre Fachbereich 20*, Berlin (1980), S. 141, 158, 187.
- 21 »Die Eule kommt ins Haus: Wissenschaft für Jedermann« (o.V.), in: *tip* 4 (1984), S. 18–19, hier S. 18.
- 22 »Ist die Wissenschaft noch zu retten? Wissenschaftsläden in der Bundesrepublik« (o.V.), in: *Wechselwirkung* 14 (1982), S. 51–54, hier S. 53.
- 23 Werner Beuschel, Joachim Bickenbach, Reinhard Keil: »Wissenschaftsläden – eine Brücke zwischen sozialer Bewegung und Wissenschaft«, in: *Öko-Mitteilungen: Informationen aus dem Institut für angewandte Ökologie e.V.* 1 (März 1983), S. 1–7, hier S. 5.
- 24 *Kreuzberger Luft und deren Folgen*, Berlin: WILAB (1984) (= WILAB Berichte 1-84), S. III.
- 25 Joachim Bickenbach, Reinhard Keil: *Wissenschaft im Labyrinth: Oder im Labyrinth der Wissenschaft*, Berlin: Projekt Wissenschaftsladen ProWila (Juni 1981), S. 2.
- 26 Georg Wedemeyer: »Aufklärung als Dienstleistung: Zur Lage der Wissenschaftsläden in deutschen Universitätsstädten«, in: *Kulturchronik* 6 (1984), S. 41–42, hier S. 41.
- 27 »Ist die Wissenschaft noch zu retten? Wissenschaftsläden in der Bundesrepublik« (o.V.), in: *Wechselwirkung* 14 (1982), S. 51–54; »Wetenschapswinkel« (o.V.), in: *Wechselwirkung: Technik, Naturwissenschaft, Gesellschaft* 2 (1979), S. 56–57.
- 28 Michael Makowski: »Mehr Anarchie wagen ...«, in: *Stattbuch 3: Ein Wegweiser durch das andere Berlin*, Berlin: Arbeitsgruppe Stattbuch (1984), S. 16–19, hier S. 16, 18.
- 29 Mathias Horx: *Das Ende der Alternativen oder die verlorene Unschuld der Radikalität*, München: Hanser (1985), S. 126.
- 30 Christiane Erlemann: »10 Jahre Naturwissenschaftlerinnen- und Technikerinnenbewegung«, in: Martina Rački (Hg.): *Frauen(traum) im Männerraum: Selbstverwaltung aus Frauensicht*, München: AG SPAK (1988), S. 298–306, hier S. 302.
- 31 Reinhard Behnisch: »Befreiung vom Kollektiv«, in: Elisabeth Bolda, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 76–81, hier S. 80.
- 32 Zu Wuseltronick beziehungsweise Q-CELLS siehe Monika Maron: *Bitterfelder Bogen: Ein Bericht*, Frankfurt am Main: Fischer (2009).
- 33 Irma Traud Schlosser, Margret Steffen: *Der Wissenschaftsladen Bielefeld: Ergebnisse, Ladenpraxis und Erfahrungen*, Bielefeld: Zentrum für Wissenschaft und Praxis (1985), S. 6.
- 34 Georg Wedemeyer: »Aufklärung als Dienstleistung: Zur Lage der Wissenschaftsläden in deutschen Universitätsstädten«, in: *Kulturchronik* 6 (1984), S. 41–42, hier S. 41.
- 35 Z.B. Lothar Hack: *Vor Vollendung der Tatsachen: Die Rolle von Wissenschaft und Technologie in der dritten Phase der Industriellen Revolution*, Frankfurt am Main: Fischer (1988).
- 36 »Hochschule: Prinzessin oder Hure?« (o.V.), in: *Der Spiegel* 44 (Oktober 1988), S. 86–99, hier S. 93.

Weiterführende Literatur

Joshua Clark Davis: *From Head Shops to Whole Foods: The Rise and Fall of Activist Entrepreneurs*, New York: Columbia University Press (2017).

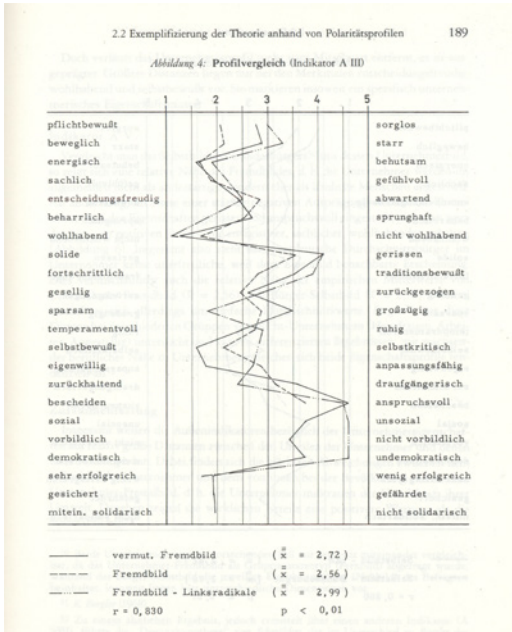
Anina Falasca, Annette Maechtel, Heimo Lattner (Hg.): *Wiedersehen in Tunix: Ein Handbuch zur Berliner Projektkultur*, Berlin: eclectic (2018).

Hanno Hochmuth: *Kiezgeschichte: Friedrichshain und Kreuzberg im geteilten Berlin*, Göttingen: Wallstein (2017).

Arndt Neumann: *Kleine geile Firmen: Alternativprojekte zwischen Revolte und Management*, Hamburg: Nautilus Flugschrift (2008).

Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft – Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2014).

UNTERNEHMER Herbst des Unternehmers



Reiner Koehne: *Das Selbstbild deutscher Unternehmer: Legitimation und Leitbild einer Institution*, Berlin: Duncker & Humblot (1976) (= Beiträge zur Verhaltensforschung (BVF), Band 20), S. 189.

»Profilvergleich: [...] vermut[liches] Fremdbild – Fremdbild – Fremdbild-Linksradikale: Die Schmölder'schen *Beiträge zur Verhaltensforschung* warteten 1976 mit eindeutigen Krisensymptomen auf: Das »Selbstbild deutscher Unternehmer«, so hieß es dort in »sozialpsychologischer Betrachtungsweise«, ließ zu wünschen übrig und war jedenfalls weit entfernt vom »Fremdbild« des »westdeutschen Durchschnittsbürgers« (also der schweigenden Mehrheit); jenes (offenbar labile) »Selbstbild« war »eher in die Nähe des Unternehmerbildes der linksradikalen Randgruppe« geraten.

Reiner Koehne: *Das Selbstbild deutscher Unternehmer: Legitimation und Leitbild einer Institution*, Berlin: Duncker & Humblot (1976) (= Beiträge zur Verhaltensforschung (BVF), Band 20), S. 188–189, 191.

»Die immer anspruchsvollere technische Entwicklung bis zur Atomkraft und zur Weltraumfahrt sowie das Entstehen weltweiter Märkte, aber auch der Druck der Gewerkschaften sowie der Einfluß der Regierungen und der öffentlichen Meinung engen die vorhandenen Freiräume von vielen Seiten her ein. Dazu kommt eine wachsende Bedeutung supranationaler Vorschriften und Regelungen. [...] So wächst eine neue Generation von Unternehmern aus den Stabsfunktionen hervor. Das unternehmerische Handeln degeneriert von der freien Auftragsführung zur gebundenen Tätigkeit im Rahmen von Leitbildern, Reglementen, Normvorschriften und bis ins einzelne

gehenden Zielvorgaben und Budgetierungen. Die Phantasie weicht der korrekten Erfüllung wissenschaftlich oder pseudo-wissenschaftlich erarbeiteter Pläne.«

Heinz R. Wuffli: *Herbst des Unternehmertums: Leben und Überleben zwischen den Chancen und Risiken der Zeit*, Zürich: Artemis (1982), S. 132.

»Scheuch untersuchte 1972 das Bild des Unternehmers in den Massenmedien und kam zu dem Ergebnis: In fünfzehn von zwanzig ausgewählten Sendungen sind die Handlungen des Unternehmers entweder am Rande der Kriminalität oder direkt kriminell. Röglin stellte 1974 fest, daß 64% der Bevölkerung meinten, die Unternehmer lebten von der Arbeit anderer. Aber auch die Unternehmer oder doch ein namhafter Teil von ihnen, nämlich 28%, glaubten, die Bevölkerung hielte sie für eine überflüssige gesellschaftliche Gruppe.«

Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 535–536.



HAT DER UNTERNEHMER POLITISCH VERSAGT?

Bericht über ein
Gespräch zwischen
Studenten und
Praktikern aus
Politik und
Wirtschaft



Jugendwerk der Deutschen Shell

Hat der Unternehmer politisch versagt? Bericht über ein Gespräch zwischen Studenten und Praktikern aus Politik und Wirtschaft. Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1977, Hamburg: Deutsche Shell Aktiengesellschaft (1977), Cover und Rückseite.

Die Krise des Unternehmertums beschäftigte auch die »Studenten und Praktiker aus Politik und Wirtschaft«, die sich auf Initiative der Deutschen Shell AG am 10. und 11. Juni 1976 zum »aktuellen Gespräch« im Haus Rissen, Hamburg einfanden. »Um die Einstellungen zu den Unternehmern zu verändern«, gab dort u.a. die Soziologin Helge Pross zu bedenken, »müssen die Unternehmer selber sich ändern. Sie müssen lernen, die Fähigkeiten, die sie bei der Wahrnehmung ihrer engeren wirtschaftlichen Funktionen entwickeln, auch auf die im weiteren Sinn politischen und sozialen Aufgaben zu übertragen, die Tugenden der Beweglichkeit, des Neuerungsvermögens und der Risikobereitschaft. Darin haben sich die meisten bislang nicht als Meister erwiesen.«¹

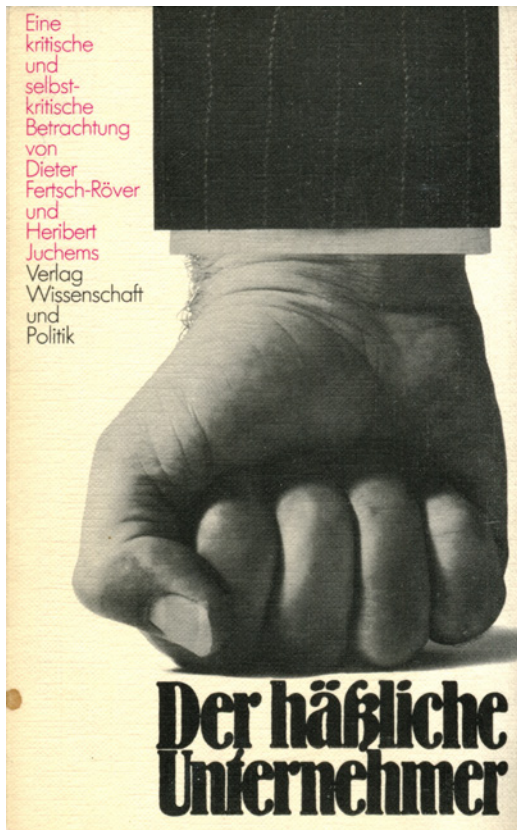
»Jenseits aller dieser aktuellen Mißstände und Mißverständnisse um freie Unternehmer ist es wohl ein Vorwurf, der tiefer geht und erschöpfend geklärt werden sollte, nämlich: Können mit unserem Wirtschaftssystem, also der Sozialen Marktwirtschaft und freien Unternehmern, die Probleme gelöst werden, die sich aus dem begrenzten Wachstum und dem Umweltschutz ergeben, oder setzt die Lösung dieser lebenswichtigen Probleme eine zentral gelenkte Staatswirtschaft voraus? [...] Die Zeiten der »Cowboy-Ökonomie« sind zu Ende, wir müssen darüber nachdenken, wie wir die begrenzten Ressourcen dieser Erde – vom begrenzten Kulturboden und den begrenzten Rohstoffvorräten bis hin zur endlichen Luftmenge – so nutzen, daß nicht nur wir, sondern auch unsere Kinder und Enkel noch ein Leben hoher Qualität führen können.«

Karl Steinbuch: *Unternehmer in der Krise?*, Köln: Arbeitgeberverband der Metallindustrie im Regierungsbezirk Köln e.V. (1974), S. 17-18, 26.

Zu den Krisenerscheinungen der 1970er Jahre zählte auch jene des »freien Unternehmers« – eine (stets männliche) Figur (oder Konstruktion), die in punkto Autonomiebestrebung und Verwirklichungsdrang den »sozialen« Bewegungen um wenig nachstehen sollte. Auch in den Chefetagen formierte sich bekanntlich der Widerwille gegen die vermeintliche Allmacht des Staates, gegen Regelungen und Vorschriften, gegen die ungezügelte Expertokratie. Hier wie

da begann sich damals die Sehnsucht nach (mehr) »Freiheit« Bahn zu brechen, hier wie da ertönten die Kampfansagen an Büro- und Technokratentum, Hierarchie, Planung. Die Gleichzeitigkeit ist evident. Ähnlich steht es um die Fronten, die sich diesbezüglich aufboten: etwa zwischen der Forderung nach (mehr) »Partizipation« und solchen ideologischen Projekten, die dergleichen zwecks unternehmerischer Bewegungsfreiheit eindämmen wollten.² (Die Synergien, wollte man darauf abheben, scheinen dagegen deutlich verworrenere.) Zweifellos aber lässt sich das Auf-den-Plan-Treten von Menschen, die die Dinge – in erster Linie aus Profitinteresse – wieder selbst in die Hand nehmen wollten, als Manifestation einer Art Gegenkultur, jedenfalls Gegenideologie mit tendenziell irrationalen Zügen lesen: »Risikobereitschaft«, »Kreativität«, den Instinkten folgen ... Zwar stand der »Herbst« oder gar »Untergang« des freien Unternehmers insofern allerspätstens seit Jahrhundertmitte im Raum – »die Neigung, das Risiko zu tragen, und das heißt: die Bereitschaft, auch Verluste in Kauf zu nehmen, wird zusehends geringer«, diagnostizierte etwa Edgar Salin, der spätere Gründer der Basler Beratungsagentur Prognos AG, bereits um 1950 (mit Verweis auf die allenthalben sich bahnbrechende »Ära der Manager«).³ Zwischen Umweltkrise, Ölkrise, Wachstumskrise, Wertekrise – Stichworte: Disziplin, Pünktlichkeit, Arbeitswillen usw. –, und konfrontiert mit einer Phalanx aus Gewerkschaftsfunktionären, bürokratischem Großbetrieb und »Versorgungsstaat«, der, wie es die radikaleren Wortmeldungen betonten, den »Ernstfall« (also den Konkurs) gar nicht mehr eintreten ließ, verdichtete sich der Schwanengesang jedoch zusehends zu einer Art Notstands-Sittengemälde.⁴

Nicht nur das »Selbstbild des Unternehmers« litt angeblich unter diesen Zuständen, sondern überhaupt »Eigeninitiative«, »das individuelle Verantwortungsbewusstsein«, die Risikobereitschaft usw., also der »Unternehmergeist« schlechthin (in kurioser Symmetrie mit all denjenigen, die dem Staat angeblich untätig auf der Tasche lagen: also den immer zahlreicheren Arbeitslosen). »In vielen Großkonzernen scheint der Unternehmergeist auf dem Weg durch Instanzen und Flure verlorengegangen«, hieß es noch 1985 im *Spiegel*. »So manche Mammutfirma verbirgt hinter der prachtvollen Fassade den Tatbestand, daß sie sich kaum von einer Behörde unterscheidet.«⁵ Dies war umso problematischer, weil sich ja – auch dieses Wort machte in jenen Jahren immer öfters die Runde –, irgendjemand (und wer, wenn nicht der oder die Unternehmer*in) um die »Innovation« kümmern musste.



Dieter Fertsch-Röver, Heribert Juchems: *Der hässliche Unternehmer: Eine kritische Selbstbetrachtung*, Köln: Wissenschaft und Politik (1972), Cover.

Das »Klima« war kein gutes: »Sind die Unternehmer mit dem Bild zufrieden, das die Gesellschaft sich von ihnen macht? Diese Frage beantworten die meisten Unternehmer mit heftiger Klage über die ungerechte Beurteilung durch die nicht-unternehmerischen Gruppen der Gesellschaft. [...] [J]a, sie empfinden sich häufig als »Prügelknaben der Nation«. [...] Er ist es, der aus Profitsucht angeblich jeden sozialen Fortschritt (was auch immer darunter verstanden wird) verhindert. Er ist es, der aus dem gleichen egoistischen Motiv die Umwelt verschmutzt. Er beutet aus. Er ist der Schmarotzer, der [...] auf Kosten der Arbeitnehmer untätig und im Luxus lebt. Er, der Reaktionär, [...] verhindert jede fortschrittliche Politik. Er ist der hässliche Unternehmer.«

Dieter Fertsch-Röver, Heribert Juchems: *Der hässliche Unternehmer: Eine kritische Selbstbetrachtung*, Köln: Wissenschaft und Politik (1972), S. 7, 15.

Düsseldorf: Unternehmer demonstrierten gegen 35-Stunden-Woche, Kollegen dafür



Durch ein Spalier von Protesten...

Zwei Welten trafen am Freitag in Düsseldorf aufeinander: Die der Unternehmer, in der der Profit oberstes Gebot ist, und die der Arbeiter, in der der Arbeitsplatz Existenzgrundlage ist.

Junge Unternehmer aus vielen Teilen der Bundesrepublik gingen, was

sonst gar nicht ihre Art ist, auf die Straße — gegen die 35-Stunden-Woche. Ihr anachronistischer Zug traf dabei auf Tausende von Gewerkschaftern, von Belegschaften und Arbeitslosen, die ihrerseits für die Einführung der 35-Stunden-Woche demonstrierten. Lesen Sie dazu unsere beiden Berichte:



Fünf, sechs, sieben, acht — brecht die Unternehmermacht

Nach genauem Plan hatten die rund 3000 Gewerkschafter und Mitglieder von Arbeitsloseninitiativen an den Straßenrändern in Düsseldorf Innenstadt Posten bezogen, um am Freitag dem Zug der Jungunternehmer ihre Argumente für die 35-Stunden-Woche und gegen die Massenarbeitslosigkeit entgegenzuhalten.

An den Straßenkreuzungen hatten sich Agitationsgruppen aufgestellt, die in Sprechchören und Darbietungen — soweit der Regen es zuließ — die Unternehmer auf die Schippe nahmen. Beherrschend jedoch auf den mitgeführten Transparenten und Papptafeln: „35-Stunden-Woche her — sonst gibt es Arbeitslose immer mehr.“

„Das ist unsere Antwort auf die Parole der jungen Unternehmer, eine Abkehr von der 40-Stunden-Woche bedeute den Untergang der Wirtschaft. Es ist aber auch eine Antwort an den Bundeskanzler, der uns bezüglich wir seien dumm und wollten nur weniger arbeiten und besser leben. Ich kann für mich und meine Kollegen von der Arbeitsloseninitiative nur sagen: „Jawohl Herr Bundeskanzler, wir wollen besser leben, und darum brauchen wir Arbeit!““

Sein Kumpel, der das beim Regen immer schwerer werdende Transparent mitrug, hatte sich 35-Stunden-Buttons auf den gleichen Friesenanzug geklebt: von der IGM Metall, von der Gewerkschaft HBV und von Holz und Kunststoff. „Leider haben noch nicht alle Gewerkschaften Tritt gefaßt, sonst hätte ich hier 17 solcher Aufkleber drauf gesetzt er fordernd und bestimmt hinzu.

Mitteilende Stimmung kam überall dort auf, wo eine Gruppe junger Metallarbeiter ihren Sprechchor erschallen ließ: „Eins, zwei drei, vier — Arbeitsplätze brauchen wir; fünf, sechs, sieben, acht — brecht die Unternehmermacht.“ Bisher haben die Unternehmer Demonstrationen immer als Druck der Straße verteuft. Jetzt nehmen sie das Demonstrationsrecht selbst wahr. Allerdings zu einer Tageszeit, da in ihren Betrieben noch gearbeitet wird“, äußerte der Düsseldorf-IG-Metall-Bevollmächtigte Willi Lauer. Er

freute sich darüber, daß so viele Kollegen, besonders die aus den von Entlassung bedrohten Unternehmen, dem Aufruf der Gewerkschaft gefolgt waren. „Ein Beweis mehr dafür, daß die Unternehmerpropaganda im Unrecht ist mit der Behauptung, die 35-Stunden-Woche sei nur eine Angelegenheit der Funktionäre“, stellte der



Für die Jungunternehmer galt: Augen zu und durch

Freitag mittag, 12.30 Uhr. Von weitem gleich der „Unternehmerstellplatz“ für die Demonstration „Gegen die 35-Stunden-Woche“ denen anderer Demonstrationen. Nur beim näheren Hinsehen sah man: Die waren nicht geübt, hatten vielfach gutes Tuch an, das naß werden würde bei dem Regen. Und auch der Umgangston war anders: „Meine Herren — ach, würden Sie vielleicht auch ein Schild nehmen...?“ Dennoch — die Stimmung schien gut. Mit Erbsensuppe hatte man sich gestärkt, und nun drängte alles, man solle doch losziehen, es gebe keine Zeit zu verlieren. Der erste Teil der „Demo“ führte durch die schöne Düsseldorf Altstadt.

Bei denen im Zug, wo die Zustimmung für Fassaden und Lokale am größten war, mischte ich mich unter die Massen. Hier mußten Auswärtige sein, Leute, die Düsseldorf nicht kannten. In der Tat: Viele „Unternehmer („Jung-Unternehmer, bitte“) aus vielen Teilen der Bun-

desrepublik waren gekommen. Was freilich junge Leute, gar Schüler bei den „Arbeitgebern“ zu tun hatten, klärte sich, als einer von ihnen auspackte und sagte: „Die „Junge Union in Lahr hat uns eingeladen und die Busse gestellt.“

Die wenigen Parolen der Gewerkschaftsgegner, die es gab, verhalten, als plötzlich rote Schilder auftauchten. IG Metall, Hunderte zugleich, hatten die Unternehmer auf halbem Wege „begrüßt“. Blitzartig schlug das freundliche Klima um. Die Sprechchöre der Kollegen, von weggeroteten Profiteuren und der Arbeitslosigkeit andererseits, trieb einigen die Wut ins Gesicht. So mancher war darauf nicht vorbereitet. „Augen zu und durch“, rief ein Jungboß forsch, doch fortan gab es keine Ruhe mehr.

Handwerker, die aus dem Unternehmerzug heraus beurteilten, nicht für die Massenarbeitslosigkeit verantwortlich zu sein, mußten sich von den Kollegen und einem Spalier arbeitsloser Jugendlicher sagen lassen, warum für diese die 35-Stunden-Woche so wichtig ist und es heute um „Dafür oder Dagegen?“ ginge. Belehrungen eines leitenden Angestellten aus Konstanz: „Wir demonstrieren aus für ihren Arbeitsplatz“, gingen in schallenden Gelächter unter. Nein — bei den Kollegen konnten diese Jungunternehmer keinen dummen Kopf gewinnen, eher schon bei der Schickleria auf der Kö.

Nicht einmal eine Stunde waren diese 35-Stunden-Gegner Herr ihrer Argumente. Auch mir gingen ihre dreisten Sprüche gegen die 35-Stunden-Woche langsam auf den Wecker. Doch ich hatte mir Zugang zu ihren Reihen verschafft, wollte hören, wie in diesen Kreisen gegen die Belegschaftsretteressen mobilisiert wird. „Augen zu und durch“ hatte einer gesagt. Das spürte man auch bei der Abschlußkundgebung: Beifall überall dort, wo der Redner die IG Metall in Grund und Boden stampfte. „Eine schlimme Vorahnung dessen, was uns in den nächsten Wochen bevorsteht“, konstatierte ein Düsseldorf Betriebsrat. Reinhold Schlitt



Mit Helau vom Straßenrand. Und eine Gruppe reihete ...

IGM-Bezirksleiter Georg Ippers dazu fest.

Günter Schwarz von der IGM-Vertrauenskörperlleitung bei der Hannebeck Schalungsbau GmbH, unterstrich das im Gespräch mit der UZ: „Seit Jahren haben wir schon keine 40-Stunden-Woche mehr im Jahresdurchschnitt — höchstens die 36-Stunden-Woche. Im letzten Jahr etwa sechs Monate Kurzarbeit, und im Januar und Februar dieses Jahres ging es so weiter. Von Wende also keine Spur. Nicht einzusehen, wieso die 35-Stunden-Woche bei solchen Tatsachen nicht machbar und durchsetzbar sein sollte.“

Manfred Buder



... sich im Unternehmerzug ein.

Fotos: Scholz



Entnommen aus: Volksstimme

Willi Lauer, Reinhold Schlitt: »Durch ein Spalier von Protesten...«, in: *Unsere Zeit: Die Zeitung der arbeitenden Menschen* (7. Februar 1984), S. 5.

»Kein Zweifel, es ist eine Premiere. Der Bundesverband Junger Unternehmer hat sie inszeniert, und er ist mächtig stolz darauf. Nur den Wettergott hat er nicht zum Mitspielen bewegen können. In Düsseldorf regnete es am Freitag vergangener Woche in Strömen, als rund 1200 Mittelständler

und junge Unternehmer in der Altstadt der Rheinmetropole gegen die 35-Stunden-Woche protestierten. Aber die Demonstranten haben nicht nur ihre Schwierigkeiten mit dem Wetter. Der Text sitzt noch nicht richtig. Nur mühsam gelingt es den Veranstaltern, die Herren im feinen Trenchcoat oder dezenten Alcantara-Mantel zum Sprechchor zu bewegen [...]. Auch das Demonstrieren will eben gelernt sein. Die jungen Unternehmer aus allen Teilen der Bundes-

republik haben da noch einiges nachzuholen. Ihr erstes öffentliches Massenaufreten wirkt denn auch eher schüchtern und reichlich dilettantisch. Doch sie sind lernwillig. »Wat mutt, dat mutt«, kommentiert ein Hamburger Teilnehmer lakonisch, und sein Nebenmann erklärt seufzend auf hochdeutsch: »Wir müssen uns wohl daran gewöhnen, auf die Straße zu gehen.«

Erika Martens: »Unternehmer proben den Protest«, in: *Die Zeit* 7 (1984), <https://www.zeit.de/1984/07/unternehmer-proben-den-protest/>.

UNTERNEHMER Gründerzeit



Adolph Menzel, *Das Ballsouper* (1878), Abbildung aus: Günter Ogger: *Die Gründerjahre: Als der Kapitalismus noch jung und verwegen war*, München: Droemer Knaur (1982), S. 176.

»Glanz und Elend der Gründerjahre«: »[D]ie große Zeit der Tatmenschen, der Unternehmer, Spekulanten und Abenteurer. Von Gesetzen kaum gebremst, schufen sie das, was uns noch immer ernährt: die deutsche Industrie.« – Der umtriebige Wirtschaftsjournalist Günter Ogger, der sich unter anderem bereits mit *Kauf dir einen Kaiser: Die Geschichte der Fugger* (1978) hervorgetan hatte, gehörte zu denen, die zu Beginn der 1980er Jahre einen kleinen Silberstreif am Horizont erblickten ... und vielleicht sogar die Wiederkehr der »Prachtvillen« und »Glaspaläste« des 19. Jahrhunderts. Neue »Gründerjahre«, so Ogger, »hätten wir [jedenfalls] dringend nötig – eine Zeit des Aufbruchs, des Abenteuers, des Fortschritts. Denn nie zuvor in der deutschen Nachkriegsgeschichte bot die Wirtschaft ein solches Bild des Jammers wie in diesen Tagen«. ⁶ Zufrieden war er mit dem Fortgang der Geschichte nicht, wie sein späterer Bestseller *Nieten in Nadelstreifen* (1992) zeigt. Dort war nachzulesen, »[...] daß die Chefs in den Vereinigten

Staaten und Japan High-Tech-Fabriken hochziehen, während hierzulande nicht mal eine Zeitschrift mit dem Titel *High Tech* genügend Leser findet.«⁷ ►MASCHINENSTURM/ HIGH TECH

Udo Hergenröder

wurde am 21. September 1935 in Nürnberg geboren. Nach dem Abitur studierte er Elektrotechnik an der TH München, gleichzeitig, von 1958 bis 1959 Zeitungs- und Theaterwissenschaften an der Universität München und schloß sein Studium 1960 mit dem Examen als Diplom-Ingenieur ab. Anschließend war er wissenschaftlicher Assistent an der TH München, später Pressereferent in der Informationsabteilung der Siemens AG, München, von 1964 bis 1965 Redakteur der VDI-Nachrichten in Düsseldorf. Heute ist Udo Hergenröder leitender Redakteur beim Wirtschaftsmagazin »Capital« in Köln.

Ludwig
BölkowWalter
BruchManfred
EigenUdo
HergenröderRudolf
MößbauerHeinz
NixdorfHermann
SchladitzHermann
SchnellRudolf
SchultenKarl Heinz
SteigerwaldFelix
WankelHeinrich
Welker

Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), Rückseite (Detail).

Alte Schule: *Männer, die Erfolg erfinden*. Udo Hergenröder, Diplom-Ingenieur, leitender Redakteur bei *Capital* und späteres DKP-Mitglied (der sich hier rechts oben gleich selbst mitverewigte) berichtete bereits 1970 – unter Verweis auf Daniel Bell – über diverse »Motoren der Wirtschaft«, nämlich tüchtige Erfinder, Ingenieure und Wissenschaftler: z.B. Heinz Nixdorf, der »[o]hne jedes Grundkapital (Nixdorf: »Ich hatte ein bezahltes Moped und einen Stoß Bücher.«) ein beachtliches Unternehmen hochgezogen hatte.⁸ Noch allerdings ging es in bundesdeutschen Unternehmen nicht besonders flexibel und dynamisch zu, wie Hergenröder auch feststellen musste, nachdem er sich 1973 (nunmehr im Auftrag der *konkret*) ein paar »Aktien [besorgt hatte], um bei der Aktionärsversammlung von Siemens dabei zu sein« – »Die Angst vor den Miteigentümern sitzt den Herren vom Vorstand und Aufsichtsrat tief in den Knochen. Im Saal, wo die Aktionärs-Demokratie praktiziert werden soll, thronen sie – elf vom Vorstand und elf vom Aufsichtsrat – abgeschirmt hinter hohen Aufbauten in einer Reihe. Sie nennen das Sicherheitsmaßnahmen gegen aufsässige Kleinaktionäre. Im Vorjahr hatte eine Gruppe Aktionäre, die die Siemens-Beteiligung am Bau des Cabora-Bassa-Staudamms in Mozambique missbilligen wollten und keine Redeerlaubnis erhalten hatten, für kurze Zeit das Podium besetzt. Bis [Peter von Siemens], von 1937 bis 1945 in Brasilien und Argentinien geschult, die Polizei geholt hatte. Und nun will er zeigen, wer Herr im Hause ist.«⁹

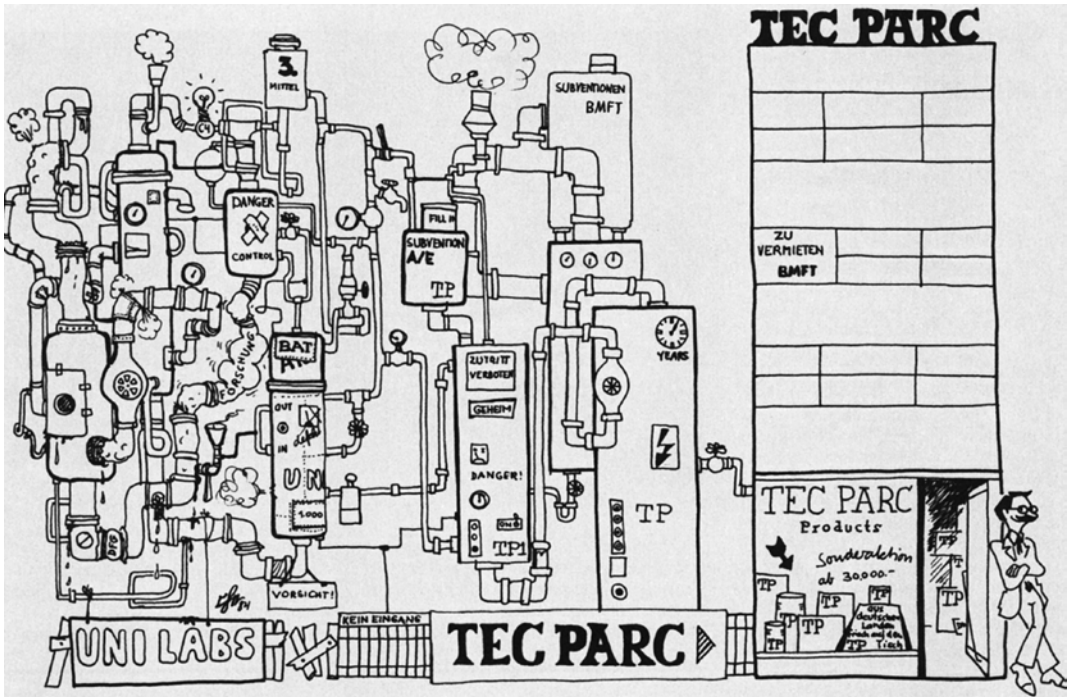
War mit der »Unternehmerschaft« der Nachkriegsjahrzehnte scheinbar keine Revolution zu machen, so galt das erst recht für die sogenannte »technische Intelligenz« des Landes, nämlich die Ingenieur*innen, Techniker*innen und Naturwissenschaftler*innen. Auch ihnen schlug (jedenfalls dem »Selbstbild« zufolge) vorwiegend »Unverständnis und Aversion« entgegen, sowie »deutsche Technikfeindlichkeit«, »patriarchale Behäbigkeit«, »fantasielose Mißwirtschaft in den Staatsbetrieben« und »mangelnde Vision ihrer Führer« – weshalb »junge und fähige, dynamische Menschen« offenbar gerne mal das Weite suchten.¹⁰ *Warum sie Deutschland verlassen* (1968) oder *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft* (1970) – so und so ähnlich lauteten die Titel der verzweifelten Weckrufe jener Jahre, die noch geprägt waren von »technologischen Lücken«, »Bildungskatastrophen« und dergleichen Schreckgespenster mehr. (Der Autor von *Warum sie Deutschland verlassen* etwa war laut Klappentext »selbst noch keine 30«, aber als »Korrespondent des Handelsblatt in New York der amerikanischen Herausforderung dreieinhalb Jahre lang persönlich ausgesetzt« gewesen.)

Knapp zehn, fünfzehn Jahre später gestaltete sich die Tonlage schon deutlich anders. Denn wo die einen bereits das »Fließband des Ingenieurs« heraufziehen sahen (qua »EDV-gesteuerte[r] und -kontrollierte[r] Arbeit am Bildschirm«),¹¹ setzten die anderen – man befand sich immerhin mittendrin in einer Art wissenschaftlich-technischen Revolution – nun alle Hoffnung auf »Innovation«. Und damit auf die erfolgserfindenden Männer, die »[...] früher viel verlachten »Bastler«, »Tüftler«, und unkonventionellen Ingenieurfinder«.¹² Mikroelektronik, Biotechnologie und andere, kleinteilige »Spitzentechnologien« machten es möglich oder jedenfalls vorstellbar, dass jenseits von Kohle, Stahl und Staatsbetrieb noch einmal Zukunft passieren könnte. Gerne war nun von einer »neuen Gründerzeit« die Rede; von »Wagniskapital« und »Innovationspolitik«; und von der lange verkannten »Bedeutung junger und mittelständischer Unternehmen für den technischen Fortschritt«.¹³ Und davon, wie es Herr Berger von der Unternehmensberatung Berger+Partner 1985 formulierte, neue Freiräume schaffen zu müssen, so dass fortan »Leistung und Erfolg [...] endlich wieder die Initiative des einzelnen [sic]« sein würde.¹⁴ Weil der oder die Einzelne so ohne Weiteres gar nicht aktiv werden konnte, half der Staat gründungstechnisch gerne nach – ein Novum diesbezüglich waren sogenannte »Gründerzentren«, »Technologieparks« und »Technologie-Transferzentren«: 54 Projekte in »unterschiedlichen Entwicklungsstadien« zählte man 1985 deutschlandweit, darunter die Gründerwerkstatt Hamburg, die Technologiefabrik Karlsruhe, der Unternehmenspark Kassel-Bettenhausen, der Technologiepark Syke und das Berliner Innovations- und Gründerzentrum.¹⁵ ▶NATURPOLITIKEN / BIOTOPIA / Gentech goes BRD

»Gerade die Mikroelektronik und die neuen physikalischen Technologien haben hier eine neue Art von Produktion bzw. wirtschaftlichen Tätigkeitsweisen entstehen lassen. [...] Allerdings ist hier ein Unterschied zu machen zu den Unternehmensgründungen des letzten Jahrhunderts. In den sog. »Gründerjahren« ging es um großindustrielle Massenproduktion, z.B. die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) [...]. Im Gegensatz dazu sind die technologieorientierten Unternehmensgründungen, die wir seit Ende der 60er Jahre [...] beobachten, eher Spezialfirmen. [...] Zu lange war das wirtschaftspolitische Augenmerk auf die Prozeßabläufe in der traditionellen Großindustrie gerichtet. Erst als deutlich wurde, daß [...] mit jungen High-Techfirmen sogar in wirtschaftlichen Schwierigkeiten lebenden

Stadtregionen zu neuer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Blüte gebracht werden können [sic], richtete sich das politische Interesse stärker auf die früher viel verlachten »Bastler«, »Tüftler«, und unkonventionellen Ingenieurfinder, die oft mit hohem persönlichem und finanziellem Risiko für die bessere Idee bzw. für das bessere Produkt sich einsetzten.«

Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 407.
▶NATURPOLITIKEN / BIOTOPIA / Bio-Basteleien



Ernst Dreisigacker, Walter Greulich: »Technologiezentren, Technologieparks, Technologiefabriken, Gründerzentren ...«, in: *Physikalische Blätter* 12/40 (1984), S. 383-385, hier S. 385. Copyright Wiley-VCH Verlag GmbH & Co. KGaA. Reproduced with permission.

Die Idee, sich »Gründungscentren« und ähnliches anzuschaffen, stammte, wie die vielen Kopie-Wunschträume auch dem Namen nach nahelegen – »Isar-Valley«, »Japan am Neckar«, »Chipylon«, »Silicon Wedding« – in erster Linie aus den USA. »Es scheint«, hieß es 1985 dahingehend in der Zeitschrift *Wechselwirkung*, »als ob jeder Bürgermeister, der etwas auf sich hält, zumindest mit dem Gedanken spielt, in seiner Gemeinde auch so ein Fabelwesen – sein Mini-Silicon Valley – zu installieren«. ¹⁶



Rolf Maier: Lothar Späth: *Impressionen. Texte. Bilder*, Bietigheim-Bissingen: Edition Dr. Brodbeck & Maier (1986), S. 48.

»Es hilft nichts, wenn die Hochschulen vor Innovationen und Einfällen strotzen, der mittelständische Unternehmer aber keinen Zugang dazu hat. Es nützt auch nichts, wenn Daimler-Benz und Bosch mit 800 oder 900 Leuten in der Forschungsabteilung weltweit untersuchen, was es alles gibt und was sie alles umsetzen können, wenn gleichzeitig die

Gesamtheit der mittelständischen Unternehmen nicht den Ansatz hat, über ähnliche Ergebnisse zu verfügen. Also muß ich eine Infrastruktur aufbauen, bei der die Chance der mittelständischen Unternehmen wächst; dies umso mehr, als ich aus US-amerikanischen Untersuchungen ersehe, daß 80% aller neuen Arbeitsplätze in neuen kreativen Kleinunternehmen geschaffen werden, während die Großindustrie systematisch Arbeitsplätze verringert, weil sie mit immer weniger Leuten immer mehr produziert. In dieser Phase kann sich doch der Staat nicht hinsetzen und zusehen, was dabei herauskommt! Vielmehr muß er anhand dieser Untersuchungen sagen, wie sich Wirtschaftsstrukturen entwickeln müssen und welche Bedeutung z.B. das Tempo von Transfer- und Innovationsprozessen für die Volkswirtschaft hat. Während die alten Theorien, wie beispielsweise die Konjunktur durch Interventionen des Staates (durch Finanzspritzen) beleben zu wollen, Dinge von gestern sind, haben wir es heute mit Strukturproblemen zu tun. Jede Konjunkturwelle wird dies erneut zeigen.«

Lothar Späth: »Wissenschaft – Entscheidungshilfe oder Politik-Ersatz?«, in: Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), S. 87–103, hier S. 97.

UNTERNEHMER BIG

»Zwei Bonmots oder üble Nachreden auf den Zustand Westberlins im Sommer 1984. »Berlin ist die heimliche Hauptstadt der Phantasie.« Das sagt Andre Heller, der Reichstags-Feuerwerker. Berlin ist von einem »Mekka der Alternativen zu einem Mekka der Innovationen geworden.« Das hat Berlins Industrie- und Handelskammer gesagt. [...] Einige Wochen später brannte es im Berliner Gründerzentrum, einer vom Senat finanzierten Spielwiese für innovative Nachwuchsunternehmer. Ein Bekennerbrief protestierte gegen das »silicon valley in unserem endlich ruhigen Berlin.«

Rüdiger Schaper: »Pack die Fadehose [sic] ein«, in: *konkret* 9 (1984), S. 70–71, hier S. 70.

»In einer Zeit verschärften Wettbewerbs besteht die Gefahr, daß der weltweite Strukturwandel in Teilen der Berliner Wirtschaft weiteren Schaden stiftet, und es gilt, statt ein Opfer des Wandels sein Meister zu werden, durch Innovationen. Die Innovationsstrategie ist eine Alternative zur Subventionsstrategie und zur Interventionsstrategie und ist vermutlich der erfolgversprechendste Weg zur Stärkung der Wirtschaft Berlins. [...] Für die Realisierung der Zukunftschancen [...] bietet Berlin sehr günstige Voraussetzungen aufgrund etlicher Starkstellen (etwa die Vielfalt und überdurchschnittliche Produktivität der Berliner Industrie, die relativ große Zahl von ausbaufähigen mittleren und mittelgroßen Unternehmen, der Umfang und die Differenziertheit des Berliner Forschungsverbunds und das Qualifikationsspektrum und der helle Geist des Humankapitals in Berlin). Neben den günstigen Voraussetzungen bedarf es aber auch noch der richtigen Einstellung für das Wahrnehmen der Innovationspotentiale in Berlin. [...] Es bedarf also auch subjektiv günstiger Faktoren: Innovationswilligkeit und Innovationsfähigkeiten und ein positives Innovationsklima damit das Netz der Institutionen durchlässiger wird für konkrete Entwicklungsvorhaben, prototypische Projekte, innovative Investitionen und neue Unternehmungen in Berlin.«

Paper dp/77-114 (1977), S. 2.

Peter Bohn u.a.: »Innovationsstrategie für Berlin: Ergebnisbericht des Gemeinschaftsvorhabens. Formulierung einer Innovationsstrategie für Berlin«, *WZB Discussion*

»Forschen in Berlin – das bedeutet: viele Köpfe von Rang, gebündelte Kreativität und Ausdauer, wegweisende Innovationen und bisweilen wirtschaftliches Risiko.« Der etwas überschwängliche Tonfall, den Wolfram Huncke im Sonderheft *Forschen in Berlin* (1987) anschlug, mag dem feierlichen Anlass – 750 Jahre Berlin – geschuldet gewesen sein; besonders aus der Reihe fiel der langjährige Chefredakteur der Zeitschrift *bild der wissenschaft* damit allerdings nicht.¹⁷ Berlin mit seinen elf Hochschulen, 95'000 Studierenden und vielfältigsten Forschungseinrichtungen wachse, meinte der damalige Senator für Wissenschaft und Forschung, George Turner, gar »[...] die Aufgabe eines ›Problemlösungslabors‹ der Bundesrepublik Deutschland zu.«¹⁸ Jedenfalls waren aus der Inselstadt schon seit geraumer Zeit neue, nämlich weg- und zukunftsweisende Töne zu vernehmen – eine Stadt immerhin, die drohte, wie *Die Zeit* 1978 noch formulierte, zu »einem industriellen Altersheim« zu verkommen; und eine Stadt, die »viele fast schon aufgegeben« hatten und der es scheinbar überhaupt an Zukunftswillen mangelte: »[A]n den Berliner Universitäten« galt es (so fuhr *Die Zeit* fort) »meist als unfein, für die Bedürfnisse der ›kapitalistischen Wirtschaft‹ zu forschen oder gar Auftragsforschung zu betreiben.«¹⁹

Dies zu ändern – mittels »Innovationspolitik« – setzten sich sukzessive Stadtregierungen nun in den Kopf und bastelten am »Modell Berlin« beziehungsweise an ebenjener »2. Gründerzeit«, die die Stadt für die Zukunft wappnen würde.²⁰ Es ging entsprechend (wie andernorts zwar auch) um »Köpfe«, »Ideenschmieden« und vielleicht sogar darum, »[...] den Japanern die Weltspitze in der Mikroelektronik ab[zujagen]«. ²¹ Manch einer wähte schon ein »Mekka der Telekommunikation« an der Spree heraufziehen.²² Andere feilten, zwecks historischer Untermauerung, am Stadtbild: »Deutschlands größte Industriestadt ist seit je Produktionsstätte und Denkfabrik.«²³

Als propagandatechnisches Herzstück solcher Ambitionen – »über 4000 Besucher [waren bis 1985] durch das Zentrum geschleust worden«²⁴ – galt das Berliner Innovations- und Gründerzentrum, kurz »BIG«: der erste »Technologiepark« auf Deutschen Boden, lanciert, mit freundlicher Unterstützung des Berliner Senats, von der Technologietransferstelle der örtlichen TU (»TU-transfer«). Einen regelrechten »Boom« hatten derartige »Brutkästen neuer Ideen« in den USA und Großbritannien bereits erlebt, wie Jürgen Allesch, der damalige Leiter von TU-transfer, wusste. Und im November 1983 sollte (symbolschwanger) ein solcher Brutkasten zur Verbesserung des hiesigen »Innovationsklimas« also auch auf dem ehemaligen AEG-Gelände im Berliner Wedding die Pforten öffnen²⁵ – »[...] dezent kokettiert man damit, daß hier schon mal erfolgreich Gründerjahre stattgefunden haben.«²⁶ (Die AEG selbst, »jenes weltumspannende Sinnbild deutschen Erfindergeistes und deutscher Tüchtigkeit«, musste im Vorjahr Vergleich anmelden.)

»Was grundsätzlich neu ist am Londoner Netzwerkgedanken [der sozialverträglichen Technologieförderung], läßt sich vielleicht im Vergleich zum Berliner Innovations- und Gründerzentrum skizzieren. Im BIG (Initiiert und subventioniert von TU und Berliner Senat) wird, grob gesagt, ›Gründerpersönlichkeiten‹ (Originalton Allesch, ehemaliger Leiter der Technologietransferstelle, auf einer IG Metall-Veranstaltung) eine Starthilfe gegeben. Ausschlaggebend sind Rentabilitätskriterien der geförderten Unternehmen, ganz sicher nicht die sozialen Folgen der Produkte. In Technologieparks anderer Bundesländer können durchaus Entwicklungen für die Rüstung dazugehören, in Berlin ist das wenigstens verboten.«

projektwerkstätten (Hg.): *Projekt-Werkstätten: ein bericht über die arbeit der INNOVATIONSTUTORIEN an der TU, sommer '85 bis winter '88*, Berlin: AStA-TU (1989), S. 35. ► SELBERMACHEN/LÄDEN/Role Models

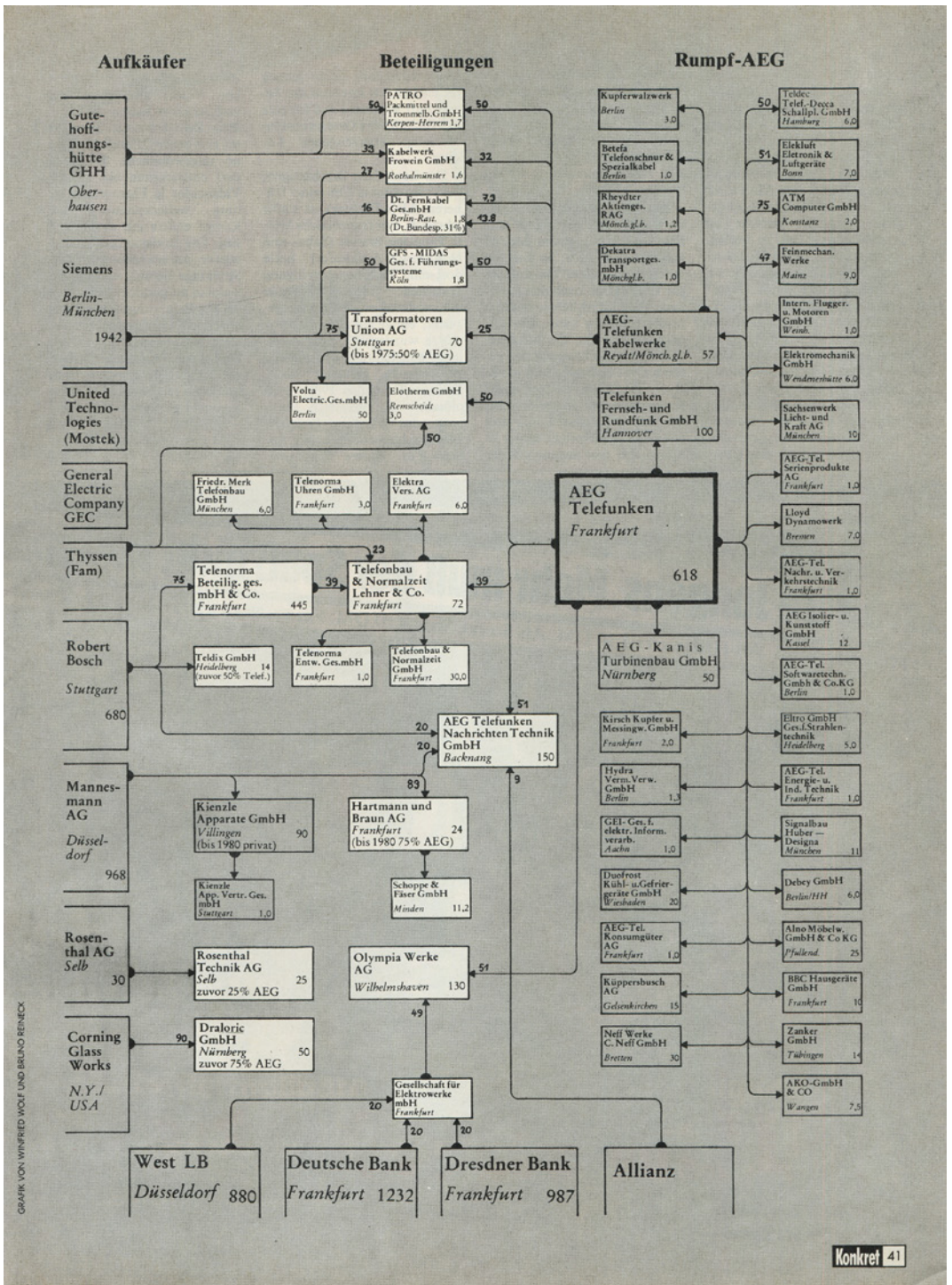


Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin* (Band 1: Aufsätze), Berlin: Reimer (1984), S. 407-423, hier S. 409.

Frontansicht des Berliner Innovations- und Gründerzentrums (BIG), 1000 Berlin 65, Ackerstr. 71-76, ehemalige AEG Apparatefabrik. Vierzehn »Kleinstfirmen« fanden hier seit 1983 ein neues Zuhause (oder überhaupt eines), samt »Gründerstammtisch« zum »zwanglosen Informations- und Erfahrungsaustausch«. Zum einjährigen Bestehen – mittlerweile beherbergte das BIG 25 Kleinstfirmen (mit insgesamt achtzig Beschäftigten), vorwiegend aus den »zukunftsträchtigen Bereichen Robotertechnik, Umwelttechnik und Software-Entwicklung« – wurde standesgemäß gefeiert: »BIG-Birthday-Party« mit »[...] schlankerhaltende[m] Buffet, lateinamerikanischen Rhythmen, einer springlebendigen Show und einer riesigen Papptorte, aus deren Anschnitt zur Mitternacht Glamour-Girls entsprangen«. Wenn dieses »Silicon Wedding« also auch »mehr Wunsch

als Wirklichkeit« war (wie skeptische Beobachter*innen zu Bedenken gaben): auch hier war also ein Ort, wo dem Muff des Industriesystems mittels »informeller Strukturen« und »Turnschuhen« entgegengesteuert wurde.²⁷

►SELBERMACHEN/LÄDEN/Stadt kaputt



Grafik von Winfried Wolf und Bruno Reineck, in: Winfried Wolf: »Ausverkauf einer Gesellschaft«, in: konkret 8 (1982), S. 38-42, hier

Die Kritik an der Technologiepark-Gründungswelle – etwa, dass dadurch kaum Arbeitsplätze geschaffen würden – verhalte mehr oder weniger ebenso folgenlos, wie die Kritik am Umgang mit den Relikten der Gründerzeit. »Mitte 1982 sind bei AEG weltweit knapp 30 Prozent Menschen weniger in Lohn und Brot als 1974«, rechnete das Magazin konkret 1982 anklagend vor: »Der Pro-Kopf-Umsatz hat

sich aber von 70.352 Mark auf 120.300 Mark (plus 60 Prozent) gesteigert und liegt damit über dem entsprechenden Wert des großen Konkurrenten Siemens. Trotz dieser exemplarischen Sanierungspolitik auf dem Rücken der Belegschaft wird inzwischen die totale Pleite oder der Ausverkauf von AEG ins Auge gefaßt«. ²⁸



Gabriele Horn, Cornelia Klein (Hg.): *Rationalisierung 1984: Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. und der Staatlichen Kunsthalle Berlin*, Berlin: Staatliche Kunsthalle Berlin (1983), S. 114.

Nicht ins Innovationskonzept passten die allermeisten der knapp 30'000 Arbeiterinnen, die die »Berliner Elektroindustrie« - Siemens, AEG, SEL, Bosch usw. - noch zu Beginn der 1970er Jahre beschäftigte. So hörten »[i]m Frühjahr [1970] [...] die Frauen [bei Bosch] zum ersten Mal, daß die ganze Halle mit den Kfz-Schalterbändern innerhalb der nächsten Jahre aufgelöst bzw. verlegt wird. Im Mai verschwanden ein Meister und ein Einrichter für vier Wochen nach Madrid. Ihre Aufgabe bestand darin, die Kraftfahrzeugschalter-Produktion in der Robert Bosch Española S.A. einzurichten und zu überwachen. Im Herbst wurde dann die Abteilung Autoantenne derselben Halle nach Spandau verlegt. Von all diesen Vorgängen erfuhren die Frauen praktisch nur am Schlußtermin. [...] Den Erwerb ausländischer Produktionsstätten halten sie für einen geschäftlichen Erfolg der Firma [...]. Sie wissen nicht, daß jeder Fortschritt der Firma dazu dient, die lebendige Arbeitskraft ein Stück überflüssiger zu machen. In Wirklichkeit richtet sich die rasche Internationalisierung der Bosch-Produktion direkt gegen die Bosch-Arbeiter in der Bundesrepublik und West-Berlin. [...] Das einzige, was die Firma in Spanien benutzt [...] ist die rechtlose, billigere spanische Arbeitskraft. Wie man hört, will Bosch in Madrid

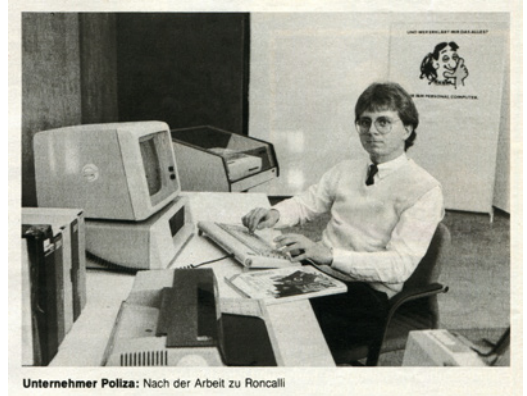
einen Stundenlohn von 1 DM bezahlen. In Berlin liegen die durchschnittlichen Löhne am Kfz-Band um 4 DM. [...] Während die Firma einen immer größeren Teil der traditionellen Produktion in die Länder mit billigerer Arbeitskraft schafft, demonstriert sie den Berliner Akkord-Arbeiterinnen durch die tägliche Neueinstellung der ungelerten und sprachlosen Türkinen und Jugoslawinnen, daß sie jederzeit ersetzbar sind und immer überflüssiger werden.«

Peter Schneider: »Die Frauen bei Bosch«, in: *Kursbuch 21* (1971), S. 83-109, hier S. 87-90. ► MASCHINENSTURM/UMBRUCH/Telearbeit

UNTERNEHMER Junge Tüftler

»Durch unsere ›progressive‹ Literatur und soziologischen Seminare geistert die Vorstellung, in unserer Zeit sei Kreativität am besten durch Kollektive zu erzeugen. So schrieb beispielsweise Helge Pross (›Kapitalismus und Demokratie‹, Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag GmbH & Co., Frankfurt 1972): ›Die Deutung des Unternehmers als eine Art Monopolist der Neuerung ist fragwürdig, weil Innovationen auf wirtschaftlichem Gebiet nur noch ausnahmsweise Sache identifizierbarer Einzelpersonen in Unternehmen sind.‹ Im Gegensatz zu Helge Pross behaupte ich: Der eigentlich kreative Funke kommt regelmäßig aus einem einzigen Gehirn und nicht aus dem Kollektiv. Zur praktischen Durchsetzung braucht es allerdings ein aufnahmeberechtigtes Team. Man kann dies nicht nur an historischen Beispielen zeigen (wie etwa Werner Siemens und Robert Bosch), sondern ebenso auch an zeitgenössischen, wie Heinz Nixdorf, der in weniger als einem Jahrzehnt eine Weltfirma ›aus der hohlen Hand‹ aufbaute, an Felix Wankel, der den Kreiskolbenmotor gegen härtesten Widerstand durchsetzte oder an Walter Bruch, der das Farbfernsehsystem PAL erfand.«

Karl Steinbuch: *Unternehmer in der Krise?*, Köln: Arbeitgeberverband der Metallindustrie im Regierungsbezirk Köln e.V. (1974), S. 38. ►NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Eliten



Unternehmer Polizza: Nach der Arbeit zu Roncalli

»Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 63.

»Vor 20 Jahren glaubte Fielmann, wie so viele Altersgenossen, an die Lehren des Karl Marx. [...] Als er 1972 in Cuxhaven den ersten Laden eröffnete, macht er etwas für seine Branche unerhörtes: Statt nur vier bis sechs bot er 90 verschiedene, modische aktuelle Brillengestelle ohne Aufpreis an. [...] Fälle wie Rossmann, [Data] Becker oder Hinnenberg widerlegen die These, es gäbe in der Bundesrepublik keine Unternehmer mehr. [...] Mit viel Courage und wenig Kapital zogen sie Unternehmen hoch, die in kürzester Zeit eine erstaunliche Größe erreichten. Die neuen Firmengründer haben keine Ähnlichkeiten mit Patriarchen wie Max Grundig oder Josef Neckermann [...]. Tatsächlich arbeiten fast alle, die ein Unternehmen gegründet haben, mehr als sogenannte normale Menschen. Nur die wenigsten leisten sich Urlaub oder freie Wochenenden. Beinahe jeder hat seine Firma zum allgegenwärtigen Lebenszweck gemacht. Auffällig ist überdies ein geringes Interesse an Politik. Wer sich allerdings unter der jungen Garde der Turnschuh-Unternehmer für die gesellschaftlichen Zusammenhänge interessiert, hat zuweilen eine andere Sicht als der klassische Unternehmer: Es muß nicht immer CDU sein. Das Leben in der Marktnische, so scheint es, vermittelt ein anderes Gefühl, als es Firmenpatriarchen alter Prägung hatten, die sich mit der Obrigkeit identisch fühlten.«

»Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 60–61, hier S. 70.

»Wer Ideen zum Gründen und Selbstvertrauen hat, wer nicht in erster Linie ans Reichwerden denkt und wer lieber für sich als für andere arbeitet, bringt ganz gute Voraussetzungen mit.«

Norbert Schlimm: »Die Lust am Gründen – konkret«, in: Jürgen Allesch, Dagmar Brodde (Hg.): *Praxis des Innovationsmanagements. Planung, Durchführung und Kontrolle technischer Neuerungen in mittelständischen Unternehmen*, Berlin: Erich Schmidt (1986), S. 193–199, hier S. 193.

Die Firmengründer: Dr.-Ing. Ch. Marotzke, Dr.-Ing. W. Hauschild,
Dipl.-Ing. H. Zimmer, Dipl.-Ing. W. Sarfeld



Berliner Innovations- und Gründerzentrum: Technologie- und Innovationspark Berlin (o.V.), Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin (1985), S. 30.

»Mit der Unternehmensgründung im März 1984 haben wir unsere Erfahrungen und Kenntnisse aus gemeinsamen Forschungsvorhaben Universität - Industrie und aus freiberuflicher Ingenieur Tätigkeit zusammengefaßt. [...] Unser Tätigkeitsbereich gliedert sich im wesentlichen in zwei Teilbereiche: Zum einen bearbeiten wir komplexe numerische Verfahren, wie sie in der Technik zu Forschungs- und Entwicklungszwecken in der Großindustrie sowie in Forschungsinstituten von Bund und Ländern verwendet werden. Zum anderen bieten wir spezifische Problemlösungen für die Ingenieurpraxis an, wie z.B. die Entwicklung anwenderbezogene Programme [sic] für kleine und mittlere Ingenieurbüros.«

Berliner Innovations- und Gründerzentrum: Technologie- und Innovationspark Berlin (o.V.), Berlin: Presse- und Informationsamt des Landes Berlin (1985), S. 30.



Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407-423, hier S. 411.

Zu den Vorzeigeunternehmer*innen des Silicon Wedding zählte Sami Tabbara von der Trion GmbH & Co. KG, »Geschäftsfeld: Entwicklung und Fertigung elektronischer Geräte und Systemkomponenten« – der Gang 1999 an die Technologie-Börse NASDAQ (nunmehr als *Trion Technology AG*) ging dann allerdings schief. Nach BIG-Initiator Jürgen Allesch zeichnete sich die idealtypische »Gründerperson« im Allgemeinen durch folgende Charakteristika aus: »Untersuchungen zeigen, daß das Durchschnittsalter der Gründer etwa zwischen 32 und 38 Jahren liegt. [...] Als Gründungsmotive werden in den meisten Fällen Streben nach Unabhängigkeit, Verwirklichung eigener Ideen, Frustration am Arbeitsplatz und Streben nach eigener Handlungs- und Entscheidungsfreiheit genannt. [...] ›Erstklassige‹ Gründer mit einer ›zweitklassigen‹ Produktidee haben bessere Erfolgchancen als im umgekehrten Fall.«²⁹

Eine Figur, die im Trubel um »Basisinnovationen« und »Scheininnovationen«, um »Innovationsklima«, »Ideenschmieden« und dergleichen an Kontur gewinnen sollte (und die jedenfalls zunehmend gerne bemüht wurde), war die des Unternehmers als junger Mann: einer mit Jeans und Turnschuhen, unkonventionell, dynamisch, ideenreich, ja »manisch«: »Sind sie so gesund und belastbar, daß sie monatelang auch 12-18 Stunden am Tag arbeiten können? ... Sind Sie risikobereit, leben sie nach der Devise ›Wer wagt, gewinnt?‹ ... Sind Sie kreativ, flexibel und lernfähig?«³⁰ Mit unbeweglichen Industriekapitänen vom Schlage Flick, Grundig oder Siemens, geschweige denn mit den phantasielosen Quasibeamten, die die Bürohochhäuser der Großkonzerne bevölkerten, sollte dieses »neue Leitbild des Erfinder-Unternehmers« offenbar nichts mehr zu tun haben³¹ – am ehesten entsprach ihm noch einer wie der

Computerhersteller Heinz Nixdorf, ein »Techniker und Tüftler«, bei dem es sich allerdings um eine Ausnahmerecheinung handelte: »[...] [E]inen der seltenen Fälle, in denen in Europa noch ein richtiger dynamischer Unternehmer hervorgebracht« wurde (so zumal das Buch *Untergang des Unternehmers*).³² Gerade auf solche Figuren – also auf die »Innovationskraft und Mobilität unternehmerischer Menschen« bzw. den »technologieorientierten Existenzgründer« – kam es nun aber ausgerechnet an.³³ Denn als »Krisenmanager« in Zeiten von Strukturwandel, Stagflation usw. hatte sich der Staat bekanntlich als unfähig erwiesen, wie der Ökonom und Unternehmerexperte Horst Albach 1979 mit Verweis auf Goethe (*Wilhelm Meisters Wanderjahre*) und andere wagemutige Präzedenzfälle des 19. Jahrhunderts betonte: »Ich bin gesinnt, nach Kalifornien oder Tschile zu gehen, es ist achttausent Meilen von hier entfernt. Es nimmt eine lange Zeit, bis man hier etwas Geld hat.«³⁴

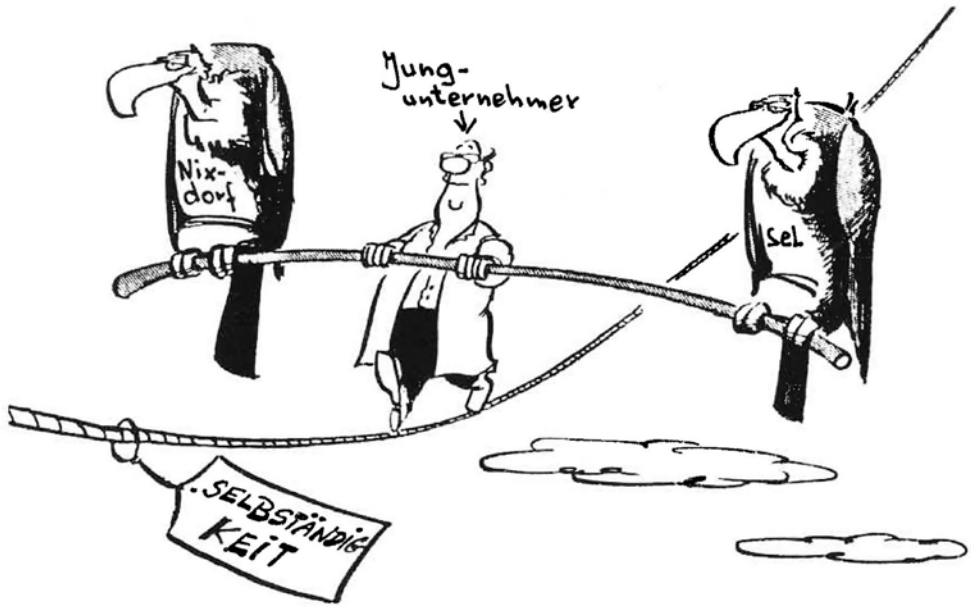
Die Albachs der Republik wussten natürlich nur zu gut um die komplizierten »Rahmenbedingungen« (z.B. in Sachen »Technologieparks«), die tatsächlich erfüllt sein wollten, »bis man hier etwas Geld hat« – so wie es überhaupt in jenen Jahren kaum an Theorieproduktion mangelte, die der Saga des dynamischen Technik-Tüftler-Entrepreneurs mehr oder weniger offensichtlich entgegenlief. Ob man sich nun über »kollektive Theoriebildung von unten« Gedanken machte, staunend nach Japan blickte (»Neoetatismus« u.ä.), auf explodierende »FuE«-Kosten oder spektakuläre Sanierungsfälle: Bestenfalls eine kleine Rolle schien dem turnschuhbewehrten Jungunternehmer hierin beschieden.³⁵ (Und selbst die, die sich nun für »wildes Denken«, »Bastler« u.ä. begeistern konnten, schielten ja tendenziell auf den »Kontext« dieses Denkens bzw. Tuns.)³⁶ Dennoch wird man ihm, dem risikofreudigen Entrepreneur, eine gewisse Realität natürlich nicht abstreiten wollen. Der sich hier einschlägig betätigende Reagan-Berater George Gilder etwa – einer der glaubte, »[that] most scientific breakthroughs are made by men in their twenties or early thirties« (»his entrepreneurs are always male«)³⁷ – wurde dann auch in der BRD wahrgenommen. Sei es zustimmend – »[v]ieles aus der spannenden Analyse Gilders trifft im Prinzip auch für deutsche Verhältnisse zu. Für bundesdeutsche Politiker sollte sie zur Pflichtlektüre werden«, meinte etwa das Wirtschaftsmagazin *capital*; oder sei es mit Schrecken: »Man hat's direkt vor Augen – wie da die Metaphysik sichtbar zupackt und die Hand des freien Unternehmers kraftvoll Kapital schöpft ... Die demokratische Masse kann weder produktiv noch kreativ tätig sein; sie ist nur fähig zu reagieren und zu ratifizieren«.³⁸

►NATURPOLITIKEN/DIFFERENZ/Ökonomie

»High-Tech«, »Neue Technologien«, in der Namensgebung schwingt Stolz auf die Kraft menschlicher Kreativität, auf Fortschritt, Lösbarkeit der Probleme: kurzum auf Macht, zu machen, und zwar alles. No Future is passé, nun haben wir wieder etwas Handfestes in der Hand. Im Bundestaghearing zur deutschen Weltraumpolitik war zu hören: »Was wir brauchen, ist der Transfer von Gehirnen aus der Raumfahrtindustrie in alle anderen Branchen: »Junge, mobile, arbeits- und denkwilige Wissenschaftler: könnten doch das Resultat der Beteiligung der BRD am SDI-Programm sein, so hoffte ein Vertreter der deutschen Rüstungsindustrie. Es gibt keine Grenzen des Wachstums, meint unser Forschungsminister Riesenhuber: »Die menschliche Intelligenz ist das einzige, was wirklich knapp ist: Um die zu vermehren, werden in Hochschule und bei der Forschungsmittelvergabe Altersbegrenzungen eingeführt. Allenfalls als geschlechtsneutrale Wesen,

keinesfalls als Frauen, die Kinder bekommen, haben die Mitglieder des weiblichen Geschlechts noch Chancen, in die neue angeblich einzig produktive Klasse aufzusteigen. Seit Jahren bin ich fasziniert. Ich brauche nur die Zeitungen und Bücher aufzuschlagen: »Der einzige stabile Anlagewert inmitten der Erschütterungen und Unsicherheiten ist ein diszipliniertes Gehirn. Wenn ein menschlicher Geist sich mit dem lebendigen Bewußtsein, aus dem der Kosmos besteht, vereint, gewinnt er neue Einsichten und nimmt neue Ideen wahr, die nichts anderes sind, als in unbekannte Zukunft projizierte Geistesblitze. Nur so entsteht neues Wissen ...«, das sich möglicherweise »in Siliconchips und Beton konkretisiert, bevor die Konkurrenz aufwacht« (George Gilder, Berater des US-Präsidenten Reagan). In der Tat, ich spreche von Mythen. Männermythen.«

Christel Neusüß: »High-Tech – Männermythos oder Wissenschaft?«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 26–38, hier S. 27–28.



antimilitaristische stadtrundfahrt in westberlin (o. V.), Berlin (1988 [1985]), S. 107.

»Der West-Berliner Senat stellt Kredite für die BIG-Jungunternehmer, subventioniert die laufenden Kosten des Ladens und betreibt ordentlich Propaganda. Jungdynamische Jungunternehmer entwickeln hier mit Steuergeldern neue Technologien bis zur Marktreife. Woraus sich Profit schlagen läßt, das kauft die Industrie auf. Beispiele aus dem BIG: Firma ›PC-Matic Leiterplatten – Roboter GmbH‹ oder ›RO-BER Industrieroboter GmbH‹. Diese Buden sind inzwischen dicht gemacht, die Jungunternehmer dürfen dann manchmal bei Konzernen als Angestellte weiterarbeiten. Nixdorf, Siemens, SEL oder AEG fördern gern solche Art von Eigeninitiative, sie kriegen günstig profitable Produktideen geliefert und sparen die Entwicklungskosten.«

antimilitaristische stadtrundfahrt in westberlin (o. V.), Berlin (1988 [1985]), S. 107.

»Einer der feinfühligsten und aktivsten Ideologieproduzenten ist der [...] Chef von Apple Computer Inc., Steve Jobs. Ob die Romanze mit der Protestsängerin Joan Baez wirklich je stattgefunden hat, ist unerheblich, aber sie gehört unabänderlich zur Legende dieses Aufsteigers der Computerindustrie. [...] Einer der von Steve Jobs gern geäußerten Gedanken ist der, daß Silicon Valley das Florenz der Neuzeit sei. Er vergleicht die Elektroingenieure mit den Künstlern der italienischen Renaissance, die Firmenchefs mit den Politgeschlechtern der Medicis. [...] Steve Jobs spricht auch von einem ›korporativen Sozialismus‹ (corporate socialism), der in Silicon Valley oder zumindest in einigen Betrieben wie Apple verwirklicht werde. Das bezieht sich auf einige Elemente der Betriebs- und Menschenführung, die in den USA schon lange üblich, aber in mancher Hinsicht in Silicon Valley und vergleichbaren Gegenden und Industrien weiterentwickelt wurden. Dabei geht es um das, was viele Europäer (und viele US-Bürger selbst) schon lange fasziniert: der Chef und die Abteilungsleiter und die ›einfachen‹ Beschäftigten reden sich gegenseitig nur mit Vornamen an. In der Betriebskantine sitzen alle Beschäftigtengruppen durcheinander. Die Büros der Angestellten sind nur durch halbhohe, vielfältig unterbrochene leichte Wände voneinander abgetrennt. Auch der Chef kommt mal in Jeans zur Arbeit.«

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 47–48.

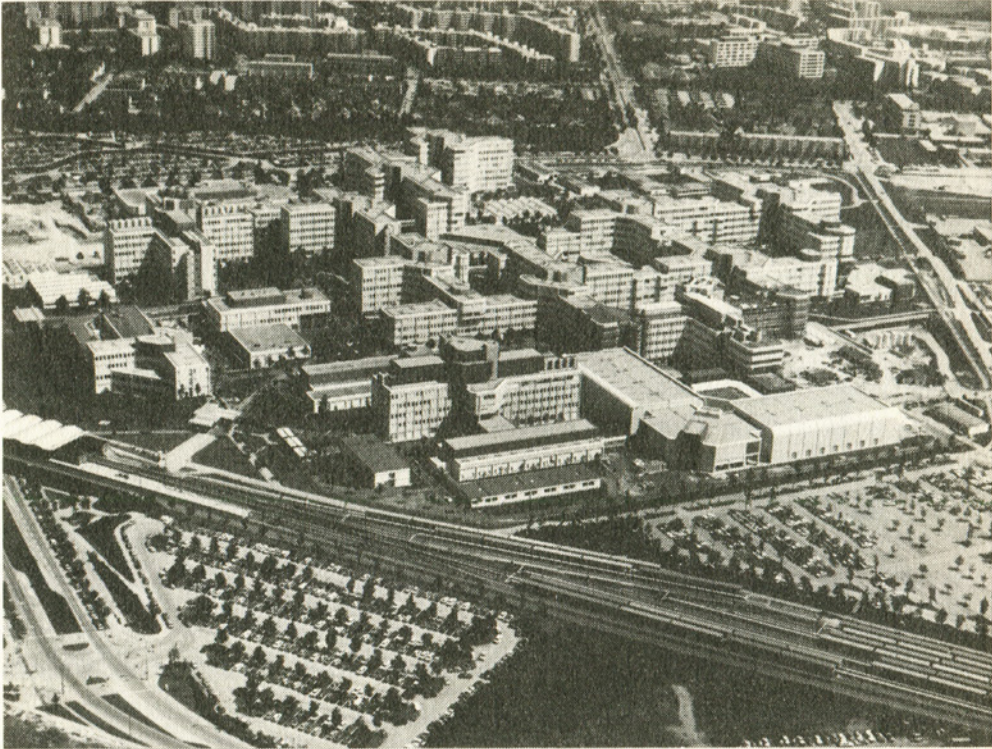


Abb. A: »Denkfabrik« von Siemens in München-Perlach: Beschäftigt sind hier ca. 7000 Personen, davon 2000 im Zentralbereich »Forschung und Technik/ZF« und fast 5000 im Unternehmensbereich »Kommunikations- und Datentechnik/UB K«. (Luftbild freigegeben von der Regierung von Oberbayern unter GS 300/104/86)

Lothar Hack: *Vor Vollendung der Tatsachen: Die Rolle von Wissenschaft und Technologie in der dritten Phase der Industriellen Revolution*, Frankfurt am Main: Fischer (1988), S. 149.

»Führende *Siemens*-Mitarbeiter haben schon mal gerne ein ›von‹ vor ihrem Namen, obligatorisch ist aber ein ›Dr.‹. Ob im Produktionsbereich ›Baulemente‹ in der Münchner Balanstraße oder im Computerzentrum Neuperlach – auf den Besucher gehen sie verständnisvoll ein, auch wenn sie durchgängig dem Vorurteil unterliegen, wer von [der Zeitschrift] *natur* kommt, müsse per se technikfeindlich sein. Ihrerseits entsprechen sie keinesfalls den Beschreibungen von agilen Jungdynamos, wie man sie aus Artikeln über das amerikanische ›Silicon Valley‹ kennt. Es sind eher grauhaarige Herren mit einer Neigung für expressionistische Kunst.«

Gisela M. Freisinger: ›Chipylon‹, in: *natur: Das Umweltmagazin* 6 (1985), S. 58–64, hier S. 62.

UNTERNEHMER Herrscher



Freizeitanlage in Silicon Valley: Olympia der Superhirne, Elysium der Eierköpfe

»Die dreckige Arbeit am sauberen Chip« (o.V.), *Der Spiegel* 33 (1985), S. 105.

»Entgegen der allgemeinen Legende spielt der Staat bei der Entstehung keiner Industrie bisher so eine entscheidende Rolle wie bei der Mikroelektronik. [...] [Stanford] ist *die* private Elite-Universität der USA; aber wenn man das Vorleistungs- und Institutsverzeichnis von Stanford durchblättert, könnte man manchmal denken, man hätte ein Verzeichnis von Pentagon und NASA vor sich. [...] Auf allen staatlichen Ebenen sind für die Elektronikindustrie steuerliche Vergünstigungen geschaffen worden: niedrigere Gewinnsteuern als in der sonstigen Industrie, schnellere Abschreibungen. Kommunen geben Vorleistungen an Infrastruktur, der Staat finanziert die Verluste. In Technologieparks werden Datenbanken und kostenloses Büropersonal gestellt. Der Staat hat für die Elektronikindustrie die Arbeitsschutzgesetze »gelockert«. [...] Für die Re-importe von Elektronikbauteilen, die in Entwicklungsländern montiert werden, gibt es weitgehende Zollbefreiungen.«

Werner Rügemeier: »Die Schwarzweissbunte Märchenwelt im Silicon Valley«, in: *konkret* 2 (1985), S. 18-21, hier S. 18-19.

»Die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei, Sitz Bremen, hatte bei Gründung 1884 ein Aktienkapital von 1 500 000 Mark. 1905 erhielten die acht Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder Tantiemen in Höhe von 126 492 Mark; 1911 waren es 250 430 Mark – bei einem Stundenlohn von 20 Pfennig hätten acht Arbeiter 40 Jahre arbeiten müssen, um diese Summe zu verdienen. [...] Die Texte schildern die existentielle Not von mehr als einem Dreiviertel der Bevölkerung des wilhelminischen Kaiserreiches und des Habsburgerstaates Österreich-Ungarn, die Drangsale der Männer, Frauen und Kinder in Bergwerken, Werkstätten, Fabriken, in der Heimindustrie und in der Landwirtschaft; sie berichten von der Erbarmungslosigkeit der Herrschenden und der Gleichgültigkeit der Besitzenden. [...] Fatal, wenn es in einem anderen Buch [dasjenige von Ogger], das sich in Form eines »Reports« der Wirtschaftsgeschichte des 19. und anfänglichen 20. Jahrhunderts zuwendet, einleitend heißt: »Gründerjahre hätten wir dringend nötig – eine Zeit des Aufbruchs, des Abenteuers, des Fortschritts. Denn nie zuvor in der deutschen Nachkriegs-

geschichte bot die Wirtschaft ein solches Bild des Jammers wie in diesen Tagen. Im Gegensatz zu heute habe damals bei den Unternehmern Zukunftsmut geherrscht; die Arbeitnehmer hätten keine Anspruchshaltung, die Steuereinnahmer keine Raffgier gezeigt: Wir dagegen ›leiden unter der Verbürokratisierung, der Innovationsfeindlichkeit, dem Versorgungsdenken, der Risikoscheu und Rentnermentalität.‹

Hermann Glaser: »Rückblick auf die Gründerjahre: Als Kapitalisten noch jung und verwegen waren«, in: *Die Zeit* 8 (1983), <https://www.zeit.de/1983/08/als-kapitalisten-noch-jung-und-verwegen-waren>.



Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1-L11, hier S. L10.

»Sein Wagemut und seine Risikobereitschaft bringen dem Konzern jetzt einige hundert Millionen Verluste« – »Mit dem Kauf von der Kienzle-Apparat GmbH wollte er jetzt [...] zeigen, was er – zwei Jahre vor seiner Pensionierung – für ein tüchtiger Unternehmer ist. Doch bisher gab es nur ›rote Zahlen und große Sprüche‹ (›manager-magazin‹). Der Leichtsinn [...] bringt Mannesmann bei Kienzle jetzt einige hundert Millionen Verluste ein. Die Brüder Herbert und Jochen Kienzle, denen die Innovationslust fehlte, hatten ihren einst blühenden Betrieb schon ganz schön heruntergebracht, als Mannesmann, ohne lange zu prüfen, 50 Prozent ihrer Anteile kaufte. Und jetzt versuchen vom branchenunkundigen Mannesmann-Konzern bei Kienzle eingesetzte Manager verzweifelt, den Vorsprung der Konkurrenz aufzuholen.«

Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1-L11, hier S. L9-L10.

Der neue Unternehmergeist – ebenfalls, wenn man so will, Manifestation einer Art Gegenkultur, jedenfalls Gegenideologie mit latent irrationalen Zügen: »Freiheit durch Profit«, »Staatsversagen«, »Kreativität«, »Risikobereitschaft« usw. – blieb (offenbar) nicht unwidersprochen. Vieles, was man zwischenzeitlich vielleicht nicht so gerne hören wollte, mittlerweile aber auch wieder weiß, fiel dann auch damals schon ins kritische Visier diverser (Gegen-)Gegenexpert*innen. Man nehme etwa den Journalisten (und Philosophen) Werner Rügemer, der sich damals höchstselbst ins »gelobte Land« namens Silicon Valley begab und Bericht erstattete, weil selbst den »Angestellte[n] eines Malerbetriebs bei mir um die Ecke« das Fieber ergriffen hatte – »[...] laßt doch den Quatsch mit der Arbeitszeitverkürzung, machen wir es wie in Silicon Valley!«³⁹ Nicht von blühenden Landschaften war bei Rügemer allerdings die Rede, oder von »kostenlosen Parties und Dinners«, sondern von Ausbeutung und Wohnungsnot, von der Gängelung von Gewerkschafter*innen, von Einkommensschere, Berufskrankheiten, Umweltschäden (Methylenchlorid, Trichlorethylen, Bleioxyd, Hydrofluorsäure usw.), militärisch-industriellen Verstrickungen und dem Heer namenloser Arbeitsmigrant*innen, die (noch) vor Ort tätig waren, um Platinen zu bestücken, die »clean-rooms« bevölkerten und ähnliches mehr.

Kritisch beäugt wurde auch die »Gründerwelle« bzw. »[...] die private Verwertung von [öffentlichen] Forschungsergebnissen durch professorale Unternehmensgründungen und die starke Hilfe für die Gründung junger Unternehmen im Bereich ›Neue Technologien‹.«⁴⁰ Dergleichen wäre, so hieß es dahingehend in der Zeitschrift *Wechselwirkung* (mit Blick auf den Silicon Wedding), Ausdruck eines wirtschaftsideologischen Wunschenkens, das der

»Wachstumskrise, Massenarbeitslosigkeit und Zukunftsangst« letztendlich wenig entgegenzusetzen hatte oder wollte.⁴¹ Denn profitieren würden davon nur sehr wenige; und kaum die Arbeiter*innen, die einst bei AEG-Telefunken, Siemens oder anderswo tätig waren (im Zweifelsfall im Akkord). Andere Beobachter verwiesen auf die »Antinomien innerhalb der neokonservativen Modernisierungspolitik«, deren Vertreter (auch nach der »Wende« 1983) zwar immer noch viel von entfesselten Marktkräften schwadronierten, Großunternehmen und deren »Spitzentechnologien« aber dennoch gerne unter die Arme griffen.⁴² So hieß es dann auch von Seiten der »Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik«, die sich Mitte der 1970er Jahre als Gegenpol zu den »fünf Wirtschaftsweisen« formiert hatte: Von einer Krise der Unternehmer*innen, von Herbst, Untergang oder schlechtem Klima konnte keine Rede sein. Vielmehr wäre von einem »Unternehmerstaat« auszugehen, ja von »Unternehmerherrschaft« – die »Krise« der Wirtschaft (die gab es) würde allerdings eifrig »genutzt«, um die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Richtung *noch* mehr Unternehmerherrschaft umzubauen: als »Instrument für eine Neuordnung der gesellschaftlichen Macht- und Verteilungsverhältnisse«.⁴³

► MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Sachzwänge ► MASCHINENSTURM / ALARM / Politische Pflanzen



essengleichheit, mal offensichtlich gegen den Willen der Bevölkerung. Wie und wo das geschieht, beschreibt dieses Buch. Mit den Namen der Täter, der Komplizen und der Opfer. Das Buch zeigt, wohin wirtschaftliche Macht führen kann, wenn sie nicht kontrolliert wird. Wenn es niemand wagt, sie zu kontrollieren.«⁴⁴

Ingolf Zera: *Die Herrscher: Großunternehmen sucht Bürgermeister*, Köln: Bund-Verlag (1977), Cover.

Auch Ingolf Zera vom Jugendmagazin *'ran* liess sich vom Unternehmergeist nicht beeindrucken: »Unternehmer erpressen Stadtverwaltungen, hintergehen Gemeinderäte, zwingen Bürgermeister zum Rücktritt. Sie beschränken sich nicht auf undemokratische Zustände in ihrem Betrieb. Sie zwingen ganzen Städten ihren Willen auf. Mal hinterherum in einem Klima von ›Sozialpartnerschaft‹, und ›Inter-



Die Arbeitslosigkeit in Silicon Valley ist meist so hoch wie sonst in den USA, offiziell 1984 bei 8 Prozent, bei Konjunkturreinbrüchen der »sensiblen« Elektronikindustrie bisher bis zu 15 Prozent. Die Sozialleistungen sind geringer als sonst im US-Durchschnitt. Im Zentralpark von San José, der größten Stadt der Region, suchen die Ärmsten eine Bleibe.

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 58.

»Von einer anderen ›Lösung‹ des Problems [mit der ›Wohnungsknappheit‹] berichtete ein Ingenieur bei Intel: ›Zusammen mit fünf Freunden, die zufällig zur Zeit auch hier arbeiten, fliege ich jeden Tag aus Modesto hierher. Modesto liegt östlich von hier, ungefähr 65 Meilen entfernt. Wir haben dort schöne und günstige Wohnungen. Wir haben ein Flugzeug geschartert [sic], und das kommt für jeden auch nicht teurer als wenn wir jeder einzeln mit dem Auto fahren würden. Mit Start und Landung sind das für jeden Flug ungefähr 40 Minuten. Dabei können wir die Zeitung lesen und die schönen Hügel unter uns sehen. Das ist viel schöner als mit dem Auto.«

Werner Rügemer: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 59. ►MASCHINENSTURM/HIGH TECH/Fabrik der Zukunft

Anmerkungen

- 1 *Hat der Unternehmer politisch versagt? Bericht über ein Gespräch zwischen Studenten und Praktikern aus Politik und Wirtschaft. Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1977*, Hamburg: Deutsche Shell Aktiengesellschaft (1977), S. 14.
- 2 Weiterführend siehe etwa Grégoire Chamayou: *Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2019).
- 3 Edgar Salin: »Der Gestaltwandel des europäischen Unternehmers«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 61/7 (1953), S. 214–225, hier S. 220; Heinz R. Wuffli: *Herbst des Unternehmertums: Leben und Überleben zwischen den Chancen und Risiken der Zeit*, Zürich: Artemis (1982); Werner Meyer-Larsen: *Der Untergang des Unternehmers: Vom Supermann zur feudalsozialistischen Technokratie: Wirtschaft ohne Wachstum*, München: Bertelsmann (1978).
- 4 Anton Peisl, Armin Mohler (Hg.): *Der Ernstfall*, Berlin: Propyläen (1979) (= Schriften der Carl Friedrich von Siemens Stiftung).

- 5 »Unternehmer: Eine neue Generation sucht ihre Chance« (o.V.), in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 60–72, hier S. 60.
- 6 Günter Ogger: *Die Gründerjahre: Als der Kapitalismus noch jung und verwegen war*, München: Droemer Knaur (1982), S. 11, Klappentext.
- 7 Kai Peter Rath: »Vom Sockel gestoßen: Die wundersame Karriere der »Nieten in Nadelstreifen«, in: *Die Zeit* 50 (1993), <https://www.zeit.de/1993/50/vom-sockel-gestossen/>.
- 8 Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), S. 131.
- 9 Udo Hergenröder: »Ein Kapitel vom Kapital«, in: *konkret* 14 (1973), <http://protest-muenchen.sub-bavaria.de/artikel/1992>.
- 10 Arno Morenz: *Warum sie Deutschland verlassen*, Düsseldorf: Econ (1968), S. 13–14; Udo Hergenröder: *Männer, die Erfolg erfinden: Techniker und Wissenschaftler als Motoren der Wirtschaft*, Düsseldorf: Econ (1970), S. 20–22.
- 11 Mike Cooley: »Mensch-Maschine Dialog: Zur Einführung des Taylorismus in die Konstruktionsarbeit«, in: *Wechselwirkung* 2 (1979), S. 14–19, hier S. 18.
- 12 Von Frauen war hier selten die Rede. Zitiert ist Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 407.
- 13 Siehe etwa Ernst Dreisigacker, Walter Greulich: »Technologiezentren, Technologieparks, Technologiefabriken, Gründerzentren...«, in: *Physikalische Blätter* 12/40 (1984), S. 383–385; Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48; zitiert ist Horst Albach, Hermann Tengler: »Innovationsförderung durch Technologieparks«, in: Rudolf Henn (Hg.): *Technologie, Wachstum und Beschäftigung: Festschrift für Lothar Späth*, Berlin: Springer (1987), S. 599–611, hier S. 600.
- 14 Gisela M. Freisinger: »Chipylon«, in: *natur: Das Umweltmagazin* 6 (1985), S. 58–64, hier S. 60.
- 15 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 93.
- 16 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 47.
- 17 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 5.
- 18 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 3.
- 19 Joachim Nawrocki: »Jungbrunnen für Unternehmer«, in: *Die Zeit* 6 (1978), <https://www.zeit.de/1978/06/jungbrunnen-fuer-unternehmer>.
- 20 Siehe z.B. Klaus Burmeister, Weert Canzler (Hg.): *Zukunftsmetropole Berlin: Kritik und Perspektiven wirtschaftspolitischer Leitbilder*, Berlin: Edition Sigma (1988).
- 21 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 5.
- 22 »Westberlin: Mekka der Telekommunikation« (o.V.), in: *Vom Vietnamkrieg zur Verkabelung der BRD West Berlin*, Dokumentation zur Veranstaltung vom 28. November 1984 im Rahmen der Anti-Nato-Tage, Herbst '84, Berlin (1984), S. 38.
- 23 Wolfram Huncke (Hg.): *Forschen in Berlin (bild der wissenschaft extra)*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1987), S. 130.
- 24 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 47.
- 25 Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 410–411.
- 26 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 95.
- 27 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 96–97.
- 28 Winfried Wolf: »Ausverkauf einer Gesellschaft«, in: *konkret* 8 (1982), S. 38–42, hier S. 39.
- 29 Jürgen Allesch: »Die neuen Gründerjahre in Berlin: Das Entstehen von jungen Unternehmen im Umfeld der TUB«, in: Karl Schwarz (Hg.): *Die Zukunft der Metropolen: Paris, London, New York, Berlin (Band 1: Aufsätze)*, Berlin: Reimer (1984), S. 407–423, hier S. 410.
- 30 Günther Kirschbaum, Wilfried Naujoks: *Erfolgreich in die berufliche Selbstständigkeit – Tipps und Ratschläge für Existenzgründer*, Freiburg: Rudolf Haufe (1985), S. 14.
- 31 Georgia Tornow: »Daniel Düsentrieb wird gesellschaftsfähig: Gründerzentren als Chance in der Krise«, in: Eckart Hildebrandt, Eberhard Schmidt, Hans Joachim Sperling (Hg.): *High-Tech-Down: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1986/87*, Berlin: Rotbuch (1986), S. 93–105, hier S. 97.
- 32 Werner Meyer-Larsen: *Der Untergang des Unternehmers: Vom Supermann zur feudal-sozialistischen Technokratie. Wirtschaft ohne Wachstum*, München: Bertelsmann (1978), hier S. 187.
- 33 Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 534; Horst Albach, Hermann Tengler: »Innovationsförderung durch Technologieparks«, in: Rudolf Henn (Hg.): *Technologie, Wachstum und Beschäftigung: Festschrift für Lothar Späth*, Berlin: Springer (1987), S. 599–611, hier S. 602.
- 34 Horst Albach: »Zur Wiederentdeckung des Unternehmers in der wirtschaftspolitischen Diskussion«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 4/135 (1979), S. 533–552, hier S. 534.
- 35 Siehe z.B. Wolf Schäfer: *Die unvertraute Moderne: Historische Umriss einer anderen Natur- und Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 270; Lothar Hack: *Vor Vollendung der Tatsachen: Die Rolle von Wissenschaft und Technologie in der dritten Phase der Industriellen Revolution*, Frankfurt am Main: Fischer (1988); Otto Köhler: »Geschichten aus der deutschen Marktwirtschaft«, in: *konkret* 11 (1982), S. L1–L11.
- 36 »Ein Tag bei Wuseltronick – Computereinsatz in einem Alternativprojekt« (o.V.), in: *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: Wissenschaftsladen Berlin (1983), S. 60–73, hier S. 66.
- 37 David R. Hamerschen: »Wealth and Poverty: The Questionable and the Reasonable. A Review«, in: *Journal of Behavioral Economics* 2/14 (1985), S. 77–94, hier S. 85, 89.
- 38 Wolfgang Schneider: »Freie Männer und freies Kapital«, in: *konkret* 3 (1984), S. 30–31, hier S. 30 (*capital* zitiert bei Schneider).
- 39 Werner Rügemeier: *Neue Technik – alte Gesellschaft: Silicon Valley. Zentrum der neuen Technologien in den USA*, Köln: Pahl-Rugenstein (1985), S. 8.
- 40 »Lebenszeichen: Strategien für einen menschlichen Fortschritt« (o.V.), in: *Wechselwirkung* 25 (1985), S. 56–57, hier S. 56.
- 41 Rainer Schlag: »Technologieparks«, in: *Wechselwirkung* 27 (1985), S. 46–48, hier S. 48.
- 42 Werner Vöth: »Konservative Modernisierungspolitik – ein Widerspruch in sich? Zur Neuausrichtung der Forschungs- und Technologiepolitik der Bundesregierung«, in: *Prokla* 56 (1984), S. 83–103, hier S. 95.
- 43 Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (Hg.): *MEMORANDUM '83: Qualitatives Wachstum, Arbeitszeitverkürzung, Vergesellschaftung – Alternativen zu Unternehmerstaat und Krisenpolitik*, Köln: Pahl-Rugenstein (1983); Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik (Hg.): *MEMORANDUM '84: Gegen soziale Zerstörung und Unternehmerherrschaft – Qualitatives Wachstum, 35-Stunden-Woche, Vergesellschaftung*, Köln: Pahl-Rugenstein (1984), S. 19.
- 44 Ingolf Zera: *Die Herrscher: Großunternehmen sucht Bürgermeister*, Köln: Bund-Verlag (1977), Klappentext.

Weiterführende Literatur

Brigitta Bernet: »Mitbestimmung oder Selbstverwirklichung? Kritik und Krise des ›organisierten Unternehmens‹ um 1970«, in: Regula Ludi, Matthias Ruoss, Leena Schmitter (Hg.): *Zwang zur Freiheit: Krise und Neoliberalismus in der Schweiz*, Zürich: Chronos (2018), S. 61–83.

Grégoire Chamayou: *Die unregierbare Gesellschaft: Eine Genealogie des autoritären Liberalismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2019).

Nathan Ensmenger: »Beards, Sandals, and Other Signs of Rugged Individualism«: Masculine Culture within the Computing Professions«, in: *Osiris* 30 (2015), S. 38–65.

Hans-Liudger Diemel: »Techniktüftler? Forschung und Technik in der mittelständischen Industrie«, in: Peter Frieß, Peter Steiner (Hg.): *Forschung und Technik in Deutschland nach 1945*, München: Deutscher Kunstverlag (1995), S. 170–185.

Hans-Liudger Diemel: »Das Bild kleiner und mittlerer Unternehmen in der bundesdeutschen Forschungs- und Wirtschaftspolitik 1949–1999«, in: Reinhold Reith, Dorothea Schmidt (Hg.): *Kleine Betriebe – Angepasste Technologie? Hoffnungen, Erfahrungen und Ermüchterungen aus sozial- und technikhistorischer Sicht*, Münster: Waxmann (2002), S. 100–123.

Christian Kleinschmidt: »Das ›1968‹ der Manager: Fremdwahrnehmung und Selbstreflexion einer sozialen Elite in den 1960er Jahren«, in: Jan-Otmar Hesse (Hg.): *Kulturalismus, neue Institutionenökonomik oder Theorienvielfalt: eine Zwischenbilanz der Unternehmensgeschichte*, Essen: Klartext (2002), S. 19–31.

Denken auf der Datenbank

Anna Echterhölter, Wien

Der Wind fegt Platanenblätter über die abkühlenden Trottoirs. In einem Vorort von Barcelona kämpfen Klimaanlage um die Luft in einem Foyer aus Glasflächen und Sandstein. Durch die Weite der Halle kreisen die Werbemittel und die Menschentrauben einer internationalen Fachtagung. Alte und neue Medien kommen dabei tausendfach zum Einsatz.

»Wessen Medien?«, fragt man sich unwillkürlich nach der Lektüre der Dokumentation *Kanäle*. Das Gegenwissen tritt nicht ausschließlich als neues Sachgebiet auf, sondern dieses belebt sich in und mit den angeeigneten Kommunikationsformen – ihren technischen und ästhetischen Möglichkeiten sowie den sozialen Bedingungen der Kommunikationsarbeit. Piratensender müssen umgebaut, Zeitschriften nächtelang mit Papier und Schere layoutet werden.

Inzwischen haben sich die akademischen Medien, um deren Umformulierung es ginge, teilweise geändert. Am Rand des Foyers halten sich drei Verlagsrepräsentanten. Die Publikationen fangen möglichst schnell vertwitterte Papiere auf: sieben Tage vor der Konferenz, 60 Minuten vor dem Panel: Nicht erst während des Verlesens ist der Aufsatz zum Download bereit, ein Nachflickern; ein Punkt in der Literaturliste; eine Ethik des Volumens. Denn die Datenbank, die die Einträge auf der Homepage steuert, ist zugleich Grundlage der Mittelzuweisungen der Fakultäten und Bildungsministerien. Paradoxaerweise muss dieser Parcours immer schneller bedient werden, damit die nächste Generation lesend studieren kann. Die neuesten akademischen Informationsformate quantifizieren fast lautlos im Hintergrund. Sie stiften keine diskursiven Öffentlichkeiten mehr, aber dafür umso massivere Verhältnisketten.

Zum Verlagssekt zirkulieren auch langlebige Vermittlungsformate und alte Medien: Mitten im Projektstakkato halten Visitenkarten die Stellung. Auf einer ist der Impact-Faktor eines Journals weit größer und farbiger abgedruckt, als der Namen des Herausgebers. Ein unwiderstehlicher Distinktionsfaktor: Je schwärzer die Box ist, die die Beurteilungskriterien enthält, desto williger das forschliche *goal displacement*. Allenthalben macht sich ein statistischer Epitext bemerkbar. Zahlen und Quotienten, obschon von den meisten Beteiligten missbilligend beäugt, unterlaufen die Bilder der Wissenschaft und lassen sie vor aller Augen verblassen.

Die neuesten akademischen Kanäle wirken opak und anti-intellektuell. Sie laden nicht unbedingt zum Selbermachen ein. Aber hätte sich dies nicht auch vom Radio sagen lassen, bevor die Wellenhexen aktiv wurden? Wie schafft man eine demokratische Öffentlichkeit für Ranking- und Klassifikationsprinzipien und wie sähe der »Peter Lustig« vor-eingenommener Algorithmen aus?¹ Schlimmer noch: Nicht nur wird die Reappropriation erschwert, sie wird auch um ihren Nimbus gebracht. Die Dokumentation *Kanäle* zieht jedem den Zahn, der noch in manichäischen Reflexen urteilt und im Außen, Unten oder Gegen schon *per se* einen Wert vermutet. Denn es wird miterzählt, wie die Medien auch von rechten Strateg*innen jederzeit instrumentalisiert wurden. Aber fällt das auf den Wissenstypus der Zeitschrift *Wechselwirkung* zurück?

Nicht zwingend, wenn man ein Kriterium hervorhebt, das in allen

Dokumenten mitschwingt: Die gesellschaftspolitische Eingebundenheit und Zielstrebigkeit dieses Wissens. Was die Laienexpert*innen der 1980er Jahre erzeugt haben, ist als umweltwissenschaftliches Fachwissen nicht ausreichend umschrieben. Es wechselt den Ort und geht Allianzen mit dem politischen Aktivismus ein – bis hin zur Sabotage der Kopfarbeit (in der Atomindustrie). Diese Parteilichkeit lässt sich nicht aus der bloßen Eroberung von Formaten herleiten. Das Wissen der Laienexpert*innen entstand im Zeichen eines Anliegens – ein Sachverhalt, der selten Eingang in epistemologische Modelle gefunden hat.

Wer allerdings eine Rolle der Gesellschaftsentwürfe in der Wissensproduktion vorsieht, ist Yehuda Elkana. Bevor er als Rektor der Central European University damals in Budapest antrat, lancierte Elkana 1981 den Essay »A Programmatic Attempt at an Anthropology of Knowledge«. ² Als Wissenschaftshistoriker und -philosoph entwickelt er darin ein stratifiziertes Wissensmodell, in dem die oberste Direktionsebene mit *images of knowledge* angesprochen wird. Durch diese Kategorie versucht Elkana, die oftmals uneingestandene Liaison von Programmatik und Wissen ethnographisch zu fassen. Diese Wissensvorstellungen sind sozial determiniert. Sie beeinflussen die Wahl der Evidenzproduktionsmittel (*sources of knowledge*) – etwa logische Folgerung, Sinneseindrücke oder Offenbarung. Sie bestimmen dadurch mittelbar den Wissenskörper (*body of knowledge*) – etwa die Verfahren, stabilen Theoreme und Wissensbestände. *Images of knowledge* fallen im Globalen Süden anders aus als in vergangenen Zeiträumen, sie existieren für ganze Diasporen, konkurrierende »totale Weltansichten«, kleine Überzeugungsgemeinschaften oder altehrwürdige Disziplinen. Sie vermitteln soziale Normen und gesellschaftliche Forderungen lokalspezifisch mit der wissenschaftlichen Methode, weshalb Elkana sie als die gesuchten Brücken zwischen Wissensproduktion und Gesellschaftsstruktur anspricht.

Bei den naturkundlichen Kritiker*innen, Feminist*innen und Laienexpert*innen der vorangehenden Passagen geben nicht ausschließlich die Kanäle oder Ausbildungslevel der Wissensakteur*innen den Ausschlag. Die Qualitätsmerkmale des Gegenwissens – Universitätsferne und Medienbricolage – sollten um ein drittes ergänzt werden. Das Besondere an den vorgeführten Wissenspraktiken ist ihre Verpflichtung auf die *images of knowledge*. Den sozialen Entwürfen, in die die Wissensproduktion eingelassen ist, wird offen Tribut gezollt und explizit Raum gegeben, anstatt diese Motivationen nur als klandestines Rumoren zuzulassen. Als letzte von den Materialien aufgeworfene Frage steht insofern ein nicht-speziesisches »Für wen?« im Raum.

Anmerkungen

- 1 Wendy Nelson Espeland, Michael Sauder: »Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds«, in: *American Journal of Sociology* 113/1 (2007), S. 1–40; Ruth Müller, Sarah de Rijcke: »Thinking with Indicators: Exploring the Epistemic Impacts of Academic Performance Indicators in the Life Sciences«, in: *Research Evaluation* 26/3 (2017), S. 157–168; Frank Pasquale: *The Black Box Society: The Secret Algorithms that Control Money and Information*, Cambridge/MA: Harvard University Press (2015).
- 2 Yehuda Elkana: »A Programmatic Attempt at an Anthropology of Knowledge«, in: Everett Mendelsohn, Yehuda Elkana: *Sciences and Cultures*, Dordrecht: Reidel (1981), S. 1–76. Deutsch: Yehuda Elkana: »Anthropologie der Erkenntnis: Ein programmatischer Versuch«, in: ders.: *Anthropologie der Erkenntnis: Die Entwicklung des Wissens als episches Theater einer listigen Vernunft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1986 [1981]), S. 11–125.

Durchlässige Kanäle

Sven Reichardt, Konstanz

»Alternative Projekte, Zentren, Werkstätten, Läden, Gesundheitsgruppen können nur existieren, wenn sie in einer öffentlichen Struktur eingebettet sind«, schrieb die Redaktion des Frankfurter *Pflasterstrands* in seiner allerersten Ausgabe von 1976.¹ Gegenöffentlichkeit und Gegenexpertise, das zeigt diese Collage zu den »Kanälen«, verstanden sich als zwei Seiten derselben Medaille – als Gesellschaftskritik und als Sichtbarmachung »unterdrückter Nachrichten«.

Medien waren stets die zentralen Begleiter von Protest und sozialen Bewegungen. Denn schließlich wurden durch ihre Berichterstattung die Proteste erst allgemein sichtbar. Ob nun als Kritik oder Unterstützung des Protestes – sie multiplizierten das Protestgeschehen und wirkten wie ein Vergrößerungsglas. Und eben dadurch gaben sie den Aktivist*innen Mut. Oder verstärkten ihre Wut. Das galt natürlich auch für die Studentenunruhen von 1967/68. Medien waren integraler Bestandteil des Protestgeschehens – sei es in Form der Proteste gegen die *Bild*-Zeitung oder gegen die »Meinungsmanipulation« des medialen »Establishments«; sei es in Form der Gegenöffentlichkeit zahlloser Flugblätter.²

Ein intensiver Reflexionsprozess der Neuen Linken ging den Protesten voraus. Neben der Rezeption der Exilschriften der Frankfurter Schule und ihrer Kritik an der »Kulturindustrie« wirkte Jürgen Habermas' *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962) ebenso wie Hans Magnus Enzensbergers Überlegungen zur »Bewußtseins-Industrie« (1962) dynamisierend auf die Protestierenden ein.³ Oskar Negts und Alexander Kluges *Öffentlichkeit und Erfahrung* (1972) spielte dann eine bedeutende Rolle für die Analyse des »repressiven Mediengebrauchs«, der einen von Spezialist*innen und Expert*innen in Gang gesetzten Entpolitisierungsprozess nach sich ziehe – mit dem Ergebnis passiver, isolierter und immobilisierter Konsument*innen.⁴

Im Laufe den 1970er Jahren bildete sich eine stabile mediale Infrastruktur »alternativer Öffentlichkeit« gegen die etablierten Medien aus. Kleine alternative Zeitungen, Zeitschriften und Buchverlage, freie Radios und Videogruppen gründeten sich, die der Sichtbarmachung, Stabilisierung und Mobilisierung der linken Szene dienten und das Potential zur subkulturellen Bündelung, Synchronisation und Homogenisierung des alternativen Milieus hatten.⁵

Nehmen wir exemplarisch nur den Kanal der Presse in den Blick, so waren die meisten alternativen Zeitungen und Zeitschriften regional eingebunden und auf bestimmte Leser*innenschichten, politische Gruppierungen und soziale Milieus fixiert. Erst der in Frankfurt angesiedelte *Informations-Dienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten* fungierte seit 1973 als bundesweite linke Nachrichtenagentur. Ab 1979 wurde er dann schrittweise von der Berliner *taz* abgelöst.

Es ging in diesem Kanal der »Bewegungsmedien« darum, Fakten, Einschätzungen und Richtigstellungen zu veröffentlichen, die in der »bürgerlichen Presse« verschwiegen wurden. Die Alternativmedien vermieden es, sich in den Dienst von Parteien oder formellen Organisationen zu stellen und lehnten die Anbindung an etablierte Institutionen ab. Sie verorteten sich im Umfeld der Neuen Sozialen Bewegungen und wol-

Iten explizit Kommunikation mit politischen Aktionen verbinden. Damit war der Anspruch aufgerufen, einen wechselseitigen Kommunikationsprozess zwischen den Sender*innen und Rezipient*innen in Gang zu bringen. Dieses Bemühen um wechselseitige Kommunikation mit der Leserschaft stand im Kontext eines Strebens nach Partizipation und »Selbstverwirklichung« der Szene, weshalb redaktionelle Eingriffe in die zugesandten Artikel verpönt waren und die Leser*innen am Zeitungsinnenleben durch ihre Teilnahme an den offenen Redaktionssitzungen mitgestalten konnten. Laienjournalismus und Betroffenenberichterstattung nach dem Leserzeitungsprinzip bezeichneten das Credo dieser durchlässigen Medien. Dabei sollten die internen redaktionellen Arbeits- und Entscheidungsprozesse transparent, basisdemokratisch und ohne formelle hierarchische Strukturen gestaltet sein. Entscheidungen wurden nicht durch Abstimmungen, sondern im gemeinschaftlichen Konsensprinzip gefunden. Schließlich ging es darum, die Arbeit nicht am kommerziellen Erfolg, sondern nach dem Kostendeckungsprinzip auszurichten. Kommerzielle Abhängigkeiten galt es zu vermeiden. Das »Lustprinzip« sollte dem verpönten kapitalistischen Leistungsprinzip vorgelagert sein. Kreativität, Spontaneität und Improvisation in der laienhaften Gestaltung waren Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses.⁶

Die alternativen Medien wirkten insgesamt wie ein Schwarzes Brett vermittelnd und koordinierend auf die Etablierung und Stabilisierung des linken Milieus ein. Ihre Informationen machten eine Infrastruktur sichtbar, die dem Alternativmilieu seine innere Stabilität verlieh. Alternativmedien entfalteten dadurch eine gouvernementale Macht, erzeugten Gemeinschaftlichkeit und Exklusivität. So schufen sie eine Gefolgschaft, die in einer Form von Selbstregierung wichtige Normierungsfunktionen übernahm.⁷ Wie diese Collage mit vielen Beispielen verdeutlicht, ging das solange gut, bis die »Mainstream-Medien« in den achtziger Jahren Form und Zielsetzungen der Gegenöffentlichkeit übernahmen. Diese Durchlässigkeit verwässerte die politischen Ziele und führte zugleich zur Auflösung des Milieus.

Anmerkungen

- 1 »Editorial« (o.V.), in: *Pflasterstrand* 0 (1976), S. 2.
- 2 Wolfgang Kraushaar: »1968 und Massenmedien«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41 (2000), S. 317–347.
- 3 Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 113. Vgl. auch ebd. den Abschnitt »Kulturindustrie: Aufklärung als Massenbetrug«, S. 141–191; Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied, Berlin: Luchterhand (1962); Hans Magnus Enzensberger: »Bewußtseins-Industrie«, in: ders.: *Einzelheiten I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1962), S. 7–15; Hans Magnus Enzensberger: »Baukasten zur einer Theorie der Medien«, in: *Kursbuch* 20 (1970), S. 159–186.
- 4 Oskar Negt, Alexander Kluge: *Öffentlichkeit und Erfahrung: Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1972).
- 5 Vgl. zu diesem Abschnitt insgesamt Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin: Suhrkamp (2014, 2. Aufl.), S. 223–315; für den Buchhandel: Uwe Sonnenberg: *Von Marx zum Maulwurf: Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er Jahren*, Göttingen: Wallstein (2016) (= Geschichte der Gegenwart, Bd. 11); zu den Videogruppen: Hans-Michael Bock, Jan Distelmeyer, Jörg Schöning (Hg.): *Protest – Film – Bewegung: Neue Wege im Dokumentarischen. Ein Cinegraph Buch*, München: edition text+kritik (2015); zu den Radios: Karlheinz Krieger, Ursi Kollert, Markus Barnay: *Zum Beispiel Radio Dreyeckland: Wie Freies Radio gemacht wird. Geschichte, Praxis, Politischer Kampf*, Freiburg: Dreisam (1987).
- 6 Zur Typologiebildung: Hadayatullah Hübsch: *Alternative Öffentlichkeit: Freiräume der Information und Kommunikation*, Frankfurt am Main: Fischer (1980); Kurt Weichler: *Die anderen Medien: Theorie und Praxis alternativer Kommunikation*, Berlin: Vistas (1987); Hermann Rösch-Sondermann: *Bibliographie der lokalen Alternativpresse: Vom Volksblatt zum Stadtmagazin*, München: Saur (1988); Karl-Heinz Stamm: *Alternative Öffentlichkeit: Die Erfindungsproduktion neuer sozialer Bewegungen*, Frankfurt am Main, New York: Campus (1988); Nadja Bütefähr: *Zwischen Anspruch und Kommerz: Lokale Alternativpresse 1970–1993. Systematische Herleitung und empirische Überprüfung*, Münster, New York: Waxmann (1995).

- 7 Vgl. dazu Sven Reichardt: *Appelle an das Wir: Gemeinschaftsimaginationen in linksalternativen Medien der 1970er Jahre*, in: Anne Ganzert, Philip Hauser, Isabell Otto (Hg.): *Following: Ein Kompendium zu Medien und Gefolgschaft und Prozessen des Folgens*, Berlin: De Gruyter (2020).

Globales Bewusstsein

Lucas M. Mueller, Genf

In den 1980er Jahren konsolidierte sich ein neues globales Bewusstsein, das nach und nach den Mainstream eroberte – weg vom Klassenkampf, weg vom Kalten Krieg und dem Kampf um die Dritte Welt, hin zur Risikogesellschaft. Der Soziologe Ulrich Beck konstatierte im Jahr 1986 die Entstehung dieser neuen Gesellschaftsordnung. Konflikte um die Verteilung von Risiken prägten demnach diese neue »reflexive Moderne«, nicht der Klassenkampf um Ressourcen wie zuvor in der Industrialisierung. In der klassischen Moderne hatte die Industrie nämlich Pestizide und andere Zusatzstoffe zur Produktionserhöhung entwickelt, die ihren Weg als Giftstoffe in Umwelt und Nahrung fanden und jetzt als Risiken bewältigt werden mussten. Becks Buch rückte bewusstseinsbasierte Definitionskämpfe etwa um Art und Ausmaß der Verbreitung dieser Giftstoffe ins Zentrum der Analyse. Das Buch wurde schnell zu einem Bestseller und Klassiker der Sozialtheorie. Während Beck »die Utopie einer Weltgesellschaft«¹ näher rücken sah, um diese globalen Risiken zu bekämpfen, hatten Helmut Kohl, Margaret Thatcher und Ronald Reagan ihrerseits begonnen, Volkswirtschaften umzukrempeln, Gewerkschaften zu zerschlagen und die »Gesellschaft« an sich in Frage zu stellen. Der neue Weltgeist, der Kampf für eine *bessere* Welt, realisierte sich fortan im Individuum: ein Individuum, das Wissen und Gegenwissen sowie Expertisen und Gegenexpertisen navigieren können musste.

Die neue Welt, die Beck beschrieb, glich dennoch der alten in ihrer klaren Unterteilung in arme und reiche Länder. Risiken würden in den armen globalen Süden ausgelagert, wo der fortwährende Kampf gegen das materielle Elend die Risiken unsichtbar machen würde. Durch den Import kostengünstig produzierter Güter fanden sie ihren Weg zurück in westliche Mägen. Die Geschichte etwa des Nahrungsmittelgiftes Aflatoxin zeigt, dass Expert*innen in den 1960er und 1970er Jahren Risiko und Hunger durchaus zusammendachten – und über die Grenzen zwischen armer und reicher Welt hinweg bewerteten. Politiker*innen und Ökonom*innen der »Dritten Welt« stellten das globale ökonomische System, das die früheren Kolonialmächte und Industrieländer bevorteilte, zunehmend in Frage. Sie forderten eine Neue Weltwirtschaftsordnung (New International Economic Order, NIEO).² Die Frage nach dem Risiko von Aflatoxin-kontaminierten Exportgütern aus Indien und Afrika verdrängte zunehmend diese Forderung nach stabilen Rohstoffpreisen und Marktzugang.³ So gesehen war der Risikodiskurs nicht zuletzt eine politische Strategie zur Umgehung der globalen Verteilungskämpfe im Zuge der Dekolonisation. In den frühen achtziger Jahren wurde die Neue Weltwirtschaftsordnung endgültig von Ronald Reagan ausgebremst.

Die Frage nach einer global gerechteren Wirtschaftsordnung verschwand in den 1980er Jahren allerdings nicht. Mehr Menschen denn je wurden sich der neuen Macht in den globalen Beziehungen bewusst, die aus ihren Konsum- und Ernährungsentscheidungen hervorging. Aktivist*innen, die sich häufig auf Wissen und Gegenwissen beriefen, sahen in diesen Entscheidungen eine Möglichkeit, die Geschehnisse der Welt zum Besseren zu lenken. Ein Großkonzern spürte die neue Macht des

Konsums besonders früh und heftig. Der multinationale Lebensmittelkonzern Nestlé, beschaulich an den Ufern des Genfersees gelegen, sah sich zwischen 1977 und 1984 mit einem weltweiten Boykott konfrontiert.⁴ Leah Margulies und andere Aktivist*innen der Infant Formula Action Coalition beschuldigten Nestlé, Muttermilchersatzstoffe aggressiv an Mütter in der Dritten Welt zu vermarkten. Mütter würden dazu gebracht, ihre Kinder statt mit der Brust mit der Flasche zu ernähren, was in der Folge zu einer erhöhten Säuglingssterblichkeit führen würde. Die Boykottkampagne mobilisierte Konsument*innen in Nordamerika und Europa als Weltbürger*innen. Sie konnten mit ihren Konsumentenscheidungen die Macht der Großkonzerne einschränken. Mütter in der Dritten Welt wurden dabei allerdings als zu ungebildet und zu uninformiert dargestellt, um die Werbestrategie des Großkonzerns zu durchschauen. Während im Westen Babyflaschen einen Fortschritt in den Markt- und Geschlechterbeziehungen darstellten konnten, sollten Mütter in der Dritten Welt in ihren kulturellen Unterschieden und Traditionen vor der Macht der Konzerne geschützt werden. Die Nestlé-Boykottkampagne verband Konsumerismus und Humanitarismus, auch auf Werte von »1968« aufbauend, zu einem neuen populären Bewusstsein westlicher Konsument*innen für die »arme Welt«. Der Nestlé-Boykott war erfolgreich und endete 1984 mit der Zustimmung Nestlés zu ethischen Richtlinien.

Diese Praxis des Einkaufens und Handelns nach den rechtlich nicht verbindlichen Richtlinien eines ethischen Kapitalismus wurde auf immer mehr Bereiche ausgeweitet. In den späten 1980er Jahren begann eine niederländische Entwicklungshilfeorganisation mit dem Label »Max Havelaar« Fair-Trade-Produkte zu zertifizieren.⁵ Das Label fußte zum Teil auf einer Initiative indigener Bauern und Bäuerinnen in Oaxaca, Mexiko, die seit 1983 mit niederländischen Aktivist*innen daran gearbeitet hatten. Die Verkaufszahlen von Fair-Trade-Produkten, die durch den Zertifizierungsprozess standardisiert und weiter zugänglich wurden, stiegen.

Das Jahrzehnt endete mit Francis Fukuyamas Behauptung vom »Ende der Geschichte«.⁶ Ob der Liberalismus tatsächlich den Kalten Krieg und Kampf der Ideen gewann, sei dahingestellt. Das neue globale Bewusstsein, das sich mit Nestlé-Boykott und Fair Trade im Mainstream manifestierte, räumte jedenfalls dem Individuum als Konsumentin oder Konsumenten, geschult durch Wissen und Gegenwissen, mehr Raum ein – einen Raum, der denn auch von vielen Menschen genutzt wurde. Zugleich verschleierte der Kampf um das Bewusstsein von Risiken und fairen Konsum den sozialen und ökonomischen Sprengstoff, der die weltweiten Wirtschaftsbeziehungen bis heute durchzieht – und der auch dazu führte, dass die Geschichte im Jahr 1989 eben nicht endete.

Anmerkungen

- 1 Ulrich Beck: *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1986), S. 63.
- 2 Sönke Kunkel: »Zwischen Globalisierung, Internationalen Organisationen und ›global governance‹: Eine kurze Geschichte des Nord-Süd-Konflikts in den 1960er und 1970er Jahren«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 60/4 (2012), S. 555–577.
- 3 Lucas M. Mueller: »Risk on the Negotiation Table: Malnutrition, Toxicity, and Postcolonial Development«, in: Angela N. H. Creager, Jean-Paul Gaudillière (Hg.): *Risk on the Table*, New York: Berghahn (= Environment in History: International Perspectives), im Erscheinen.
- 4 Tehila Sasson: »Milk the Third World? Humanitarianism, Capitalism, and the Moral Economy of the Nestlé Boycott«, in: *American Historical Review* 121/4 (2016), S. 1196–1224.

- 5 Peter van Dam: »The Limits of a Success Story: Fair Trade and the History of Postcolonial Globalization«, in: *Comparativ* 25/1 (2015), S. 62–77.
- 6 Francis Fukuyama: »The End of History?«, in: *The National Interest* 16 (1989), S. 3–18.

NATURPOLITIKEN

FEMINISTISCHE NATUR Gegen-Natur

»Feministische Wissenschaftstheorie hat eine zweifache Aufgabe: erstens, für Frauen jene universale Perspektive einzufordern, die ihnen traditionellerweise vorenthalten wird, und zweitens, jene Elemente der wissenschaftlichen Kultur zu legitimieren, die gerade deshalb zurückgewiesen wurden, weil sie als weiblich definiert wurden.«

Evelyn Fox Keller: »Feminism and Science«, in: *Signs* 7/3 (1982), S. 589–602, hier S. 593–594 (eigene Übersetzung).

»Frauen wissen nur allzu gut, dass das Wissen der Naturwissenschaften sie nicht befreit, sondern unterdrückt hat. Ihr Ausschluss aus dem Bereich des Wissenschaftlichen hat diese Ausbeutung noch verstärkt. [...] Doch unsere Skepsis gegenüber Wissenschaft und Technologie hat dazu geführt, dass wir den Status und die Funktion des Wissens über die Natur vergessen haben. [...] Wir haben die uns zugewiesene Rolle als Naturgegenstand abgelehnt, indem wir eine *anti-natürliche* Perspektive eingenommen haben. Dies hat zur Folge, dass die Lebens- und Humanwissenschaften von feministischen Fragen unberührt bleiben.«

Donna Haraway: »Animal Sociology and a Natural Economy of the Body Politic« [1978], in: dies.: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*, New York: Routledge (1991), S. 7–20, hier S. 8 (eigene Übersetzung). ►NATURPOLITIKEN/BIOTOPIA/Visionen

FEMINISTISCHE NATUR Sinnliche Wissenschaft

»Gibt es die Möglichkeit direkter Wahrnehmung und Erfahrung von Vorgängen in der Gesellschaft nicht mehr, ist es nur schwer möglich, sich ein eigenes Bild von ihnen zu machen. So kann eine Kritik und entsprechende Handlungsweise nicht entwickelt werden.«

Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988).

»enteignung
die gebärmaschinen sollen produzieren
wenn gerade sie
nicht mehr weibliches monopol sind.
hier doping durch samenspenden und hormone.
dort drosselung der produktion durch hormone und sterilisation. [...]«

Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.



Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.

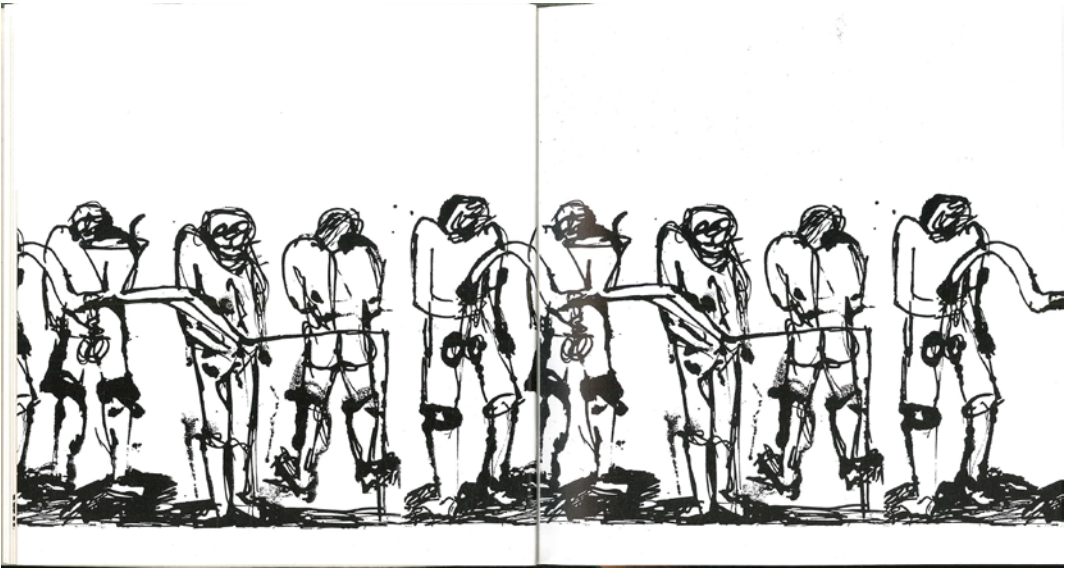
»die maske der genforschung gibt sich lebensspendend nach jahrhundertelangem enteignendem studium weiblicher fähigkeiten bedienen sich forscher der simulation derselben zum zwecke ihrer beherrschung und ausbeutung für ihre ziele

in tierversuchen erprobt soll die gattung mensch züchterisch verbessert werden angepaßt an chemie und atomverseuchung genchirurgisch präpariert.

kalte, starre, tote, männliche schöpfungsmethoden gläser, plastikschläuche, spritzen, kanülen, eis gestaltungen des toten hinter der facade des lebendigen programmierte abläufe, computergesteuert zeugung, geburt, tod betäubte befruchtung, bewußtlose geburt, geduldeter tod bevölkerungspolitisch ausgesteuert zu viele mädchen, zu wenige jungen geburtenstarker jahrgang, pillenknick, gebärschmiergelder zu viele alte menschen, zu viele behinderte kosten-nutzen-analytisch motiviert

eier, sperma, embryonen für die bundeswehr die menschenproduktion hat hochkonjunktur forschungsgelder rollen geklonte ware verspricht höchste güte vergangenwart, gegenwart, zukunft, längst überkommene größen ganze generationen geklonter embryonen losgelöst von raum und zeit, liegen im tiefkühlfach bereit.«

Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.



Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.

Verwandlungen im Kleinsten entstand im Rahmen zweier aufeinander aufbauender Seminare der Hamburger Hochschule für bildende Künste, die sich mit den Auswirkungen elektronischer Produktionsformen in der Gesellschaft auseinandersetzten. Die beiden Autorinnen, Inge Luttermann und Juliane Westphal, die das Seminar als Studierende besuchten, interessierten sich besonders für die in dem obigen Zitat benannte These der fortschreitenden Verhinderung von Kritikfähigkeit durch den Verlust direkter Wahrnehmung sowie der technischen Auflösung von sicht- und erfahrbaren Zusammenhängen. In den Gen- und Reproduktionstechnologien sahen sie hier eine weitere Stufe erreicht, weil die Aufspaltungsprozesse sogar bis in den menschlichen Körper hineinreichten. Sie hatten sich schon zuvor in anderen Kontexten gemeinsam kritisch mit den Gen- und Reproduktionstechnologien auseinandergesetzt und wollten ein Buch zu dem Thema schaffen, das sich von den üblichen fachwissenschaftlichen Aufklärungsbüchern unterschied. Die Aufarbeitung des Themas in Form eines künstlerischen Arrangements entzog sich der rationalen und von der Frauenbewegung als patriarchal betrachteten Wissenschaftslogik, weil über die Zeichnungen, Fotografien und Gedichte die sinnliche Wahrnehmung angesprochen wurde.

FEMINISTISCHE NATUR Zusammenhänge

»Ein grundlegender Wesenszug der naturwissenschaftlichen Herangehensweise ist der Glaube, daß die Zerlegung einer Sache in ihre Einzelteile sowie deren Beschreibung uns dem Verständnis des Gesamtzusammenhangs und seiner Funktionsweise näher bringt. Die Genetik schafft durch ihre Zerlegung von Lebewesen in Zellen und deren Chromosomensätze eine naturumfassende Gleichheit von Genteilen unterschiedlicher Länge, die uns dem Verstehen der Dinge mehr entfernt als das bloße Betrachten der äußeren Form. Um der Position, daß alles Leben aus den Genen kommt, Beweise zu verschaffen, muß

der stringente Zusammenhang zwischen Gen und Merkmal produziert werden, muß die Natur auf die Summe der Teile gebracht werden, muß Funktion und Erscheinung zwangsläufig als Summe der Einzelteile betrachtet werden. Diese Gleichmacherei auf der Ebene der Gene bringt folgerichtig die Berechtigung, Bakteriengene und Menschengene als annähernd gleiches naturwissenschaftliches Forschungsmaterial zu betrachten.«

»Vorstellungsbroschüre Gen-Archiv«, 1988, Archiv Grünes Gedächtnis der Heinrich-Böll-Stiftung, AGG B.II.1 - 4444.

»Transfer
 die Eizellgewinnung
 in Narkose durchgeführt
 ein Einstich in die Bauchdecke
 alles in Kopftieflage
 ein zweiter Einstich
 für die Ovarfaßzange
 drehen, ziehen, drehen
 das Ovar sichtbar
 ein dritter Einstich
 40 cm-lange Punktionsnadeln
 mit Teflonschlauch
 eine Vakuumpumpe
 ein steriles Reagenzglas
 im Wasserbad von 37 Grad
 Körpertemperatur
 das Eibläschen
 zunächst angestochen
 dann angesaugt
 ins Auffanggefäß
 ein Weg ohne Wärmeverluste
 im Glas die Suche
 nach der Eizelle
 erfolgreich
 nun Sperma
 für Höchstleistungen präpariert
 Eizelle und Sperma
 Gläsern vereint
 mit antibiotischem Kulturmedium
 umspült
 elektronenmikroskopisch
 überwacht
 das Embryo im 4-8-Zellstadium in die
 Gebärmutter eingespült
 mit wohldosiertem Druck
 garantiert
 eine reibungslose Zeugung
 die Anwesenheit des Ehemannes
 hat sich bewährt.«



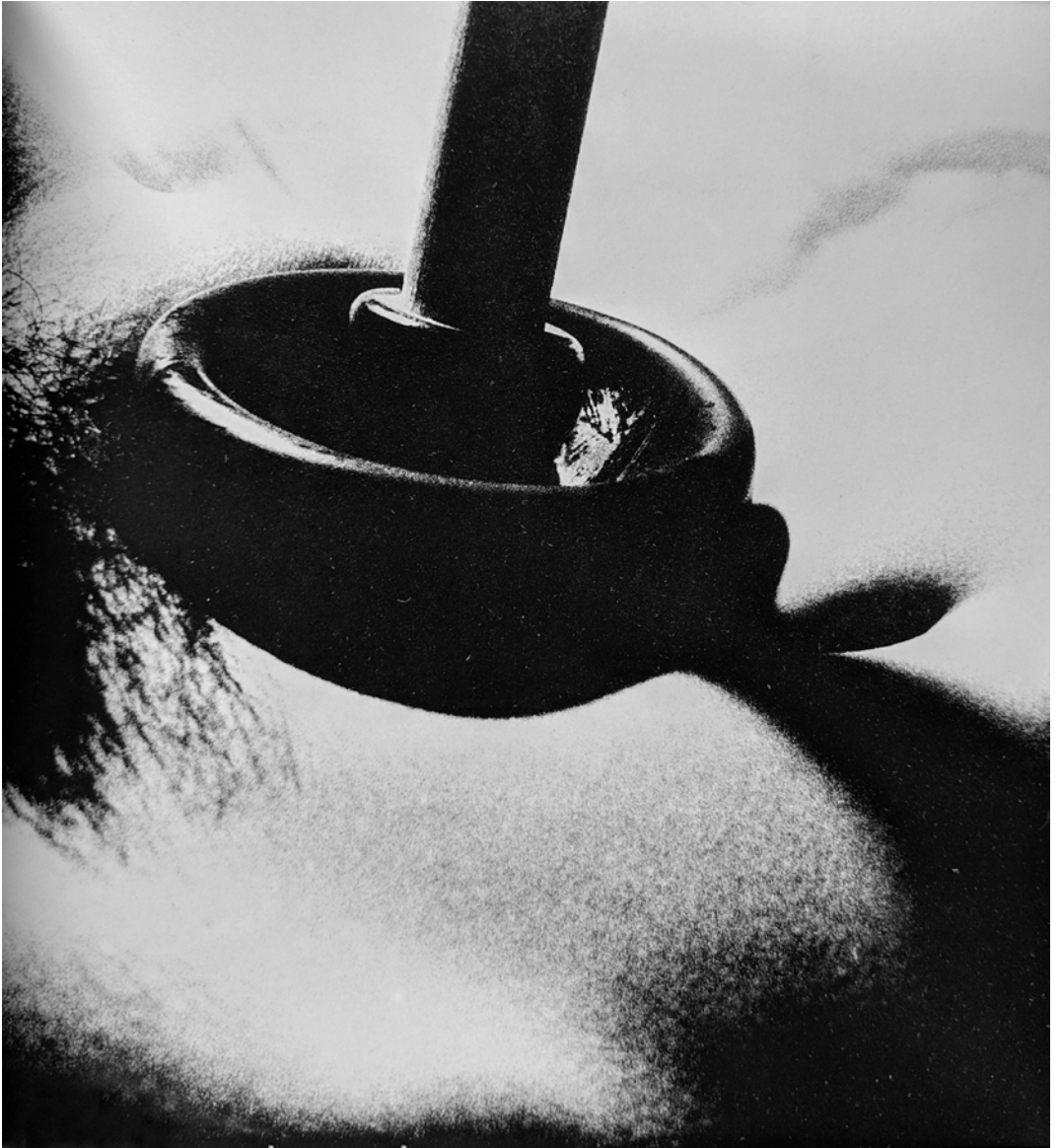
Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*, Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.

Inge Luttermann, Juliane Westphal:
Verwandlungen im Kleinsten, Hamburg:
 Materialverlag (1988), o.P.

»[...] Die Gentechnologie ist nicht zu trennen von den oben beschriebenen Entwicklungen. Es handelt sich um Simulationen von Natur und Leben, Verwandlungen im Kleinsten. In ihr werden Zusammenhänge in der Natur gelegnet, die Natur und ihre Prozesse sollen angepaßt werden an die Logik, Technik und Wirtschaft dieser Gesellschaft, wie auch mit den sogenannten Reproduktionstechnologien Kontrolle und Entscheidungen über das Gebären entgültig [sic] in die Hände patriarchaler Wissenschaft gelegt wird. Entsprechend wird es für Frauen immer schwieriger die Zusammenhänge von Zeugungen, Schwangerschaft und Geburt, wie Abtreibung und Verhütung selbst zu bestimmen und eigenständig zu handeln. Reproduktionstechnologien sind Menschenzucht, sind wie Gentechnologie und elektronische Produktion konkrete Gewalt, patriarchale Herrschaft, Logik und Wissenschaft.

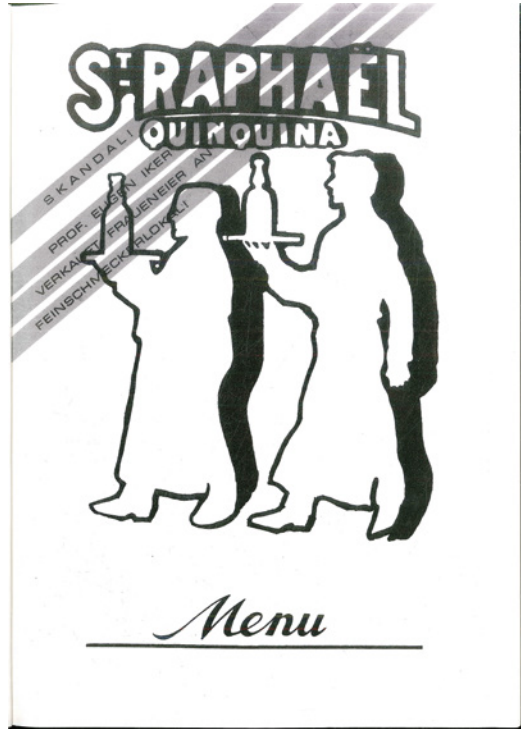
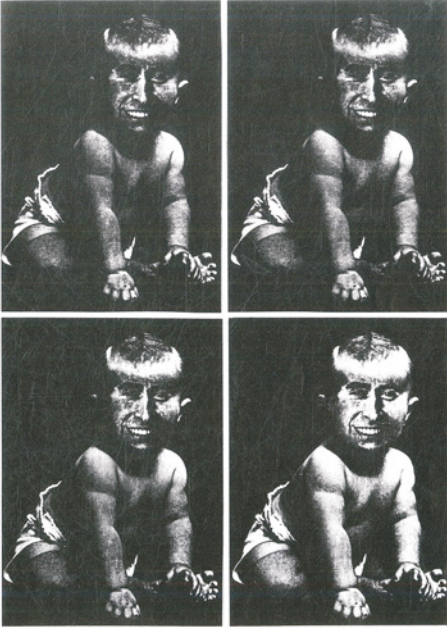
Wir haben in diesem Buch eine eigene, künstlerische Form gesucht, die uns die Möglichkeit gibt Zusammenhänge aufzuzeigen, neue Verknüpfungen zu versuchen, Inhalte auf eine sinnliche Art auszudrücken, die die Argumentationskette herrschender Logik nicht braucht.« ►SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / MutterMaschine

Inge Luttermann, Juliane Westphal:
Verwandlungen im Kleinsten, Hamburg:
 Materialverlag (1988), o.P.



Inge Luttermann, Juliane Westphal: *Verwandlungen im Kleinsten*,
Hamburg: Materialverlag (1988), o.P.

FEMINISTISCHE NATUR Unseriöse Wissenschaft



Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.

»Englands Frauen jubeln.

Wird Prinz Charles Samenspender?

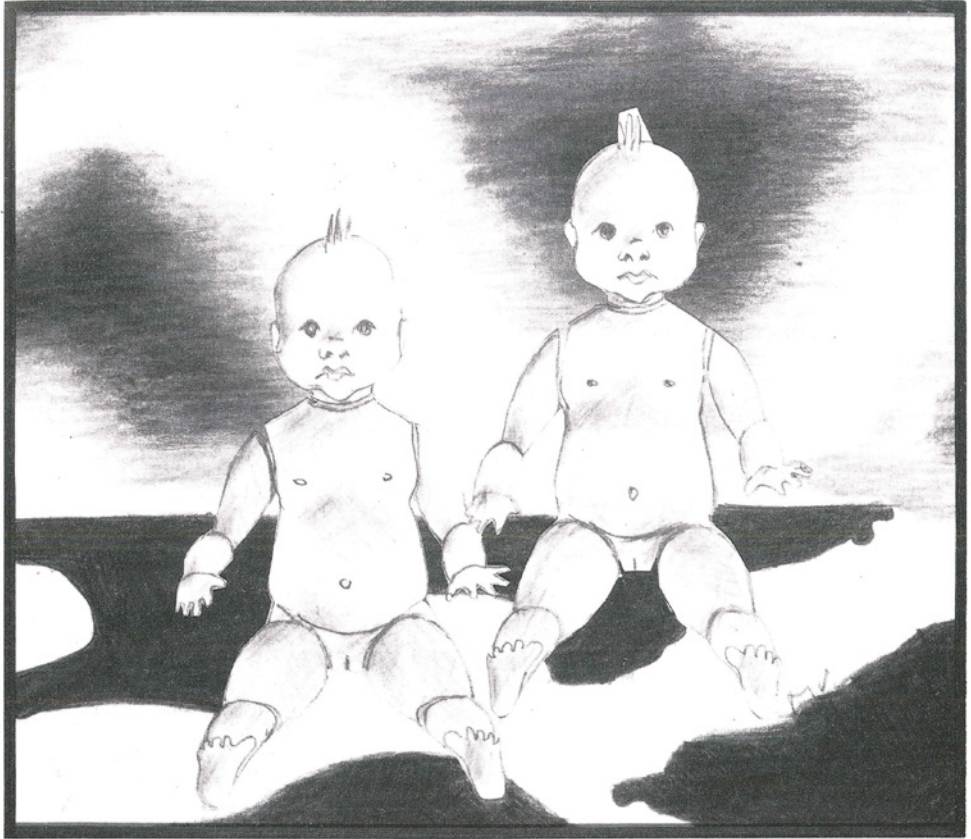
Korrespondentenbericht (op) Wie aus gut unterrichteten Quellen des Buckingham Palace verlautete, hat sich Prinz Charles nun doch entschlossen, vorübergehend als Samenspender zu wirken. »Bald in jeder Familie ein Königs-kind?« fragte die *Sun* in ihrer Montagsausgabe und fügte hinzu »wer erbt?« Man wägt das Königreich bald in größeren Turbulenzen als zu Zeiten des Arbeiterstreiks [sic]. Allein der Ansturm auf die Kliniken in Leeds, Colchester und Blackpool waren bereits beträchtlich. Kurze Gespräche mit einzelnen Frauen aus der Warteschlange ergaben, daß sie sich von der Prominenz ihrer zukünftigen Kinder vor allem eine Aufbesserung des Familieneinkommens erhoffen. Wie Margaret Thatcher auf den Entschluß Prinz Charles reagierte, ist noch nicht bekannt. Doch fürchtet die Labour Party bereits eintretende Stimmverluste in den ländlichen Regionen. Den Gerüchten zufolge hat Lady Di wütend den Friseur gewechselt.«

Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.

Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.

»Skandal! Prof. Eugen Iker verkauft Fraueneier an Feinschmeckerlokal!«

Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.



Holsteinische Milchkuh wohlauf

Miriam Voigtsberger

Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.

»Holsteinische Milchkuh wohlauf:

Holsteinische Milchkuh gebar gesunde Menschengewillige Flensburg, 6. März (dpo). Das schleswig-holsteinische Landwirtschaftsministerium gab heute morgen die glückliche Geburt gesunder Menschengewillige bekannt. Kuh und Kinder befinden sich wohlauf. Vor der Presse dankte Ministerialrat Bückling vom Landwirtschaftsministerium im Namen seiner Behörde dem erfolgreichen Forscherteam, das im Rahmen des reproduktionstechnischen Modellversuchs der Bundesregierung, »Grüner Plan« und mit besonderer Unterstützung des Finanzministers, Klingelschatz, das glückliche Ereignis durch unkonventionelle Methoden, wissenschaftliche Kompetenz und größte Einsatzbereitschaft ermöglicht hat.«

Ricarda Buch: »Holsteinische Milchkuh gebar gesunde Menschengewillige«, in: Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.

► SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / MutterMaschine

Das Kunstwesen gründete sich zu Beginn der 1980er Jahre, um »wirksame politische und kreative Auseinandersetzung mit den brennenden Themen unserer Zeit«¹ zu verbinden. In Vorbereitung auf eine umfassende Ausstellung, die sich historisch und künstlerisch mit dem Thema Gen- und Reproduktionstechnologie auseinandersetzen wollte, entschieden sich

die dreißig beteiligten Frauen, erste Materialien vorab in Buchform zu veröffentlichen. Es wurde unter dem Titel *Die Wacht am Gen* vertrieben. Der Ansatz des Buches: Eine schlaglichtartige Revue der »biotechnologischen Revolution der 80er Jahre«,² wobei die Trennung zwischen Wahrem und Erfundenem den Leser*innen obliegt. Damit ordnet sich das Werk in eine Form feministischer Wissenschaftskritik ein, die sich angesichts der als unseriös empfundenen Wissenschafts- und Technikentwicklung nicht länger bemühen wollte, seriöse Aufklärungs- und Bildungsarbeit zu leisten.³ Forscherinnen wie Inge Luttermann, Juliane Westphal und die Gruppe *Das Kunstwesen* nahmen eine »anti-wissenschaftliche Perspektive« (Donna Haraway) ein. Sie hinterfragten den Anspruch wissenschaftlicher Objektivität und rechtfertigten und nobilitierten epistemologische Aspekte und Praktiken, die weiblich konnotiert waren und häufig als subjektiv und unwissenschaftlich – gar »anti-wissenschaftlich« – abgewertet wurden. Auf diese Weise entwarfen sie Konzeptionen und Praktiken einer »kontextabhängigen«, »einfühlsamen« und verantwortungsvollen Wissenschaft.⁴ Währenddessen forderten andere Wissenschaftlerinnen Teilhabe und Gehör am Bereich des Wissenschaftlichen und der Technologie, indem sie für Frauen jene Objektivität reklamierten, die ihnen abgesprochen und verwehrt wurde. Ihre Skepsis richtete sich nur indirekt auf erkenntnistheoretische Fragen. In erster Linie nutzten sie etablierte Methoden und Ansätze, um bestehende Erkenntnisse, Befunde und Forschungsergebnisse zu widerlegen.

FEMINISTISCHE NATUR Am Anfang war die Frau

»Entgegen der landläufigen Annahme sind Theorien der menschlichen Entwicklung nicht wie eine Pyramide von ihrem Fundament in der Kindheit aus aufgebaut, sondern setzen vielmehr am Scheitelpunkt der Reife an: dem Punkt, zu dem hin die Entwicklung nachverfolgt wird. [...] In [dominanten Theorien] der Entwicklung wird der Begriff der Reife vom Studium des Lebens von Männern abgeleitet.«

Carol Gilligan: *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development*, Cambridge, MA: Harvard University Press (1982), S. 18–19 (eigene Übersetzung); auf Deutsch erschienen: *Die andere Stimme: Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München: Piper (1984).

The Rib Belonged to Eve: I



Illustration zu Mary Jane Sherfey: »Formidable Jargon«, in: *New York Times* (13. November 1972), S. 37.

Es war Evas Rippe. »Naturwissenschaftler bilden sich viel darauf ein, Mythen zu entlarven. Doch mit Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Embryonalforschung scheint es, als könnte keine noch so große Sammlung wissenschaftlicher Fakten Männer von den Mythen lösen, die sie nicht aufgeben wollen.«⁵

Die weibliche Persönlichkeit ist eine Mangelversion des männlichen Charakters, biologisch unzulänglich und in ihrer psychosexuellen Entwicklung hinter Männern zurückgeblieben – so wollte es zumindest Sigmund Freud. Ihm zufolge bildeten Frauen ihre Sexualität und Identität aus, indem sie ein ursprüngliches, aktives, aggressives, männliches Lustempfinden aufgaben oder unterdrückten.⁶ Analog dazu sahen psychoanalytische Theoretiker*innen und Therapeut*innen der Nachkriegszeit die äußeren weiblichen Geschlechtsorgane als verkümmerte Miniaturstrukturen männlicher Embryonalanlagen. Die New Yorker Psychiaterin Mary Jane Sherfey bezeichnete diese Annahmen als eine »wissenschaftlich begründete Version des Mythos von der Abstammung Evas aus Adams Rippe«. Tatsächlich sei das Gegenteil der Fall: »Am Anfang sind wir alle Frauen.«

In *Die Potenz der Frau* (1974) – basierend auf einem ausführlichen Artikel, den Sherfey zwei Jahre zuvor im *Journal of the American Psychoanalytic Association* publiziert hatte – widerlegte sie androzentrische Entwicklungsmodelle: Der menschliche Embryo sei ursprünglich feminin, das männliche Geschlecht bilde sich erst im Verlauf der Embryonalentwicklung durch hormonelle Induktion aus. Sherfey erläuterte:

»Der Embryo ist weiblich. Bei der Befruchtung steht das genetische Geschlecht bereits fest, doch der Einfluss der Geschlechtsgene macht sich erst in der fünften oder sechsten Schwangerschaftswoche bemerkbar. Bis dahin sind alle Embryonen weibliche Wesen. [...] Es ist deshalb nur für den männlichen Embryo erforderlich, eine differenzierende Umwandlung der sexuellen Anatomie durchzumachen, und nur ein Hormon – Androgen – kommt hinzu, um die ursprünglichen weiblichen Fortpflanzungsorgane zu maskulinisieren.«

»Die weibliche Entwicklung vollzieht sich geradlinig, ohne dass die Fortpflanzungsorgane einer hormonalen Umwandlung unterliegen [...]. Im Unterschied dazu ist ein beträchtlicher Einsatz von Androgen nötig, um die weibliche Morphogenese in eine männliche umzufunktionieren. Man kann deshalb die maskuline Entwicklung gewissermaßen als eine »Abweichung vom grundsätzlich weiblichen Muster« betrachten.«

Entsprechend bilde die weibliche Entwicklung die Norm und den Maßstab der Morphogenese, von der die Mannwerdung ausgehe und abweiche. Im Licht des Primats weiblicher Morphogenese forderte Sherfey die Revision der vorherrschenden Ansichten bezüglich des Wesens sexueller Differenzierung.

»Embryologisch gesehen ist es durchaus richtig, im Penis eine wuchernde Klitoris, in der weiblichen Libido die ursprüngliche Libido usw. zu sehen [...]. Die moderne Embryologie müsste für alle Säugetiere den Adam-und-Eva-Mythos umkehren.«

Alle Zitate aus Mary Jane Sherfey: »The Evolution and Nature of Female Sexuality in Relation to Psychoanalytic Theory«, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 14 (1966), S. 28–128 (eigene Übersetzung); auf Deutsch erschienen: dies.: *Die Potenz der Frau: Wesen und Evolution der weiblichen Sexualität*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1974). ► KOPFLOS/PRICK ART / Cutting up

FEMINISTISCHE NATUR Freuds Zweifel

»Feminism has brought some remarkable changes to science.«

Londa Schiebinger: *Has Feminism Changed Science?*, Cambridge, MA: Harvard University Press (1999), S. 1.

Sherfey präsentierte ihre Theorie im Duktus wissenschaftlichen Fortschritts, als eine Verbesserung existierendes Wissens. Sie dockte bei Freud selbst an. In seiner Abhandlung »Jenseits des Lustprinzips« (1920) verankerte er seine psychologischen Konzepte in einem biologischen Fundament – und erklärte damit zugleich den vorläufigen Charakter seiner Überlegungen. Knapp fünfzig Jahre später hebt Sherfey Freuds Bedenken hervor und bezieht sich ihrerseits auf die biologische Forschung.

»[D]ie Unsicherheit unserer Spekulation [wurde] zu einem hohen Grade durch die Nötigung gesteigert, Anleihen bei der biologischen Wissenschaft zu machen. Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die

überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns gestellten Fragen einige Jahrzehnte später geben würde. Vielleicht gerade solche, durch die unser ganzer künstlicher Bau

von Hypothesen umgeblasen würde.«

Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips« [1920], in: Alexander Mitscherlich (Hg.): *Studienausgabe, Bd. 3: Psychologie des Unbewussten*, Frankfurt am Main: Fischer (2000), S. 217–272.

»Die ›wenigen Jahrzehnte‹ sind vorübergegangen, und die Biologie hat uns in der Tat die überraschenden Aufklärungen beschert [...] Innerhalb der letzten Jahre wurden die der analytischen Theorie zugrundeliegenden biologischen Prämissen in weiten Teilen korrigiert. [...] In der Induktionstheorie der Geschlechterdifferenzierung besitzen wir in der Tat ein Beispiel jener verblüffenden biologischen Erkenntnisse, die Freud vorausgesagt hat – und die er sich nicht einmal hätte träumen lassen.«

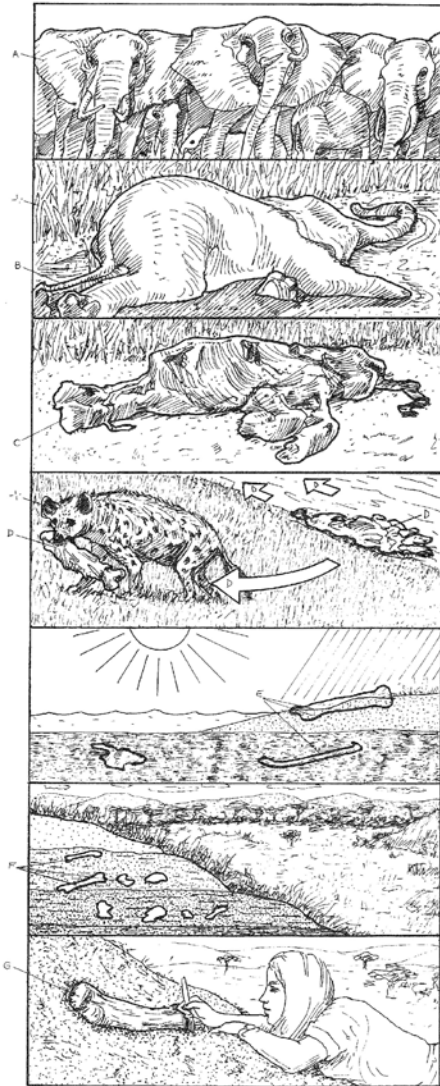
Mary Jane Sherfey: »The Evolution and Nature of Female Sexuality in Relation to Psychoanalytic Theory«, in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 14 (1966), S. 28–128 (eigene Übersetzung); auf Deutsch erschienen: dies.: *Die Potenz der Frau: Wesen und Evolution der weiblichen Sexualität*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1974).

Sherfey verwies auf Untersuchungen aus den 1950er und 1960er Jahren: die Hasen-Studien, mit denen der französische Endokrinologe Alfred Jost die Induktion männlicher Charakteristika in Säugetier-Embryonen aufgezeigt hatte, die Untersuchungen des kanadischen Anatoms Murray Barr zur Stilllegung von X-Chromosomen während der Embryogenese sowie verwandte Arbeiten des amerikanischen Kinderarztes und Endokrinologen Judson J. Van Wyk und des Schweizer Zoologen und Entwicklungsbiologen Emil Witschi. Indem Sherfey auf frühere Arbeiten verwies, erfand sie Vorläufer, um ihre Gegen-Theorie zu legitimieren. Solche Narrative der Affiliation gehören zum Arsenal wissenschaftlicher Rhetorik, wie der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Georges Canguilhem beobachtet hat.

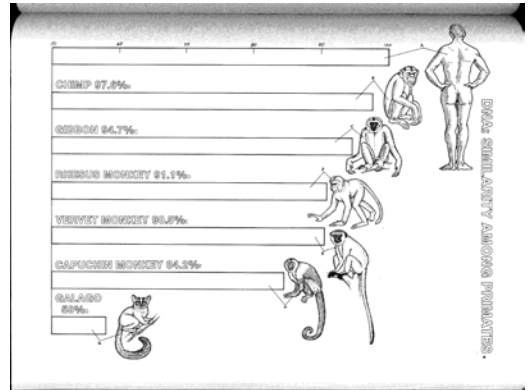
»Wer zu einem bis dahin unbegreiflichen theoretischen oder experimentellen Ergebnis gelangt, [...] findet keine Unterstützung in der wissenschaftlichen Gemeinschaft. [So] sucht er, ob nicht das, was er denkt, bereits etwa gedacht worden sei. Im Bestreben, seiner Entdeckung in der Vergangenheit zu einer Anerkennung zu verhelfen, erfand ein Erfinder seine Vorgänger.«

Georges Canguilhem: »Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte«, in: ders.: *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1979), S. 22–37.

FEMINISTISCHE NATUR Feministischer Positivismus



Adrienne Zihlman: *Human Evolution Coloring Book*, New York: Harper & Row (1982), o.P.



Adrienne Zihlman: *Human Evolution Coloring Book*, New York: Harper & Row (1982), o.P.

Leser*innen von Adrienne Zihlmans *Human Evolution Coloring Book*, einem Lehrmittel für Kinder und Studierende, beschwerten sich gelegentlich, dass es sich bei dem Band nicht um Wissenschaft, sondern um Ideologie handle, eine »feministische Polemik«, ⁷ die Natur und Menschheit ausschließlich in weiblicher Form präsentiere. Tatsächlich waren genau die Hälfte der Abbildungen tierischer und menschlicher Körper, bei denen sich Sex und Gender unterscheiden ließen, weiblich.

AMINO ACID SEQUENCES: HEMOGLOBIN BETA CHAIN.

PROLINE.
 GLUTAMIC ACID.
 SERINE.
 ALANINE.
 ASPARTIC ACID.
 VALINE.
 THREONINE.
 GLYCINE.
 ASPARAGINE.
 ARGININE.
 LYSINE.

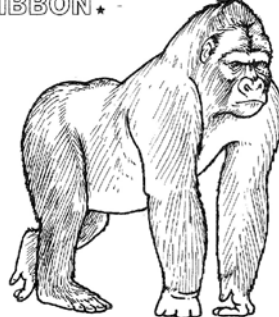
LEUCINE.
 GLUTAMINE.

HUMAN.

CHIMPANZEE.



GIBBON.



GORILLA.



E
 90
 K
 97
 M
 125

K
104

A	B	C	D	E	F	G	A	H	D	I	A	J	A
5	6	9	13	21	22	33	40	56	76	100	87	104	125

I
 9
 G
 13
 L
 33
 C
 50
 I
 76
 M
 97
 K
 104
 M
 125

RHESUS MONKEY.



SQUIRREL MONKEY.



H
 5
 E
 6
 D
 9
 B
 21
 F
 22
 I
 33
 G
 36
 M
 47
 M
 125

Adrienne Zihlman: *Human Evolution Coloring Book*, New York: Harper & Row (1982).

Sherfey war nicht die einzige, die Ursprungsmythen für feministische Zwecke in Anspruch nahm. In ihrem Bestseller *The Descent of Woman* (dt. *Der Mythos vom schwachen Geschlecht*, 1972) wandte sich die britische Autorin Elaine Morgan gegen das Narrativ von der männlichen Jagd als Motor der Zivilisation und männlichem Dominanzverhalten als

Grundprinzip von Vergesellschaftung, das maskulinistische Soziobiologen mit großem Erfolg propagierten. Indem Morgan die Frau in den Mittelpunkt der menschlichen Vorgeschichte stellte, entwarf sie neue Antworten auf Fragen nach der Vorgeschichte der Menschheit. Primatologinnen wie Jane Goodall und – später – Nancy Tanner, Adrienne Zihlman, Linda Marie Fedigan und Sarah Blaffer-Hrdy legten ähnliche Counter-Analysen vor. In *Primate Visions* erklärte Donna Haraway mit Blick auf ihre Arbeiten die frühe Menschheitsgeschichte zum grundlegenden Bestandteil feministischen Denkens, handele es sich doch um »a practice for the negotiation of the possibility of community, of a public world, of rational action. It is the negotiation of the time of origins, the origin of the family, the boundary between self and other, hominid and hominoid, human and animal.«⁸ Die Revision von Ursprungsmythen für feministische Zwecke mag aus wissenschaftshistorischer Sicht befremdlich erscheinen. Sind nicht die großen Erzählungen passé? Handelt es sich hier um naive feministische Mythen? Einen anachronistischen Glauben an Objektivität und »die Natur«? Doch so einfach ist es nicht. Zwar trugen feministische Theoretikerinnen maßgeblich zur Entwicklung post-moderner Perspektiven bei. Doch feministische Epistemologie lässt sich nicht einfach auf einen Nenner bringen – und für andere Wissenschaftlerinnen und Theoretikerinnen war es gerade der Poststrukturalismus, der die Erfolge feministischer Forschung marginalisierte, ihre Argumente beiseite schob, isolierte und politisierte. So hinterfragte etwa die Philosophin Nancy Hartsock, selbst eine bekannte Vertreterin der Standpunkttheorie, den Androzentrismus wissenschaftlicher Objektivität.

»Es erscheint doch problematisch, dass in dem Moment, in dem so viele marginalisierte Gruppen ihre Zusammengehörigkeit bestimmten und Gehör forderten, die Forschung begann, die Existenz des ›Subjekts‹, die Möglichkeiten einer umfassenden Theorie zur Beschreibung der Welt und des historischen ›Fortschritts‹ zu bezweifeln. In dem Moment, in dem diejenigen von uns, die bis dahin ignoriert wurden, das Recht einfordern, sich selbst zu benennen und nicht als Objekt, sondern als Subjekte der Geschichte aufzutreten – just in diesem Moment wird das Konzept des Subjekts für ›problematisch‹ erklärt. Gerade als wir unsere eigenen Theorien entwerfen, verbreitet sich Unsicherheit darüber, ob es überhaupt große Erzählungen geben kann. Wir thematisieren die Veränderungen, die es geben muss, und gleich gilt der Begriff des Fortschritts als suspekt. Im selben Moment gerät jeder Versuch, Universales zu formulieren, als Ausdruck eines Willens zur Macht in die Kritik.«

Nancy Hartsock: »Rethinking Modernism: Minority vs. Majority Theories«, in: *Cultural critique* 7 (1987), S. 187–206, hier S. 196 (eigene Übersetzung).

Anmerkungen

- 1 »Die Wacht am Gen«, in: *Emma* 10/2 (1986), S. 50–53, hier S. 50.
- 2 Das Kunstwesen (Hg.): *Die Wacht am Gen* (Kunst und Wissenschaft), Berlin: Oktoberdruck (1985), o.P.
- 3 Barbara Orland, Helga Satzinger: »Die Zukunft des Mannchen. Immer noch aktuell: Das Ciba-Symposium von 1962«, in: *Wechselwirkung* 35 (1987), S. 31–35, hier S. 31.
- 4 Carolyn Merchant: *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution*, San Francisco: Harper & Row (1980); Evelyn Fox Keller: *A Feeling for the Organism. The Life and Work of Barbara McClintock*, New York: Henry Holt (1984).
- 5 Mary Jane Sherfey: »Formidable Jargon«, in: *New York Times* (13. November 1972), S. 37 (eigene Übersetzung).

- 6 Frank Sulloway: *Freud, Biologist of the Mind*, Cambridge, MA: Harvard University Press (1992).
- 7 Donna Haraway: *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*, New York: Routledge (1989), S. 284 (eigene Übersetzung).
- 8 Donna Haraway: *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*, New York: Routledge (1989), S. 284.

Barbara Holland Cruz: »Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der *Normal Science*«, in: Renate Niekant, Uta Schuchmann (Hg.): *Feministische Erkenntnisprozesse: Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis* (Politik und Geschlecht 7), Leverkusen-Opladen: Budrich (2003).

Loren Graham, Wolf Lepenies, Peter Weingart (Hg.): *Functions and Uses of Disciplinary Histories*, Dordrecht: Reidel (1983).

Carolyn Merchant: *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution*, San Francisco: Harper & Row (1980).

Erika Milam: *Creatures of Cain*, Princeton, NJ: Princeton University Press (2019).

Londa Schiebinger: *Has Feminism Changed Science?*, Cambridge, MA: Harvard University Press (1999).

Gayatri Spivak: »Subaltern Studies«, in: dies., Ranajit Guha (Hg.): *Selected Subaltern Studies*, New York: Oxford University Press (1988), S. 3–32.

Frank Sulloway: *Freud, Biologist of the Mind*, Cambridge, MA: Harvard University Press (1992).

BETON Grau. Beton als Chiffre



»Wollt ihr den totalen Beton?« (o.V.), in: *Drahtzieher: Zeitung aus der Bewegung der Unzufriedenen 11* (1981), Bestand Schweizerisches Sozialarchiv, o.P.

»Monobetonie« – mit Goebels-Kopf auf Kühlturm.

»[...] im grellen sonnenlicht frühson-
 merlicher föntage wirft sich beton
 stolz hellblitzend auf, eisbergig,
 phallisch, packeisig, tiefend vor härte,
 erigiert, spannend tragend, haltend,
 zerteilend, spaltend wälder und täler,
 berge und felder, ja hart ist beton,
 hart und kalt. dafür pflegeleicht,
 geruchs-, bügel und auch sonst frei
 und weiss, weisser geht's nicht. [...]
 beton ist mehr als beton. beton ist eine
 böartige geschwulst mit raschem,
 destruirendem, infiltrativem wachs-
 tum. beton bildet metastasen. beton
 dringt ein in den kopf, verstopft ohren,
 wächst aus augen, versperrt münder,
 umschliesst hände. beton in den
 gesichtern eilig vorübergehender: das
 abgestorbene und aufgedunsene,
 das unerweckte, das verängstigte,
 aggressiv-böse, das gehorchende,
 eingespurte, verleugnende, verleugne-
 te, [...] ungewollte, das ungelebte, [...] :
 BETON WÄCHST IN EURE SEELEN,
 beton ist das Glaubensbekenntnis,
 das uns seit Jahrzehnten eingetricht-
 ert wird: Wachstum her um jeden
 Preis, Zentralisation, immer mehr, um
 jeden Preis, Konsum, noch mehr,
 um jeden Preis, Zubetonierung der
 Landschaft um jeden Preis – ach... ich
 versteh jeden, der durchzudrehen
 beginnt!«
 (O.F. Walter) [...]
 SIE HABEN MICH IN BETON GEBO-
 REN: das spital, in dem ich geboren
 wurde, war aus beton; die wohnung
 der eltern war von beton umschlossen,
 das treppenhaus war aus kaltem
 beton; der spielplatz war zubetoniert,
 der kindergarten war aus übermaltem
 beton, das schulhaus war aus grauem
 beton. [...] oh, beton sperrt aus –
 NIEDER MIT DER MONOBETONIE! –
 [...] oh, beton sperrt ein – SCHADE,
 DASS BETON NICHT BRENNT! – ja,
 beton brennt nicht und BETON SCH-
 MILZT nicht und beton ist unendlich
 und allumfassend und es gibt keine
 feuchte erde für meine hände (planiert,
 eingeebnet) und keinen moosigen
 waldboden für meine nackten füsse
 (abgeholzt, ins lot gestellt) [...].
 etwas mit vernunft und mit fortschritt
 etwas: denn fortschritt heisst beton,
 beton ist vernünftig, vernunft ist fort-
 schrittlich, fortschrittlich heisst beton,
 beton ist vernünftig. vernunft ist – :
 EINMAL KEIN FORTSCHRITT, DAS
 WÄRE EINER. jetzt aber tritt auf der
 vernünftige, fortschrittliche kühlturm,
 errichtet aus gründen der energie-
 gewinnung, der kapitalakkumulation,
 des fortschritts, des wohlstands, des
 weitblicks, der allg. wohlfahrt (wohin?),

der vernunft; er, der graue, geschmeidige, aufstrebende, sieghafte, ohne zukunfft, die verewigte gegenwart bis zum abriss, er tritt hervor, mächtig, fragt, heiser, laut, vor dem spiegel einstudiert, mit pathos, schreiend drängend, fordernd: WOLLT IHR DEN TOTALEN BETON? empor braust das mächtige heil von biertischen, fließbändern und schlachthäusern. NO FUTURE: dieses aber ist der preis: fortschritt und zukunfft schliessen sich aus. Beides gleichzeitig ist nicht mehr zu haben. fortschritt oder zukunfft, entweder oder, wählt! [...] achtungachtung, durchsage an alle: DIE ZUKUNFT FÄLLT AUS, MANGELS TEILNEHMERN [...] der antrag der kinder auf zukunfft unterlag. MACHT UNS NICHT KAPUTT, WIR SIND EURE ZUKUNFT ist widerlegt: niemand ist irgendjemandes zukunfft: die zukunfft ist abgeschafft. »Wir haben keine Zukunfft *)«, sagen die kinder nun zu ihren vätern [...]. »Wir gehen das Risiko der Phantasie ein und verdrängen damit... das Wissen um keine Zukunfft«

*) weltwocheinterview mit zürcher beweglern, mai 81
 [...] zürich, dienstag, 19. mai 1981 (TA):
 »Andere Jugendliche setzten auf dem Carparkplatz neben dem AJZ zwei von der Stadt für die Umbauarbeiten zur Verfügung gestellte Pressluftbohrer in Aktion und rissen damit den Asphalt bei der Einfahrt auf. In die frische Erde wurden dann ein paar Bäumchen gepflanzt...«

»Wollt ihr den totalen Beton?« (o.V.), in:
Drahtzieher: Zeitung aus der Bewegung der Unzufriedenen 11 (1981), o.P.



Videoladen Zürich, *Züri brännt*, Schweiz (1980), Filmstill. Online: www.videoladen.ch. VIDEO ► cache.ch/0119

Der international sowohl wegen seiner Ästhetik als auch wegen seines politischen Gehalts für Aufsehen sorgende Film *Züri brännt* setzte der Zürcher Achtziger-Bewegung ein Denkmal. ► NO FUTURE / ALLTAG / Im Feld

Der Bewegungsfilm *Züri brännt* beginnt mit einer epischen Kamerafahrt im Verkehrsstrom die vierspurige Rosengartenstrasse hinunter und über die in den frühen 1970er Jahren als provisorische innerstädtische Autobahnverbindung errichtete Hardbrücke, hinweg über das Stadtzürcher Häusermeer. Dazu die eindringlich rezitierende Stimme: »Denn der Beton tönt hohl und will nicht brennen, ein Supersicherheitsklotzgefängnis ist kein Scheiterhaufen, aber modern. [...] Gähnende Wüste unter Industriedunst, gegen oben elegant sich verjüngende Turmarchitektur. Reduzierte Bildwelt. Andächtige Monotonie von Beamten-schritten in den öden Gängen der Registraturbehörden. Riesige planierte Flächen vor den Einkaufszentren, so leer und wunschlos wie die Köpfe der Familienväter am Sonntag.«¹ Im chiffrenhaften Beton verdichteten sich für die sogenannte Achtziger-Bewegung² alle Facetten des modernen Lebens in den westlichen Industriegesellschaften zu Beginn der 1980er Jahre, gegen die sie revoltierte. Die funktionalistische und technokratische Aufgliederung des Lebens in entfremdete Arbeit (Bürohochhäuser), entfremdetes Wohnen in der patriarchalen Kleinfamilie (suburbane Wohnsiedlungen) und Konsum (Einkaufszentren), die Ausbeutung und Zerstörung der Umwelt (Autobahnen, AKW-Kühltürme) sowie der Militarismus des Kalten Kriegs (Atomschutzbunker) fanden ihre jeweiligen architektonischen Entsprechungen in Beton. Die Aktivist*innen der Achtziger-Bewegung verwendeten zwar beachtliche politisch-poetische Energie auf ihre Betonkritik, sie selbst hatten diese jedoch

weder erfunden noch führten sie diese als einzige im Repertoire. Bereits 1974 polemisierte der Zürcher Regisseur Hans-Ulrich Schlumpf mit seinem einschlägig betitelten Dokumentarfilm *Beton-Fluss* gegen ein zeittypisches Expressstrassenprojekt. Und nur kurz vor *Züri brännt* hatte der Filmemacher Fredi M. Murer mit *Grauzone* (1979) die Stadt in ähnlich graudystopischer Weise ins Bild gesetzt, während der Schriftsteller Otto F. Walter im selben Jahr der Anti-AKW-Bewegung mit *Wie wird Beton zu Gras* eine literarische Hommage gewidmet hatte.³ Die Kritik am Beton war eine Zuspitzung der breit geführten Diskussion über die mit dem modernen Städtebau assoziierten sozialen und kulturellen Zerfallsprozesse, die in den 1960er Jahren in den USA von Jane Jacobs und im deutschen Sprachraum von Alexander Mitscherlich sowie Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer und Gina Angress lanciert worden war.⁴ Ab 1970 folgte eine Flut an fachlichen und auch populärmedialen Publikationen, die eine sofortige Kehrtwende in Städtebau und Architektur forderten. Die Klage über die »Verbetonierung der Umwelt« gehörte somit um 1980 bereits zum Kanon nicht nur in der Linken, sondern durchaus auch in bürgerlichen Kreisen und bis an den rechten Rand. Diese seltsame, die politischen Lager übergreifende Harmonie entging auch nicht dem scharfen Blick von Jürgen Habermas, der 1982 bei der Eröffnung einer Architekturausstellung skeptisch feststellte: »Die Fronten sind nicht leicht zu entwirren. Denn einig sind sich alle in der Kritik an der seelenlosen Behälterarchitektur, an dem fehlenden Umweltbezug und der solitären Arroganz ungegliederter Bürogebäude, an monströsen Grosskaufhäusern, monumentalen Hochschulen und Kongresszentren, an der fehlenden Urbanität und der Menschenfeindlichkeit der Satellitenstädte, an den Spekulationsgebirgen, den brutalen Nachkommen der Bunkerarchitektur, der Massenproduktion von Satteldachundehütten [sic], an der autogerechten Zerstörung der City usw. [...] – so viele Stichworte und kein Dissens weit und breit.«⁵ Habermas misstraute diesem einträchtigen (Kultur-)Pessimismus und warnte vor den antimodernen oder gar reaktionären Sehnsüchten, die darin zum Ausdruck kamen.⁶



international.de. VIDEO ► cache.ch/0123

Michael Ende: *Momo oder die seltsame Geschichte von den Zeit-Dieben und von dem Kind, das den Menschen die gestohlene Zeit zurückbrachte: Ein Märchen-Roman*, Stuttgart: Thienemann (1973), S. 57, © Nachlass Michael Ende, München, vertreten durch AVA international GmbH, Autoren- und Verlagsagentur, www.ava-



Quartierkomitee Hottingen/Riesbach/Hirslanden (Hg.): *Züri 8* (1973), (= Sondernummer: Hegibach Extra, Bestand Schweizerisches Sozialarchiv QS 94.5.*21 (1960-1973), S. 7.

Sanierungsprojekte befeuerten in den 1970er Jahren auch die Gründung von oppositionellen Quartiergruppen.



Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), Cover.



Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), S. 20-21.

... und Monotonie

Ordnung degeneriert zu Normierung, führt zur Vermassung, in der das Individuum, das Gesicht verliert.

Von der *Neuen Zürcher Zeitung* als »Streitschrift wider die Untaten in Beton«⁷ bezeichnet, war das 1973 erschienene und viel diskutierte Buch *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart* des

Architekten Rolf Keller stilprägend für die städtebau- und architekturkritische Debatte in der Schweiz. Der umtriebige Keller setzte sich gemeinsam mit anderen engagierten Architekten und Planern – sowie einer Architektin – in der Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau (ZAS) gegen Kahlschlagsanierungen und den Bau von Stadtautobahnen ein.

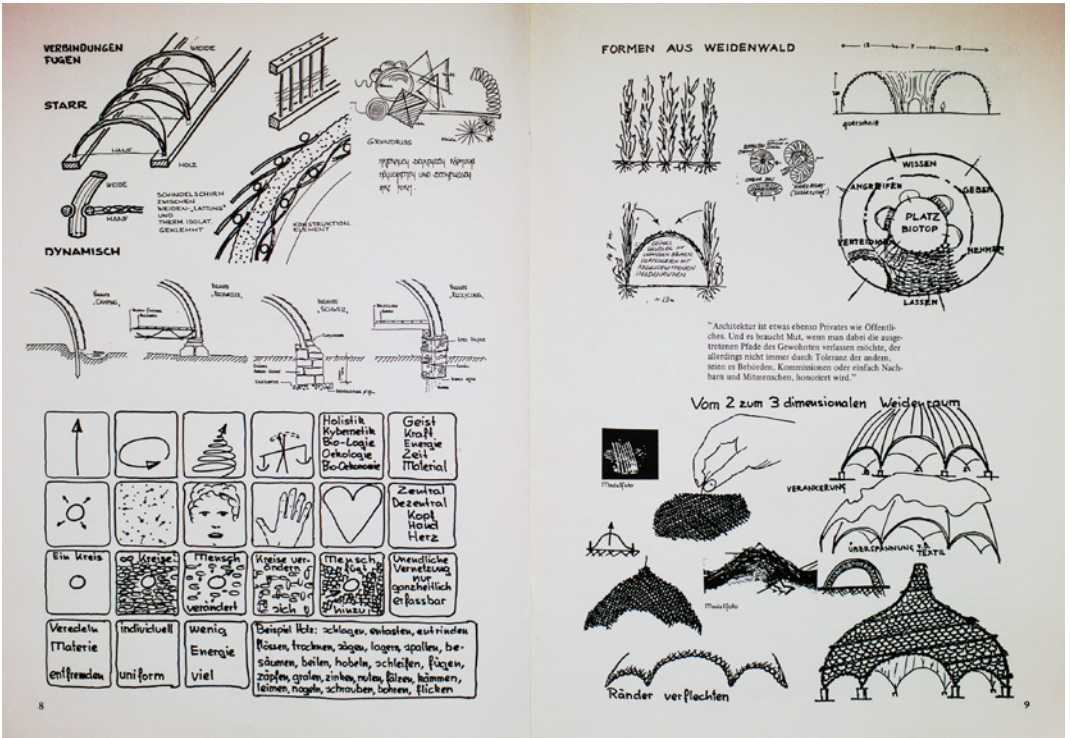
BETON Krankmachend

»Zweifellos sind dies Bilder einer Krankheit. Bilder eines Baukrebses, der bereits im Stadium der weltweiten Metastasen, der verzweigtesten Ableger ist. Eine bauliche Umweltinfektion. [...] Wenn der Baukrebs nicht völlig überhand nehmen soll und die ganze Erdhaut – und damit auch uns – zerstören soll, dann muss das Immunsystem gegen diese Krankheit schleunigst sensibilisiert werden, müssen Aufklärung und Einsicht einsetzen oder, medizinisch: müssen Antikörper zur Bekämpfung des Fremden gebildet werden.«

Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), S. 82.

Die unter der Chiffre des »grauen Betons« verhandelte und durch eine ebenso breite wie heterogene Allianz einhellig geäußerte Kritik an Architektur, Planung und Siedlungswachstum der Gegenwart griff nicht selten zum rhetorischen Zweihänder der Pathologisierung. Dabei wurde die »Beton- und Asphaltkrankheit«⁸ (Lucius Burckhardt) von ihren Kritiker*innen meist sehr konkret benannt: als »Krebs«.

Für einige Beton-Kritiker*innen war der Krebsvergleich mehr als eine bloße Metapher: Theorien, dass die strahlungsabschirmende Wirkung von (Stahl-)Beton karzinogen sei, waren populär und verliehen der semantischen Doppelfigur des krebsartigen Betons eine explizit medizinische Wendung. Bereits seit den 1960er Jahren warnte der später als »Vater der Baubiologie« titulierte Arzt Hubert Palm vor den Gefahren, die durch die vielgestaltigen »Hauskrankheiten« den Bewohner*innen drohten: »Das moderne Haus ist elektrokrank, chemiekrank (giftkrank), oft geopathiekrank, betonkrank, haushaltskrank, heizungskrank, luftkrank, lichtkrank usf.«⁹ Unter dem neu etablierten Label der »Baubiologie« verzeichneten solche Strömungen eines angeblich gesunden, menschengerechten und naturgesetzlich orientierten Bauens um 1980 eine Konjunktur. In allen deutschsprachigen Ländern wurden baubiologische Vereine und Institute gegründet sowie einschlägige Zeitschriften, Weiterbildungsangebote und Materialzertifizierungen ins Leben gerufen.



Erika Bachmann: »Aeschi-Workshop ›Bio-Logische Baukonstruktionen«, in: *BauBioBulletin* 10 (1987), S. 6–9, hier S. 8–9.

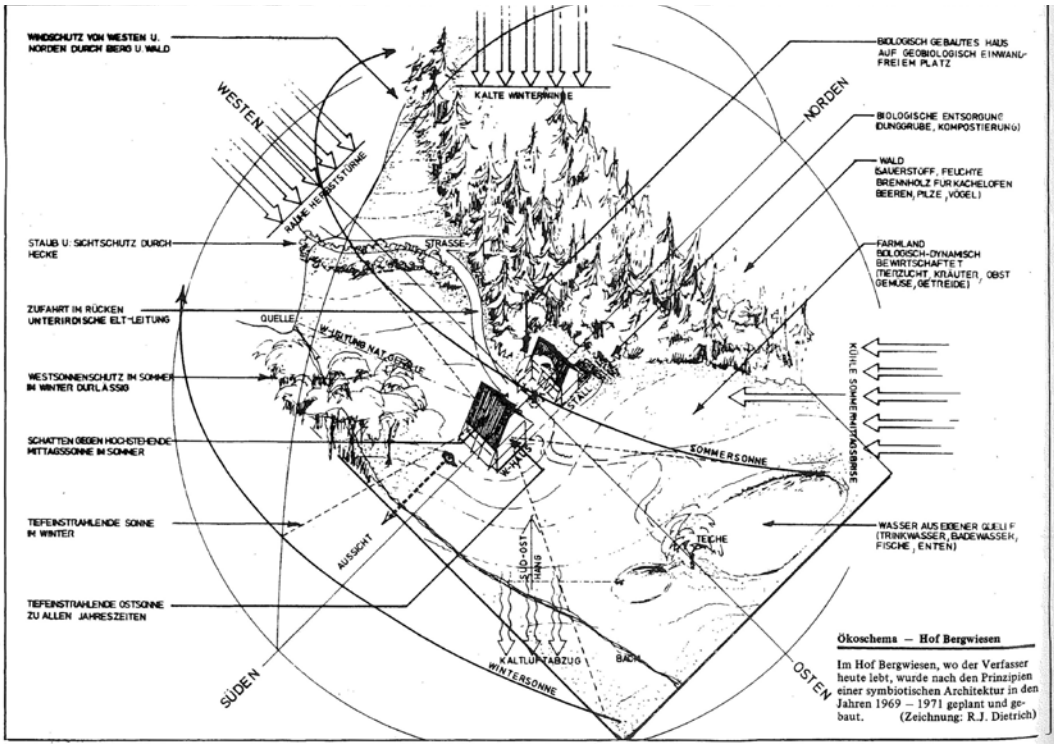
Die Programmatik der jungen »Baubiologie« bestand einerseits darin, bislang ignorierte Einflüsse von Gebäuden, ihren Baumaterialien und Standorten auf die Bewohner*innen vollumfänglich anzuerkennen und andererseits das Bauen neu auszurichten an den »wahren menschlichen Bedürfnisse[n]«. ¹⁰ Ganz im Gegensatz zur vermeintlichen Klarheit dieser Postulate bildete die Baubiologie alles andere als eine konsistente Denkrichtung. In ihren Zeitschriften und Büchern offenbart sich eine eigentümliche Verflechtung von praxisorientierter Material- und Handwerkskunde, nüchterner Architekturdokumentation, wissenschaftlich-kybernetischem Jargon, anthroposophischen und esoterischen Ganzheitlichkeitsidealen sowie prominent verhandelten Strahlen- und Energiefeldtheorien.

»Es ist eine irrije Meinung, dass uns die Ärzte in Verbindung mit der Krankenkasse oder dem Krankenschein ›Gesundheit‹ frei Haus liefern, weil wir ja unseren Krankenkassenbeitrag bezahlt haben. Gesundheit in körperlicher, seelischer und geistiger Hinsicht ist vielmehr ständiges und aktives Arbeiten an sich selbst. [...] Offenbar ist es mangelnde Willenskraft und Selbstdisziplin, vielleicht auch fehlende Intelligenz, die uns in eine ungeheure Gesundheitskrise hineingetrieben hat. Ob es nun die Vergiftung der Nahrung, die Vergiftung der Luft, die schädigenden Einflüsse radioaktiver Strahlungen oder die verschiedenen Techniken sind, die in alle Lebensbereiche hineinwirken; die Summierung all dieser Einflüsse ist es, die die Gesundheitskrise heraufbeschworen hat.«

Ernst-Joachim Lübker: *Biologisch bauen und wohnen: Möglichkeiten alternativer Wohnkultur*, Düsseldorf, Wien: Econ (1982), S. 13–14.

Populäre baubiologische Ratgeberliteratur predigte einen ganzheitlichen Wissensimperativ: Wer gesund leben und bauen möchte, muss sich umfassend informieren, von Baumaterialien und Konstruktionslehre über Ernährung, Krebsprophylaxe, Mikroklima bis hin zu Strahlenphysik und Wasserdern. In ihrer sorgvollen Detailverses-

senheit – »Wer immer gründlich kaut und langsam und vor allem mässig isst, hat auch mit der Darmentleerung [...] keine Schwierigkeiten«¹¹ – wirken die Ratgeber wie ein Nachhall jenes Hygienediskurses des 19. Jahrhunderts, den Philipp Sarasin als »Individualisierungswissen« für den Körper des Subjekts¹² interpretiert hat. Baubiologie, dies stand für die einschlägigen Ratgeberautor*innen außer Frage, war eine Selbsttechnik: Sie machte »klar, dass Bauen einen Erkenntnisprozess des Menschen über sich selbst darstellt«.¹³



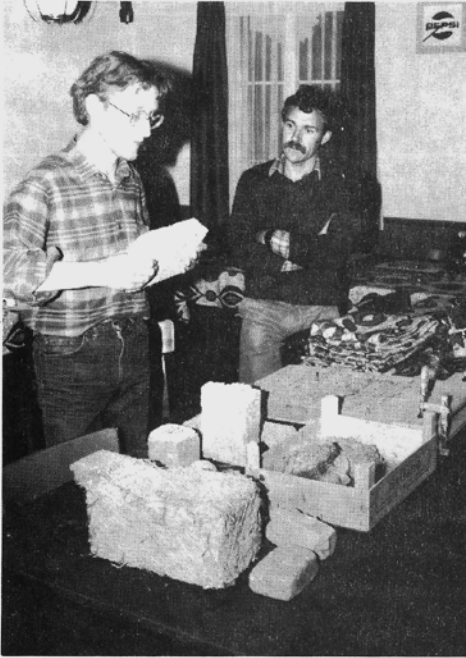
Richard J. Dietrich: »Symbiotische Architektur«, in: *ARCH+ 51/52: Ökologisch Planen und Bauen* (Juli 1980), S. 58-59, hier S. 58, © Richard J. Dietrich.

Aus einer Vielzahl an Gründen wie Kriminalität, Anonymität und Umweltbelastung erachteten die meisten Baubiolog*innen Städte als hochproblematische Wohnlagen. Als Ideal galt hingegen das »Einzelhaus inmitten der freien Natur«.¹⁴ Die Ratgeber trällerten gewissermaßen den Sound der Stadtfucht.

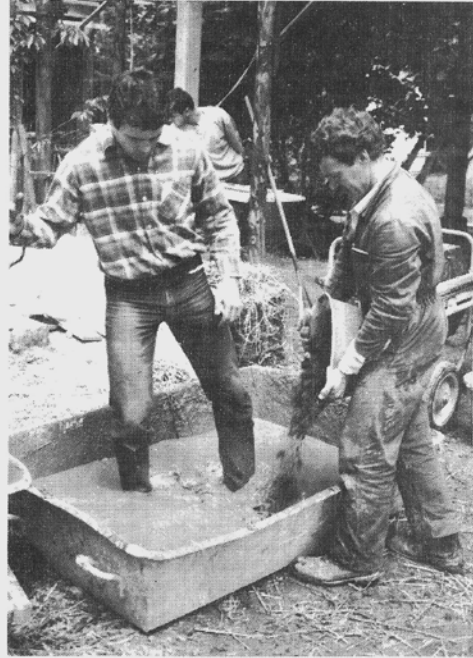


Schweizerisches Institut für Baubiologie: *BauBioBulletin* 10 (1987) und 11 (1987), Cover.

Auf etlichen Titelseiten des *BauBioBulletin*, der 1984 gegründeten Mitgliederzeitschrift des Schweizerischen Instituts für Baubiologie, waren Aufnahmen baubiologisch vorbildlicher Neubauten abgedruckt. Mit ihren sich stets ähnelnden Giebeldächern, Backsteinwänden, Wintergärten und Holzvorbauten zeugen die porträtierten Häuser von einem mehr oder minder bewussten Stil und einer spezifischen (Material-)Ästhetik biologischen Bauens. Diese Beobachtung widerspricht augenscheinlich jenem angeblich »natürlichen« Funktionalismus, welchen der Schweizer Publizist Rudolf Schilling 1984 als Charakteristikum der zeittypischen Ökoarchitektur behauptete: »Die ökologische Theorie führt zur Wiederherstellung dessen, was Wolfgang Pentz die ›heilige Trias Funktion-Material-Konstruktion‹ nennt, zu einem neuen Funktionalismus also, dessen Ergebnis sich wie ein Naturgebilde jenseits von ›schön‹ und ›unschön‹ befindet, nämlich einfach ›richtig‹ ist.«¹⁵



Ernst Sturzenegger erklärt anhand von Mustern die verschiedenen Techniken des Lehmbaus.



Für den Strohlehm wird die Lehmschlämme angemacht. Ohne Einsatz von grossen Maschinen, dafür mit Körpereinsatz.



Vor den Holzriegel dieser Aussenwand wird eine Schalttafel genagelt und mit Strohlehm hinterfüllt.



Die Krönung des Workshops, der Lehmofen mit seinen Erbauern

nicht nur mit Blick auf Baustil und Ästhetik, sondern auch in Bezug auf die »richtigen« Baumaterialien. Auch wenn in Einzelfällen die baulichen Qualitäten beispielsweise von Styropor oder selbst Beton durchaus differenziert bewertet wurden, so hatte gerade letzterer in Kreisen der Baubiologie doch ein unbestreitbares Reputationsproblem. Dass die vehementesten Kritiken an der Baubiologie, beispielsweise deren polemische Charakterisierung als »materialfixierte Sonderlinge«,¹⁶ im publizistischen Sprachrohr des Bundesverbandes der Deutschen Zementindustrie – sinnigerweise als »Beton-Verlag« firmierend – erschienen, war sicherlich auch den Materialpräferenzen dieser Strömung geschuldet. Deren Baumaterial der Wahl war Lehm – als ökologischer, traditioneller, regionaler und selber zu verarbeitender Baustoff verkörperten seine Materialwertigkeiten zentrale Postulate »alternativen« Bauens.¹⁷

► NO FUTURE/RÜCKBESINNUNG

BETON Gegen|Experten

»Es [das ökologische Bauen] wird den Armen in den armen Ländern empfohlen, die sich Stahl und Beton ohnehin nur auf Pump leisten können. Die Westler pilgern nach Afrika und Südamerika, studieren dort die alten Lehmbautechniken, importieren sie nach Kalifornien, Neu-Mexiko und Frankreich und reexportieren sie hernach wieder in die Ursprungsländer, wo das Wissen um die traditionellen Baumethoden von der Faszination durch »Fortschritt« und »Modernität« verschüttet worden ist. In einem engeren Kreislauf geschieht dasselbe in nächster Nähe: Die Zimmermannskunst der Bauleute des Vorarlberg oder des Appenzellerlandes wird Gegenstand der akademischen Forschung; die Denkmalpflege greift ein, wenn die Bauern, die auch endlich »moderne« Wirtschaftsgebäude aus Stahl und Eternit haben wollen, ihre alten Scheunen abzurreissen beabsichtigen. Stadtflüchtlinge bauen auf dem Lande die alten Bauten nach, reexportieren die Tradition an ihre Herkunftsorte unter dem Titel »ökologisch Bauen.««

Rudolf Schilling: »Das Gebot und die Schönheit des Einfachen«, in: ders., Elisabeth Michel-Alder (Hg.): *Wohnen im Jahr 2000: Erfahrungen mit neuen Bau- und Wohnformen*, Basel: Lenos (1984), S. 147–184, hier S. 178 (eigene Hinzufügung).

Der Publizist Rudolf Schilling war ein Mitstreiter Rolf Kellers in der ZAS (Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau).

»We learn that many audacious »primitive« solutions anticipate our cumbersome technology; that many a feature invented in recent years is old hat in vernacular architecture – prefabrication, standardization of building components, flexible and moveable structures, and, more especially, floor-heating, air-conditioning, light control, even elevators. [...] The present exhibition is [...] the vehicle of the idea that the philosophy and know-how of the anonymous builders presents the largest untapped source of architectural inspiration for industrial man. The wisdom to be derived goes beyond economic and esthetic considerations, for it touches the far tougher and increasingly troublesome problem of how to live and let live, how to keep peace with one's neighbors, both in the parochial and universal sense.«

Bernard Rudofsky: *Architecture without Architects: A Short Introduction to Non-Pedigreed Architecture*, New York: Museum of Modern Art (1964), o.P.



Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), S. 78, 79.

»Wir sehen sie [die Umweltzerstörung durch das Bauen] nicht, selbst wenn wir die Augen aufsperrten, da unsere wissenschaftliche Sehweise uns daran hindert, unmessbare Quantitäten zu beurteilen. Es wäre notwendig, die ganzheitliche Sehfähigkeit des Kindes zu bewahren.«

Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung: Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), S. 8 (eigene Hinzufügung).

Mit der bildlichen Drastik der von ihm präsentierten Fotografien versuchte Rolf Keller in seiner Streitschrift, seinen Leser*innen wieder beizubringen, das Offensichtliche – die »Umwelt, wie ich sie vorgefunden habe«¹⁸ – zu sehen, d.h. »wahrzuhaben«: die fatalen Verfehlungen der modernen Bautätigkeit. Keller appellierte damit an eine von ihm als für jede*n unmittelbar einsichtig gesetzte visuelle Evidenz, die wissenschaftlichen Methoden überlegen sei. Mit dem Kind, das er zum idealen Erkenntnissubjekt stilisierte, erteilte er den Wissensansprüchen von Expert*innen eine fundamentale Absage. Drei Jahre vor Kellers Publikation – 1970 – war endlich die erstmals 1964 im Museum of Modern Art in New York gezeigte und weltweit Aufmerksamkeit erregende Ausstellung *Architecture without Architects* des österreichischen Architekten Bernard Rudofsky in Zürich zu sehen gewesen. Die Ausstellung, die »prachtvolle[s] Bildmaterial [...] aus dem Gebiet der ›kleinen‹ Architektur, also dem Spielraum zwischen Eingeborenenhütte, Bauernhaus und städtischem Kleinbürgerhaus als Beispiel des Unversehrten, Intakten unserem Umwelt-Notstand«¹⁹ entgegenhielt, wie die *Schweizerische Bauzeitung* in ihrer Ankündigung schrieb, stieß auch in der Schweiz auf ein begeistertes Echo unter Architekt*innen und Städtebauer*innen.²⁰ Im Kontext der entstehenden Umweltdebatte befeuerte Rudofskys Ausstellung die kritische Diskussion um die alternativlose Richtigkeit des modernen Bauens und leistete einer Aufwertung von traditionellen, nicht-modernen und nicht-westlichen Formen baulichen Wissens sowie der »kleinen Leute« als Träger dieses Wissens Vorschub. Mit dem Kind, dem einfachen Bauern, der sein Bauernhaus gemäß über Generationen hinweg tradierten Techniken baut, oder den »Primitiven«, die in einem scheinbar ewig zyklischen Dasein im Einklang mit der Natur leben, wurden Figuren herangezogen, die explizit nicht von der modernen Gesellschaft kontaminiert waren und ihnen somit ein »authentisches« Wissen zugeschrieben. Solche büro-, techno- und expertokratiekritischen Perspektiven auf das Bauen, Wohnen und Leben eröffneten auch einen Raum für Selbstermächtigung. Insbesondere in der

Alternativszenen fanden die Demokratisierung von Know-how über Do-it-yourself-Praktiken und -Diskurse – etwa in Bezug auf den Ökohausbau – eine große Resonanz. Bald mehrten sich auch Stimmen, die eine stärkere Mitbestimmung der gesamten Bevölkerung in Planungsprozessen forderten.

MÖRTELMISCHUNG – Dosierung bei Handmischung					
Anwendungsgebiet		Karrellen-Sand	Portland-Zement	Hydraulischer Kalk	Weisskalk (Kalko)
Mauerwerk Mörtel	Bachsteinmauerwerk	3-4	1 Kübel	1 Sack	
	Kalksandsteinmauerwerk	3	½ Sack	½ Sack	
	Betonsteinmauerwerk	3-4	1 Sack		
	Bruchsteinmauerwerk a. Tiefbau b. Hochbau	3-5 3-4	1 Sack ½ Sack	½ Sack	
	Zwischenwände (innen) a. Backstein b. Zellanplatten	3-4 3	1 Kübel 1 Sack	1 Sack	
Grundputzmörtel	Zementspritzmörtel	2	1 Sack		
	Grundputz für Fassaden	3-4	1 Schaufel	1 Sack	
	Grundputz innen	3-4		1 Sack	1 Kübel
	Grundputz unter Plattenwände	3-4	½ Sack	½ Sack	
	Grundputz aus Zementmörtel (Fassadensockel)	3-4	1 Sack		
Abriebmörtel	Grobe Verputzstrukturen auf Fassaden	3-4	1 Schaufel	½ Sack	½ Sack
	Feinabrieb innen	2		1 Kübel	1 Sack
	Zementabrieb auf Fassadensockel	2	1 Sack		
Überzüge	Betonbodenüberzug	2-2½	1 Sack		
Wasserdichter Verputz		Nach Empfehlung Zusatzmittelfabrikanten			
Bemerkung: 1 Sack Zement ca. 40 lt. / 1 Sack hydr. Kalk ca. 47-50 lt. / 1 Kübel 10-12 lt. 1 Schaufel ca. 5 lt. / 1 Karrette Sand ca. 50 lt.					

R.B.

Arbeitsgruppe Alternativkatalog des GDI: *Alternativ-Katalog 1*, Langnau a.A. (1975), Bestand Schweizerisches Sozialarchiv, S. 8.

Rezept zur Mörtelherstellung aus der Rubrik zum Thema »selber bauen« im ersten *Alternativ-Katalog*. Die in der Schweiz produzierten *Alternativ-Kataloge* (1975-1978) sammelten nach dem Vorbild des *Whole Earth Catalogs* alternatives Know-how von der antiautoritären Erziehung bis zum Komposttoiletten-Eigenbau und machten dieses zum erschwinglichen Preis von 10 bis 25 Schweizer Franken allen Interessierten zugänglich. ► NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG / Urfahrung

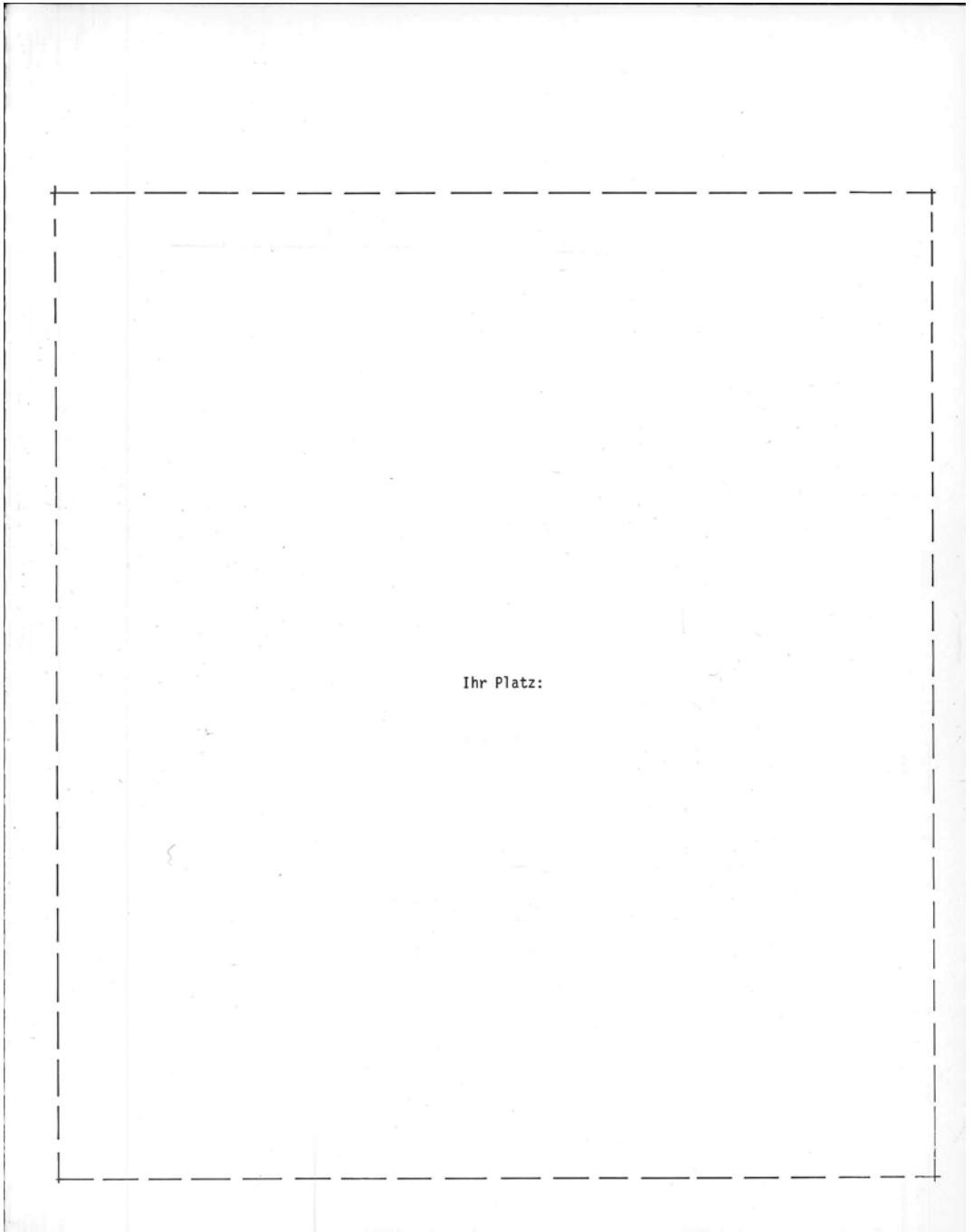


Martin Weiss, Peter Lanz (Hg.): *Handbuch für Quartier-Verbesserer*, Zürich: Ex Libris (1980), Cover.



Martin Weiss, Peter Lanz (Hg.): *Handbuch für Quartier-Verbesserer*, Zürich: Ex Libris (1980), Schmutztitel.

Im Sommer 1980 zog auf dem Gelände der *Grün 80*, der Zweiten Schweizerischen Ausstellung für Garten- und Landschaftsbau in Basel, kurzzeitig die Sonderausstellung *Grau 80 – die Zukunft unserer Städte* ein. Die Begleitpublikation trug den Titel *Handbuch für Quartier-Verbesserer* und versuchte, als praktischer Ratgeber das Lesepublikum mit diversen Strategien zu aktivieren und involvieren. Auf einer Seite im Kapitel zu Platzgestaltungen wurden beispielsweise die Lesenden aufgefordert, selber den Zeichentift hervorzuholen und einen Platz nach ihren Vorstellungen zu entwerfen.



Ihr Platz:

Martin Weiss, Peter Lanz (Hg.): *Handbuch für Quartier-Verbesserer*, Zürich: Ex Libris (1980), o.P.

BETON Natürlich urban

»Der Ruf nach Wohnstrassen, nach Verkehrsberuhigung, nach Wohnlichkeit allgemein, die Aufwertung der Familiengärten, der Wunsch, eine Pflanze wachsen zu sehen, den Fuss

auf ein Flecklein nackten – wenn möglich eigenen und dadurch unverbaubaren – Boden setzen zu können, die Abwehrhaltung gegenüber dem Konservenleben in Klimaanlage und

Glas – das alles wird noch immer als modische Nostalgiewelle und Neo-Romantizismus verlacht. Noch immer wird nicht eingesehen, dass es sich dabei gerade nicht um eine kurzlebige

Mode handeln kann, dass es sich im Gegenteil um ein völlig amodisches, seit Urzeiten vorhandenes Bedürfnis handelt, darum: Ganz zu sein, nicht gespalten zu sein, nicht fremd zu sein in einer Welt der Entfremdung. Das Auseinanderklaffen beunruhigt uns, weil es der Ursprung aller Entfremdung ist. Es macht uns heimatlos. Nun ist Zivilisation ohne Bewusstwerdung und Entfremdung ja undenkbar – nur hat die Entfremdung gerade in den vergangenen Jahrzehnten ein beängstigendes Ausmass angenommen. Im Zeitalter der Technik, das ja auch ein Zeitalter der Analyse ist, wird das Auseinanderlegen, das Sezieren und Zerstückeln zu einem grundlegenden Tun. Unsere Forschung und damit der sogenannte Fortschritt bauen darauf. Analyse ist zur eigentlichen Geisteshaltung und Lebenshaltung geworden. Sie herrscht nicht nur im Labor, sondern ist ausgeprägt auch im Aufbau der Gesellschaft, im Sepzialistentum [sic], in der Entmischung unserer Städte usw. Das andere Tun, das des Zusammenfügens und Aufbaus – die Synthese also – wird vielerorts vernachlässigt und auch unterschätzt. [...] Wir haben das Lebendige und Lebensfördernde zu berücksichtigen: Pflanzen, Erde, Wasser, Wind, Wolken, das Spiel des Schattens, Sonnenschein... Ein Stück Holz muss man streicheln können, ein Tier. Erde muss man befühlen können, kneten können. Nur so kann man sich – partiell und vorübergehend – wieder ins verlorene Grosse-Ganze integrieren. Wir überwinden damit die Entfremdung zumindest teilweise, die Sinnlichkeit bleibt uns erhalten. Glatte, glänzende, kalte und ausgedehnte Flächen (seien sie aus Asphalt, Beton, Glas oder Kunststoff) sind abweisend in ihrer Monotonie, bleiben uns also fremd. Statt dessen [sic] sollten strukturierte Gebilde gefunden werden. Nischen sollten vorherrschen.... ausgesparte Räume, die unfertig sind, die Platz haben für Kreativität, für eine – begrenzte – kreative Un-Ordnung, für Aktionen der Bewohner.«

Hans Bösch: »Das Quartier – oder die Suche nach dem verlorenen Paradies«, in: Martin Weiss, Peter Lanz (Hg.): *Handbuch für Quartier-Verbesserer*, Zürich: Verlag Ex Libris (1980), o.P.

»Wir wollen durch die Entwicklung der intuitiven Bewusstseinskräfte, des ›Gspüri‹ (Feeling) lernen, unsere einseitige Intellektualität und Rationalität zu überwinden und vom zerstückelten, unfruchtbaren, frustrierenden, zerstörerischen Spezialistenwissen zum lebendigen und fruchtbaren Ganzheitswissen zu kommen.«

»Neue ›Lütli‹ in der Schweiz/Bärglütli« (o.V.), in: *Focus* 34 (1972), S. 26–29, hier S. 27. ►MASCHINENSTURM/UMBRUCH

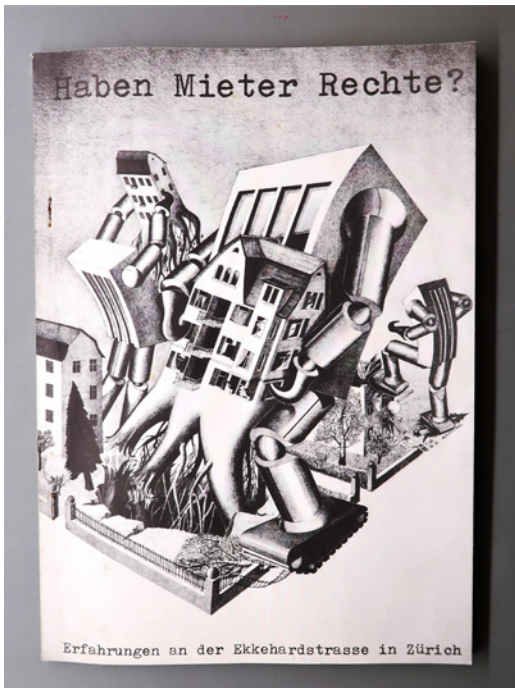


Ulrike Jehle-Schulte Strathaus: »Die Siedlung Seldwyla in Zumikon ZH, 1975-1978: Ein exklusiver Ausweg: Nachindustrielle, globale Ferienstimmung«, in: *Werk, Bauen+Wohnen* 87/7-8 (2000), S. 48-52, hier S. 49-50 (Fotografien: © Nicolas Faure / Fotostiftung Schweiz).

Rolf Kellers Siedlung Seldwyla in der zürcherischen Landgemeinde Zumikon wurde zwischen 1975 und 1978 erbaut. Betreten wird sie durch den von Keller geretteten Torbogen der Mitte des 19. Jahrhunderts getreu der damaligen Orient-Begeisterung im byzantinischen Stil erbauten und 1962 abgebrochenen Zürcher Fleischhalle (Foto rechts oben): Dieses aufrüttelnde Ereignis hatte den Anlass zur Gründung der ZAS gebildet. Die nach dem idyllisch-utopischen Schauplatz der berühmten gleichnamigen Novellensammlung des Schweizer Schriftstellers Gottfried Keller benannte Siedlung, die Rolf Keller für sich und seine Bekannten entwarf, erntete in Fachkreisen heftige Kritik.²¹ In einem Leserbrief verteidigte sich Rolf Keller: »Unser Alltag ist gekennzeichnet durch einen gigantischen Gemütsverlust, der die Kernschicht der Seele verdorren lässt, der zu einem eigentlichen Aufstand gegen das Rationale führt. Immer mehr haben genug vom grossen Apparat, genug vom mechanisierten, rationalisierten Leben, genug von der Abstraktion und dem Leblosen, von Dingen und Verhaltensweisen, die uns der Erde und dem Leben entfremdet haben... [...] wir alle litten an emotionaler Unterernährung, die wir uns in den sterilen Wohnblöcken zugezogen hatten. Wir suchten deshalb einen unverwechselbaren Lebensraum und vor allem mehr Leben, mehr Lebendiges. Wir wollten etwas entdecken, was uns fehlte, was uns wichtig scheint. Unser Seldwyla ist deshalb eine entschiedene Absage an die »sauber« genannte Architektur, ist eine Manifestation für eine sinnlich reichere Umwelt, ist Widerstand gegen die Lebensraumverstückelung, ist eine Demonstration gegen Resignation.«²²

Für Aussteiger*innengruppen wie die stark von Timothy Leary beeinflussten Schweizer Bärglütli standen die Überwindung der Rationalität beziehungsweise »die Entwicklung unserer Sensibilität« und das Leben in der Großstadt in einem grundlegenden Widerspruch zueinander. Sie wollten zurück zur Natur im wörtlichen Sinn, oder eben »in den Bergen finden, was wir in der Stadt verloren haben.«²³ Auch Rolf Keller realisierte mit der Siedlung Seldwyla seinen Gegenentwurf zu der von ihm angeprangerten »Un-Architektur der Gegenwart« jenseits der Stadt – auf der grünen Wiese in Zumikon. Mit seinem von mediterranen und alpinen Bauformen inspirierten Projekt wollte Keller, wie er schreibt, der »emotionale[n] Unterernährung« und dem »[V]erdorren« der Seele entgegenwirken. Als begrifflichen Gegenpol dazu brachte er »Leben«, das »Lebendige« und »Lebensraum« in Stellung. ▶KOPFLOS/KRISE DER VERNUNFT

Gerade letzterer Begriff – der in den Quellen unkritisch und offenbar ohne Bewusstsein seiner historischen Belastung durch das NS-Regime verwendet wurde – prägte die Debatten um die Stadt in den späten 1970er Jahren entscheidend. Neben einem »ganzheitlichen« Denken – sei es in Kreisläufen und Systemen wie in der Ökologie oder sei es in einem esoterischen Ganzheitlichkeitsverständnis – rangierte auch die Vorstellung von »natürlicher«, d.h. intuitiver oder gefühlsmäßiger Erkenntnis weit oben im Arsenal jener Konzepte, die gegen das Feindbild der modernen planerischen Ratio ins Feld geführt wurden. In der Forderung nach einer Stadt als »Lebensraum« verbanden sich damit – neben durchaus pragmatischen Forderungen etwa nach der Reduktion von Verkehrsbelastung – auch esoterisch-mystifizierende mit biologistisch-ökologischen Motiven zu einem sehr dehnbaren Konzept, das Heilung von der entfremdeten Lebensweise im Beton zu versprechen schien, ohne dass auf Urbanität hätte verzichtet werden müssen. Als ein solcher urbaner »Lebensraum« wurde die städtische Ausstattung nach dem Leitkriterium der »Natürlichkeit« beurteilt: Als »natürlich« galten unter anderem »gewachsene« Stadtteile (worunter alles vor der städtebaulichen Moderne Erbaute fiel), zum Beispiel alte Dorfkerne, ferner Quartierläden, »Grün« – also Pflanzen, insbesondere das neuerdings rehabilitierte, den Asphalt aufbrechende »Unkraut« oder graue Mauern überwuchernde Schlingpflanzen –, und analog zur pflanzlichen Biodiversität auch ein vages Ideal von sozialer Vielfalt. ▶NO FUTURE/DORF



Mieteraktion Ekkehardstrasse: *Haben Mieter Rechte? Erfahrungen an der Ekkehardstrasse in Zürich*, Zürich: Eigendruck Mieteraktion Ekkehardstrasse (verm. 1977), Bestand Schweizerisches Sozialarchiv Ar. 201.225.4 (Mappe 2), Cover (Zeichnung von H. Knuchel).

Die im historisierenden Heimatstil des frühen 20. Jahrhunderts erbauten Wohnhäuser an der Ekkehardstrasse scheinen Bäumen gleich aus dem Boden gewachsen zu sein. Ganz im Gegensatz zu den Neubaublocks, deren Bulldozerfüße nicht dazu im Stande sind, tiefe Wurzeln zu schlagen und so ein symbiotisches Verhältnis mit der natürlichen Umwelt einzugehen.



Oekotop (o.V.) (1980), Friedrichshain-Kreuzberg Museum Berlin, Inventar-Nr. 2015/3509, mit freundlicher Genehmigung S.T.E.R.N. Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung m.b.H, Berlin.

Ökologisch wohnen heißt schöner wohnen: Projektstudie zur ökologischen Stadterneuerung in Berlin-Kreuzberg im Rahmen der *Internationalen Bauausstellung Berlin* (IBA 1984).



Michel Fries: *Sprays*, vermutlich in Zürich (ca. 1980), Bestand Schweizerisches Sozialarchiv, F 5111-055-021. Online: https://www.bild-video-ton.ch/bestand/objekt/Sozarch_F_5111-055-021.

»Nur Stämme werden überleben« war ein Slogan der Zürcher Achtziger-Bewegung in Anlehnung an das gleichnamige Buch von Vine Deloria, Aktivist für die Rechte der *Native Americans*, das 1976 erstmals auf Deutsch beim Trikont-Verlag erschienen war. Mit ihren ethnisierenden Selbstbeschreibungen z.B. als »Stadtindianer« stilisierten sich die alternativen urbanen Protestbewegungen der 1970er und 1980er Jahre zu den idealen, in Harmonie mit der (städtischen) Natur lebenden Bewohner*innen des »Lebensraums« Stadt.
► KOPFLOS / KRISE DER VERNUNFT / Kelten

BETON Ruinen – Unter den Betontrümmern liegt die Postmoderne

Im Konflikt um die Architektur der Moderne stellten die um 1980 florierenden Siedlungsprojekte wie Seldwyla oder Oekotop gewissermaßen die – im wahrsten Wortsinne – konstruktive Seite alternativer Kritik dar. Besagter Konflikt wurde jedoch stets flankiert von einer weiteren, latent destruktiven Art der Unmutsbekundung: den Ruinenphantasien. Das Phantasma der Ruine durchzog zwei auf den ersten Blick recht unterschiedliche Strömungen jener Jahre: Einerseits die alternativen und ökologischen Wachstumskritiker*innen und andererseits die sich um 1980 konstituierende postmoderne Architektur. Für die Alternativen bereiteten Ruinen den Boden für utopische (beziehungsweise dystopische) Imaginationen eines »Danach«, die eine große Bandbreite möglicher Zukünfte

umfassten: von quasiparadiesischen Postwachstums-Utopien nach dem Zusammenbruch dysfunktionaler kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten bis hin zum punkig-hobbesianisch angehauchten Naturzustand nach der atomaren Apokalypse und dem Zivilisationskollaps. Die Postmodernen schufen sich ihr »Danach«, das auf Ruinen erblühen sollte, gleich selbst: So stilisierte Charles Jencks, Vordenker der postmodernen Architektur, den »July 15, 1972 at 3.32 pm (or thereabouts)«, ²⁴ an welchem eine kontrollierte Sprengung die heruntergekommene, »moderne« Sozialbausiedlung Pruitt-Igoe in St. Louis, Missouri in Ruinen legte, zur Geburtsstunde und die Betonrümmel zum Fundament einer Architektur nach der Moderne. Überbleibsel und ruinenhafte Elemente wie »antike« Säulen sollten in der Bildsprache der postmodernen Architektur eine prägende Rolle spielen.



Stilet 52 (1979), Bestand Schweizerisches Sozialarchiv, Umschlag.

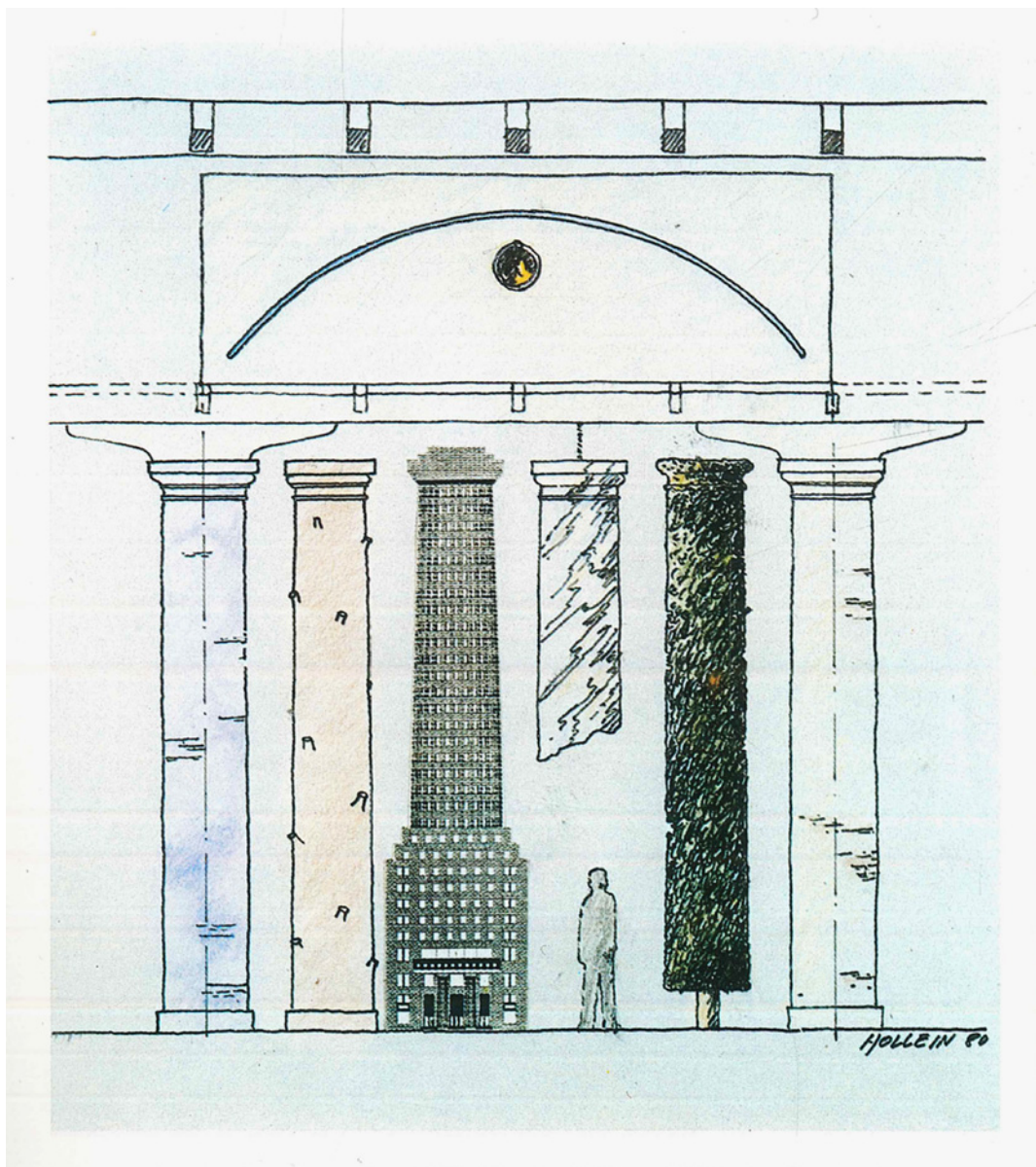
»Zürich, im Frühling 2001. [...] Über verfallene Treppenstufen vorbei an rostenden Autowracks kämpfte ich mich den Hügel hinauf. [...] Nach einigen hundert Schritten befand ich mich am Eingang zur früheren Altstadt, welche jetzt nur noch ein Chaos aus Eisenträgern und Betonstücken ist.«

»No hope from mars« (o.V.), in: *Stilet* 58 (1981), o.P.



Panda, 19/2 (1986), S. 24–25 (Illustration: Harald Cigler).

Ein utopisches und zugleich sehr konkretes Szenario einer Nach-Beton-Ära skizzierte der unter dem Pseudonym »p.m.« publizierende Zürcher Autor Hans Widmer in seiner 1983 erschienenen, vielbeachteten Flugschrift *bolo 'bolo*. 1986 konnte p.m. in *Panda*, dem Magazin des WWF Schweiz, seine Visionen einem breiteren Publikum vermitteln. Im Genre einer *Future Fiction* imaginarierte er eine solidarische, ökologische Postwachstums-Gesellschaft, die auf den Überresten der kapitalistischen Stadt Gemeinschaftsgärten, Fahrradwerkstätten und Werkstoffbörsen betreibt und viel Freizeit genießt.



Carlo Pirovano, Mostra internazionale di architettura, Biennale di Venezia: *La Presenza del Passato: Prima Mostra Internazionale di Architettura, Corderia dell' Arsenal: La Biennale di Venezia, Settore Architettura*, Milano: Electa Editrice (1980), S. 43. Courtesy: Archivio Storico della Biennale di Venezia, ASAC.

etwas ironisch Ruinenhaftes – eine entschwebte als Trümmerteil, die andere wurde von Pflanzengrün überwuchert.

Im Sommer 1980 wurde im Rahmen der Biennale di Venezia erstmals auch eine internationale Architekturausstellung durchgeführt. Die Schau lief unter dem Titel *La Presenza del Passato*, meistbeachteter Ausstellungsteil bildete die »Strada Novissima«.²⁵ Entlang dieser künstlichen Straße stellten 24 Architekt*innen ihre Positionen in aneinandergereihten Fassadenabschnitten dar. Die Fassade, die der österreichische Architekt Hans Hollein errichten ließ, bestand einzig aus vier Säulen, die er zwischen zwei bestehende Säulen des historischen Ausstellungsgebäudes montierte. Während zwei dieser zugefügten Säulen architekturgeschichtliche Zitate darstellten, eignete den beiden anderen



wie es heute ist.../comme il est aujourd'hui... (Fotos: Verena Eggmann)



Otti Gmür: »Neugestaltung Klingenhof in Zürich: Projekt René Haubensak und Hochbauamt der Stadt Zürich (Peter Lanz, Paul Altherr)«, in: *werk-archithese*, 66/31-32 (1979), S. 57-60, hier S. 59 (Fotografien: Verena Eggmann © Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv).

1976 veranstaltete die Stadt Zürich einen Architekturwettbewerb zur Innenhofsanierung der städtischen Altbau-
liegenschaft Klingenhof. Das Siegerprojekt des Architekten
René Haubensak (der ebenfalls zur Zürcher Arbeitsgruppe
für Städtebau gehörte) wird in einer zeitgenössischen
Besprechung wie folgt umrissen: »Die Idee [...] einen Teil
des alten, der Stadt gehörenden Hofgebäudes ruinenartig
stehenzulassen, eröffnet den Bewohnern einen weiten

Spielraum, in dem sie ihre eigene Phantasie und Improvisationsgabe entfalten können. [...] Im Kontrast zu dieser aus Spontaneität und akzeptierten Zufälligkeiten entstandenen Umwelt stehen zwei weiss gestrichene Guss-Säulen. Sie erfüllen keine praktische Aufgabe [...]»²⁶

»Bombentrichter sind schön. Wenn die Natur die Kongresshalle [in Berlin] formal verbessert hat, so hat das einen tiefen Sinn, den wir nicht zerstören und nicht eliminieren dürfen. Die Kongresshalle wird so die erste mit viel Liebe konservierte Ruine der bankrotten rationalen Architektur. Nur ist das dann keine Ruine mehr, sondern ein echt funktionierendes Haus, das man benutzt, das man liebt, weil es sich wandelt und erneuert so wie eine alte Eiche.«

Friedensreich Hundertwasser: »Humanisierung der städtischen Umwelt – die Kehrtwendung«, in: Margrit Kennedy: *Öko-Stadt: Prinzipien einer Stadtökologie: Materialien zur Internationalen Bauausstellung Berlin (IBA)*, Band 1, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (1984) (= fischer alternativ, Bd. 4096), S. 56–60, hier S. 57.

In vergleichbarer Weise, wie Charles Jencks in *The Language of Post-Modern Architecture* (1977) die 1972 erfolgte Sprengung der Pruitt-Igoe-Siedlung kanonisierte, feierte einige Jahre später der österreichische Universalkünstler und fernsehtaugliche Nonkonformist Friedensreich Hundertwasser den Einsturz des Vordachs der 1956–1957 erbauten Berliner Kongresshalle vom 21. Mai 1980 als Fanal einer untergehenden Moderne.

»Gegen die Krankheit der weit auskragenden Vordächer, Balkone und Gebäudeteile gibt es nur ein Heilmittel: Säulen.

Die stützenlosen, vorspringenden Gebäudeteile sollen wohl den Wagemut des Architekten und Statikers veranschaulichen, erzeugen aber nur Unbehagen für den, der darunter ist.

Manchmal fällt die Schwebe-Architektur herunter, wie bei der Berliner Kongresshalle.

Die Säule ist ein wesentliches Element abendländischer Architektur.

Bei einer Säule fühlt man sich wie unter einem Baum.

Eine Säule muss schön und vielfarbig sein und auch im Regen und im Mondlicht aus eigener Kraft leuchten.«

Friedensreich Hundertwasser: »Die Säulen (1985)«, in: Ders., Wieland Schmied: *Das Hundertwasser-Haus*, Wien: Österreichischer Bundesverlag und Compress Verlag (1985), S. 238.

1983 – drei Jahre nach der Architekturbiennale in Venedig begann im 3. Wiener Bezirk der Bau eines nach seinem geistigen Schöpfer benannten Gemeindebaus: des Hundertwasser-Hauses. Der Künstler und Ruinen-Apologet Friedensreich Hundertwas-

ser wollte mit seinem Bau ein Zeichen setzen: Es war bunt, schief, mit Bäumen bepflanzt – und reichlich mit Säulen bestückt.

Ruinenphantasien und Säulenfixierungen geisterten durch Pamphlete und Bildwelten sowohl alternativ-ökologischer Visionär*innen wie postmoderner Architekt*innen. Auf die ideelle Verwandtschaft dieser beiden Strömungen wies zu Beginn der 1980er Jahre auch Jürgen Habermas hin. Seine Kritik an der »sich entschieden als eine Antimoderne«²⁷ gebenden postmodernen Architektur nahm unter anderem die Architekturschau im Rahmen der Biennale in Venedig 1980 als Ausgangspunkt. Habermas' Verriss dieser Strömung, ihre Apokalyptisierung als »ultramoderne Kulissenarchitektur«,²⁸ die »sich [begnügt] mit stilistischen Verkleidungen dessen, was ohnehin geschieht«, ist heute noch feuilletonistisches Allgemein-gut. Weniger bekannt ist hingegen, dass Habermas in seinen Analysen der damals »dominierenden Fluchtbewegungen« weg von der (Architektur der) Moderne auch die Alternativarchitektur verhandelte. Diese wurde ebenso kritisiert wie die Postmodernen: Nicht selten kippte die der Alternativarchitektur zugrundeliegende »Sehnsucht nach entdifferenzierten Lebensformen« in einen »Kult des Bodenständigen und der Verehrung für's Banale« und gerinne zur »Ideologie der Unterkomplexität«.²⁹

Aber nicht bloß in ihrem Antimodernismus seien die Strömungen der Postmodernisten und der Alternativen tief verbunden, sondern auch in der unrühmlichen Tatsache, einem analytischen Kurzschluss aufzusitzen. Es seien nämlich die von beiden angeprangerten Unzulänglichkeiten der modernen Architektur »kein Versagen der modernen, oder irgendeiner Architektur«, sondern Effekte von spätkapitalistischen »Systemzusammenhängen«, wie Habermas die von ihm kritisierten Geistesströmungen belehrt. Zugleich geht Habermas einen Schritt auf die gerügten Tendenzen zu, indem er deren Einwände würdigt – um ihnen sodann aber ins Gewissen zu reden, sich nicht eilfertig vom unvollendeten Projekt der Moderne lossagen zu wollen: »In dieser Opposition zur Moderne steckt ein gutes Stück Wahrheit; sie nimmt die ungelösten Probleme auf, die die moderne Architektur ins Zwielicht gerückt haben – ich meine die Kolonialisierung der Lebenswelt durch Imperative verselbständigter wirtschaftlicher und administrativer Handlungssysteme. Aber aus allen diesen Oppositionen werden wir nur etwas lernen können, wenn wir eines nicht vergessen. In der modernen Architektur hat sich, in einem glücklichen Augenblick, der ästhetische Eigensinn des Konstruktivismus mit der Zweckgebundenheit eines strengen Funktionalismus getroffen und zwanglos verbunden. Nur von solchen Augenblicken leben Traditionen [...]«³⁰

Anmerkungen

- 1 Der Text ist auch im Booklet zum Film zu finden: Markus Sieber, Patrizia Loggia, Thomas Krempke, Videoladen Zürich: *Züri brännt. das buch zum film mit vielen schönen bildli*, Zürich 1981, Schweizerisches Sozialarchiv Ar. 201.89.8, o.P.
- 2 Für einen Überblick über diese Jugendbewegung zu Beginn der 1980er Jahre in der Schweiz, die um die Forderung nach einem Autonomen Jugendzentrum (AJZ) kreiste, siehe den Zeitzeugen Heinz Nigg herausgegebenen Quellenband: Heinz Nigg (Hg.): *Wir wollen alles, und zwar subito! Die Achtziger Jugendunruhen in der Schweiz und ihre Folgen*, Zürich: Limmat Verlag (2001).
- 3 Otto F. Walter: *Wie wird Beton zu Gras: Fast eine Liebesgeschichte*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1979).
- 4 Jane Jacobs: *The Death and Life of Great American Cities*, New York: Random House (1961); Alexander Mitscherlich: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1965); Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer, Gina Angress: *Die gemordete Stadt: Abgesang auf Putte und Strasse, Platz und Baum*, Berlin: Herbig (1964).
- 5 Jürgen Habermas: »Moderne und postmoderne Architektur«, in: *Arch* 61 (1982), S. 54–59, hier S. 55.
- 6 Vgl. Jürgen Habermas: »Moderne und postmoderne Architektur«, in: *Arch* 61 (1982), S. 54–59, hier S. 59.
- 7 Einen Überblick über die Rezeption von Rolf Kellers Buch lässt sich anhand des Pressespiegels in der Schweizerischen Bauzeitung gewinnen: G. R.: »Bauen als Umweltzerstörung: im Spiegel der Presse«, in: *SBZ* 92/46 (1974), S. 1028–1031. Online: <http://doi.org/10.5169/seals-72512>, Kritik der NZZ auf S. 1029.
- 8 Lucius Burckhardt: »Bauen in der Region: Einführung«, in: ders.: Michael Andritzky, Ot Hoffmann (Hg.): *Für eine andere Architektur: Band 1. Bauen mit der Natur und in der Region*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (1981) (= fischer alternativ), S. 119–120, hier S. 119.
- 9 Hubert Palm: *Das gesunde Haus: Das kranke Haus und seine Heilung*, Konstanz: Verlag Gesundheitsdienst (1968), Klappentext.
- 10 Bund Architektur und Baubiologie g.e.V.: »Das baubiologische Manifest«, in: *Arch* 62 (1982), S. 46–47, hier S. 46.
- 11 Ernst-Joachim Lübkert: *Biologisch bauen und wohnen: Möglichkeiten alternativer Wohnkultur*, Düsseldorf, Wien: Eoon (1982), S. 81.
- 12 Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2001), S. 24.
- 13 Karl Gartner, Günther Winklbaur: *Gesünder wohnen: Biologisch richtiges Bauen, Umbauen und Einrichten*, Wien: Orac (1984), S. 9.
- 14 Karl Gartner, Günther Winklbaur: *Gesünder wohnen: Biologisch richtiges Bauen, Umbauen und Einrichten*, Wien: Orac (1984), S. 59.
- 15 Rudolf Schilling: »Das Gebot und die Schönheit des Einfachen«, in: Elisabeth Michel-Alder, Rudolf Schilling (Hg.): *Wohnen im Jahr 2000: Erfahrungen mit neuen Bau- und Wohnformen*, Basel: Lenos (1984), S. 147–184, hier S. 182.
- 16 Gerd Danielewski: *Geschäfte mit der Angst: Baubiologie zwischen Anspruch und Wirklichkeit*, Düsseldorf: Beton-Verlag (1981), S. 238.
- 17 Vgl. Lucius Burckhardt: »Selberbauen, ökologisch bauen, regional bauen«, in: ders., Michael Andritzky, Ot Hoffmann (Hg.): *Für eine andere Architektur: Band 1. Bauen mit der Natur und in der Region*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (1981) (= fischer alternativ), S. 9–13.

- 18 Rolf Keller: *Bauen als Umweltzerstörung Alarmbilder einer Un-Architektur der Gegenwart*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis (1973), S. 15.
- 19 H. Ronner: »Architecture without Architects?«, in: *SBZ* 88/8 (1970), S. 166.
- 20 Z.B. Franz Oswald: »Architekt unbekannt«, in: *SBZ* 88/15 (1970), S. 351–354. Vgl. auch Sascha Roesler: »Nach Sparta: Zwei Ausstellungen als Plädoyers für eine schwach technisierte Lebensweise«, in: *Kunst Architektur in der Schweiz* 60/2 (2009), S. 6–13.
- 21 Z.B. Dolf Schnebli: »Gedanken zur Siedlung Seldwyla in Zumikon«, in: *werk-archithese* 65/21–22 (1978), S. 49; Ulrike Jehle-Schulte Strathaus: »Als würden Ziegel auf den Bäumen wachsen«, in: *Tages-Anzeiger Magazin* 5 (1979), S. 6–11; implizit auch Stanislaus von Moos: »Monotonie und Sentiment«, in: *werk-archithese* 64/1 (1977), S. 4–10.
- 22 Rolf Keller: »Aus der ›Kernschicht der Seele‹«, Leserbrief an das *Tages-Anzeiger Magazin* vom 24. Februar 1979, abgedruckt in: *werk-archithese* 66/27–28 (1979), S. 66.
- 23 So der Text auf einem Bärglütli-Plakat für das »Hochalpine Urland-Camp«, abgedruckt bei Stefan Bittner: »Die romantische Wende nach 1968: Das Beispiel der Schweizer Aussteiger-Gruppierung Bärglütli«, in: Janick Marina Schaufelbuehl (Hg.): *1968–1978: Ein bewegtes Jahrzehnt in der Schweiz*, Mitarbeit v. Nuno Pereira und Renate Schär, Zürich: Chronos (2009), S. 236–247, hier S. 236.
- 24 Vgl. Charles Jencks: *The Language of Post-Modern Architecture*, New York: Rizzoli (1977), S. 9.
- 25 Vgl. Léa-Catherine Szacka: »Historicism versus communication: The basic debate of the 1980 Biennale«, in: *Architectural Design*, 81/5 (2011), S. 98–105.
- 26 Otti Gmür: »Neugestaltung Klingenhof in Zürich: Projekt René Haubensak und Hochbauamt der Stadt Zürich (Peter Lanz, Paul Altherr)«, in: *werk-archithese*, 66/31–32 (1979), S. 57–60, hier S. 58.
- 27 Jürgen Habermas: »Die Moderne – ein unvollendetes Projekt«, in: *Die Zeit* 39 (1980). Online: www.zeit.de/1980/39/die-moderne-ein-unvollendetes-projekt.
- 28 Jürgen Habermas: »Moderne und postmoderne Architektur«, in: *Arch* 61 (1982), S. 54–59, hier S. 55.
- 29 Jürgen Habermas: »Moderne und postmoderne Architektur«, in: *Arch* 61 (1982), S. 54–59, hier S. 59.
- 30 Jürgen Habermas: »Moderne und postmoderne Architektur«, in: *Arch* 61 (1982), S. 54–59, hier S. 59.

Weiterführende Literatur

Kim Förster: »Umdenken Umschwenken: Environmental Engagement and Swiss Architecture«, in: Farhan Sirajul Karim (Hg.): *The Routledge Companion to Architecture and Social Engagement*, Routledge Taylor & Francis Group: New York, London (2018), S. 271–288.

Heinz Nigg (Hg.): *Wir wollen alles, und zwar subito! Die Achtziger Jugendunruhen in der Schweiz und ihre Folgen*, Zürich: Limmat Verlag (2001).

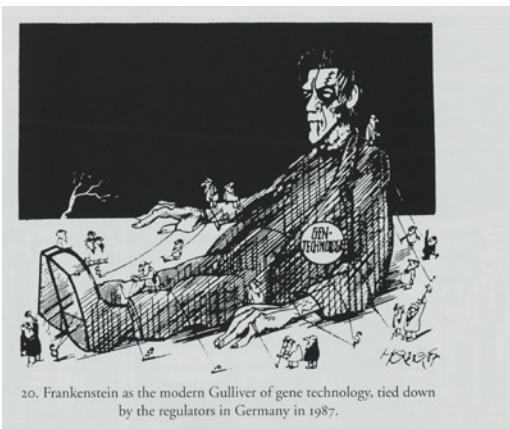
Dieter Schnell: *Die Architekturkrise der 1970er-Jahre*, Baden: hier+jetzt (2013).

Nadine Zberg: »Von der Gartenstadt in den Stadtdschungel: Stadtkritik am Anfang und am Ende der städtebaulichen Moderne«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980. Kontinuitäten und Brüche in Milieus gesellschaftlicher Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, V&R unipress: Göttingen (2019), S. 87–104.

BIOTOPIA Bio-Technik

Das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts war von einem rasanten Aufstieg und einer Transformation der Biowissenschaften geprägt – Molekularbiologie, Gentechnologie, später dann Genomik und Humangenomprojekt waren Schlagworte einer Wissenschaft, die sich daran machte, das *Leben* unter dem Signum von DNA und kybernetischer Begrifflichkeit wie dem Code nicht nur neu zu begreifen, sondern letzteren direkt umzuschreiben. Das Leben wurde damit zum Gegenstand neuartiger, biologischer Technologien gemacht. Neue Produkte und Verfahren wie gentechnisch hergestellte Medikamente oder gendiagnostische Untersuchungen wurden so nicht nur denkbar, es zeichnete sich auch die Möglichkeit einer industriellen Wiederbelebung brachliegender Regionen in Zeiten von Energie- und Umweltkrisen und des Abstiegs der klassischen Industrien ab, es ergaben sich Berufsmöglichkeiten für Wissenschaftler*innen, ja es entstand der Typus des Biotech-Entrepreneurs. Mit der technischen Veränderbarkeit von Organismen und nicht zuletzt des Menschen selbst wurden vor dem Hintergrund einer historisch kaum aufgearbeiteten und noch immer wirksamen Eugenik aber auch Dystopien einer technologischen Zurichtung des Lebens durch Staat und Wirtschaft wiederbelebt, nicht zuletzt als Echo auf die Debatten um die Kernkraft. Während die Geschichte der Biotechnologien um 1980 zumeist durch ein Narrativ von Start-ups, Risikokapital und Biomedizin geprägt ist, dem eine stereotyp maschinenstürmerisch gezeichnete Alternativ-Öffentlichkeit gegenüberstand, zeigt dieses Kapitel die intrinsische Heterogenität der Diskurse um biologische Utopien und Dystopien auf, die auf ein bestehendes Set an wissenschaftlichen Strategien und kulturellen Deutungsmustern zum Verhältnis von Leben und Technik trafen und dieses auf vielfältige Weise umdeuteten. Biotechnologien umfassten nicht nur elitäre Labors und Innovationszentren, sondern auch Bastler*innen und andere Akteur*innen jenseits einer profitorientierten Berufswissenschaft, welche die volle historische Tiefe, das Zukunftspotenzial und nicht zuletzt die Risiken und die Bedrohlichkeit einer Technik diskutierten, die qua ihres Gegenstandes – das Leben selbst – gleichermaßen als *sanfte*, ökologische Alternative wie als Form der Inbesitznahme und Herrschaft über Organismen und Körper erscheinen konnte.

BIOTOPIA Menschengzucht



20. Frankenstein as the modern Gulliver of gene technology, tied down by the regulators in Germany in 1987.

Jon Turney: *Frankenstein's Footsteps: Science, Genetics and Popular Culture*, New Haven: Yale University Press (1998) (o.P.).

Die Verschränkung weithin bekannter, ja klassischer Narrative von technologischer Zurichtung des Lebens und menschlicher Ohnmacht mit gegenwärtigen Entwicklungen zeigte sich auch um 1980, so etwa – wie in dieser Karikatur von 1987 – durch den Rückgriff auf Mary Shelleys 1818 veröffentlichten Roman *Frankenstein or The Modern Prometheus* (die deutsche Erstausgabe erschien 1912). In der Geschichte entdeckt der Schweizer Naturwissenschaftler Viktor Frankenstein, wie sich tote Materie beleben lässt. Nachdem er zwei Jahre die verschiedensten Stoffe zusammengetragen hat, gelingt es ihm, aus diesen ein Wesen zu formen. Shelleys Roman über die von Menschenhand geschaffene Kreatur erlebte im Gefolge der Biotechnologien ein gewisses Nachleben – so wie es damals überhaupt nicht an Horrordimensionen mangelte: »Jungfräuliche Geburt, diesmal ohne Frauen; aus dem griechischen Mythos entstiegene Chimären; Retortenbabies für eine Technokratie geklont; das Kind als Spezialanfertigung; der achte Schöpfungstag ... all diese Bilder werden durch Gentechnik oder Molekularbiologie im Allgemeinen heraufbeschworen. Gentechnologie verheißt«, so Donna Haraway (in einem Buch namens *Neunzehnhundertvierundachtzig*), »das Ende aller Leiden, das Ende von Ursprungs->Mängeln; die Geburt ausschließlich fehlerloser Kinder [...]«.¹

»Das hier sind die Brutöfen«, sagte er mit einer schwungvollen Handbewegung. Er öffnete eine abgedichtete Tür und zeigte ihnen die vielen Gestelle voll bezifferter Reagenzgläser. »Der wöchentliche Eingang von Ovarien. Ständig bei Körpertemperatur gehalten. Die männlichen Gameten«, hier öffnete er eine andere Tür, »müssen dagegen bei fünfunddreißig statt bei siebenunddreißig Grad gehalten werden. Normale Körpertemperatur macht unfruchtbar. Böcke in Barchent zeugen keine Zicklein.«

Aldous Huxley: *Schöne neue Welt: Ein Roman der Zukunft*, Frankfurt am Main: Fischer (1991 [1932]), S. 20.

»An die Brutöfen gelehnt, gab er den wild über die Seiten hastenden Bleistiften eine kurze Beschreibung des modernen Befruchtungsvorgangs, sprach selbstverständlich zuerst von dem operativen Eingriff – »eine freiwillig zum Gemeinwohl auf sich genomene Operation, die überdies noch mit einer Prämie in Höhe von sechs Monatsgehältern verbunden ist« –, beschrieb hierauf das Verfahren, mit dem der entnommene Eierstock am Leben und funktionstüchtig gehalten wurde, ging dann auf die Frage der optimalen Temperatur, des Salzgehalts und der Viskosität über, erwähnte die Nährlösung, in der die abgetrennten und ausgereiften Eier aufbewahrt wurden, führte seine Schützlinge an die Arbeitstische und zeigte ihnen, wie diese Lösung aus den Reagenzgläsern abgezogen und tropfenweise auf die vorgewärmten Objektträger der Mikroskope geträufelt wurde, wie die in ihr enthaltenden Eier auf Fehlentwicklungen untersucht, gezählt und in einen porösen Behälter gelegt wurden und – hier ließ er sie bei der Prozedur zusehen – wie man diesen Behälter in eine warme Brühe voll freischwimmender Spermatozoen tauchte – Mindestgehalt 100 000 pro Kubikzentimeter, betonte er – und wie nach zehn Minuten der Behälter aus der Flüssigkeit gehoben und sein Inhalt neuerlich untersucht wurde. Waren einige Eier unbefruchtet geblieben, wurde er noch ein zweites Mal und, wenn nötig noch ein drittes und viertes Mal eingetaucht. Dann kamen die befruchteten Eier zurück in die Brutöfen, wo die Alphas und Betas bis zur endgültigen Abfüllung in die Flaschen blieben, während die Gamas, Deltas und Epsilons schon nach sechsunddreißig Stunden herausgenommen und dem Bokanowskyverfahren unterzogen wurden.«

Aldous Huxley: *Schöne neue Welt: Ein Roman der Zukunft*, Frankfurt am Main: Fischer (1991 [1932]), S. 20–21.

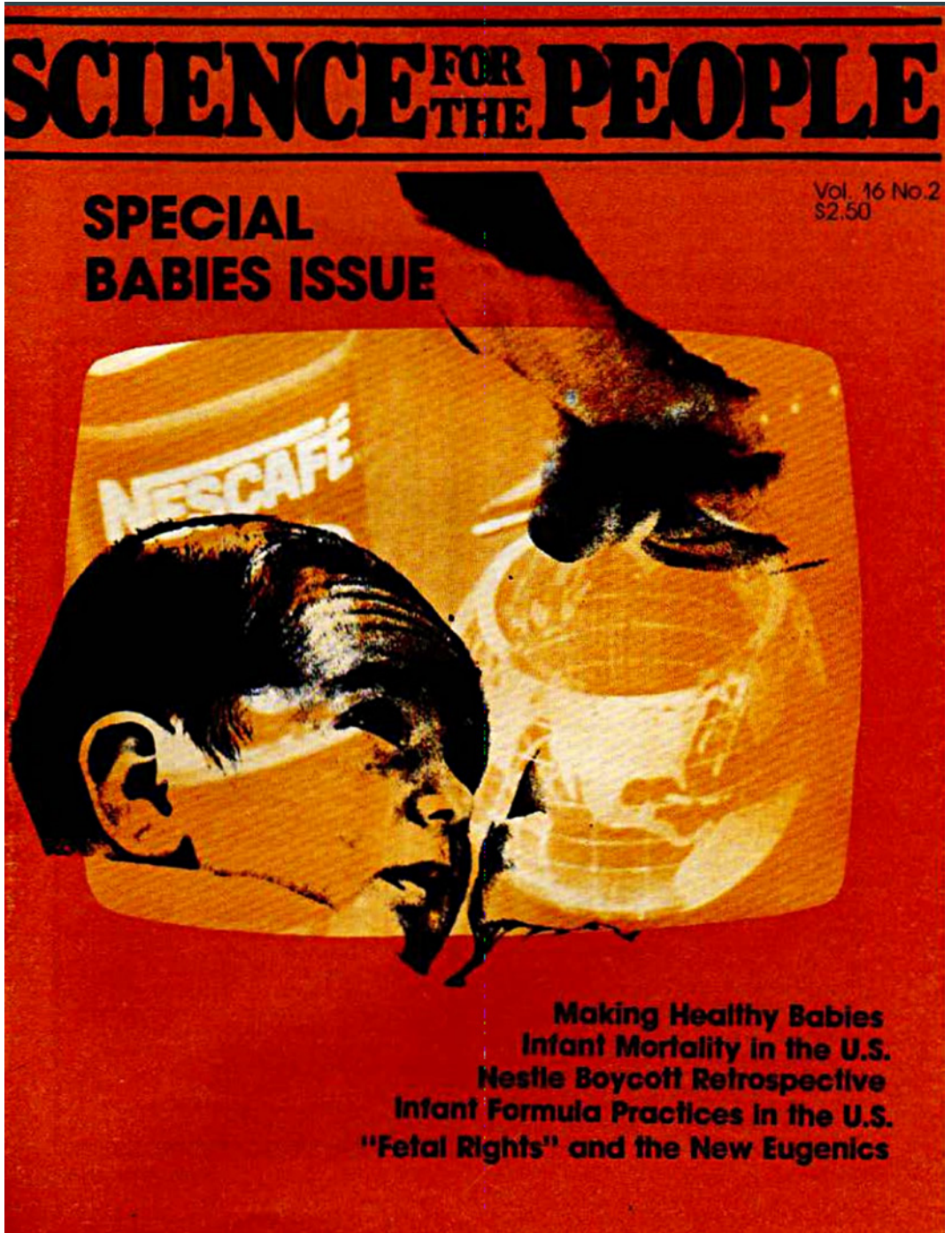
»Und damit gelangen wir endlich aus dem Bereich bloßer sklavischer Nachahmung der Natur auf das viel interessantere Gebiet menschlicher Erfindung.« Er rieb sich die Hände. Es war ja klar, daß man sich nicht damit begnügte, Leibesfrüchte einfach ausreifen zu lassen; das konnte jede Kuh. »Wir prädestinieren und normen auch. Wenn wir unsere Kleinlinge entkorken, haben sie bereits einen festen Platz in der Gesellschaft, als Alphas oder Epsilons, als künftige Kanalreiniger oder künftige [...] Brutdirektoren.«

Aldous Huxley: *Schöne neue Welt: Ein Roman der Zukunft*, Frankfurt am Main: Fischer (1991 [1932]), S. 27.

Literarische Werke beschäftigten sich bereits vor der Entwicklung der »Gentechnik« mit der Erschaffung neuer Menschen, deren Anpassung an die Bedürfnisse der Gesellschaft und generell der »Machbarkeit« von Lebewesen – immer im Austausch mit Entwicklungen in Biologie, Chemie und Medizin, wie auch technischen Planungen und industriellen Entwicklungen.² Diese literarischen Visionen lassen sich als Kritik an den Allmachtsphantasien der modernen Naturwissenschaften verstehen und lesen sich deshalb als Horrorgeschichten und Dystopien.

Die Erschaffung des Unholds in Mary Shelleys *Frankenstein* erfolgte durch die Zusammensetzung verschiedener unbelebter Stoffe, denen ein Naturforscher Leben einhauchte. Der zeitlich mehr als hundert Jahre später verfasste Roman Aldous Huxleys orientiert sich im Hinblick auf die dargestellten Techniken der Menschenzucht nicht mehr an der chemischen Logik der Zusammensetzung von Stoffen. In der *Schönen Neuen Welt* werden Menschen

mithilfe von teils bereits praktizierten, teil antizipierten biologischen Methoden am Fließband produziert. Die Fortpflanzung erfolgt durch künstliche Befruchtung. Die befruchteten Eizellen werden bis zu ihrer Ausreifung flaschenweise in Brutschränken gelagert und mit dem Bokanowskyverfahren teilweise einer physischen Manipulation unterworfen, die der Teilung und Vermehrung dient.

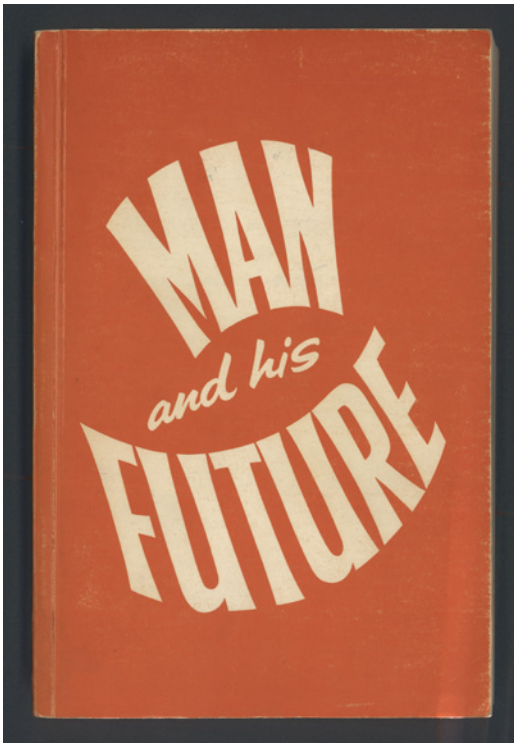


Science For The People 16/2 (1984), Cover.
 ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Plattformen

Auch wenn Huxley die Möglichkeiten der Biotechnologien

in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht vorhersehen konnte, wurde sein Roman ein zentraler Bezugspunkt für deren Kritiker*innen. Die technische Nachahmung natürlicher Vorgänge und die Möglichkeit gentechnischer Eingriffe in das Erbmateriale sowohl von Organismen als auch Menschen beflügelte seit dieser Zeit biotechnische Visionen und Perspektiven auf die potenzielle Anwendung der neuen Verfahren, die von staatlicher und eugenischer Planungseuphorie über die gesellschaftliche Aneignung bis hin zur strikten Ablehnung und Bekämpfung der Bio- und Gentechnologien reichten. Ähnlich wie in Huxleys Zukunftsroman warnten die anfänglich vor allem aus der Wissenschaft selbst stammenden Kritiker*innen, würde es bei der Nachahmung biologischer Vorgänge nicht bleiben: »[T]his society«, schrieb etwa die US-amerikanische Biologin und Aktivistin Ruth Hubbard in der »Special Babies Issue« (1984) der Zeitschrift *Science for the People*, »will [soon] have taken a giant step towards the Brave New World in which the state can regulate who is fit to bear children and who is fit to be born.«³ ▶SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / MutterMaschine

BIOTOPIA Visionen



Gordon Wolstenholme (Hg.): *Man and His Future: A Ciba-Foundation Volume*, London: J. & A. Churchill Ltd. (1963), Cover.

»Die Frage lautet nicht, sollten wir Eugenik betreiben; das sollten wir ganz bestimmt, und wir sollten möglichst viele Informationen darüber sammeln.«

»Diskussion »Eugenik und Genetik«, Beitrag Joshua Lederbergs«, in: Robert Jungk, Hans Josef Mundt (Hg.): *Das umstrittene Experiment: Der Mensch. Siebenundzwanzig Wissenschaftler diskutieren die Elemente einer biologischen Revolution. Sonderausgabe aus der Sammlung Modelle für eine neue Welt*, München: Kurt Desch (1966), S. 302-324, hier S. 323.

»Die moderne Zivilisation hat eine negative Rückkopplung von der kulturellen auf die genetische Evolution bewirkt. Sie verhindert die genetische Isolierung kleiner Gruppen, sie erhält eine wachsende Zahl von genetischen Fehlern und sie führt die besser Veranlagten in Versuchung, sich weniger fortzupflanzen als andere. Und doch verlangen die Verkomplizierung, die Gefahren und die Möglichkeiten der Zivilisation eine demokratische Lenkung von höherer und gleichzeitig breiterer Intelligenz sowie eine verstärkte Bereitschaft zur Zusammenarbeit.«

Hermann J. Müller: »Genetischer Fortschritt durch planmäßige Samenwahl«, in: Robert Jungk, Hans Josef Mundt (Hg.): *Das umstrittene Experiment: Der Mensch. Siebenundzwanzig Wissenschaftler diskutieren die Elemente einer biologischen Revolution. Sonderausgabe aus der Sammlung Modelle für eine neue Welt*, München: Kurt Desch (1966), S. 277-290, hier S. 284-285.

»Außerirdische Lebensbedingungen weichen am eindeutigsten in der Schwerkraft, der Temperatur, dem Luftdruck, der Luftzusammensetzung und der Strahlung (einschließlich energiereicher Materieteilchen) von unseren ab. Ein Gibbon ist dem Leben in einem schwächeren Schwerfeld wie in einem Raumschiff, auf einem Asteroid [sic] oder vielleicht sogar auf dem Mond von vornherein offenbar besser angepaßt als der Mensch. Noch mehr gilt das für Affenarten mit Greifschwänzen. Durch Pfropfen von Genen könnten solche Eigenschaften auch der menschlichen Rasse angezüchtet werden. Menschen, die ihre Beine durch Unfall oder durch Mutation verloren haben, wären als Astronauten besonders gut geeignet, denn die Beine des Menschen und ein großer Teil des Beckens sind in diesem Fall nicht nötig. Wenn man ein Medikament entdeckte, ähnlich dem Thalidomid, aber nur auf die Beine und nicht auf die Arme wirkend, könnte man die ganze Mannschaft des ersten Raumschiffes der Alpha Centauri damit behandeln. Das Gewicht und der Bedarf an Sauerstoff würde dadurch vermindert.«

John Burdon Sanderson Haldane: »Biologische Möglichkeiten für die menschliche Rasse in den nächsten zehntausend Jahren«, in: Robert Jungk, Hans Josef Mundt (Hg.): *Das umstrittene Experiment: Der Mensch. Siebenundzwanzig Wissenschaftler diskutieren die Elemente einer biologischen Revolution. Sonderausgabe aus der Sammlung Modelle für eine neue Welt*, München: Kurt Desch (1966), S. 367–390, hier S. 384.

Im November 1962 kamen in London laut Untertitel der deutschsprachigen Ausgabe des Tagungsbandes 27 Wissenschaftler, darunter sechs Nobelpreisträger, zusammen, um über die Elemente einer biologischen Revolution zu diskutieren. Die Ciba-Foundation, die Stiftung des Schweizer Pharmakonzerns Ciba-Geigy, hatte zu dieser »Ideenkonferenz« mit dem Titel *Man and His Future* eingeladen. Grund dafür waren die Fortschritte, die auf dem Gebiet der Biologie in den letzten zehn Jahren gemacht worden waren. Seit der Entschlüsselung der Doppelhelix-Struktur der DNA hatte die Biologie die Physik in ihrer Rolle als Zukunftsdisziplin abgelöst. Auf dem Ciba-Symposium wurden schon einmal die weitreichenden neuen Möglichkeiten antizipiert, die man für die nächsten Jahrzehnte erwartete. Die angeführten Zitate von Hermann J. Muller, Joshua Lederberg und John Burdon Sanderson Haldane sind Beispiele dafür, welche Möglichkeiten sich führende Humangenetiker beziehungsweise (Molekular-)Biologen von ihren Disziplinen erwarteten und welche Ziele sie mit der Anwendung der neuen Methoden verfolgten.

Zu den Rednern gehörte auch Julian Huxley, einer der führenden britischen Evolutionsbiologen und jüngerer Bruder des Schriftstellers. Ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Aldous aber, der in *Brave New World* die Horrorvision einer auf Grundlagen wissenschaftlich-technologischer Fortschritte aufbauender totalitären Gesellschaft an die Wand malte, beschwor Julian die segensreichen Möglichkeiten, die die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse der Biologie eröffnen würden. Wie alle anderen anwesenden Wissenschaftler*innen war er

davon überzeugt, dass das Ende der natürlichen Evolution gekommen und es nun Aufgabe des Menschen sei, diese mithilfe der neuen biologischen Erkenntnisse gezielt und planvoll zu gestalten. Dieser Anspruch sollte sich aber nicht nur auf die menschliche Umwelt, Pflanzen und Tiere beschränken. Auch der Mensch selbst und seine genetischen Voraussetzungen sollten zum Objekt einer zukünftig menschengemachten Evolution werden. Nach Julian Huxley sollte die Wissenschaft sich nicht mehr rein auf die Nachahmung natürlicher Prozesse beschränken, sondern – gerade in Bezug auf den vermeintlichen genetischen Verfall der Menschheit – mit neuartigen technischen Möglichkeiten wie einer Modifikation des genetischen Materials (»Pflanzung«) optimierend eingreifen.

Die Gedankenexperimente muteten vielfach abstrus an, die versammelten Wissenschaftler verfolgten aber in Zeiten von Zivilisationskritik und Kaltem Krieg nach eigenem Ermessen durchaus hehre Ziele: Julian Huxley verstand sich als Humanist, John B.S. Haldane und Hermann J. Muller waren bekennende Sozialisten. Die zukünftigen Biotechnologien sahen sie im Dienste ihrer demokratischen und gesellschaftlichen Ideale, von Frieden, Freiheit und individuellem Glück.

Genrevue - Elite-Song

Ja - wir sind die E - li - te, das sieht man uns doch an, ja -
 wir sind die E - li - te, ein je - der Mann für Mann. Und wir sind von Kopf bis
 Fuß auf dieser Welt auf Wissenschaft nur ein - ge - stellt, ja ja! auf
 Wis - sen - schaft nur ein - ge - stellt Auf Wis - sen - schaft nur ein - ge -
 stellt.

II.

Das Geheimnis zu finden,
 wo der Keim des Lebens reift,
 seinen Ursprung zu ergründen,
 drauf haben wir uns verstreift.
 Zu begreifen, zu enthüllen bis ins letzte Molekül,
 das gibt uns das höchste Lustgefühl, ja, ja,
 das gibt uns das höchste Lustgefühl.

III.

Uns ist vor gar nichts bange,
 wir haben das im Griff,
 wir geben doch schon lange,
 der Natur den letzten Schliff.
 Den Problemen dieser Erde,
 denen bieten wir die Stirn,
 und die linke Hälfte vom Gehirn, ja, ja,
 und die linke Hälfte vom Gehirn.

IV.

Wir kennen kein Tabu
 und wir lieben die Gefahr!
 Mit dem Tod auf du und du,
 na, ist doch wunderbar.
 Und geht die Welt in Scherben,
 dann haben wir's geschafft,
 denn die war ja sowieso fehlerhaft, ja, ja,
 denn die war ja sowieso fehlerhaft.

Text und Musik: Angela Dersee.

Barbara Orland, Helga Satzinger: »Die Zukunft des Mannchen. Immer noch aktuell: das Ciba Symposium von 1962«, in: *Wechselwirkung* 35 (1987), S. 31-35, hier S. 32.

»Genrevue - Elitesong«: Knapp 25 Jahre später sollten die Protokolle der Ciba-Konferenz der FINRRAGE-Regionalgruppe Berlin »gerade in dem Moment in die Hände [fallen], als [deren Mitglieder] nach jahrelanger Bildungs- und

Aufklärungsarbeit in Sachen Gentechnik, moderne Fortpflanzungstechniken und ihrer historischen Tradition kaum noch Lust hatten, unseriöse Wissenschafts- und Technikentwicklungen seriös darzustellen. Die Idee, Kabarett oder eine Art Revue zu machen, spukte im noch strahlungsfreien Frühling 1986 in unseren Köpfen; die Uraufführung der »Gen-Revue - Das Geheimnis des Lebens« fand im darauffolgenden September statt. Einige der renommierten

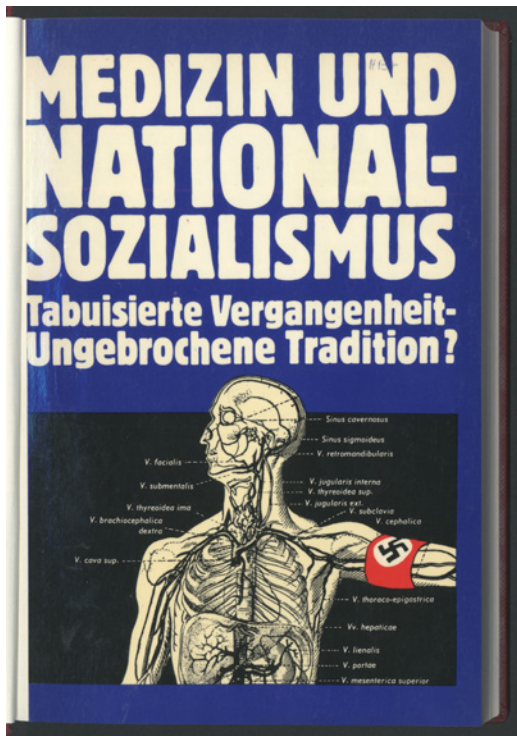
Gelehrten des Symposions gaben sich erneut die Ehre, Teile ihrer Reden und Diskussionsbeiträge, garniert mit Musik und Tanz, dem kritischen Publikum zu präsentieren. [...] Wir fanden eine Revue dem Herrenpartie-Niveau dieser als anspruchsvollen, wissenschaftlichen Veranstaltung gepriesenen Tagung für angemessen, retteten uns aus dem Horror ihrer Visionen in die Karikatur von zur Samenspende schreitenden Herren, die nicht nur ihre geistigen Ergüsse zum Besten geben, die zur Tangomusik über Bevölkerungskontrolle plaudern und im Balettschritt [sic] aus dem ›biologischen Sumpf‹ sich erheben. Wir strukturierten die Szenen nach den Themen: Kontrolle des Bevölkerungswachstums, Sicherung der Welternährung, Auslese der genetisch Wertvollen, und gentechnische Verbesserung der Menschen, Legitimation all dessen aus der Evolutionstheorie à la Huxley, Verständnis der Naturwissenschaften zur Entwicklung der Leitlinien der Politik und ihre zukünftige gesellschaftliche Allmacht. Seitdem reden wir vom Menschen hauptsächlich als ›Mannchen‹: ◀ MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerke ▶ NATURPOLITIKEN / FEMINISTISCHE NATUR

Barbara Orland, Helga Satzinger: »Die Zukunft des Mannchen. Immer noch aktuell: das Ciba Symposium von 1962«, in: *Wechselwirkung* 35 (1987), S. 31–35, hier S. 31, 35.



Ludger Weiß (Hg.): *Die Träume der Genetik: Gentechnische Utopien von sozialem Fortschritt*, Nördlingen: Greno (1989) (= Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts), Cover.

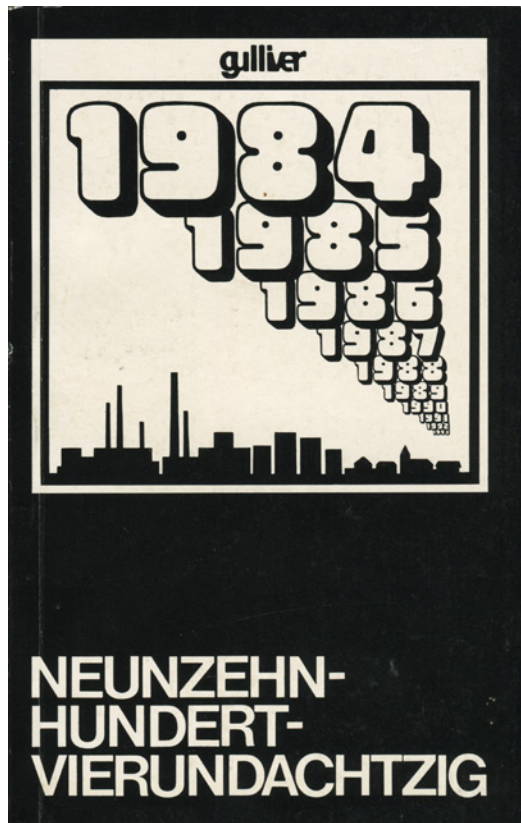
Als berühmtester Meilenstein in der ungebrochenen Geschichte eugenischer Menschenverbesserung durfte das Ciba-Symposium von 1962 in keiner deutschsprachigen Darstellung von Eugenik, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik nach 1980 fehlen – so wie in der szeneweit bekannten Quellensammlung *Die Träume der Genetik* aus dem Jahre 1989, die – mit Blick auf das anbrechende Genomzeitalter – mit einem warnend-dystopischen Fazit schloss.



Gerhard Baader, Ulrich Schultz, Medizinisches Informations- u. Kommunikationszentrum Gesundheitsladen e.V. (Hg.): *Medizin und Nationalsozialismus: Tabuisierte Vergangenheit - Ungebrochene Tradition? Dokumentation des Gesundheitstages Berlin 1980*, Berlin-West: Verlagsgesellschaft Gesundheit (1980) (= Forum für Medizin und Gesundheitspolitik), Cover.

Wissen um historische Zusammenhänge und Verstrickungen erhielt eine neue Brisanz, als Anfang der 1980er Jahre größeren Kreisen der kritischen Öffentlichkeit bewusst wurde, dass die Geschichte von Eugenik, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik weit zurückreichte und mitnichten nach 1945 endete. Der vom Gesundheitsladen in Berlin ausgerichtete alternative Gesundheitstag im Jahr 1980 war ein solcher Weckruf. Die erst schemenhaft bekannten dunklen Seiten von Medizin und Wissenschaft in der Geschichte (und speziell der deutschen), ihre verwickelten Kontinuitätslinien und die Erkenntnis, dass die alten Akteure noch vielfach in Amt und Würden waren, trieb den historischen Wissensdrang an. Während die etablierten Profis der Historiker*innenzunft bis auf Ausnahmen zumeist von alldem wenig wissen wollten, gruben sich nun auch Laien durch die verstaubten Archive auf der Suche nach einer über Jahrzehnte verschwiegenen historischen Kontinuität, die den bislang ungenannten Opfern eine Stimme geben und die Versprechen der neuen Biotechnolog*innen als alten Wein in neuen Schläuchen entlarven würde.

- SELBERMACHEN/LÄDEN/Wissenschaftsläden
- SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/MutterMaschine



Bernd-Peter Lange, Anna Maria Stuby (Hg.): *Neunzehnhundertvierundachtzig*, Berlin: Argument (1984) (= Argument-Sonderband 105), Cover.

Neben der radikalen Ablehnung der vermeintlichen biotechnischen Segnungen wie etwa durch die Vertreterinnen der Frauenbewegungen gab es auch Stimmen, die eine subversive, kritische oder auch produktive Aneignung der neuen Technologien propagierten. Am besten in Erinnerung geblieben ist wohl der von der US-amerikanischen Biologin, Wissenschaftsforscherin und Feministin Donna Haraway verfasste Essay »Lieber Kyborg als Göttin!«, der 1984 im Argument-Sonderband *Neunzehnhundertvierundachtzig* erschien. Darin heißt es: »Das Bild des Cyborgs nicht länger als feindliches zu betrachten, hat einige Folgen. Unsere Körper, unser Leben; Körper sind Landkarten, die in Macht und Identität eingezeichnet sind. Kyborgs sind keine Ausnahmen. Ein Kyborg ist nicht unschuldig, er wurde in keinem Paradies geboren, er strebt keine einheitliche Identität an und bringt somit keine antagonistischen Dualismen ohne Ende (oder bis zum Ende der Welt) hervor; für ihn ist Ironie selbstverständlich. Einer ist zu wenig und zwei ist nur eine Möglichkeit. Die Lust am Können, an Maschinenpotenzen, hört auf, Sünde zu sein, wird ein Aspekt der Verkörperung. Die Maschine ist kein *Es* mehr, das zum Beseelen, Anbeten oder Beherrschen da ist. Die Maschine, das sind wir, unsere Vorgänge, ein Aspekt unserer Verkörperung. Wir können für Maschinen verantwortlich sein: *Sie* bedrohen oder beherrschen uns nicht. Wir sind verantwortlich für Grenzen, wir sind *sie*. Bis jetzt (es war einmal) schien weibliche Körperlichkeit schien die Fähigkeit zur Mutterschaft samt ihren metaphorischen Ausweitungen zu sein. Hatten wir

Vergnügen im Umgang mit Maschinen, so waren wir fehl am Platz und mußten uns damit rechtfertigen, daß dies letztlich doch organische Tätigkeiten waren, passend für Frauen. Kyborgs werden vielleicht ernsthafter die partiellen, fließenden Aspekte des biologischen Geschlechts und der geschlechtlichen Körperlichkeit berücksichtigen. Das soziale Geschlecht ist vielleicht doch nicht die letzte Identität. [...] Die Verantwortung zu übernehmen für Wissenschafts- und Technologieverhältnisse bedeutet auch, eine antiwissenschaftliche Metaphysik, eine Dämonisierung der Technik zurückzuweisen. Es bedeutet, sich in die schwierige Aufgabe zu stürzen, die Grenzlinien des Alltags neu zu ziehen und dabei mit anderen Teilverbindungen einzugehen, mit all unseren Teilen in eine ironische Kommunikation zu treten. [...] Ich wäre lieber ein Kyborg als eine Göttin.«⁴

► NATURPOLITIKEN / FEMINISTISCHE NATUR

BIOTOPIA Invention of tradition

Nach 1970 begannen zunächst US-amerikanische Forscher*innen die Werkzeuge der Molekularbiologie zu nutzen, um das genetische Material verschiedener Organismen gezielt zu verändern: So wurden etwa Viren als »Vektoren« eingesetzt, um genetisches Material zwischen verschiedenen Spezies auszutauschen, während spezielle Enzyme ein passgenaues *copy and paste* von DNA-Molekülen im Reagenzglas bewerkstelligten. Solche Experimente machten rasch Furore – auf der einen Seite ergaben sich immense Möglichkeiten für Forschung, Medizin und Wirtschaft, auf der anderen schienen sich nun jene Möglichkeiten einer Technisierung und Optimierung des Lebens zu realisieren, welche literarisch antizipiert worden waren, und die vor dem Hintergrund der Geschichte der Eugenik, aber auch jener der Nuklearenergie Befürchtungen weckten. In der Folge kam es nach einer Konferenz im kalifornischen Asilomar zunächst zu einem Moratorium der Produktion und Erforschung gentechnologischer Organismen, das aber nicht von langer Dauer war: Ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre verbreitete sich die neue Technologie der »rekombinanten DNA«, sprich, einer gezielten Neukombination von Erbmaterial, international. Erste wissenschaftliche wie technologische Erfolge zeichneten sich ab, so etwa die Isolation oder die Synthese von Genen im Reagenzglas und deren Transfer zwischen Organismen verschiedener Spezies, und daran anschließend etwa die Produktion menschlicher Hormone in genetisch veränderten Bakterienzellen, die eine preiswerte Herstellung solcher komplexer Biomoleküle etwa zu therapeutischen Zwecken versprach.⁵

Diese ersten Erfolge der medizinischen Biotechnologie in den USA, die damit verbundene Gründungswelle von Start-ups sowie die Entscheidung des Chemiekonzerns Hoechst, ein neues Forschungszentrum in Massachusetts statt in Frankfurt am Main zu eröffnen, alarmierte Wissenschaftspolitiker*innen in der Bundesrepublik. Zwar existierte seit den 1970er Jahren ein Biotechnologie-Förderprogramm, nur zielte dies weder auf molekulare Genetik noch auf Gründungen kleiner Unternehmen, sondern vielmehr auf die bestehende chemisch-pharmazeutische Industrie sowie Biolog*innen bereits lange bekannte Verfahren wie die Herstellung von Stoffen durch industrielle Fermentationsverfahren, etwa in der Alkohol- oder Nahrungsmittelproduktion.⁶ War die Bundesrepublik im Begriff, technologisch und damit wirtschaftlich im wichtigen Bereich der chemisch-pharmazeutischen Industrie den Anschluss zu verpassen? Die neue CDU/FDP-geführte Bundesregierung schrieb sich nach 1982 Technologiepolitik auf die Fahnen, und in diesem Zusammenhang wurde auch ein aktualisiertes Biotechnologie-Förderprogramm aufgelegt. Dies vereinte die vorhandenen, eher konventionellen Ansätze mit der neuen und kontroversen Gentechnik und zeigt so die Ambivalenz des Sammelbegriffs »Biotechnologie« auf: Vom Klärwerk bis zur Herstellung von Bioalkohol oder der Nutzung pflanzlicher Substanzen in der Medizin waren viele der aufgezählten Technologien weder neu noch *hightech*, sondern hatten Vorgänger bis hin zum

handwerklichen Backen und Brauen, das die Fähigkeiten von Hefezellen nutzte. Alte, einfache Praktiken wurden im Sinne einer *invention of tradition* als Grundlage für Innovationen rekrutiert und konnten so für eine Synthese aus Tradition und Moderne entstehen, die politisch sicher leichter zu vermitteln war und besser zu den wirtschaftlichen Gegebenheiten der Bundesrepublik passte, als die jenseits des Atlantiks dominierende Rhetorik einer gänzlich neuartigen Technologie und Unternehmenslandschaft. Darüber hinaus verdeutlicht das Programm die Relevanz der industriellen Biotechnologien – in der Regel handelte es sich dabei um eher unspektakuläre Verfahren der Gewinnung von Stoffen, die wenig mit den Szenarien und Risikodebatten der medizinischen oder landwirtschaftlichen Biotechnologien gemein hatten. ► NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG

Biotechnologie

UMWELT

Im Kompost bleiben die Düfte hängen

Viele Betriebe belästigen die Umwelt durch stinkende Abluftströme; man riecht solche Nachbarn oft kilometerweit. Besonders bei ungünstigen Wetterlagen machen sich Abdeckereien und Kläranlagen, Krautfabriken und Chemiewerke oder auch Tierzuchtbetriebe wie zum Beispiel Schweinemästereien durch Düfte bemerkbar, die nicht nur der Nase nicht schmeicheln, sondern die auch gesundheitsgefährdend sein können.



Klassische Kompostierung: romantisch, aber geruchsintensiv. (Foto: Auswertungs- und Informationsdienst für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Bonn)

Der Bundesminister für Forschung und Technologie fördert deshalb die Entwicklung neuartiger Verfahren zur umweltfreundlichen **Beseitigung von Ballast- und Schadstoffen in der Abluft**. Mit Hilfe biologisch hochaktiver Substanzen sollen die organischen gasförmigen Verunreinigungen aus der Luft gefiltert und in beständige Verbindungen umgewandelt werden, die nicht mehr ins Freie treten können.

Ein besonders gut geeignetes Mittel zur Reinigung stinkender Abgase stellt Kompost aus organischen Abfällen oder aus Klärschlamm dar, der stark mit Mikroorganismen durchsetzt ist. Diese **Bakterien fressen die organischen Stoffe aus der Abluft buchstäblich auf** und lassen ein nahezu geruchloses Gas zurück. Eine *hessische* Firma

18

Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.): *Fortschritt durch Forschung: Biotechnologie*, Bonn: BMFT (1984), S. 18–19.

»Klassische Kompostierung: romantisch, aber geruchsintensiv«. Biotech in der BRD zwischen Vergangenheit und Zukunft – der Forschungsminister Heinz Riesenhuber (CSU) unterzeichnete diese Biotechnologie-Broschüre

UMWELT

testet solche „**biologischen Erdfilter**“ systematisch auf ihre Verwendbarkeit für geruchsemittierende Industrieanlagen und entwickelt Richtlinien für die Auslegung und den Betrieb solcher Filter.

Eine andere Möglichkeit der Geruchsbeseitigung, die ebenfalls in der Bundesrepublik *Deutschland* erforscht wird, besteht in der Verwendung spezieller **Bakterienfilter**. Um zum Beispiel die phenolhaltige Abluft einer Kohlevergasungsanlage zuverlässig zu reinigen, empfiehlt es sich, poröse Keramikfilter einzusetzen, in die für Menschen ungefährliche Bakterienkolonien „eingeklebt“ worden sind. Die Mikroben wandeln bei einer optimalen Arbeitstemperatur von 35 Grad Celsius die überliefenden Stoffe aus den Abgasströmen in ungiftige und geruchlose Substanzen um, die man von Zeit zu Zeit auswaschen kann, so daß der Filter mit den Bakterienkolonien weiter zu verwenden ist.



Biofilter zum Abscheiden gasförmiger organischer Verunreinigungen aus Abgasen. (Foto: Gebr. Weiss, Dillenburg)

19

des Bundesministeriums für Forschung und Technologie (BMFT), die über die »neue[n] Schlüsseltechnologie[n]« aufklären sollte. Der Innendeckel zeigte kein Labor (wie man erwarten sollte), sondern eine ägyptische Darstellung der »königliche[n] Bäckerei« des Pharaos Ramses III. – so erschien die alltägliche Nutzung von Hefe zur Fermentation von Nahrungsmitteln als Biotechnologie *avant la lettre*: »Schon lange vor der ersten Entdeckung einer Mikrobe

nutzte der Mensch aus Erfahrung und nach Überlieferung die Fähigkeit verschiedener Mikroorganismen, Rohprodukte in Nahrungs- und Genußmittel umzuwandeln: Beim Bierbrauen, das die Bewohner des Zweistromlandes bereits vor 8000 Jahren betrieben, beim Vergären von Zucker zu Alkohol (Wein zum Beispiel), beim Bereiten von Joghurt und Käse aus Milch, bei der Herstellung von Sauerkraut und beim Ansetzen von Hefeteig, aus dem schon die Ägypter vor 6000 Jahren ihr Brot buken.«⁷ Kompostierung und Luftreinigung durch Bakterien sowie neuartige biologische Filter stehen in einem ähnlich paradoxen Verhältnis: »Bio-« verwies hier auf eine technologische Moderne, die das Bestehende, Einfache zum Ausgangspunkt neuer Entwicklungen erklärte und damit Gegensätze von Innovation und Tradition produktiv ausspielte.

Biotechnologie

ENERGIE UND ROHSTOFFE

Benzin kann mit Alkohol gestreckt werden

Die Geschichte der Verbrennungsmotoren und des Erdöls scheint untrennbar zusammengehören – in Wirklichkeit allerdings verliefen die Entwicklung der neuen Maschinen, die etwa um 1860 begann, und die zur gleichen Zeit einsetzende Nutzung des Erdöls zunächst unabhängig voneinander. Die ersten Motoren waren gasbetrieben und erst im Jahr 1884 wurde das im Vergaser „vernebelte“ Benzin als Brennstoff benutzt. Die endgültige Entscheidung zugunsten des Benzin- (und Diesel-)Motors fiel um die Jahrhundertwende.

Motorfahrzeug- u. Motorenfabrik Berlin
Aktien-Gesellschaft
Marienfelde bei Berlin.
18 Minuten vom Potsdamer Vororts-Bahnhof.

Spezialität:
**Spiritus-Lokomobilen
und -Motore.**

Beste und billigste Betriebskraft für die Landwirtschaft.

Kataloge gratis und franko. Günstige Zahlungsbedingungen.

Kataloge gratis und franko. Günstige Zahlungsbedingungen.

Kompl. Dreschsätze zu Kauf und Miete.
Während der Landwirtschaftswoche sind 16 unserer Spiritus-Lokomobilen und Motore dauernd in Betrieb.

Man wende sich an unseren Ausstellungs-Vorortere wegen eingehender Auskunft. (3/9)
Besuch unserer Fabrik empfohlen.
18 Minuten vom Potsdamer Vororts-Bahnhof.

Werbung für Alkohol-getriebene Maschinen aus dem Jahre 1902. (Abbildung: Versuchs- und Lehranstalt für Spirituosenfabrikation und Fermentationstechnologie in Berlin)

8

Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.): *Fortschritt durch Forschung: Biotechnologie*, Bonn: BMFT (1984), S. 8-9.



ENERGIE UND ROHSTOFFE

Heute, nach mehreren Erdölpreiskrisen, wird die Verknüpfung von Motor und Erdöl zunehmend in Frage gestellt und nach **Kraftstoff-Alternativen** gesucht. Neben Methanol, das am aussichtsreichsten ist, kommt auch Äthylalkohol (Äthanol) in Betracht. Gewonnen aus Zuckerrüben oder Feldfrüchten, läßt er sich dem Benzin beigemengen, ohne daß deswegen der Motor umgebaut werden müßte. Das Gemisch hat den Vorteil, daß die Abgase weniger Schadstoffe enthalten.

Die Bundesrepublik Deutschland wird solche Techniken allerdings nie in größerem Maße nutzen können: Selbst wenn die gesamte Zuckerrübenanbaufläche (425 000 Hektar) für die Äthanolgewinnung zur Verfügung stünde, ließen sich damit nur 1,8 Milliarden Liter Äthanol herstellen, was ungefähr drei Prozent unseres jährlichen Benzinbedarfs entspricht. Zwar könnte man auch Altpapier mit zur Äthanolproduktion heranziehen, doch wären damit ebenfalls nur rund zwei Milliarden Liter im Jahr zu erzeugen.

Aber: Ausgereifte Äthanoltechniken sind von großem Interesse für Entwicklungsländer wie Brasilien. Dieses Land deckt im Rahmen des „Pro Alcohol“-Programms heute schon einen beträchtlichen Teil seines Kraftstoffbedarfs durch Äthanol, das durch Vergärung von Zuckerrohr gewonnen wird. Zugleich steht solchen Ländern mit dem Äthanol ein wichtiger **Industrie-Rohstoff** zur Verfügung, der sich in Äthylen umwandeln und für die Herstellung von Kunststoffen, Fasern und Feinchemikalien nutzen läßt.

Biotechnologisch läuft die Herstellung von Äthanol folgendermaßen ab: Zuckerhaltige Lösungen werden mit Hefen unter Luftabschluß zu Äthylalkohol und Kohlendioxid vergoren. Auch Stärke und zellulosehaltige Rohstoffe (Holzreste zum Beispiel) kann man verwenden, wenn sie zuvor mit Hilfe von Enzymen bzw. durch eine saure Hydrolyse aufgeschlossen (gespalten) und in vergärbaren Zucker umgewandelt wurden. Mit Unterstützung des Bundesministers für Forschung und Technologie entwickeln Wissenschaftler und Ingenieure in *Berlin* und *anderen Orten* die nötigen Verfahrensschritte (Bioreaktoren, energiesparende Destillationsanlagen) für eine Äthanolgewinnung aus Biomasse.

9

Der Acker im Tank, oder: Biofuels *avant la lettre*. Eine weitere Facette des beworbenen Spektrums der Biotechnologien war die Herstellung von nicht-fossilen Treibstoffen wie durch Fermentation pflanzlicher Rohstoffe gewonnenem Alkohol. Auch derartige Technologien hatten eine lange

Vorgeschichte im 20. Jahrhundert – etwa im Zusammenhang der Rohstoffökonomie in den Weltkriegen oder der nationalsozialistischen Autarkie-Politik. Eine naheliegende Motivation für das Interesse an Biokraftstoffen waren die Preissteigerungen von Erdölprodukten im Gefolge der OPEC-Politik der 1970er Jahre – zuletzt der zweite sogenannte »Ölschock« 1979. Genannt wurde auch die Entwicklungspolitik, etwa mit Blick auf ein brasilianisches Programm, das »Gasohol« aus der industriellen Fermentation von Zuckerrohr als alternativen Kraftstoff produzieren sollte.

Genversuche müssen genehmigt werden

Am 15. Februar 1978, nach einer leidenschaftlichen Debatte von Wissenschaftlern aus vielen Nationen über potentielle Gefahren (zum Beispiel Seuchen) durch Genmanipulationen, verabschiedete die Bundesregierung in Bonn „Richtlinien zum Schutz vor den Gefahren durch in vitro neukombinierte Nukleinsäuren“. Sie enthalten biologische und labormäßige Sicherheitsbestimmungen, die beachtet werden müssen, wenn man im Reagenzglas (in vitro) das Erbmaterial (die Nukleinsäuren) von verschiedenen Lebewesen zusammensetzen will. Damit soll verhindert werden, daß in Laborräumen hergestellte neue Organismen in die Umwelt gelangen.

Alle vom Bund geförderten gentechnischen Forschungsvorhaben müssen von der „Zentralen Kommission für die biologische Sicherheit“ (ZKBS) geprüft werden, deren Mitglieder der Bundesminister für Forschung und Technologie beruft. Dieser Kommission müssen risikobehaftete Experimente vorgelegt werden, damit sie die Sicherheitsaspekte beurteilt. Für die beantragten Versuche war es an mehreren Forschungsstellen erforderlich, besondere Sicherheitseinrichtungen zu installieren. Die höchste Sicherheitsstufe wurde beispielsweise am Europäischen Labor für Molekularbiologie (EMBL) in Heidelberg eingebaut.

Aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen, die sich mit internationalen Erkenntnissen der letzten Jahre decken, kam die ZKBS zu dem Schluß, daß gentechnologische Experimente nicht gefährlicher sind als Versuche, die mit den unveränderten Ausgangsorganismen unternommen wurden.

Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.): *Fortschritt durch Forschung: Biotechnologie*, Bonn: BMFT (1984), S. 36.

Gentechnik-Regeln. Die Broschüre des Bundesministeriums verwies bei aller Euphorie ob der alten/neuen Technologien auf die Genehmigungspflicht gentechnischer Experimente sowie die dafür zuständigen Gremien, welche im Anschluss an Debatten um Selbstverpflichtungen der Wissenschaft beziehungsweise Regulierungen etabliert wurden – das BMFT schien 1984 eine klare Position zu diesem Thema zu haben. Die Regeln waren angesichts der unbekannteren Folgewirkungen von Manipulationen am Erbgut des menschlichen Darmbakteriums *Escherichia coli* (eines »Haustieres« der Molekulargenetik) oder gar an krebserzeugenden Viren kontrovers, mussten in politischen Prozessen ausgehandelt und durch Behörden implementiert und kontrolliert werden – etwa, was die Sicherheitsmaßnahmen, die Ausstattung von Labors oder die Schulung des Personals betraf. Damit wird offenbar, wie die Biotechnologie, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Kontroversen um die Kernenergie, Teil des zeitgenössischen Risikodiskurses und -managements wurde. Es lässt sich auch erkennen, wie die öffentliche Wahrnehmung der neuen, DNA-basierten Technologie des Lebenden erste Spuren spezifisch umgenützter geisteswissenschaftlicher Aktivitäten nach sich zog, die hier unter dem Titel »ethische und rechtliche Probleme« firmierten, und die in den 1990er Jahren im Zeichen des Humangenomprojektes zu einem prominenten Beschäftigungsfeld für Wissenschaft und Feuilleton wurden – die Schlagworte lauteten »Ethikrat« oder »Menschenpark«.⁸

BIOTOPIA Gentech goes BRD

Das neue Genzentrum in München

Die Wacker-Chemie ist dabei.



In einem historischen Festakt gab sich Wissenschaft, Wirtschaft und Politik in der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität ein Stillebieten, um das neue Projekt aus der Taufe zu heben. Zur Taufe waren erschienen aus dem Bereich der Wissenschaft: hohes Repräsentationsamt der Münchener Universität, an ihrer Spitze der Präsidenten Wolf Stammann, und der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft Prof. Rainer Lill, aus dem Bereich der Wirtschaft: Prof. Wolfman von der Hoechst AG, Dr. Hans Stach und Dr. Frank Müller von der Wacker-Chemie – aus dem Bereich der Politik: Bundesminister für Forschung und Technologie Herbert Hoyer, Minister der Bayerischen Staatsregierung Frau Josef Strauß und Kultusminister Prof. Hans Maier.

In ihrem Grußwortressonance Dr. Stammann, Dr. Stach und Dr. Stammann auf die Bedeutung der Gentechnologie für die Gestaltung ihrer Freude ausdachten, daß nur in München, Berlin, Heidelberg und Köln – das neue Genzentrum in der Bundesrepublik entsteht – unter der Leitung von Prof. Ernst Ludwig Winnacker, die ersten Schritte zur Entwicklung einer Verflechtung von

Grundlagenforschung und Anwendung hin. Man müsse die Gründung der verschiedenen Genseitens ebenfalls auch unter diesem Aspekt sehen. Ausdrücklich dieser Bemerkungen sei auch die Absicht zu entnehmen – und es auch müssen – zu sein, daß sich schließlich notwendig, um die Münchener Forschungsbereiche weitergehend zu verknüpfen.

Um welche Forschungsschwerpunkte handelt es sich?

Die wissenschaftlichen Schwerpunkte des Zentrums werden sich zunächst auf Untersuchungen und dem Gebiet der Transferforschung, der Pflanzenzüchtung, der Immunologie und der Biotechnologien konzentrieren. Besondere der Transferforschung wird es sein die Aufklärung der Wirkungsmechanismen – einer besonderen Klasse von Genen, die sog. Onkogenen geben. Diese Gene existieren in allen, auch in gewissen Organismen. Sie lassen sich durch die verschiedenartigen Mechanismen aktivieren, so daß es zur Tumorbildung kommen. Ein Verständnis ihrer Struktur und Funktion ist dabei

von großer Dringlichkeit, wobei es wichtig ist, zu wissen, daß diese Gene auch in Tieren bzw. z.B. der Bienenfamilie vorkommen und dort natürlich sehr viel einfacher als z.B. in Säugern mit modernen gentechnischen Methoden untersucht werden können. Manipulationen an Pflanzen sind im Mittelpunkt der heutigen Diskussion über die Anwendung der Gentechnologie. Es ist geplant, über die Einführung einzelner Gene in Pflanzen zu arbeiten und besondere Schwerpunkte auf dem Gebiet des Stoffwechsels im sekundären Metabolismus zu setzen. Dabei geht es nicht nur darum, die entsprechenden Stoffwechselvorgänge in Pflanzen zu verstehen, sondern Pflanzen gezielt zur Erzeugung der Produktion gewisser Inhaltsstoffe zu verwenden. Man hofft auch durch diese Arbeiten einen Verbleib für die Biologie der Pflanzen zu schaffen. Eine der urgentesten Fragen in der Gentechnologie ist die Wirkungsmechanismen der Interaktion der verschiedenen Zellen des Immunsystems untereinander, die auch mit der Aufklärung der Immunantwort verbunden ist. Es sei hier nur ein das Problem der Transplantatverweigerung erwähnt. Diese und andere Probleme sind heute mit Methoden der Gentechnologie einer Untersuchung zugänglich.

Unsere Bilder: Links, der Leiter des Genzentrums, Prof. Ludwig Winnacker bei dessen Festreden. Bild daneben: Die Erbringung von reibem auch links, Prof. Weillarmel/Hoechst AG der Bundesminister für Forschung und Technologie Dr. Herbert Hoyer, Minister der Bayerischen Staatsregierung Frau Josef Strauß, Kultusminister Prof. Hans Maier, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft Rainer Lill, der evangelische Landesbischof Johannes Hansmann.

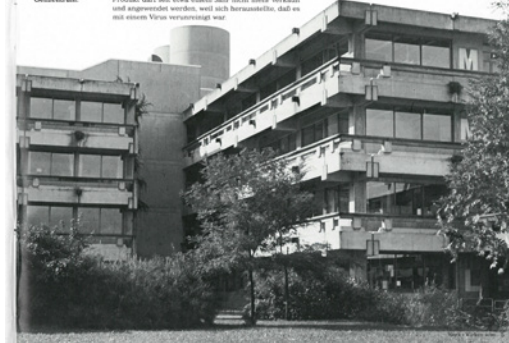


Arbeit im Münchener Genzentrum.

Das neue durch rekombinierte DNA hergestellte Produkt hat diese Reaktionsperiode nicht. Es ist darüber hinaus leichter schneller in größerer Menge und viel billiger herzustellen. Viele weitere Produkte sind in Arbeit, z.B. die Entfernung von dem Interferon enthält man sich z.B. eines Enzyms in der Zellenoberfläche. Bei dem sehr schwierig zu behandelnden Virusantigen werden in die Wirkung bereits nachgewiesen.

Man weiß heute auch, daß die Blutzirkulation auf das Fehlen des Gerinnungsfaktors VII bei den Blütern zurückzuführen ist. Aus dem Bild von Genesisten kann man diesen Faktor isolieren und damit Blutungen bei den Patienten stillen. Um alle in 1000 Liter in Deutschland zu behandeln, müßte man 20 Mill. Liter menschliches Spenderblut aufbereiten. Das ist eine enorme Menge und mit großen Kosten verbunden. Aber auch aus medizinischen Gründen ist es wegen der Gefahr der Virusverbreitung z.B. mit Hepatitis B, Gelbfieber oder AIDS Virus, welche man gerne das natürliche durch ein völlig identisches, gentechnologisch hergestelltes Produkt ersetzen. Dieses Material wird in absehbarer Zeit zur Verfügung stehen, wobei es aber wegen seiner Größe bis 2000 Atomschwere gegenüber den beim Wachstumserbmaterial von Säugern produziert werden wird. Viele andere Produkte sind in Arbeit, darunter auch eine Anzahl von Stoffen, die erst seit kurzem und nur dank neuer Methoden der Gen-Isolierung überhaupt bekannt sind.

Es ist angestrebt worden. Es konnte bisher nur aus Hypothesen mit Leihen gewonnen werden. Das natürliche Produkt darf von etwa einem Jahr nicht mehr verkauft und angewendet werden, weil sich herausstellte, daß es mit einem Virus verunreinigt war.



»Das neue Genzentrum in München: Die Wacker-Chemie ist dabei« (o.V.), in: *Werk + Wirken* 9 (1986), S. 13.

Ernst-Ludwig Winnacker: »Gentechnologie – Erwartung und Wirklichkeit«, in: *Werk + Wirken* 9 (1986), S. 5.

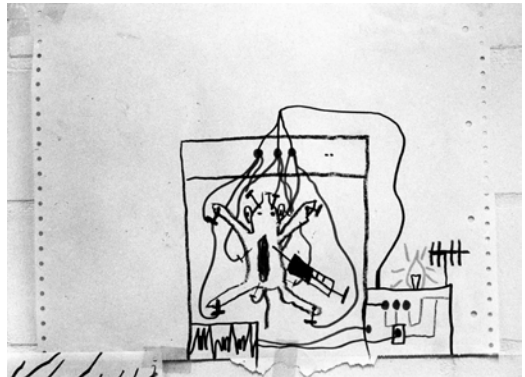
Gentechnik und Lederhose: Politik, Wissenschaft und Kirche bei der Eröffnung eines der vier »Genzentren« in der Bundesrepublik – in West-Berlin, Köln, Heidelberg und Martinsried bei München. Diese Zentren vereinten Forschungsinstitute und Unternehmen unter einem Dach und sollten so die Entwicklung von neuen Technologien anschieben. Festredner Ernst-Ludwig Winnacker, Inhaber eines Lehrstuhls an der Ludwig-Maximilians-Universität, Fürsprecher der Biotechnologien in Deutschland und späterer Präsident des European Research Councils und damit Teil einer entstehenden Biotech-Elite, sprach über weltweite Wettbewerbsfähigkeit, den Zusammenhang von Grundlagenforschung und Anwendung und eine neue »synthetische Biologie«. Während sich die gegenwärtig geläufige Bedeutung dieses Begriffs erst um 2000 im Zuge von Genomik und Bioinformatik konsolidierte, zielte diese frühe Verwendung darauf ab, die ökonomischen Erfolge der synthetischen Chemie des 19. Jahrhunderts etwa im Bereich Farb- oder Kunststoffe als Hintergrund für kommende Erfolge zu evozieren. In Winnackers Vision stand den gentechnologisch orientierten Lebenswissenschaften im späten 20. Jahrhundert eine Zukunft bevor, welche der erfolgreichen Vergangenheit der Chemie ähnelte, indem sie technologisch und ökonomisch Neuland betrat. Somit wurde Wissenschaft zum Standortfaktor.

Das Martinsrieder Genzentrum im Bild etwa war in Gebäuden des dort 1974 eröffneten Max-Planck-Instituts für Biochemie beheimatet und kann in der Tat als eine Keimzelle des Forschungs- und Technologiecampus am südlichen Rand Münchens angesehen werden, der heute einen der größten Biotech-Standorte Europas bildet.⁹ Über das Zentrum berichtete 1986 die Werkszeitschrift der Wacker-Chemie, eines der am Genzentrum beteiligten Unternehmen. Der bayerische Produzent von Chemikalien – von Industrierohstoffen bis hin zu Silizium für die Halbleiterproduktion – war in den Nachkriegsjahren zu einem petrochemisch ausgerichteten Unternehmen geworden, das in Zeiten von Energie- und Umweltkrisen die industrielle Biotechnologie, das heißt, die Produktion von Substanzen durch Fermentation genetisch veränderter Bakterien in Bioreaktoren, für sich entdeckte und durch eigene Forschungsaktivitäten aufbaute. Damit ist ein Prozess der Aufnahme biologischer Verfahren und Produkte in eine bestehende chemische Industrie beschrieben, der neben der Gründung von Start-ups zu einer Reorientierung bestehender Unternehmen vor allem in Deutschland beitrug. Eine »Bio-Strategie« produzierte mithin wirtschaftliche Alternativen, die einerseits an alte, in der Nachkriegszeit verdrängte Produktionsmethoden anknüpften, und sich andererseits an eine neue Wissenschaft wie die Molekularbiologie annäherten.

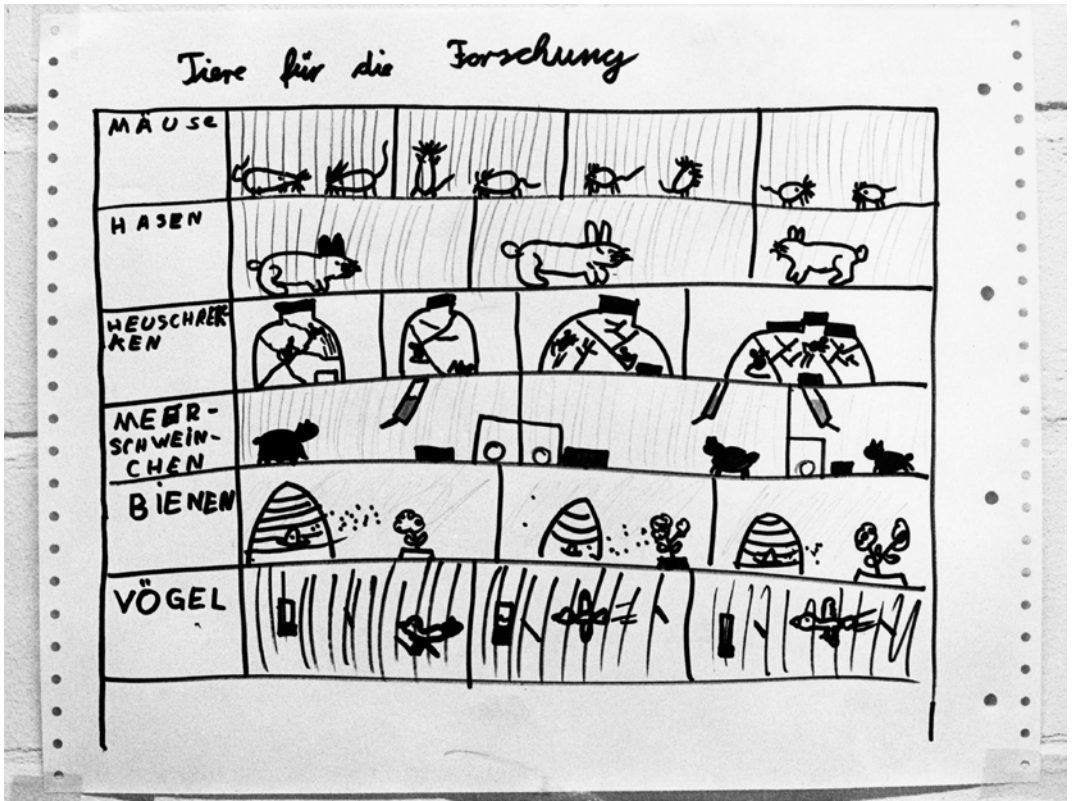


Filser, *ZDF-Team im Max-Planck-Institut für Biochemie* (Mai 1985), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, Fotosammlung Generalverwaltung, Nr. 41.

Große öffentliche Aufmerksamkeit war den Gen-Ingenieur*innen garantiert. Anlässlich der Einweihung des Münchener Genzentrums entsendete das Zweite Deutsche Fernsehen ZDF gleich ein Filmteam nach Martinsried.

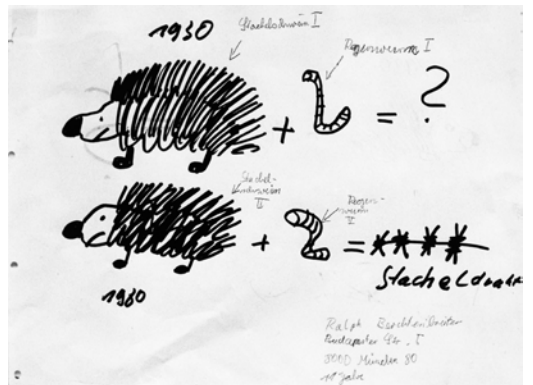


Blachian, *Tag der offenen Tür* (1981), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, Fotosammlung Generalverwaltung, Nr. 39.



Blachian, *Tag der offenen Tür* (1981), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, Fotosammlung Generalverwaltung, Nr. 39.

Die fotogene Laborästhetik der Genwissenschaften fand in den Augen der kleinen Besucher*innen am Tag der offenen Tür des Gen-Zentrums im Jahr 1981 nur bedingt Gefallen. »Kinder malen Wissenschaft« war das Motto, unter dem die Kinder die Eindrücke ihres Besuchstages zu Papier brachten. Was die Kinder dabei am meisten bewegte, waren weniger die Geschehnisse in Reagenzglas und Petrischale, die die Erwachsenenwelt in Atem hielten oder auch in Rage brachten, sondern die wohl unverhoffte Begegnung mit den Versuchstieren in den Laboren. Recht nüchtern und sachlich dokumentierten die Maler*innen die Situation der Tiere im Forschungsbetrieb, in ihren Käfigen und wortwörtlich ein- und aufgespannt auf den Versuchstischen. Der elfjährige Ralph verarbeitete die Visionen der Gentechnik, von denen er soeben gehört hatte, humoristisch: Aus Stachelschwein und Regenwurm wird Stacheldraht.



Blachian, *Tag der offenen Tür* (1981), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, Fotosammlung Generalverwaltung, Nr. 39.



Blachian, *Tag der offenen Tür* (1981), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, Fotosammlung Generalverwaltung, Nr. 39.

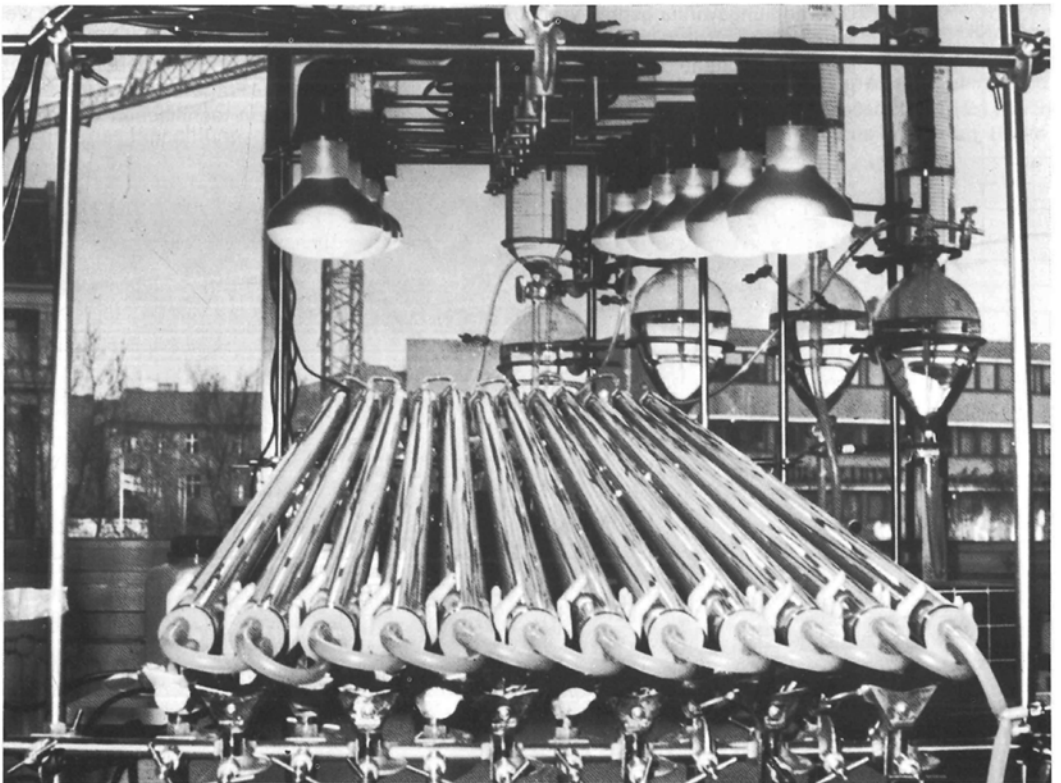
Nachdenklich betrachtet eine Wissenschaftlerin des Forschungsinstituts die Bilderausstellung am Ende des Tages. Keines der Bilder, die Tierexperimente zeigten, schaffte es jedoch in den *MPG-Spiegel*, das populär gehaltene Magazin für »Mitarbeiter und Freunde der MPG [Max-Planck-Gesellschaft]«, das von »viel Spass« für die Kinder zu berichten wusste.¹⁰ Die Zurückhaltung dürfte nicht von ungefähr gekommen sein. Zunehmend sahen sich die Biowissenschaftler*innen mit harscher Kritik konfrontiert. Die Abschaffung jeglicher Tierversuche gehörte zu den weitreichenden Forderungen der aus dem Boden schießenden Zusammenschlüsse von Tierversuchsgegner*innen in Deutschland, der Schweiz und Österreich sowie in Großbritannien.¹¹ Attacken auf biowissenschaftliche Labore gehörten bald zur Tagesordnung. Die Proteste gegen Tierversuche waren häufig verbunden mit einer Kritik an einer »reduktionistischen«, die »Ganzheit« des Menschen leugnenden Naturwissenschaft und Medizin. Verbunden waren sie auch mit der Forderung nach Alternativen in der Forschung – hier stießen die Aktivist*innen aber an Grenzen ihren eigenen Möglichkeiten: Alternativen zum Tierexperiment im Laboralltag zu entwickeln blieb eine Aufgabe der Wissenschaft und wurde in der Tat auch zu einer Legitimation biotechnologischer Ansätze, etwa wenn Zellkulturen den Tierkörper ersetzen sollten.

Die Pläne des BMFT, die Entwicklungen der Martinsrieder Institute und deren Wahrnehmung deuten auf eine intrinsische Ambivalenz der in der Bundesrepublik entstehenden, biotechnologischen Elitenwissenschaften hin: Diese waren nicht so neu wie oft behauptet, sondern schlossen alte, geradezu archaische Verfahren ein und adressierten diese sogar explizit, um damit in die Krise geratene Industrien neu auszurichten, nicht zuletzt aber auch um Normalität zu behaupten. Denn die Fürsprecher der Biotechnologie trafen auf eine

Öffentlichkeit, die darin die nächste Zumutung eines technokratischen Staates und einer Mensch und Natur zerstörenden Wirtschaftsweise erkannten, welche Risiken für Anwohner*innen mit sich brachte und beim Wachsen der Martinsrieder Institute und Unternehmen nach 1990 zu einer spürbaren Veränderung des einstigen Dorfes und der Landschaft führte.¹² Zu diesen sich um die offizielle Biotechnologie entfaltenden gesellschaftlichen Antagonismen hinzu kommt die Tatsache, dass das Treiben der Eliten längst nicht das ganze Spektrum der Bio-Techniken um 1980 abdeckte.

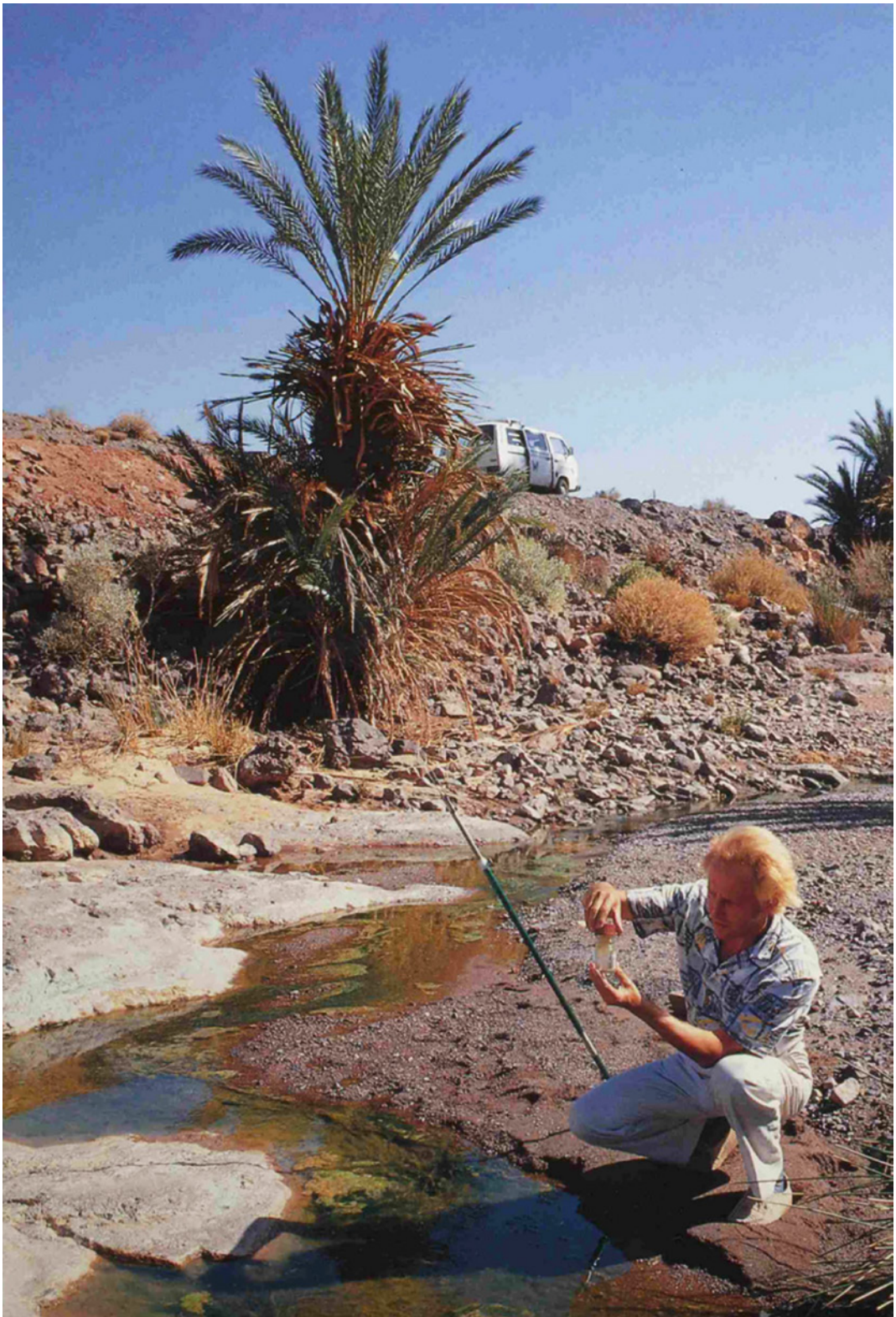
BIOTOPIA Bio-Basteleien

Dass Biotech um 1980 nicht auf High Tech zwischen Staat und Industrie reduziert werden kann, sondern sich auch in kleineren, experimentellen Formen abspielte, zeigt das Beispiel des Lehrstuhls für Bionik und Evolutionstechnik der TU Berlin. Dort bastelte man an Tragflächen und Windrädern, die Vogelflügel nachahmten, studierte den geringen Strömungswiderstand von Fischen oder erprobte Wege der biologischen Energiegewinnung durch Photosynthese im Reagenzglas. Gentechnik war hier zunächst kein Thema – dem Ingenieur und Lehrstuhlinhaber Ingo Rechenberg ging es darum, die natürlichen Eigenschaften von Lebewesen zu nutzen, zu imitieren, menschliche Technologie den Prinzipien der Bionik gemäß zu optimieren und so auch an experimentellen Verfahren oder Artefakten zu tüfteln, deren konkretes ökonomisches Potenzial kaum absehbar war und die so gar nicht in das technokratisch-industrielle Bild von Biotech passen wollen.¹³



Ingo Rechenberg: »Wasserstoffherzeugung mit Purpurbakterien«, in: *TU Wissenschaftsmagazin* 1 (1981), S. 36–43, hier S. 41.

Dargestellt ist ein selbstgebastelter »Bioreaktor«, bestehend aus Plexiglasröhren, die photosynthetische Mikroben enthielten. Rechenberg isolierte diese eigenhändig aus Tümpeln der Sahara und erprobte ihre Fähigkeiten zu Produktion von Biokraftstoff unter anderem in der dargestellten DIY-Apparatur auf West-Berliner Hausdächern.



Ingo Rechenberg: *Photobiologische Wasserstoffproduktion in der Sahara*, Stuttgart: frommann-holzboog (1994), S. 18.

Rechenbergs Bionik beinhaltete ausgedehnte Feldfor-

schung – vom Sammeln und Beobachten bis hin zum Test von Modellen, etwa im Flug- oder Windkraftbereich. Für Exkursionen bis in die Sahara nutzte er einen VW-Bus, der neben Windrädern, Tieren und Robotern in den weitläufigen ehemaligen Industriehallen der AEG im West-Berliner Bezirk Wedding unterkam, in denen seine Arbeitsgruppe beheimatet war. Dabei handelte es sich um ein von der TU Berlin gemeinsam mit Unternehmen bewirtschaftetes frühes Gründerzentrum West-Berlins, das zur Wiederbelebung des postindustriellen, urbanen Milieus im Schatten der Mauer beitragen sollte, und nicht nur in architektonischer Hinsicht einen Kontrast zum suburbanen Forschungscampus des Martinsrieder Genzentrums markierte. Auch das war Biotech: Sammeln, Bastelei, Umnutzen.

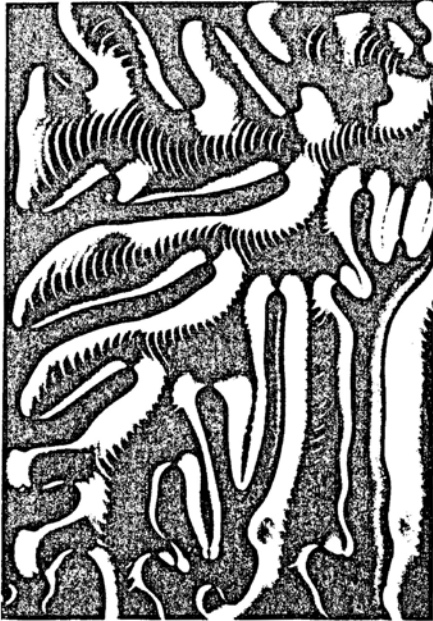
► SELBERMACHEN / UNTERNEHMER / GRÜNDERZEIT



»Bakteriorhodopsin—Ein Biopolymer für die optische Informationsverarbeitung, Teil 1« (o.V.), in: *Werk + Wirken* 6 (1989), S. 5–8, hier S. 5.

Archaisches Know-How. Dass sich Hightech- und Alternativdiskurse nicht sauber trennen lassen, illustriert schließlich die kuriose Geschichte der »Biochips« oder »Biocomputer«. ¹⁴ Im Zuge der Euphorie um die Möglichkeiten des Re-Designs biologischer Moleküle durch die Gentechnik, und vor dem Hintergrund der Miniaturisierungskrisen der Mikroelektronik (Stichwort *Moore's Law*) zirkulierten Spekulationen und experimentelle Ansätze für neuartige Mikrochips auf der Basis biologischer Moleküle wie DNA oder Proteinen, die versprachen, schneller, intelligenter und grüner zu sein als die konventionelle Siliziumtechnologie. Während sich damit in den USA vor allem Technikgurus vom Schlage Eric Drexlers befassten, der als Nano-Pionier in die Geschichte eingehen sollte, machte sich auch die eher grundsätzliche daherkommende bayerische Wacker-Chemie im Rahmen ihrer Forschungsaktivitäten im Genzentrum an ein aus heutiger Perspektive bizarr wie futuristisch anmutendes Vorhaben zur Produktion von »Biochips« (ohne jedoch derartig suggestive Terminologie selbst zu verwenden). Gezeigt ist die Titelseite eines Artikels aus Wackers Werkszeitung, der eine neuartige, optisch aktive biologische Substanz vorstellt, die aus in extremen Umwelten lebenden Mikroben gewonnen wurde und einige Jahre als ein heißer Kandidat für eine bio-basierte Mikroelektronik gehandelt wurde. Der Kontrast von Technikfuturismus und archaischem, im Zuge der biologischen Evolution gewonnenen Know-How ist so augenfällig wie fragwürdig – nicht nur aufgrund der damit ins Bild gesetzten Differenz zwischen Nord und Süd, sondern auch vor dem Hintergrund jener Konnotation, welche dem Begriff »Biotechnologie« im Rückblick auf die 1980er Jahre fast ausschließlich erhalten geblieben ist: eine jener neuen Technologien, die zumeist den Problemen und Interessen reicher Staaten dienen und von dort beheimateten Konzernen umgesetzt werden.

Strukturen von fließendem Lack



Strukturform eines Gehirnabschnitts

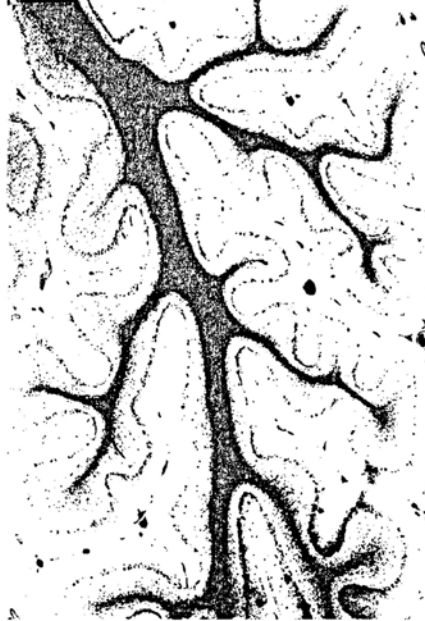


Abb. 1: Biologische Formen zeigen oft verblüffende Ähnlichkeit mit fließenden Strukturen aus dem anorganischen Bereich.

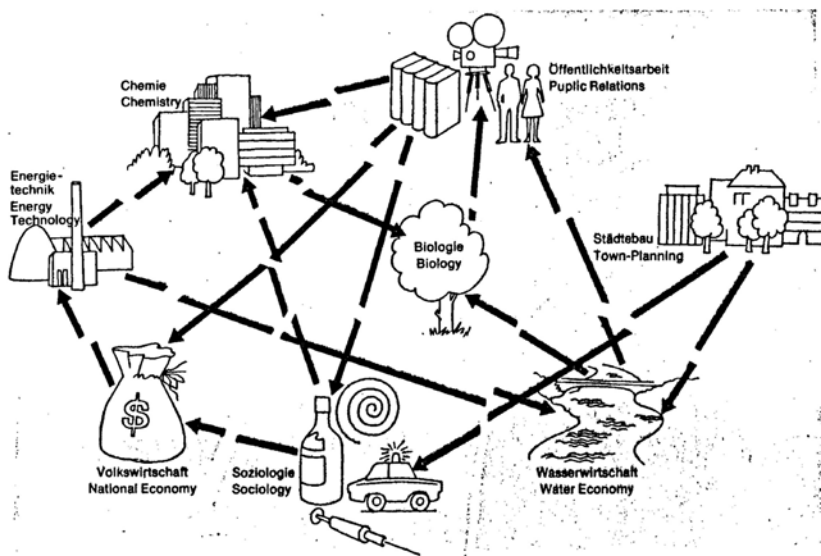


Abb. 2: Natürliche Zusammenhänge werden durch künstliche Einteilung in Fachressorts durchtrennt.

Frederic Vester: *Technik und die Kybernetik lebender Systeme*, München: Institut für Interdependenz von Technik und Gesellschaft (1983), S. 7. ► KOPFLOS/SYMBIOSEN/Kopflos human?

Biomorphes Netzwerkenken: Biotech im weiteren Sinne einer vom Leben inspirierten Technik gab nicht nur Anlass zu bionischen Basteleien, sondern war Bestandteil eines breiteren, auch philosophisch unterfütterten Diskurses, der Aspekte der Kybernetik wie die Selbstregulation von Organismen mit zeitgenössischen Wirtschafts- und

Umweltproblemen in Beziehung setzte und dabei bessere, das heißt Individuum und Gesellschaft dienlichere, weil »natürlichere«, dem Leben abgeschauten Technologien anvisierte. Während Fritjof Capras Monografie *Wendezeit: Bausteine für ein neues Weltbild* solche Bio-Zukünfte im rhetorischen Gewand des New Age propagierte, wurde in der Bundesrepublik der Biokybernetiker Frederic Vester eine vernehmliche Stimme: Er publizierte nicht nur zahlreiche Fachartikel, sondern auch experimentell gestaltete, illustrierte Mitmach-Bücher, die einer breiteren Öffentlichkeit biotechnisches Neuland nahe brachte: So sprach er mit Blick auf biomorphe Formen, arbeitsteilige Zellstrukturen, selbstregulierende Organismen oder Symbiosen von »Milliarden Jahre altem Know-How«, das es nun kybernetisch zu nutzen gälte. Vesters »Netzwerkdenken« fand später unter anderen im Consulting Anwendung.¹⁵

Von den Visionen und Szenarien der Menschenzüchtung über die praktischen und diskursiven Verschiebungen der Technologien des Lebens zwischen ca. 1970 und 1990 bis zu der Heterogenität dessen, was damit gemeint war, und den unerwarteten Akteur*innen, die sich daran beteiligten, lässt sich zumindest so viel sicher sagen: Die Biotechnologie gab es sicher nie, und schon gar nicht lässt sie sich auf das Narrativ einer brandneuen, wissenschaftsgetriebenen, unternehmerisch verfassten Aktivität reduzieren. Dies nicht zuletzt deswegen, weil verschiedene Akteur*innen sie sich mit jeweils verschiedenen Interessen und politischen Motivationen angeeigneten – und konkrete Menschen damit eben nicht nur passive Gegenstände einer Technik des Lebenden blieben. Dieser historische Befund mag von Interesse sein, da die Gegenwart unter dem Schlagwort *Biohacking* wiederum von Versuchen der Appropriation einer zumeist an Labore wie Konzerne gebundenen Technologie geprägt ist und Herausforderungen wie die Klimakrise viele alte Ansätze in neuem Licht erscheinen lassen.

Was sich mit Blick auf die Frage von Gefahren und Befürchtungen *à la longue* konstatieren lässt, ist eine gewisse Normalisierung biotechnologischer Verfahren und eine Differenzierung des Risikodiskurses: Während etwa die um 1980 kontroverse genetische Modifikation von Bakterien heute alltägliche, globale Routine geworden ist und totalisierende dystopische Szenarien nicht eintraten, bleiben ökologische Risiken ebenso wie gesellschaftliche Folgen im (reproduktions-)medizinischen Bereich virulent und werden periodisch neu verhandelt, wie gegenwärtig im Fall der »Genschere« CRISPR, welche das Spektrum und die Effizienz genetischer Manipulationen (Stichwort *Gen-Editing*) wiederum erhöht und im chinesischen Fall der Babys Lulu und Nana auch den Menschen erreicht hat.¹⁶

Anmerkungen

- 1 Donna Haraway: »Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie«, in: Bernd-Peter Lange, Anna Maria Stuby (Hg.): *Neunzehnhundertvierundachtzig*, Berlin: Argument (1984) (= Argument-Sonderband 105), S. 66–84, hier S. 69.
- 2 Für eine *longue durée* der Biotechnologie vgl. Robert Bud: *The Uses of Life: A History of Biotechnology*, Cambridge: Cambridge University Press (1993).
- 3 Ruth Hubbard: »Fetal Rights and the New Eugenics«, in: *Science for the People* 2/16 (1984), S. 7–9, 27–29, hier S. 29.
- 4 Donna Haraway: »Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie«, in: Bernd-Peter Lange, Anna Maria Stuby (Hg.): *Neunzehnhundertvierundachtzig*, Berlin: Argument (1984) (= Argument-Sonderband 105), S. 66–84, hier S. 81–82.
- 5 Nicolas Rasmussen: *Gene Jockeys: Life Science and the Rise of Biotech Enterprise*, Baltimore: Johns Hopkins University Press (2014).
- 6 Luitgard Marschall: *Im Schatten der chemischen Synthese: Industrielle Biotechnologie in Deutschland (1900–1970)*, Frankfurt am Main: Campus (2000); Robert Bud: *The Uses of Life: A History of Biotechnology*, Cambridge: Cambridge University Press (1993).
- 7 Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.): *Fortschritt durch Forschung: Biotechnologie*, Bonn: BMFT (1984), S. 1, innere Umschlagseite.
- 8 Zum Verhältnis der Kontroversen um Atomkraft und Biotechnologie siehe den zeitgenössischen Artikel von Joachim Radkau: »Hiroshima und Asilomar: Die Inszenierung des Diskurses über die Gentechnik vor dem Hintergrund der Kernenergie-Kontroversen«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14/3 (1988), S. 329–363.
- 9 Vgl. Martina Heßler: *Die kreative Stadt: Zur Neuerfindung eines Topos*, Bielefeld: Transcript (2007).
- 10 Vgl. »Viel Spass hatten die Kinder unter den rund 5000 Besuchern...« (o.V.), in: *MPG-Spiegel* 2 (1981), S. 12–13.
- 11 Vgl. Arianna Ferrari: *Genmaus & Co: Gentechnisch veränderte Tiere in der Biomedizin*, Erlangen: Harald Fischer (2008).
- 12 Vgl. Martina Heßler: *Die kreative Stadt: Zur Neuerfindung eines Topos*, Bielefeld: Transcript (2007), Kapitel 5.

- 13 Vgl. Mathias Grote: »Das Patchwork der Mikroben: Bio-Technologien, Leben und Wissenschaft jenseits der großen Erzählungen«, in: Nils Güttler, Max Stadler, Margarete Pratschke (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Berlin, Zürich: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11), S. 35–51.
- 14 Zu Biocomputing und Biotechnologie in Martinsried siehe auch Mathias Grote: *Membranes to Molecular Machines: Active Matter and the Remaking of Life*, Chicago: University of Chicago Press (2019), Kapitel 4.
- 15 Zitat nach Mathias Grote: »Das Patchwork der Mikroben: Bio-Technologien, Leben und Wissenschaft jenseits der großen Erzählungen«, in: Nils Güttler, Max Stadler, Margarete Pratschke (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Berlin, Zürich: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11), S. 35–51, hier S. 46; Frederic Vester: *Neuland des Denkens: Vom technokratischen zum kybernetischen Zeitalter*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag (1984). Zu Vesters Aktivitäten siehe auch David Kuchenbuch: »Ökopolopoly: Spielen, Wissen und Politik um 1980«, in: Nils Güttler, Max Stadler, Margarete Pratschke (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Berlin, Zürich: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11), S. 154–159.
- 16 Martin Müller: »Neues aus dem Menschenpark«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/die-synthetische-biologie-verlaesst-die-labore-16376611.html> (13. September 2019).

Weiterführende Literatur

Christina Brandt: »Die Diffusion des zukünftigen Menschen: Klonpraktiken und Visionen des Humanen, 1960–1980«, in: Florence Vienne, Christina Brandt (Hg): *Wissensobjekt Mensch: Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert*, Berlin: Kadmos (2008), S. 215–242.

Robert Bud: *The Uses of Life: A History of Biotechnology*, Cambridge: Cambridge University Press (1993).

Arianna Ferrari: *Genmaus & Co: Gentechnisch veränderte Tiere in der Biomedizin*, Erlangen: Harald Fischer (2008).

Klaus Petrus: *Tierrechtsbewegung: Geschichte, Theorie, Aktivismus*, Münster: Unrast (2013).

Hans-Jörg Rheinberger, Staffan Müller-Wille: *Vererbung: Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch (2009).

DIFFERENZ Intelligenz

»Von den rituellen Attacken gegen die »sozialistische Gleichmacherei« einmal abgesehen, die die politische Propaganda der rechten Parteien absondert, breitet sich eine egalitäre Stimmung aus. Man läßt sie sich auch etwas kosten: die Gleichbehandlung, die überall eingeklagt wird, avanciert zum politischen Programm. In den USA werden die Bürgerrechte, die schon immer auf dem Papier der Verfassung stehen, wiederentdeckt und gegen erhebliche Widerstände in teure Praxis umgesetzt. In den Schulen wird versucht, Programme anzuwenden, die die kulturelle Benachteiligung der ethnischen Minderheiten berücksichtigen und kompensieren. Eine milde Form dieses pädagogischen Optimismus hält auch in der westdeutschen Schulpolitik Einkehr, die sich zum Ziel setzt, Gleichheit der Chancen herzustellen. Von Natur und Vererbung ist nicht mehr die Rede, als determinierender Faktor gilt die soziale Geschichte, und weil die Geschichte gemacht wird, erscheint die Determinante des menschlichen Zusammenlebens veränderbar. Nicht Naturverhältnisse, sondern allein Machtverhältnisse können verhindern, daß das Projekt einer Gesellschaft der Freien und Gleichen Wirklichkeit wird; die Parole vom Zeitalter der zweiten Aufklärung, die in den sechziger Jahren aufkommt, beschreibt ganz offensichtlich die Mentalität der Zeit. Im Lauf der siebziger Jahre ändert sich das Szenarium.«

Lothar Baier: »Die Sache mit der Gleichheit: Zur widersprüchlichen Geschichte einer Anstrengung«, in: *Freibeuter: Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 10 (Thema: Ungleichheit, Brüderlichkeit), Berlin: Wagenbach (1981), S. 39-48, hier S. 46.

»You do not wipe away the scars of centuries by saying: »now, you are free to go where you want, do as you desire, and choose the leaders you please.« You do not take a person who for years has been hobbled by chains, liberate him, bring him to the starting line of a race, saying, »you are free to compete with all the others,« and still justly believe you have been completely fair ... This is the next and more profound stage of the battle for civil rights. We seek not just freedom but opportunity – not just legal equity but human ability – not just equality as a right and a theory, but equality as a fact and as a result«, sagte der US-amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson am 4. Juni 1965 in einer Rede an der historisch afroamerikanischen Howard University.¹ Die »affirmative action«, der Versuch, Chancengleichheit bisher benachteiligter Gruppen mithilfe politischer Maßnahmen durchzusetzen, produzierte in den USA seit Ende der 1960er Jahre ihr spezifisches Gegenwissen: Die rassistische Gewalt gegen Afroamerikaner*innen fand auch eine Artikulationsform im akademischen Diskurs. Vor allem die Intelligenzforschung entwickelte sich zu einem Feld, in dem Ungleichheit als genetisch vererbt festgeschrieben und im öffentlichen Diskurs mit rassistischer Argumentation vehe-

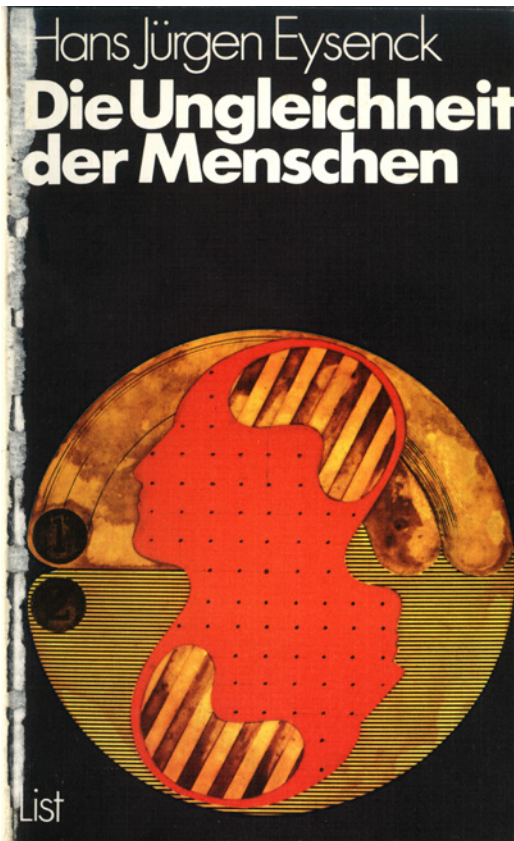
ment vertreten wurde. Psycholog*innen und Genetiker*innen beriefen sich auf ihre Forschungen zur Ungleichheit von Intelligenz, um auf dieser Grundlage Vorschläge für gesellschaftspolitische Maßnahmen zu formulieren. In populärwissenschaftlichen Büchern traf dieses Denken einer erblichen Ungleichheit der Intelligenz seit den 1970er Jahren auch in Westeuropa und im deutschsprachigen Raum auf fruchtbaren Boden: Während die ausländischen Arbeitskräfte, die das westeuropäische Wirtschaftswachstum entscheidend geprägt hatten, von sich formierenden rechten Kräften in Frankreich, Deutschland, Großbritannien oder der Schweiz zunehmend als Gefahr der »Überfremdung« thematisiert wurden, diente der Diskurs über die Ungleichheit von Intelligenz und Fähigkeiten – z.B. unter dem Stichwort »biopolitique/Biopolitik«² – hier auch zur Kritik an sozialstaatlichen Maßnahmen wie der Gesamtschule oder dem breiten Zugang zu Universitäten. Spätestens mit der neokonservativen Wende bekam dieser Diskurs ab den 1980er Jahren nicht nur in den USA und in Großbritannien, sondern auch in der BRD politischen Aufwind als Wissen der »geistig-moralischen Wende« mit seinen spezifischen »Gegenintellektuellen«.³ Doch auch dagegen formierte sich, sowohl in den USA wie in der BRD, ein Reservoir an Gegen-Gegenwissen – in der biologischen, (wissenschafts-)historischen, politikwissenschaftlichen und soziologischen Forschung wie auch im politischen Diskurs der Linken.

»Wenn wir uns nun der Intelligenz zuwenden, dann mag es paradox erscheinen, daß die Auslese in diesem Bereich die weniger Intelligenten begünstigen sollte, und folglich dürfte es schwierig sein, die oben dargestellten Theorien mit der Möglichkeit in Übereinstimmung zu bringen, daß es eine Rassegruppe gibt, die ein geringeres genetisches Potential hat als andere. Es ist jedoch leicht, solche Möglichkeiten zu erörtern. Wenn z.B. die klügeren Mitglieder westafrikanischer Stämme, die unter den Raubzügen der Sklavenhändler gelitten haben, ihre höhere Intelligenz dafür verwendet hätten, zu entkommen, so daß meistens die dümmere gefangen wurden, dann hätte der Erbanlagenbestand der nach Amerika gebrachten Sklaven bald nur noch wenige Gene für einen hohen Intelligenzquotienten aufgewiesen. [...] Auch wenn es keine genetischen Unterschiede in der Fähigkeit zwischen Negern im allgemeinen und Weißen gäbe, können wir also feststellen, daß amerikanische Neger möglicherweise die Abkömmlinge einer stark ausgelesenen Gruppe von afrikanischen Negern sind, die weniger begabt als die ganze Gruppe waren.«

Hans Jürgen Eysenck: *Vererbung, Intelligenz und Erziehung: Zur Kritik der pädagogischen Milieuthorie*, Stuttgart: Seewald (1975), S. 65f.

»Man redet heutzutage viel über diverse gesellschaftspolitische Projekte wie die Verbesserung der Erziehung, die Aufhebung sozialer Klassenunterschiede, über die Einrichtung von Gemeinwesen, in denen die Idee der Gleichheit aller Menschen in einem viel größeren Maße verwirklicht ist, als es in unseren gegenwärtigen Gesellschaften der Fall ist. Und natürlich gibt es gegen solcherart Zielsetzungen auch Einwände, die auf den unweigerlichen Verlust der Freiheit oder auf die Unvereinbarkeit des Egalitätsprinzips mit der menschlichen Natur hinweisen. [...] Welche Erkenntnisse haben Psychologie, Genetik und Physiologie in den vergangenen Jahrzehnten erbracht, die uns in die Lage versetzen, diese Fragen leidenschaftslos zu erörtern und zu Lösungen zu kommen, die weniger stark auf Vor-Urteilen basieren? Oder allgemeiner: Machen diese Wissenschaften irgendwelche Aussagen, die wir bei unseren sozialpolitischen Entscheidungen unbedingt berücksichtigen sollten? Ich selbst bin fest davon überzeugt, daß auf einigen Gebieten – etwa des Erziehungs- und Bildungswesens, des Strafvollzugs oder der gesellschaftlichen Mobilität [...] – bereits genügend gesichertes Wissen vorhanden ist, so daß es geradezu töricht wäre, wenn die Gesellschaft diese Beiträge von Fachleuten zur Frage des sozialen Wohlergehens auch in Zukunft nicht beachten würde.«

Hans Jürgen Eysenck: *Die Ungleichheit der Menschen*, München: List (1975), S. 39.



Hans Jürgen Eysenck: *Die Ungleichheit der Menschen*, München: List (1975), Cover. Originalausgabe: *The Inequality of Man* (1973).

»Die abflauende Konjunktur macht Jensens Botschaft immer akzeptabler: der monetaristischen Inflationsbekämpfung kann jetzt nichts gelegener kommen als eine inhaltliche, wissenschaftlich drapierte Rechtfertigung für gestrichene Sozial- und Schulprogramme. Wenn die Chancengleichheit zwischen den Rassen biologisch eine Illusion ist, weshalb dann ihre Aufrechterhaltung weiter teuer bezahlen? Reagan hat nur zuzugreifen brauchen; die zeitgemäße Fassung des Sozialdarwinismus lag ausgearbeitet vor.«

Lothar Baier: »Vorwort«, in: Michael Billig: *Die rassistische Internationale: Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*, Frankfurt am Main: Neue Kritik (1981), S. 17.

»Im Magazin ›Geo‹ plädierte Professor Jensen im März dieses Jahres [1980] für eine Geburtenbeschränkung der Schwarzen. Jensen: ›Ja, ich weiß, das rührt an ein Tabu. Eugenetik ist vornehmlich durch Hitler ein Tabu geworden ... Ich rede von Anreizen, die mit der Menschenwürde vereinbar sind, von finanziellen Anreizen zum Beispiel.‹ Sein Vorschlag: Jeder Schwarze, der sich sterilisieren läßt, soll eine Prämie von 1.000 Dollar für jeden IQ-Punkt bekommen, mit dem er beim Intelligenztest unter dem Durchschnittswert 100 liegt.«

Martin Buchholz: »Wir schaffen die perfekte Rasse«, in: *konkret* 11 (1980), S. 39f.

Während Arthur Jensens und Hans Jürgen Eysencks Thesen von Gegner*innen einer rein vererbungstheoretischen Grundlage von Intelligenz kritisiert wurden,⁴ die stattdessen für die Berücksichtigung von Umweltbedingungen in der menschlichen Entwicklung plädierten, gewann Jensen – mit seinen Thesen und Vorschlägen zu einer rassistisch bestimmten Differenz – insbesondere seit den 1980er Jahren auch im deutschsprachigen Raum medial an Aufmerksamkeit.



Richard J. Herrnstein: *Chancengleichheit - eine Utopie? Die IQ-bestimmte Klassengesellschaft*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1974), Cover. Originalausgabe: *I.Q. in the Meritocracy*, Boston: Little, Brown (1973).



C. D. Darlington: *Die Wiederentdeckung der Ungleichheit*, Frankfurt am Main: Umschau (1980), Cover. Originalausgabe: *The Little Universe of Man*, London: George Allen & Unwin (1978).

»Aber die abnehmende Sensibilität gegenüber der Rassendiskriminierung ist kein allein amerikanisches Phänomen. In Frankreich hat die Kommunistische Partei das Kunststück fertig gebracht, sich an die Spitze von Massendemonstrationen gegen den Rassismus (nach dem Attentat vor der Pariser Synagoge) zu setzen und fast gleichzeitig Aktionen gegen afrikanische Immigranten zu rechtfertigen. Die Argumentation folgte einem bekannten Muster: man habe die Afrikaner aus ihrem Wohnheim in einem Pariser Vorort vertreiben müssen, um Schlimmeres zu verhüten, nämlich das Anwachsen rassistischer Emotionen in der Bevölkerung. Was man in Frankreich *politique du pire* nennt, findet jetzt auch in der Bundesrepublik Fürsprecher. Man würde nur den Rechtsradikalen in die Hände arbeiten, heißt es, wenn die Immigration von Ausländern nicht gebremst, ihre Einbürgerung nicht verhindert werde. [...] Es muß etwas getan werden, bevor die Rechtsradikalen zuschlagen; die logische Folgerung kann nur heißen, daß der Staat selber zuschlagen soll.«

Lothar Baier: »Vorwort«, in: Michael Billig: *Die rassistische Internationale: Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*, Frankfurt am Main: Neue Kritik (1981), S. 7f.

Gegen die Kritik an der vererbungstheoretischen Psychologie und Intelligenzforschung machten sich international prominente Wissenschaftler*innen in einem Manifest gegen die »Unterdrückung, Zensur, Bestrafung und Diffamierung« dieses Forschungsansatzes stark. Zunächst 1972 in der Fachzeitschrift *American Psychologist* erschienen, wurde das Manifest von ca. fünfzig Wissenschaftler*innen unterschrieben, darunter neben Eysenck und Jensen auch die Nobelpreisträger Jacques Monod und Francis Crick, der Psychologe Richard Herrnstein, der Botaniker und Genetiker C. D. Darlington oder der Humanökologe Garrett Hardin, der sich in seinem einflussreichen, in *Science* erschienenen Zeitschriftenartikel »The Tragedy of the Commons« 1968 für eine globale Geburtenkontrolle zur Reduktion von »Überbevölkerung« ausgesprochen hatte.⁵ In der Folge wurde das Manifest im Frühjahr 1974 auch auf deutsch in den Zeitschriften *Homo* (gegründet 1949 vom deutschen Rassentheoretiker Egon Freiherr von Eickstedt) und *Neue Anthropologie* (gegründet 1973 vom politisch rechtsaußen engagierten Juristen Jürgen Rieger) veröffentlicht, dem sich nun 27 weitere Forscher*innen aus dem deutschsprachigen Raum anschlossen, darunter der Philosoph Arnold Gehlen, der Ethologe Paul Leyhausen oder die Rassenkundlerin Ilse Schwidetzky, Professorin für Anthropologie in Mainz sowie Herausgeberin von *Homo*.⁶ Veröffentlicht wurde die Liste der Unterstützer*innen ebenso in der Zeitschrift der französischen »Neuen Rechten«, *Nouvelle École*.⁷

Der Ansatz der vererbten und unveränderlichen Differenz fand offenbar breite Unterstützung – vor allem im Feld jener, die an der Begründung biologischer »Rassenunterschiede« Interesse hatten. Hans Jürgen Eysenck etwa steuerte 1981 ein Vorwort zur Publikation des mit der französischen »Neuen Rechten« assoziierten und mittlerweile als rechtsextrem eingestuften »Thule-Seminars« mit dem Titel *Das unvergängliche Erbe: Alternativen zum Prinzip der Gleichheit* bei. Die weiteren Autoren des Bandes, Armin Mohler, Alain de Benoist, Pierre Krebs, Jürgen Rieger, Jacques de Mahieu, Guillaume Faye etc. können durchweg dem Feld des rechten bis rechtsextremen Intellektualismus zugerechnet werden.

»Vererbungspsychologen und Neonazis sind eine für beide Teile fruchtbare Zweckgemeinschaft eingegangen: die einen fanden dankbare Zuhörer und Nachplapperer, und die anderen brachten mit Hilfe der ersten das fällige aggiornamento ihrer Doktrin über die Runden. [...] Eysenck, Jensen und Lorenz sind wohl die einzigen lebenden weltweit beachteten Humanwissenschaftler, um deren Beiträge sich seriöse Publikationen und Neonazi-blätter reißen [...].«

Lothar Baier: »Vorwort«, in: Michael Billig: *Die rassistische Internationale: Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*, Frankfurt am Main: Neue Kritik (1981), S. 14f.

»[D]ie zeitgenössischen Rassenfanatiker haben es geschafft, sich in der Bundesrepublik, in Frankreich und den angelsächsischen Ländern publizistische Relaisstationen aufzubauen, die zugleich das Scharnier zwischen respektabler Wissenschaft und organisiertem Rechtsradikalismus bilden.«

Lothar Baier: »Vorwort«, in: Michael Billig: *Die rassistische Internationale: Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*, Frankfurt am Main: Neue Kritik (1981), S. 14.



Stephen Jay Gould: *Der falsch vermessene Mensch*, Basel: Birkhäuser (1983), Cover.

Die deutsche populärwissenschaftliche Zeitschrift *Psychologie Heute* bemühte sich derweil um einen Blick auf beide Seiten der Debatte, die sich spätestens seit Anfang der 1980er Jahre, vor allem durch die öffentliche Aufmerksamkeit auf Stephen Jay Goulds historisch-kritische Aufarbeitung des Rassismus in der Intelligenzforschung, zugunsten der Kritiker*innen verschoben hatte. In derselben Ausgabe vom Mai 1984 brachte *Psychologie Heute* sowohl eine Rezension zu Goulds *The Mismeasure of Man* (1981) als auch zum neuesten Buch von Hans Jürgen und Michael Eysenck, *Mind Watching: Why We Behave the Way We Do* (1981). Beide Bücher waren 1983 auf Deutsch erschienen. »Es ist faszinierend und erschreckend zugleich, welch illustre Namensliste in dieser – sicher nicht vollständigen – Dokumentation bornierter Menschen-Messer und ihres philosophisch-politischen Umfeldes zusammenkommt. Inzwischen bekannt geworden sind die erbtheoretischen Vorurteile des – als Datenfälscher entlarvten – Cyril Burt (»negroides oder fast äffisches Profil« der Slum-Kinder) oder der »Beweis« der Unterlegenheit der Schwarzen durch den Burt-Anhänger Hans Juergen Eysenck. [...] Der Autor [Stephen Jay Gould], Professor für Geologie, Biologie und Wissenschaftsgeschichte an der Harvard-Universität, trug zusammen, was in der Intelligenzforschung der letzten 200 Jahre an Pannen und Peinlichkeiten passiert ist. Es ist zugleich eine Dokumentation, wie Rassismus und andere überhebliche Vorurteile hinsichtlich Geschlechts- und Schichtunterschieden unter dem Banner einer messenden Wissenschaft nur allzusehnlich zu kaum mehr hinterfragbaren objektiven Wahrheiten gerinnt.«⁸

► MASCHINENSTURM / PROTEST / Plattformen

»Lakatos supported Jensen, Eysenck, et. al., and he persuaded Peter Urbach to write a piece defending them using the MSRP [Methodology of scientific research programme]. This situation led to quite violent quarrels between me and both Imre and Peter Urbach. The whole thing exploded at a seminar which Peter Urbach gave at Chelsea. The arguments at the seminar were so heated that it degenerated towards the end into a shouting match. It was the nearest I ever saw in England to a seminar ending in blows! Imre was furious with me, because he thought I had packed the audience with hecklers. Now it is true that I had invited many of my leftie friends to come, and they had arrived prepared with arguments on the side opposite to the speaker; but it seemed to me that this was perfectly fair, and an instance of open discussion.«

Donald Gillies in einem Brief an den Herausgeber, in: Matteo Motterlini (Hg.): *For and Against Method: Imre Lakatos – Paul Feyerabend*, Chicago: University of Chicago Press (1999), S. 348f.

Eysencks und Jensens Theorien der genetisch ungleichen Vererbung von Intelligenz bewegten in diesen Jahren auch einige Akteur*innen der zeitgenössischen Wissenschaftstheorie, die angesichts der Kritik an biologistischen Gesellschaftsthesen um Meinungsfreiheit besorgt waren. So soll etwa Imre Lakatos ein glühender Verteidiger von Eysencks Thesen gewesen sein.

»Dear Imre, [...] I am glad to hear that Lakatos-party labels are spreading: for example, that Jensen is progressive. Big deal. [...] Everyone who calls himself *progressive*, or is nice and vaguely progressive gets embarrassed when one broaches the Jensen topic. *Everyone feels* one should be against him. Only Anita says – yes, one should be against him, but only if you can argue the case. My reaction? The whole thing is a pseudoproblem because intelligence is not important anyway. It's more important to be able to sing, for example. So, forget about it.«

Undatierter Brief von Feyerabend an Lakatos [ca. Sommer 1973], in: Matteo Motterlini (Hg.): *For and Against Method: Imre Lakatos – Paul Feyerabend*, Chicago: University of Chicago Press (1999), S. 338.

Paul Feyerabend, den mit Lakatos eine jahrelange enge Freundschaft und wissenschaftliche Auseinandersetzung verband, sah die Sache gelassener und, wie so oft, unpolitischer.

DIFFERENZ Kulturen

Globale politische Fragen wie Entwicklungshilfe und Dekolonisation waren seit den 1960er Jahren in aller Munde. Durch geopolitische Veränderungen mehrten sich in westlichen Ländern die Auseinandersetzungen mit der Frage, auf welche Weise, mit welchen Mitteln und Konzepten die ökonomische, technologische und/oder gesellschaftliche Entwicklung dekolonisierter Länder zu fördern sei. Die anfängliche Planungseuphorie mitsamt ihrer imperialen Wissenspolitik und das westliche Modernisierungsparadigma, das auf die Förderung von ökonomischem Wachstum durch Massenkonsum zielte, gerieten jedoch bald von vielen Seiten unter Druck.⁹ Sie riefen Gegenwissen aus unterschiedlichsten wissenschaftlichen und praxisorientierten Perspektiven auf den Plan: »Hilfe zur Selbsthilfe«,¹⁰ alternative Technologien¹¹ und die Kritik am Ethnozentrismus, am Glauben an die Überlegenheit der »westlichen« Kultur, schienen in diesen Jahren das Gebot der Stunde. Die Ethnologie wurde zur gefragten Disziplin – in ihrer Beratungsfunktion in entwicklungsökonomischen Fragen,¹² in Kulturtheorie und Philosophie,¹³ in neu entstehenden, auf Entwicklungshilfe hin orientierten Ingenieursstudiengängen¹⁴ – teils auch in ihrer biologistischen Ausformung als Humanethologie.¹⁵ Im Zuge der Kritik an einer auf Modernisierung nach dem Vorbild (post)industrieller Gesellschaften zielenden Entwicklungspolitik, die entgegen lokalen Eigenarten »westliche« Wirtschaftsweisen durchzusetzen versuchte, entdeckte man nun auf unterschiedlichsten politischen, wissenschaftlichen und theoretischen Seiten den Wert der Differenz: Differenz der Kulturen, ihres lokalen Wissens¹⁶ oder der Heterogenität von Raum- und Zeitkonzepten. Zum Thema wurde aber auch die Gewaltförmigkeit festgeschriebener Differenzen. Als Vexierbild der Differenz dräute am Horizont damit die Auseinandersetzung um Identität im Differenten herauf: um kulturelle, aber auch nationale Identität – eine Dichotomie, die zunehmend Teil der politischen Auseinandersetzung um Migration wurde.

»Das Verhältnis zwischen der europäischen Kultur (im weitesten Sinne, die nordamerikanischen und osteuropäischen Varianten eingeschlossen) und den nichteuropäischen Kulturen ist in der Krise. Diese Krise ergibt sich möglicherweise nicht einmal primär

aus der kolonialen Vergangenheit zahlreicher (ohnehin nicht aller) außer-europäischer Regionen oder aus dem Rückzug Europas aus seinen Herrschaftsgebieten. Sie ergibt sich auch nicht aus der aktuellen Konfrontation der ›Reichen‹ und der Fordernden.

Sondern sie ergibt sich primär daraus, daß die aktuellen Denkschemata des interkulturellen Vergleichs offenbar nicht mehr übereinstimmen mit der erfahrenen Realität, daß sie in sich brüchig und widersprüchlich geworden sind. [...] Ein auffälliges Signal für

diese Krisensituation ist die aktuelle Diskrepanz zwischen der Anerkennung der Eigenständigkeit fremder Kulturen und dem Anlegen okzidentaler Maßstäbe.«

Henning Eichberg: »Entwicklungshilfe: Verhaltensumformung nach europäischem Modell? Universalismus, Dualismus und Pluralismus im interkulturellen Vergleich«, in: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften* 93 (1973), S. 641–670, hier S. 641.

»– Ethnopluralismus bedeutet zwar die Ausfuhr eines europäischen Konzepts, aber zugleich und vor allem Schutz der anderen Kulturen in ihrer Eigenart. [...] – Vor allem entfielen das bisher stets dem Entwicklungsdenken (und auch weitgehend der Ethnologie) zugrunde liegende Vorurteil, selbst von Ethnozentrismus frei zu sein. Die Behauptung, selbst nicht ethnozentrisch zu denken, war bisher immer (und mußte wohl immer sein) die Rechtfertigung, den Ethnozentrismus in um so naiverer Weise zu praktizieren. Es geht nicht darum, von Ethnozentrismus frei zu werden, sondern sich seines eigenen Ethnozentrismus ständig bewußt zu sein, ihn zu reflektieren und relativieren.«

Henning Eichberg: »Entwicklungshilfe: Verhaltensumformung nach europäischem Modell? Universalismus, Dualismus und Pluralismus im interkulturellen Vergleich«, in: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften* 93 (1973), S. 668.

Mit seiner Kritik an der imperialen und ethnozentrischen Struktur einer auf Modernisierung zielenden Entwicklungshilfe meldete sich Henning Eichberg 1973 in der renommierten *Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften* zu Wort. Eingeweihten war Eichberg zu diesem Zeitpunkt aus der rechten und rechtsextremen Szene der 1960er Jahre (Arbeitsgemeinschaft für Heimatschutz, *Nation Europa*) bekannt. Als promovierter Historiker widmete er sich im Rahmen seiner Habilitationsschrift nun der Regionalentwicklung in West-Sumatra und entwickelte in diesem Kontext den theoretischen Begriff des »Ethnopluralismus« – ein Begriff, der die Pluralität, Differenz und Trennung von Kulturen postulierte und in jüngster Zeit erneut in der rechten politischen Szene aufgegriffen wird. Aufgrund der durch entwicklungspolitische Maßnahmen verursachten Verhaltens- und Kulturänderungen warnte Eichberg – unter Bezug auf den rassebiologisch argumentierenden Ethnologen Richard Thurnwald (1869–1954) – vor einem »kulturellen ›Völkertod‹«. Unter anderem gegen die »soziostrukturelle und Verhaltensumformung«, die Eichberg vor allem durch die Entwicklungshilfe der »Kennedy-Ära [...] im Zeichen des Peace Corps mit seinem universalistisch-humanitären Programm« heraufziehen sah, forderte er die Erhellung und damit Erhaltung »kultureller Differenzen« – ein erkenntnistheoretisches Vorhaben, das er in diesem Artikel erstmals unter dem Begriff »Ethnopluralismus« fasste.

»Bretonen und Iren, Schotten und Waliser, Basken und Katalanen, Korsen und Okzitanier, Jurasser und Frankokanadier, Ukrainer und Georgier, Armenier, Letten und Sowjetjuden – Völker in Unruhe. In Europa und außerhalb – bei Indianern und Eritreern – bilden sich Brennpunkte des Kampfes um nationale politische, ökonomische und kulturelle Selbstbestimmung. Multinationale Großreiche wie die USA und die Sowjetunion sehen sich bedroht. Was geht da vor sich? Das Problem liegt nicht nur auf der Ebene des politischen Separatismus. Es liegt auf der Ebene der menschlichen Identität im 20. Jahrhundert. Identität ist stets kollektive

Identität, Gemeinsames und Wiedererkanntes. Identität konstituiert sich zugleich aufgrund von Unterscheidung, von Einsicht in das andere, das Fremde und seine Eigentümlichkeit. Was aber ist ›das andere‹? Welchen Gesetzen folgt unser Verhalten, uns kollektiv zu unterscheiden und in dieser Unterscheidung – allen Prophezeiungen über den Weg zur ›Einen Welt‹ zum Trotz – ein Gegengewicht zur Entfremdung zu erleben? Die Möglichkeiten, Mensch zu sein, sind vielfältig. Die Vielfalt in ihrer Differenzierung zwischen den Völkern ist schwerwiegender als bei oberflächlicher Betrachtung oft angenommen. Das ist die Grundeinsicht des Ethnopluralismus.«

Henning Eichberg: *Nationale Identität: Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft*, München, Wien: Langen Müller (1978), S. 7.

»Von der Eigentümlichkeit des anderen« – so lautete die Überschrift dieses Auszugs aus Eichbergs *Nationale Identität*, in der er seine Idee des Ethnopluralismus ausführte. In den 1970er Jahren hatte sich Eichberg von der rechtsextremen Szene zum »Nationalrevolutionär« weiterentwickelt. Um die »Identität des deutschen Volkes« zu »schützen« plädierte Eichberg nicht für eine »staatliche Einheit Deutschlands«, für »Wiedervereinigung« (wie »die Konservativen«), sondern für eine »Abkoppelung inner-

halb Deutschlands« als »historische Chance der deutschen nationalen Identität«: »Ein Bund deutscher Volksrepubliken, ein unabhängiges Friesland oder ein Freistaat der Alemannen, ein Freies Franken, ein sozialistisches Sachsen oder eine Republik Tirol ständen nicht im Widerspruch zum nationalen Prinzip, sondern wären seine Fortsetzung.«¹⁷

► KOPFLOS/ KRISE DER VERNUNFT/ Keltner

»Deutschland ist besetzt, rechts und links der Elbe. Nicht nur durch Panzer und Pershing. Sondern: ›Grijn is bjutiful‹ wirbt soeben die Modebeilage meiner Tageszeitung. ›Sportswear‹ und ›Tabac Shop‹, ›Steak Corner‹ und ›Book Center‹ verkündet die Leuchtschrift im Zentrum des Vororts.«

Henning Eichberg: »Mannigfaltigkeit statt Uniformität: Balkanisierung für jedermann. Über Selbsterfahrung, Abkoppelung und nationale Identität«, in: *wir selbst: Zeitschrift für nationale Identität und internationale Solidarität* (Mai/Juni 1983), S. 25f.

»Nationale Identität als Alternative zur kulturellen Entfremdung leitet Eichbergs Kulturkritik an. Gemäß dem theoretischen Primat der Völker entwickelt jedes Volk eine ihm adäquate authentische Kultur. [...] Kulturelle Ausdrucksformen, die verschüttet sind durch industrielle Massenkultur, findet man in Dialekten, Ritualen, Symbolen, Mundartprosa, in Liedern der Alemannen, Sachsen, Franken. Kultur wird, so interpretiert, zum Differenzkriterium zwischen Völkern. Diese Kultur wird durch die ›Wodka-Cola-Kultur‹ nivelliert, eingeebnet in eine Gleichheit, die Gleichheit in Entfremdung ist. Solch getränke-politischen Assoziationen fehlt analytische Aussagekraft. So beklagt Eichberg in mehreren Aufsätzen Amerikanismen in der deutschen Sprache, sieht in amerikanischen Fernsehserien, Jeansgeschäften und Hamburger-Ketten nur einen weiteren Fortschritt im weltweiten Entfremdungsprozeß. Das ist richtig und falsch zugleich. Richtig, wenn damit der Prozeß kapitalistischer Vergesellschaftung exemplifiziert werden soll. Falsch, wenn dies als Ausdruck völkischer Entfremdung wahrgenommen wird. [...] Das Recht auf Ungleichheit und der Begriff der nationalen Identität haben sich längst über die nationalrevolutionären Studienzirkel hinaus im traditionellen Rechtsextremismus etabliert. Das Eichbergsche Programm ›Identität gegen Entfremdung‹ wird im Lager rechtsaußen als ›Identität gegen Überfremdung‹ gelesen.«

Peter Dudek: »Nationalromantischer Populismus als Zivilisationskritik: Eine Antwort an Henning Eichberg«, in: *wir selbst: Zeitschrift für nationale Identität und internationale Solidarität* (Dezember/Januar 1983/84), S. 33f.



Schmidt-Kaler, Mitautor des rechtsradikalen »Heidelberger



Manifests«, krieg im Deutschen Fernsehen »oane gschmiert«

Horst Tomayer: »Deutsche Gespräche«, in: *konkret* 8 (August 1982), S. 66.

Etwas weniger verklausuliert als Eichberg verpackten die Autoren des sogenannten »Heidelberger Manifests« (1981) ihren Rassismus: die fünfzehn Unterzeichner, allesamt Professoren – u.a. der Mineralogie, der Astronomie, der Entomologie und der Romanistik – warnten dort vor der »Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von vielen Millionen von Ausländern und ihren Familien«. Auch die besorgten Professoren – einige davon einschlägig vorbelastet – argumentierten dabei quasi-ethnopluralistisch:

»Völker«, so das Manifest im Wortlaut, »sind (kybernetisch und biologisch) lebende Systeme höherer Ordnung mit voneinander verschiedenen Systemeigenschaften, die genetisch weitergegeben werden. Dabei sind auch die nicht körperlichen Eigenschaften eingeschlossen, die genauso vererbt werden, wie die körperlichen (die Milieu-Theorie ist wissenschaftlich falsch)«. ¹⁸ Die Widerrede blieb (selbst im Bayerischen Fernsehen) nicht gänzlich aus: »Die Sendung hieß »Schlag auf Schlag«. Eine junge Dame aus dem Studio-Publikum nahm den Titel wörtlich und schlug zu: eine Ohrfeige ins Gesicht des Bochumer Astronomie-Professors

Theodor Schmidt-Kaler, der mit rassistischen Thesen zum Ausländer-Problem in der Bundesrepublik hausieren geht und auch zu den Unterzeichnern des berühmten ›Heidelberger Manifestes‹ gegen ›völkische Überfremdung‹ gehört. Der Bayerische Rundfunk gab, am vergangenen Donnerstag, diesem Mann zur besten Sendezeit im Ersten Fernsehprogramm ausführlich Gelegenheit, seinen gefährlichen Unfug zu verbreiten. So liberal ist unser Fernsehen. Und Frau [Barbara] Friedrich, die sich auf die unvergessene Beate Klarsfeld beruft, hätte es ja erst mal mit weniger schlagenden Argumenten versuchen können (obwohl ich angesichts ihrer Tat eine gewisse klammheimliche Schadenfreude nicht völlig verhehlen kann).«¹⁹



éléments: pour la civilisation européenne 33 (Februar/März 1980): »Le droit à la différence«, Cover.

Ein »Recht auf Differenz« – gegen die Gleichmacherei in der Tradition von Christentum, Französische Revolution und Marxismus – forderte in diesen Jahren auch Alain de Benoist, Vordenker der »Nouvelle Droite«, der »Neuen Rechten«, in Frankreich ein: »Was ist heute die Hauptbedrohung? Es ist das fortschreitende Verschwinden der Vielgestaltigkeit der Welt. Die Nivellierung der Menschen, die Reduktion aller Kulturen auf eine ›Weltzivilisation‹ baut auf dem auf, was am allgemeinsten und gewöhnlichsten ist. Schon sieht man vom einen Ende des Planeten zum anderen denselben Typ von Bauten emporragen, dieselben Denkgewohnheiten Fuß fassen. Von Holiday Inn bis zu Howard Johnson kann man die Konturen einer einformig grauen Welt sich abzeichnen sehen. [...] Die Freude, die man auf einer Reise empfindet, liegt darin, verschiedene, noch verwurzelte Lebensweisen zu sehen. Sie liegt darin, andere Völker nach ihrem eigenen Rhythmus leben zu sehen, Völker, die eine andere Hautfarbe, eine andere Kultur, eine andere Mentalität haben, und die auf ihre Verschiedenheit stolz sind. Ich glaube, daß diese Vielgestaltigkeit den Reichtum der Welt ausmacht und daß der Egalitarismus dabei ist, sie zu töten.«²⁰
 ▶ KOPFLOS/ KRISE DER VERNUNFT / Kalten

»Denn man kann sich nicht gleichzeitig im Genuß des anderen verlieren, sich mit ihm identifizieren und sich doch in seiner Verschiedenheit erhalten. [...] Die Menschheit sieht sich also einer doppelten Gefahr ausgesetzt, deren Bedrohlichkeit der Ethnologe und der Biologe in gleicher Weise ermessen können. Davon überzeugt, daß die kulturelle und die biologische Evolution unzertrennlich sind, wissen sie, daß

der Rückweg in die Vergangenheit zwar unmöglich ist, daß aber auch die Bahn, die die Menschen gegenwärtig eingeschlagen haben, derartige Spannungen mit sich bringt, daß die Regungen von Rassenhaß nur ein dürrtiges Bild des Regimes verschärfen. Intoleranz vermitteln, das sich morgen einzurichten droht, ohne daß ihm die ethnischen Unterschiede noch als Vorwand dienen müßten.«

Claude Lévi-Strauss: »Rasse und Kultur« [1971], in: ders.: *Der Blick aus der Ferne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2008), S. 51f.

Eine ähnliche Skepsis gegenüber »Gleichheit« stellte sich beim Ethnologen Claude Lévi-Strauss ein. In einer viel beachteten und viel kritisierten Rede²¹ vor der UNESCO 1971 hatte sich Lévi-Strauss schließlich für »eine gewisse Taubheit« gegenüber den

»Werten« anderer Kulturen ausgesprochen bis hin zu deren »Ablehnung« oder »Negation«. (Benoist empfahl der »Neuen Rechten« dann neben Konrad Lorenz, Arnold Gehlen, Georges Dumézil, Jean Baudrillard und Antonio Gramsci auch Claude Lévi-Strauss zur Lektüre.)²²

»Der Mensch ist nicht von seiner Kultur zu trennen, nicht von seiner (räumlichen) Umwelt und nicht von seinem (zeitlichen) Erbe, die durch diese Kultur geprägt sind. [...] Aus dieser Beobachtung ergibt sich die Notwendigkeit, die Werte unserer eigenen Kultur zu finden, was es in einer Epoche der Verwirrung, wie es die unsere ist, nötig macht, dies Erbe klarzulegen. Um zu erfahren, was uns auf diesem Jahrmarkt der Werte, die heute durcheinandergehen und sich gegenüberstehen, zu eigen gehört, müssen wir genetisch vorgehen, das heißt erneut eine Genealogie der Werte aufzeichnen [...]«

Alain de Benoist: »Gleichheitslehre, Weltanschauung und ›Moral‹: Die Auseinandersetzung von Nominalismus und Universalismus«, in: Pierre Krebs (Hg.): *Das unvergängliche Erbe: Alternativen zum Prinzip der Gleichheit* (Veröffentlichung des Thule-Seminars e.V., Arbeitskreis für die Erforschung und das Studium der europäischen Kultur, Bd. 1), Tübingen, Buenos Aires, Montevideo: Grabert (1981), S. 89f.

Die Kritik am Ethnozentrismus, insbesondere an den herrschenden Strukturen der abendländischen Rationalität und Logik, war auch in der Philosophie seit den 1960er Jahren zum Thema geworden. Davon ausgehend beschäftigte man sich im Poststrukturalismus und in der Dekonstruktion ebenso mit Differenz, auch hier standen im Zentrum der theoretischen Auseinandersetzung die Denker der »edlen Wilden«: der Philosoph Jean-Jacques Rousseau und der Ethnologe Claude Lévi-Strauss. Deren Festschreibung der Differenz zwischen Kultur und Natur, Zivilisation und »Naturzustand« wurde von Jacques Derrida allerdings in einem kritischen Close-Reading seziert, um das Denken in Differenzen als Gewalt des Identitären, des Identifizierens und Unterscheidens freizulegen.

»In einer Sprache, im System der Sprache, gibt es nur Differenzen. [...] Aber einerseits *spielen* diese Differenzen: im Sprachsystem (*langue*), im Sprechakt (*parole*) und im Austausch zwischen Sprachsystem und Sprechakt. Andererseits sind diese Differenzen selbst wiederum *Effekte*. [...] Was sich *différance* schreibt, wäre also jene Spielbewegung, welche diese Differenzen, diese Effekte der Differenz, durch das ›produziert‹, was nicht einfach Tätigkeit ist. [...] die *différance* ist nicht. Sie ist kein gegenwärtig Seiendes, so hervorragend, einmalig, grundsätzlich oder transzendent man es wünschen mag. Sie beherrscht nichts, waltet über nichts, übt nirgends eine Autorität aus. Sie kündigt sich durch keine Majuskel an. Nicht nur gibt es kein Reich der *différance*, sondern diese stiftet zur Subversion eines jeden Reiches an. So wird sie offensichtlich bedrohlich, und all das muß sie unvermeidlich fürchten, was in uns das Reich, die vergangene oder künftige Gegenwart eines Reiches wünscht. Und immer

läßt sich ihr im Wahn, sie erhöhe sich durch eine Majuskel, im Namen eines Reiches der Vorwurf machen, sie wolle herrschen.«

Jacques Derrida: »Die *différance*« [1968], in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Frankfurt am Main: Ullstein (1976), S. 16–17, 29.

»Wir wollen uns später fragen, nachdem wir mehrere Texte von Lévi-Strauss einander gegenübergestellt haben, inwieweit es legitim ist, jene ›Stricheleien‹ und ›Zickzacklinien‹ auf den Kürbissen, die mit zu wenigen Worten in den *Traurigen Tropen* in Erinnerung gerufen werden, nicht Schrift zu nennen. [...] wie ist es möglich, die Praktizierung der Schrift einer Gesellschaft zu verweigern, die in der Lage ist, das Eigene auszulöschen, die demnach gewalttätig ist? Denn die Schrift, Obliteration des im Spiel der Differenz geordneten Eigenen, ist die ursprüngliche Gewalt selbst: reine Unmöglichkeit des Vokativs, unmögliche Reinheit der Anrufung. [...] Vor der Möglichkeit der Gewalt im geläufigen und abgeleiteten Sinn, in dem die ›Schreibstunde‹ von ihr spricht, gibt es, als Raum ihrer Möglichkeit, die Gewalt der Ur-Schrift, die Gewalt der Differenz, der Klassifikation und des Systems der Benennungen.«

Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1974), S. 193f. Originalausgabe: *De la grammatologie*, Paris: Éditions du Minuit (1967).

Die Auseinandersetzung mit den Effekten des Differenz-Denkens führte bei Derrida zu einer Kritik an der Gewalt des Unterscheidens, die er in Auseinandersetzung sowohl mit Rousseaus Versuch über den Ursprung der Sprachen und dessen Begriff des »edlen Wilden« als auch mit der zeitgenössischen Ethnologie von Claude Lévi-Strauss entwickelte.

»Die Individuation ist beweglich, seltsam geschmeidig, flüchtig, hat Fransen und Ränder, weil die Intensitäten, durch die sie hervorgetrieben wird, andere Intensitäten umhüllen, von anderen umhüllt werden und mit allen kommunizieren. Das Individuum ist keineswegs das Unteilbare, es teilt sich fortwährend, indem es sich in seiner Natur verändert.«

Gilles Deleuze: *Differenz und Wiederholung*, München: Wilhelm Fink (1997), S. 323. Originalausgabe: *Différence et répétition*, Paris: Presses Universitaires de France (1968).

Auch andere poststrukturalistische Denker wie Gilles Deleuze und Stuart Hall dachten die Kritik an der Identität weiter. Gegen die Dichotomie von Identität und Differenz machten sie das Multiple, Mannigfaltige, nomadische Intensitäten und die komplexe, sich überlagernde Geschichtlichkeit marginaler Positionen stark.²³

»What is it like to live, by attempting to valorize and defeat the marginalization of the variety of Black subjects and to really begin to recover the lost histories of a variety of Black experiences, while at the same time recognizing the end of any essential Black subject? That is the politics of living identity through difference. It is the politics of recognizing that all of us are composed of multiple social identities, not of one. That we are all complexly constructed through different categories, of different antagonisms, and these may have the effect of locating us socially in multiple positions of marginality and subordination, but which do not yet operate on us in exactly the same way.«

Stuart Hall: »Old and New Identities, Old and New Ethnicities« [1989], in: Anthony D. King (Hg.): *Culture, Globalization, and the World-System: Contemporary Conditions for the Representation of Identity*, Minneapolis: University of Minnesota Press (1997), S.

DIFFERENZ Wissensverzicht



Ludwig Boltzmann



Arthur Schopenhauer

Ernst Peter Fischer: »Das Stammeln der Statisten«, in: *Freibeuter: Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 9 (Thema: Angst vor der Technik?), Berlin: Wagenbach (1981), S. 41-51, hier S. 44.

»Jeder Zeitungsleser [...] muß wissen, was retardierende Momente sind, was Cäsarenzeit meint, was Pentateuch, Pegasus und Parität bedeuten, wie man Anus obit, abit onus übersetzt, von wem das stammt und warum dies überzeugend ist. Fallen jedoch Begriffe aus den Naturwissenschaften, ist Unkenntnis erlaubt. Ähnlich springt man auch mit Personen um. Von Schopenhauer nichts zu kennen, ist unverzeihlich – Boltzmann nicht zu kennen, unerheblich. [...] 1979 gibt Jürgen Habermas im Suhrkamp Verlag den Band 1000 der edition suhrkamp heraus, da werden auf knapp 1000 Seiten Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹ geboten. Gespannt sucht man nach dem Beitrag der Naturwissenschaften. Nichts ist zu erfahren, Wohnzimmermöbel sind da wichtiger. Naturwissenschaft und Technik werden im Vorwort mit zwei enorm gedrehten Sätzen abgetan. Die Stichworte heißen »Realangst« und »Überforderung«. Von Verstehen und Verständnis kann da keine Rede sein. [...] [I]n Deutschland bleibt es so: wenn man fragt, welche wesentlichen Ereignisse der Zeit um 1860 noch die heutige geistige Situation berühren, bekommt man entweder gar keine Antwort oder Hinweise auf *Tristan und Isolde* und *Das Kapital*, Richard Wagner und Karl Marx also. Niemand käme auf den Gedanken, Charles Darwin und James Maxwell zu nennen.«

Ernst Peter Fischer: »Das Stammeln der Statisten«, in: *Freibeuter: Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 9 (Thema: Angst vor der Technik?), Berlin: Wagenbach (1981), S. 41-51, hier S. 44, 47.

»Nachdenklichkeit kann den Anspruch der Evolutionsbiologie auf größeres Gehör in den Human- und Sozialwissenschaften nur unterstreichen. Und dieser Anspruch besteht zu Recht. Der ›Wissensverzicht‹, den Konrad Lorenz vor Jahren beklagte, ist nach wie vor zu konstatieren.«

Heinrich Meier: »Die Herausforderung der Evolutionsbiologie«, in: ders. (Hg.): *Die Herausforderung der Evolutionsbiologie*, München: Piper (1988) (= Veröffentlichungen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung, Band 1), S. 7–18, hier S. 17.

Der Philosoph (und Lorenz-Fan) Heinrich Meier, dessen Übersetzung von Rousseaus *Diskurs über die Ungleichheit* erstmals 1984 erschien (»Edition Meier«), stieg im August 1985 als Geschäftsführer in die Carl Friedrich von Siemens Stiftung ein – als Nachfolger des gerne als Vordenker der Neuen Rechten gehandelten Armin Mohler. Auch Meier war kein unbeschriebenes Blatt. Henning Eichberg etwa kannte Meier bereits seit seiner Zeit als Gymnasialschüler, als er dessen Texte in der als rechtsextrem eingestuften Schülerzeitung *Im Brennpunkt* veröffentlichte.

»Wenn es nicht gelingt, das Neben- und Gegeneinander der beiden Wissenschaftsblöcke in ein Miteinander zu verwandeln, dann laufen wir Gefahr, daß aus gegenseitigem Unverständnis unverhohlene Feindseligkeit wird. Die Auseinandersetzung um Kernenergie und Gentechnologie vermitteln uns einen Vorgeschmack dessen, was uns da ins Haus stehen könnte, denn sie entspringen gegensätzlichen Wertorientierungen und Lebenseinstellungen, die auf das engste mit der unterschiedlichen Weltanschauung der Natur- und Geisteswissenschaften verbunden sind.«

Wolfgang Wild: »Naturwissenschaften – immer noch zwei getrennte Kulturen?«, in: Raban Graf von Westphalen (Hg.): *Neue Technologien und die Herausforderung an die Geisteswissenschaften: Referate und Diskussionen eines Kolloquiums in der Villa Vigoni vom 16./17. Juni 1986*, Bonn: K.H. Bock (1987), S. 65–80, hier S. 67. ►MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Zwei Kulturen

»Lorenz schreibt: ›Ich habe es erlebt, daß ein ursprünglich völlig marxistisch eingestellter Student durch eine an sich völlig unpolitische Vorlesung vergleichend stammesgeschichtlichen Inhalts von der tatsächlichen Unhaltbarkeit des Traums von der ›Gleichheit aller Menschen‹ aufrichtig und eingeständenermaßen überzeugt wurde. Es ist die Stärke unserer Weltanschauung, daß sie Tatsachen sprechen lassen kann, daß unsere Ideale vor den gesicherten Ergebnissen der Naturforschung und des gesunden Menschenverstandes nicht in Dunst aufgehen.«

Lothar Baier: »Die Sache mit der Gleichheit: Zur widersprüchlichen Geschichte einer Anstrengung«, in: *Freibeuter. Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 10 (Thema: Ungleichheit, Brüderlichkeit), Berlin: Wagenbach (1981), S. 39–48, hier S. 46.

»Aber genau dieses, die jammernde Kritik, ist ebenso überholt wie die Geisteswissenschaften. Denn Kulturkritik stimmt fast immer, aber hat kaum je das Pathos des Neuen. Das ist heute dort zu suchen, wo über eine neue Einheit von Natur

und Wissenschaft, von Geist und Materie nachgedacht wird. [...] Hier freilich wird Denken anstrengend und gefährlich.«

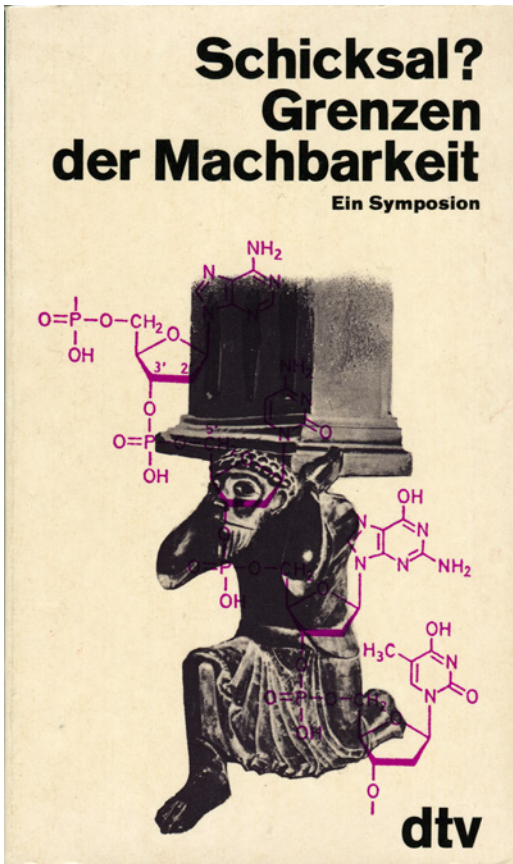
Mathias Greffrath: »Abschied von der Geisteswissenschaft: Über die Kompensationstheorie, das »Kursbuch 91« und die Zwei Kulturen«, in: *Die Zeit* 20, <https://www.zeit.de/1988/20/abschied-von-der-geisteswissenschaft> (13. Mai 1988).

Der in den 1980er Jahren gerne an die Adresse der Geisteswissenschaften erhobene Vorwurf, sich nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit zu bewegen – sich im »Wissensverzicht« zu üben, Realitätsverweigerung zu praktizieren, Ignoranz zu kultivieren, usw. – war nicht neu, er war aber auch nicht zeitlos. In den 1980er Jahren wurden derartige Clichés neumontiert, ausgeweitet, in Stellung gebracht; als Diagnose getarnt, diente die reanimierte These von den »Zwei Kulturen« (wie eh und je) nicht zuletzt wissenspolitischen Zwecken:²⁴ Weltfremde Geistes- und Sozialwissenschaften hier, Vertreter*innen der Alternativkultur da, überall witterten fortschrittsgesinnte Zeitgenoss*innen »Kulturen« bzw. »Subkulturen«, die sich in unproduktiver Verweigerungshaltung übten. Es gäbe, hieß es da etwa, ganze »Seminarbesetzungen«, die nichts anderes im Sinn hätten, als die »Herkunftsgeschichte unserer Kultur zur einer nicht-zustimmungsfähigen Unheilsgeschichte zu machen«.²⁵ Die sprichwörtliche »Wissenschaftsfeindlichkeit«, die den Protestbewegungen gerne nachgesagt wurde, ist insofern mit Vorsicht zu genießen: aus Kritik an Wissenschaft und Technik, wie immer fundiert und informiert sie sich auch ausgenommen haben mochte, wurde in diffamierender Absicht schnell mal »Verzicht« auf Wissen überhaupt. Das galt nicht nur, aber nicht zuletzt mit Blick auf die Lebenswissenschaften: jenem Wissenskomplex, der, wie man nun gerne sagte, der einstigen Königsdisziplin Physik den Rang ablief.

Figuren wie der Karlsruher Nachrichtentechniker Karl Steinbuch befanden sich dabei spätestens seit den 1960er Jahren auf Frontalkurs: »Unverständnis der Praxis, von Naturwissenschaft und Technik gilt bei uns nicht als ein geistiger Mangel«, hieß es schon in dessen Abrechnung mit der geistigen »Hinterwelt« aus dem Jahr 1968, dem Bestseller *Falsch programmiert?* Und diese Hinterwelt, die »traditionelle« Intelligenz, dominiere obendrein alle Kanäle: »Den Draht in die Redaktionsstuben haben im Regelfall nicht die Angehörigen der technischen Intelligenz.«²⁶ Wenig überraschend sollten sich derartige Belagerungsmentalitäten in etwa dem Maße intensivieren, in dem sich Protestbewegungen einerseits, die Umarmung von »Schlüsseltechnologien«, *Life-Sciences* und dergleichen andererseits, intensivierten. »Alternativ«, so sinnierte Steinbuch 1980 (mittlerweile im rasanten Rechts-Drift), »kann nur eine Minderheit von einer fleißigen, hochindustrialisierten Sozietät leben – so etwa wie Schimmelpilze auf einer Nährlösung leben können, ohne sie aber zugrunde gehen«.²⁷ Und Steinbuch war kein Einzelfall. Ähnliche Thesen hätte man auch etwa beim Soziologen Helmut Schelsky finden können, in *Die Arbeit tun die anderen* (1975) (Steinbuch zitierte ihn in der Folge gerne). Oder bei Hermann Lübbe, ein vielschreibender Philosoph, der nicht nur wenig – »Subkultur der Verweigerung« – von den »Alternativen« hielt, sondern ihnen auch eine gewisse, unverhältnismäßige Meinungsmacht zuschrieb. »Die Wissenschaftspublizistik blüht ja«, schrieb Lübbe 1979. Nur hätten die »Konservativen« bis dato versäumt, sich diese zu eigen zu machen.²⁸

Ein Blick auf die Wissenschaftspublizistik der 1970er und 1980er Jahre erhärtet diesen Eindruck nicht unbedingt. Weder die »Gegenintellektuellen« (Habermas) vom Schlage Lübbes oder Schelskys waren im Selbstverlag unterwegs, noch waren es, sagen wir, Konrad Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeldt oder (eben) Karl Steinbuch. Deren Schriften erschienen, in mehr oder weniger hoher Auflage, bei Verlagen wie Piper, dtv, Seewald, Herbig, Herder, Econ – eine Art Para-Suhrkamp-Kultur, über die man eigentlich nicht viel weiß. (Retrospektiv ist an den Beschwerden von Steinbuch et al. also durchaus etwas dran: als Gegenstand der BRD-Geistesgeschichte blieb bzw. bleibt das Milieu der konservativen Intelligenz vergleichsweise

unterbelichtet.) Ungehört blieb sie jedenfalls nicht. Schon 1974 notierte die Zeitschrift *Das Argument*: »Es ist [...] kein Zufall, daß es ausgerechnet Biologen sind, die sich zu Wort melden, ist doch die Biologie zur Zeit ›Avantgarde-Wissenschaft‹, die [...] in letzter Zeit die aufsehenerregendsten Erfolge erzielt hat.«²⁹ Und wie dem auch sei: der Vorwurf an all die, die den Naturwissenschaften die geforderte Deutungsmacht nicht zugestehen wollte, lag zunehmend nah: »Wissensverzicht« – schließlich befand man sich nun in einer Wissensgesellschaft. Der Topos wurde Anfang/Mitte der 1980er Jahre bei vielen Gelegenheiten durchdekliniert, von der Evangelischen Akademie Tutzing über das Studienzentrum Weikersheim bis hin zur Carl Friedrich von Siemens Stiftung, wo ebenfalls gerne von einer »Krise« der Geisteswissenschaften, nämlich vom Ende der »Gewißheiten« (Marxismus usw.) geraucht wurde.³⁰ Zum Beispiel 1986, im Kontext der Sondervortragsreihe *Herausforderung der Evolutionsbiologie*, die ergo um die Motivik des »Wissensverzichts« kreiste: Die Lebenswissenschaften, hieß es da, würden einen »weniger doktrinären Zugang zum sozialen und politischen Verhalten des Menschen [ermöglichen] [...], als er sowohl für die marxistische als auch die ›behavioristische‹ Perspektive in den Sozialwissenschaften typisch war«.³¹



Carl Friedrich von Siemens Stiftung (Hg.): *Schicksal? Grenzen der Machbarkeit: Ein Symposium*, München: dtv (1977), Cover.

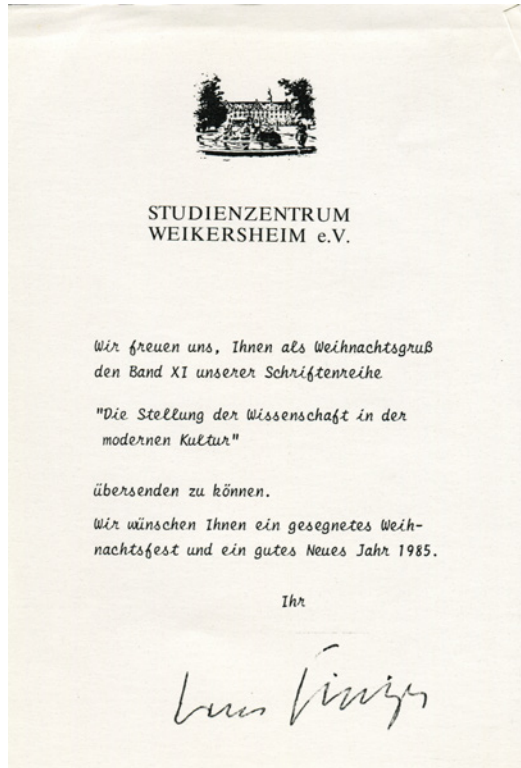
Vom »Wissensverzicht« konnte eigentlich nicht die Rede sein, zumal nicht auf dem (Buch-)Markt der Ideen. Die »Schriften« der Carl Friedrich von Siemens Stiftung etwa, eine durchaus symptomatische Plattform – von Hayek bis Radikaler Konstruktivismus, von Chaostheorie bis Eysenck –, erschienen u.a. bei dtv, ferner bei R. Oldenbourg, Propyläen und Piper. Piper versorgte das Land zudem mit Konrad

Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Rupert Riedl, Norbert Bischof, Manfred Eigen und Ilya Prigogine. Manfred Eigens *Das Spiel: Naturgesetze steuern den Zufall* (Piper, 1975), eine Ko-Produktion mit Ruthild Winkler, erschien 1985 immerhin schon in siebter Auflage – und wer wollte, konnte dort fündig werden in Sachen Überwindung des Grabens zwischen den »sogenannten erklärenden und verstehenden Wissenschaften«.³² Möglich, denkbar machten das u.a. jene neuartigen »Strukturwissenschaften«, die um 1980 am (populärwissenschaftlichen) Denkhorizont erschienen – im Gepäck Konzepte wie Emergenz, Selbstorganisation, »Hyperzyklus«. Tatsächlich nämlich war, wie man neuerdings bequem behaupten konnte, diese neue Humanwissenschaft gar nicht »reduktionistisch«, geschweige denn szientistisch, sondern komplexitäts-affin, prozess-orientiert und quasi-ganzheitlich: »Man beginnt, nicht mehr nur das Sein, sondern auch das Werden zu analysieren.«³³
► MASCHINENSTURM / HIGH TECH / Zwei Kulturen

»Einzig als revolutionäre Kampfgenossin der avanciertesten Menschen ist die Naturwirklichkeit relevant: der Stein ist nur als Genosse Stein, die Welle nur als Genossin Welle wichtig; der Strauch ist nur als Genosse Strauch, die Biene nur als Genossin Biene erheblich.«

Odo Marquard: »Die arbeitslose Angst: Der Antimodernismus in der postmodernen Gesellschaft«, in: *Die Zeit* 51, <https://www.zeit.de/1986/51/die-arbeitslose-angst> (12. Dezember 1986).

Odo Marquard, dessen »Kompensations«-Theorie der Geisteswissenschaften Mitte der 1980er Jahre einige Wellen schlug, hielt nicht viel von den »Alternativen«, dem »futurierten Antimodernismus«. Deutlich mehr Sympathien als für alternative Naturkonzepte (oder seine Version derselben), hegte Marquard denn auch für Vernunft und Verstand. Denn, »nicht alle Wissenschaften vom Menschen sind Geisteswissenschaften. [...] eine der bedeutsamen Wissenschaften vom Menschen ist die Biologie.«³⁴ Konsequenterweise implizierte die Rede von der Kompensationsrolle der Geisteswissenschaften eher Arrangement *mit* – »Orientierung«, »Bewahrung«, »Sensibilisierung« –, nicht Unterwanderung *des* Systems: »Die Geisteswissenschaften helfen den Traditionen, damit die Menschen die Modernisierungen aushalten können.«³⁵



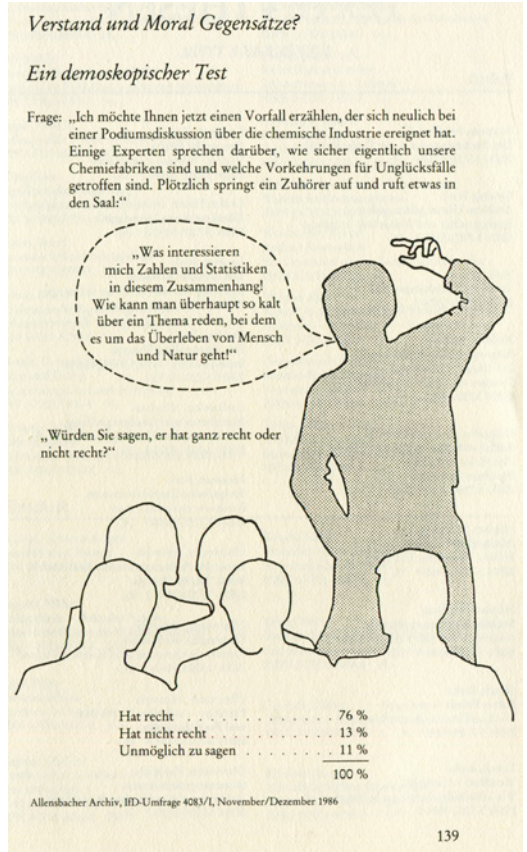
Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), Beilage.

Im Juni 1984 lud der rechtskonservative Thinktank Studienzentrum Weikersheim zur Tagung *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, um gewissen »Informationsdefizite[n] [...] zwischen Naturwissenschaften und Technik einerseits und Geisteswissenschaften andererseits« nachzudenken.³⁶ Der Einladung folgten nicht wenige illustre Gäste, u.a. Heinz Maier-Leibnitz, Elisabeth Noelle-Neumann, Lothar Späth und der Bundesforschungsminister Heinz Riesenhuber. Auch der altgediente Two-Cultures-Warrior Karl Steinbuch – neuerdings aktiv beim Schutzbund des Deutschen Volkes – kam einmal mehr zum Einsatz: »Unser Geistesleben ist unendlich weit entfernt von unseren existentiellen Problemen. Was Sir Charles Snow 1959 als »zwei Kulturen« diagnostizierte, ist hier und jetzt zur grotesken Schizophrenie ausgewachsen. [...] Wer Beispiele hierfür haben möchte, der sehe einmal nach, was die Ideen von »antiautoritärer Erziehung« oder »Gruppen-Universität« angerichtet haben. Der Realitätsverlust hat manchenorts solche Ausmaße angenommen, daß ein Neo-Mystizismus – eine Rückkehr zur Voraufklärung – zu befürchten ist. Hierauf komme ich noch zurück!«³⁷

»Direkt neben mir macht eine aus einem ganz normalen, angestregten Assistentengesicht mit schwarzem, dünnem Bart einen Indianer; die eine Hälfte des Gesichts schon Indianer, die andere noch Diplom-Physiker oder Diplom-Ingenieur mit auslaufendem Vertrag. Sie rufen wieder einmal im Chor Parolen.«

Peter Glotz: *Die Innenausstattung der Macht: Politisches Tagebuch 1976-1978*, München: Steinhausen (1979), S. 254.

Die Rede von den »Zwei Kulturen«, ursprünglich von C. P. Snow lanciert – *The Two Cultures and the Scientific Revolution* (1959) –, war stets am Mutieren. Der Berliner Wissenschaftssenator Peter Glotz, der sich hier an den legendären Berliner Tunix-Kongress 1978 erinnerte – Glotz war zugegen mit seiner »Theorie der zwei Kulturen« –, hegte z.B. Zweifel, ob denn wirklich alle Physiker*innen (wie Snow noch unterstellte) die »Zukunft in den Knochen« hatten. Recht offensichtlich ging für ihn der Riss – »Alternativkultur« hier, »offizielle Kultur« dort – mitten durch den Wissenschaftsbetrieb. Wissensverzicht konnte man dieser Alternativkultur allerdings nicht wirklich vorwerfen. Wie Glotz an anderer Stelle ausführte: »Die einen leben in einer Subkultur innerhalb der Hochschule. Sie lesen die Flugblätter, die ›Infos‹, sie lesen die eine oder andere linke Zeitschrift [...]. Und dann gibt es die ganz andere Kultur der vielen Leute, die ihre stinknormale Tageszeitung lesen, ganz gleich ob sie von Springer oder von jemand anderem kommt, die im Fernsehen Rosenthals ›Dalli-Dalli‹, Zimmermanns ›Aktenzeichen XY‹ und Löwenthals ›ZDF Magazin‹ einschalten.«³⁸



Elisabeth Noelle-Neumann, Heinz Maier-Leibnitz: *Zweifel am Verstand: Das Irrationale als die neue Moral*, Zürich: Edition Interfrom (1987), S. 139.

Der große (angebliche) »Wissensverzicht« beschränkte sich keinesfalls nur auf Geisteswissenschaftler*innen, die von den Fortschritten der Biologie nichts wissen wollten. In *Zweifel am Verstand: Das Irrationale als die neue Moral* (1987) diagnostizierte die notorisch CDU-freundliche Meinungsforscherin Elisabeth Noelle-Neumann einen sehr viel breiter angelegten »Klimawandel« – hier mit fachkundiger Schützenhilfe vom Ex-DFG-Präsidenten Heinz Maier-Leibnitz, ihrem Ehemann. Die Absage an den »Verstand« wäre gerade bei den jüngeren Menschen virulent, so Noelle-Neumann, und noch mehr bei Sympathisant*innen der GRÜNEN. 1984 konzipierte sie zur Messung dieses Sachverhalts eigens ein demoskopisches »Instrument«: »Der Test wurde in den folgenden Jahren wiederholt zum Thema Waldsterben und zum Thema Geschwindigkeitsbegrenzung auf Autobahnen, zum Thema Tierversuche und zum Thema Kernenergie, zum Thema Arbeitslosigkeit und zum Thema Sicherheit in der Chemischen Industrie. Immer sagten Mehrheiten: Dieser Zwischenrufer hat recht! Zuletzt bei der Frage nach der Sicherheit in der Chemischen Industrie waren es 76 Prozent, die von Zahlen und Statistiken nichts hören wollten [...].«³⁹ ►SELBERMACHEN/KANÄLE/Bild der Wissenschaft

DIFFERENZ Eliten

»Wenn wir auch künftig die Hochschulforschung potent halten wollen, darf die Massenakademisierung, zu der wir uns aus guten und jedenfalls irrisistiblen Gründen entschlossen haben, nicht in einem forschungspolitisch höchstniveaunivellierten universitären Juste-Milieu enden. Zum Glück herrscht darüber breiter Konsens, und im übrigen haben hier unsere Drittmittelgeber von der Industrie über die Forschungsförderungsorganisationen bis zu den Stiftungen die unentbehrliche Funktion, nach dem Kopfdünger- und Mistbeetprinzip für Spitzengewächse zu sorgen.«

Hermann Lübke: »Die Egalität erweist sich als Phantom«, in: *Hochschulpolitische Informationen* 6/11 (1980), S. 3-6, hier S. 6.

»An den ganz großen Erkenntnisdurchbrüchen der Naturwissenschaft nach dem Kriege (Beispiel: Aufklärung des genetischen Codes) waren deutsche Forscher kaum beteiligt. In die Reihe der internationalen Superstars – wenn ich mich dieses saloppen Ausdrucks für die Spitzengruppe unter den Nobelpreisträgern bedienen darf – gehört eigentlich nur ein einziger Deutscher: Manfred Eigen.«

Wolfgang Wild: »Villa-Hügel-Gespräch 1981: Ohne Elite keine deutsche Spitzenforschung«, in: *Hochschulpolitische Informationen* 19/12 (1981), S. 3-6, hier S. 3.

»Die politischen Landschaftsgärtner preisen die Schönheiten des ›Silicon Valley‹ und da der deutsche Wald nun mal stirbt, werden allerorten ›Forschungs- und Technologieparks‹ errichtet. In stumpfsinnigen Litaneien werden ›wissenschaftliche Spitzenleistungen‹ und ›Spitzentechnologien‹ eingefordert, für deren massenhafte Anlieferung man eben ›Eliteuniversitäten‹ brauche.«

Lothar Hack, Irmgard Hack: *Die Wirklichkeit, die Wissen schafft: Zum wechselseitigen Begründungsverhältnis von ›Verwissenschaftlichung der Industrie‹ und ›Industrialisierung der Wissenschaft‹*, Frankfurt am Main: Campus (1985), S. XI.
►SELBERMACHEN / UNTERNEHMER / Gründerzeit

»Es gibt einen Kreuzzug der Minderheiten; Studentenunruhen, Hochschulreform, Bürgerinitiativen; Demonstrationen; Gewalt.«

Elisabeth Noelle-Neumann, Heinz Maier-Leibnitz: *Zweifel am Verstand: Das Irrationale als die neue Moral*, Zürich: Edition Interfrom (1987), S. 65.

»[I]n der Tat verbirgt sich in der ›Formel vom akademischen Proletariat‹ beziehungsweise dem Euphemismus von der ›Fehlqualifikation‹ die Befürchtung, daß Akademiker/innen, deren Staturerwartungen nicht erfüllt werden, zum Kristallisationspunkt von Unruhe und Destabilisierung werden könnten. Noch gefährlicher, wenn diese Unruhe bereits während des Studiums auf die Organisationsmöglichkeiten von Studierenden innerhalb der Hochschule umschlägt. Die Ideologie der öffentlichkeitswirksamen Argumente hat es da verhältnismäßig einfach: Aufgrund ausreichender Multiplikatoren in konservativen Professorengruppen, Elternverbänden und Bildungsbürokratien wird *ein Absinken des Niveaus* der Studienleistungen konstatiert. [...] Dabei bedient man sich auf der einen Seite einer exhumierten Begabungsideologie, die dogmatisch aussagt: so viele Menschen können gar nicht zum akademischen Studium befähigt sein. Auf der anderen Seite wird eine akademische Elite gefordert, die auch ökonomisch, jedenfalls aber politisch das einlösen soll, was die massenhafte Ausbildung nicht bewältigt hat. [...] Parallel [dazu] [...] findet eine vom Staat betriebene Umstrukturierung der Hochschulen statt, die darauf zielt, vor allem deren technologisches Forschungspotential effektiver auszuschnöpfen und möglichst kostenlos und mit geringen Reibungsverlusten der

Industrie zur Verfügung zu stellen. Stichworte sind hier: Konzentration durch bevorzugte Vergabe von Forschungsmitteln, Differenzierung der Hochschulen und/oder Studiengänge nach dem Kriterium von ›Masse‹ versus ›Elite‹, Lockerung der Drittmittelbestimmungen, Organisation des Transfers von Forschungsergebnissen in die Wirtschaft, Veränderung der Personalstruktur durch Auslese und Zeitverträge. Verwertbarkeit heißt das Motto [...].«

Michael Daxner, Barbara Kehm: *Hochschulen auf dem rechten Weg*, Bochum: Germinal (1986), S. 79–80, 114.

»In der Absicht, gegen das 8. Konstanzer Symposium 1985, das ja unter anderem dem Thema ›Eliten‹ gewidmet war, politisch zu demonstrieren, hängten die Studenten im Forum der Universität Plakate mit der Parole aus: ›Für Chancengleichheit – Weg mit dem Eliten-Dreck‹. Dieser Parole liegt eine Konfusion zugrunde, und auf eben diese Konfusion wird man aufmerksam, sobald man verstanden hat, wieso im Zusammenhang moderner egalitärer Gesellschaften Eliten sich über Begünstigungen durch effektiv gewährleistete Chancengleichheit bilden und näherhin durch deren Nutzung. [...] Es bedarf keines näheren Nachweises, daß dieselbe widersprüchliche Verleugnung des Differenzierungseffekts gewährleister Chancengleichheit in vergangenen Jahren auch unsere Wissenschaftskultur erheblich geschädigt hat.«

Hermann Lübke: »Die Wiederentdeckung der Eliten«, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 1/23 (1986), S. 32–44, hier S. 33, 37.

Insofern das (alternative) Gegenwissen eine Bewegung aus dem Elfenbeinturm hinaus bedeutete – sowie umgekehrt: die »soziale Öffnung« der Universität –, war das Establishment den Gegenexpert*innen eigentlich stets ein paar Schritte voraus. Das zeigt der zeitgenössische Trubel um »freie« Unternehmer, unternehmerische Wissenschaftler*innen und »Technologietransfer«; und das zeigt der Tanz um die wissenschaftlich-technischen (oder sonstigen) »Eliten«, der damit tendenziell einherging. Die Mittel, Wege und Ziele jener Öffnung – in Richtung Industrie – waren freilich ganz andere: Nicht Sozialverträglichkeit, Beherrschung des technischen Wandels, kritische Wissenschaft o.ä. standen hier auf dem Programm, sondern, wenn man so will, der Standort BRD, die »Schlüsseltechnologien«, die Zukunft – der möglichst reibungslose »Transfer von Forschungsergebnissen in die Wirtschaft«. ⁴⁰ Schließlich drohte »Japan Incorporated« am Horizont, eine »neue Phase der Weltmarktkonkurrenz«, ein Zeitalter der Hochtechnologien (statt Kohle und Stahl). ⁴¹ Allzu viel Mitbestimmung, geschweige denn Langzeitstudent*innen, Leistungsnivellierung und Störversuche bei Lehrveranstaltungen, kamen da zunehmend ungelegen. Es machte in dieser Situation auch wenig Sinn, weiterhin unkontrolliert »akademische Arbeitslose [zu] ›produzieren‹«, etwa Politolog*innen oder Soziolog*innen – noch die »besten Chancen ha[tt]en [...] Informatiker, Ärzte und Ingenieure«. ⁴² Vielmehr ging es um die »Anerkennung« von Differenzen, wie der (sozusagen) praktische Philosoph Hermann Lübke gerne und oft betonte, auch und nicht zuletzt im Wissenschaftsbetrieb. Allerdings (so hieß es bei Lübke weiter): der »Kampf gegen die sogenannte Ordinarienuniversität [hatte] in besonderer Weise dazu beigetragen, die Atmosphäre anerkannter Exzellenz zu zerstören, ohne die Eliten sich in keiner Institution bilden können«. ⁴³ Der Backlash gegen die »Massenuniversität« – der »Protest der Professoren«, wie Nikolai Wehrs mit Blick auf den *Bund Freiheit der Wissenschaft* formuliert hat ⁴⁴ – hatte sich dabei schon seit den frühen 1970er Jahren formiert, knapp zehn Jahre später lief er (moduliert) auf Hochtouren. Von Weikersheim bis zur Villa Hügel – den »wissenschaftspolitischen Gesprächen« des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft e.V. –, von der Westdeutschen Rektorenkonferenz bis in die Chefetage der Fraunhofer-Gesellschaft, wurde die Elite (allermindestens) diskursiv bemüht: ⁴⁵ Ohne Elite keine Leistung, ohne Leistung keine Spitzenforschung, ohne Spitzenforschung keine Aussichten im Wettkampf der Nationen. Das würde schlecht gehen ohne Selektion, Förderung der Besten, Auslese, Wettbewerb. »Nun-

mehr werden Kapazitäten, die in der Vergangenheit erschlossen worden waren, eingeeignet und sollen durch Konkurrenz aufgemöbelt sowie über Kurz- und Langstudiengänge in Elite und Masse sortiert werden«, hieß es dahingehend 1984 in der Zeitschrift *konkret*.⁴⁶ Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang – der Heilung der »Reformschäden« – haben sich auch hier Autoren (v.a. Männer), die dem Dunstkreis der sogenannten »Tendenzwende« zugerechnet werden – u.a. der erwähnte Lübke, der (manchen) Akademiker*innen gar als »Sprachrohr einer außerakademischen, politischen Mission« galt, die er in »geradezu leninistischer Manier« verfolgte.⁴⁷ Dem Diskurs von Eliten, Spitzenforschung und »Autonomie« stand dabei – nicht unbedingt konsistent – ein Instrumentarium gegenüber, das sich mehr oder weniger wirksam gegen »ideologisch verplante« Forschung und Demokratisierungsansprüche an die Wissenschaft einsetzen ließ.⁴⁸ Drittmittel, Stiftungen, Technologietransfer, Praxisbezug, Wirtschaftsnähe, Privatuniversitäten. (Immerhin eine Privatuniversität sollte 1982 die Tore öffnen: Witten/Herdecke.) Wirklicher »Pluralismus«, eigentliche »Autonomie« und jedenfalls »Innovation«, so die Unterstellung, ließ sich am besten über den Wettbewerb der besten Köpfe herstellen. Nicht ganz zufällig erinnern damalige Argumentationsmuster mitunter an das Schreckgespenst *moral hazard*, das dem »Versorgungsstaat« nun gerne angelastet wurde: »Man merkt die Abhängigkeit produktiver Kreativität von sehr harten sozialen Verhältnissen. Wenn man die akademischen Körperschaften binnen kurzer Zeit verdoppelt und verdreifacht, tangiert man die Mechanismen der sozialen Kontrolle. Die Freigesetztheit der Wissenschaftler zu wissenschaftlichem Tun allein macht nicht produktiv. Die Professoren flippen dann sozusagen aus und die akademische Szene wird bizarr [...]«⁴⁹

► SELBERMACHEN / UNTERNEHMER

HPI • HOCHSCHULPOLITISCHE INFORMATIONEN



aus KARBICARTOON 1980 – 365 Tage mit Terminen, Witzern und Platz für Notizen – ELEFANTEN PRESS

ISSN 0170-3382

HPI 8 vom 30. April 1980

Hochschullehrer seien Marxisten [...] So sahen Eliten ganz offenkundig nicht aus – und ganz sicher nicht im Universum der *Hochschulpolitischen Informationen*, dem Organ des Bundes Freiheit der Wissenschaft (BFW): »Vulgärmarxismus statt solider »bürgerlicher« Wissenschaft, verbal forsch statt forschend aktiv«, wie es 1980 dort stichwortartig zum Thema Bremen hieß.⁵¹

HPI – Hochschulpolitische Informationen 8/11 (1980), Rückseite.

Inbegriff der »Reformschäden«: die Reformuniversität Bre-

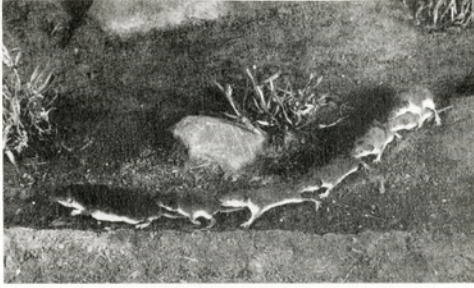


Abb. 1: Eine Feldspitzmaus führt ihre Jungen als »Karawane«. Aus Zippelius 1972.

Hans Kummer: »Gruppenführung bei Tier und Mensch in evolutionärer Sicht«, in: Heinrich Meier (Hg.): *Die Herausforderung der Evolutionsbiologie*, München: Piper (1988), S. 173–191, hier S. 175.

Auch die Natur kam ohne Eliten und Führungskräfte nicht aus, wie sich 1986 etwa anlässlich der Sondervortragsreihe *Herausforderung der Evolutionsbiologie* der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in Erfahrung bringen ließ: »Die Urform der Führung ist das einfache Vorangehen eines Kundigen, dem ein Unkundiger auf Schritt und Tritt folgt. Sie findet sich bei beiden Spitzen-Gruppen der Evolution der sozialen Evolution: Einerseits bei den eusozialen Insekten, und zwar bei den Ameisen, andererseits bei den sozialen Säugetieren samt den Menschen. [...] Spitzmäuse zeigen es besonders auffällig.«⁵²

Leserbriefe und Diskussionen

Gibt es „gute“ und „schlechte“ Wissenschaft?

Betrifft: „Alternative Wissenschaft“ entspringt purer Ideologie – Beitrag von Professor Dr. Gerard Radnitzky (Trier) in HPI 14

Sicher sollte man sich mit den Arbeiten, die aus dem Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt hervorgegangen sind, auseinandersetzen. Wenn aber dabei, fast in einem Atemzug, eine Verbindung zwischen den Methoden des Nationalsozialismus (Jüdische Physik) und den Arbeiten der Wissenschaftsgruppe in Starnberg (jetzt Universität Bielefeld) hergestellt wird, empfinde ich das als infam.

Dies war leider das Niveau des Referates von G. Radnitzky, das er am 15. 1. 1980 auf dem Kongreß der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung „Aufklärung heute – Bedingungen unserer Freiheit“ gehalten hat.

Davon abgesehen konnte ich schon damals als Zuhörer zum Thema keine neuen Gedanken entdecken, so daß ich mich frage, weswegen das Referat jetzt abgedruckt wurde.

Prof. Dr. Reimar Lüst
Präsident
der Max-Planck-Gesellschaft
zur Förderung der Wissenschaften
8000 München 1

Reimar Lüst: »Gibt es 'gute' und 'schlechte' Wissenschaft?«, in: *Hochschulpolitische Informationen* 16/11 (1980), S. 6.

Die Methoden der elitären Gegen-Gegenaufklärung wurden mitunter selbst den Eliten zu viel: Der Trierer Wissenschaftsphilosoph Gerard Radnitzky, der kaum ein gutes Haar an »alternativer« Wissenschaft, Protestbewegungen und dergleichen ließ (und auch nicht an »Staat«, »Planung« usw.), wurde hier via Leserbrief von höchster Stelle – vom Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft Reimar Lüst – ermahnt. Radnitzky, der sich 1976 u.a. mit Lübke im »Arbeitskreis Wissenschaftsforschung in der BRD« zusammengetan hatte, sah, wie viele andere Akteure im Dunstkreis der »Tendenzwende« auch, die »Freiheit« der Wissenschaft durch staatliche Steuerung und »marxistisch-leninistische« Umtriebe gefährdet.⁵³ Radnitzky für seinen Teil setzte in der Folge auf Privatuniversitäten und Thinktanks – Strukturen, die (vorgeblich) einen pluralen, freien und kompetitiven »Markt der Ideen« ermöglichen würden.⁵⁴
► SELBERMACHEN/KANÄLE/Gegenaufklärung

Abgesang auf die AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN



Warum die Akademie zum Nutzen der Wissenschaft aufgelöst werden muß

Marlis Dürkop, Wieland Elfferding, Dirk Hartung, Elke Heinsen et al. (Hg.): *Abgesang auf die Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Warum die Akademie zum Nutzen der Wissenschaft aufgelöst werden muß*, Berlin (1989), Cover.

Um ein eher kurzlebiges (dafür umso kontroverseres) Elitenprojekt der 1980er Jahre handelte es sich bei der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ein Prestigeprojekt der

amtierenden Berliner CDU/FDP-Regierung. Die Akademie, die sich u.a. der »Technikfolgenabschätzung« und den »Konsequenzen des Wachstums nicht-christlicher Bevölkerungsgruppen in christlich geprägten Gesellschaften« widmen sollte, war 1987 pünktlich zur 750-Jahr-Feier Berlins gegründet worden. 1989 sollte sie – nach Regierungswechsel und unter lautstarkem Protest – schon wieder aufgelöst werden. Die zeitweilig 31 Mitglieder zeichneten sich dabei (so zumal die Kritiker*innen der Initiative) vor allem durch ihre »konservative politische Grundhaltung« aus. Mit von der Partie waren u.a. der genannte Hermann Lübke, vor allem aber Direktoren der Fraunhofer- und Max-Planck-Gesellschaften (wie Manfred Eigen), zudem Wirtschaftsvertreter (Bosch, Daimler-Benz AG, usw.), sowie (immerhin) eine »kleine Minderheit von Frauen«. ⁵⁵ Wenig überraschend galt die geballte Macht der in der »Akademie versammelten einflussreichen Wissenschaftsmanager« weniger gut situierten Wissenschaftler*innen als »Old-Boys-Network«, das zwar kaum Zeit für Forschung haben dürfte, sich aber umso effektiver um die »Wiedereroberung der ›kulturellen Hegemonie‹« kümmerte – »eine Indienstnahme der Wissenschaft durch konservative Politik« und »westdeutsche Großindustrie«. ⁵⁶ Insbesondere die Berliner Alternative Liste stemmte sich damals gegen die Akademie, jenes »Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik«, das letztendlich nur zur »Elitebildung und Hierarchisierung in der Wissenschaft mittels Kooptation« durch Politik und Wirtschaft beitragen würde. ⁵⁷ Umgekehrt rief die geforderte »Auflösung« der Akademie prompt die zu erwartende Reaktion auf den Plan: »Polemiserende Ökoinstitute sind offensichtlich wichtiger als seriöse wissenschaftliche Arbeit«, hieß es vom Pressedienst der CDU/CSU-Fraktion. ⁵⁸

► MASCHINENSTURM / PROTEST / Gegen-Institute

DIFFERENZ Ökonomie

»Sozialwissenschaftler, die versuchen, das in den gegenwärtigen Massendemokratien vorhandene Maß sozialer Ungleichheit zu bestimmen und politische Reaktionen darauf zu beschreiben, stoßen auf eigentümliche Schwierigkeiten. Die lange Phase ökonomischer Prosperität in der Nachkriegszeit hatte zwar die Ungleichheitsrelationen in fast allen westlichen Gesellschaften kaum verändert, d.h., der Abstand zwischen Armen und Reichen war – trotz aller Ideologien der »nivellierten Mittelschichtgesellschaft« – unverändert geblieben. Aber da sich innerhalb dieser Relationen die materiellen Lebensbedingungen für alle gesellschaftlichen Schichten verbessert hatten, blieb das Problem der sozialökonomischen Ungleichheit in der Öffentlichkeit und in den Sozialwissenschaften fast unbeachtet. Erst in der Folge der gegenwärtigen weltweiten Wirtschaftskrise und den bekannten neukonservativen Versuchen ihrer Bereinigung gibt es wieder – stellenweise dramatische – Anzeichen ansteigender ökonomischer Ungleichheit. Gleichwohl ist die politische Wirklichkeit der spätkapitalistischen Wohlfahrtsstaaten bis jetzt

weniger durch sozialökonomische Verteilungskämpfe gekennzeichnet als durch die Aktivität sozialer Bewegungen, besonders der Frauen, in denen sich bürgerrechtliches Verlangen nach politischer Gleichberechtigung unentwerrbar vermischt mit kulturkämpferischen Interessen an der gesellschaftlichen Anerkennung gruppenspezifischer Einzigartigkeit.«

Helmut Dubiel: *Was ist Neokonservatismus?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1985), S. 68.



»Kursbogen: Kurzer Lehrgang zur Geschichte der Umwelt«, in: *Kursbuch 33*, Berlin: Rotbuch (Oktober 1973) (= Ökologie und Politik oder Die Zukunft der Industrialisierung), Detail. Mit freundlicher Genehmigung von Erich Rauschenbach. www.erich-rauschenbach.de

»Bislang waren es hauptsächlich Studenten, Hausfrauen, Ärzte und Ingenieure, die gegen die Umweltverschmutzung demonstrierten und über Ökologie redeten: also hauptsächlich Angehörige der Mittelklasse. Ihre Beschwerden sind legitim. Aber in Amerika und auf der übrigen Welt gibt es viele, die noch stärker unter der Umweltverschmutzung und dem System, das diese verursacht, leiden. In Amerika sind es die schwarzen, braunen und weißen Arbeiter, die in den Städten zusammengepfercht leben und die schlechtesten Jobs haben, die einen Menschen verdummen. Sie sind der stärksten Giftkonzentration ausgesetzt, sie leben in der Nähe der Industriezonen; Fabriken finden sich selten in der netten, sauberen Nachbarschaft der Vororte. Sie haben auch selten ein Auto oder das Geld, um lange Reisen zu machen. Ein paar zusätzliche Naturschutzgebiete sind für sie bedeutungslos. [...] Doch nicht genug damit – nun, da die ökologische Piraterie Amerika ausgepowert hat, greift sie über unsere Grenzen hinaus. Überall auf der Welt müssen die Menschen in den unterentwickelten Ländern mit ansehen, wie andere ihre Bodenschätze ausplündern. Die Schilder an den Fabrik- und Plantagentoren tragen Namen wie *Standard Oil*, *Anaconda* oder *United Fruit*. Die Menschen, die dort arbeiten, wissen, daß sie nie einen Pfennig vom Profit dieser Betriebe sehen werden. Die großen Firmen teilen ihre Beute höchstens mit den Reichen und Mächtigen, die das jeweilige Land kontrollieren.«

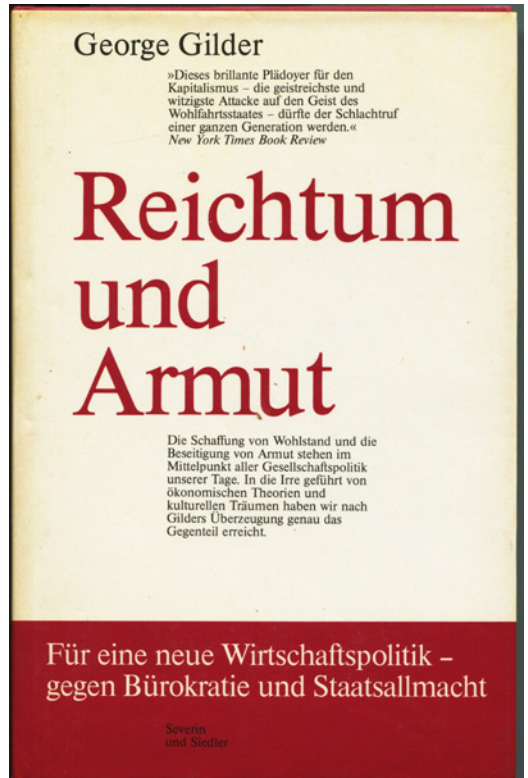
Schwarzes Kollektiv: »Ökologie und Macht«, in: *Kursbuch 33*, Berlin: Rotbuch (Oktober 1973) (= Ökologie und Politik oder Die Zukunft der Industrialisierung), S. 95–122, hier S. 120.



Helmut Schoeck: *Das Recht auf Ungleichheit*, München: Wilhelm Goldmann (1982 [1979]), Cover.

Helmut Schoecks ursprünglich im Herbig Verlag erschienene Kampfschrift *Das Recht auf Ungleichheit* (1979) war charakteristisch für jene Konstellation des neuen rechten Gegenwissens, das in den 1970er Jahren begann, sich um die »Differenz« zu gruppieren: Versatzstücke von Hayek, Friedman, Verhaltensforschung, vermischt mit jeder Menge warnender Beispiele – von »Quotensystem[en], angewandt auf Frauen« über die »Lust an der Prohibition« (Umweltbewegung) bis hin zur *maladie anglaise* (»das leistungsfeindlichste Besteuerungssystem der Welt«). »Gleichheitswahn« und »Egalitarismus« waren, so konnte man auch bei Schoeck nachlesen, letztendlich ein Affront gegen die menschliche Natur (im Gegensatz zum Eigentum): »In der Regel sucht sich jeder Mensch ein umso größeres und exklusiveres privates Revier zuzulegen, je höher sein sozialer Status gestiegen ist. Einst wetteiferte der Geldadel darin mit dem Erbadel. [...] Unzweifelhaft gibt es einen territorialen Imperativ, eine allen höheren Lebewesen eigentümliche Revieranstrengung (territorial propensity), die sich sozialpolitisch nicht einfach wegdiskutieren läßt. Menschen trachten nach Abgrenzung und Respektierung eines privaten Territoriums selbst unter Bedingungen äußerster Gleichheit und Armut. [...] Das Revierbehaupten muß also ein tief in unserer Natur als höheres Wirbeltier angelegtes Verhalten sein, das jeder statuierenden sozialen Struktur vorausgeht, ja diese erst möglich macht.«⁵⁹

Während in den 1970er Jahren in den sozialen Bewegungen eher Themen wie Frauenrechte, die Forderung nach größerer gesellschaftlicher Freiheit oder Ökologie auf der Agenda standen, bekam das Thema ökonomische und soziale Ungleichheit in dieser Zeit vor allem Aufmerksamkeit im akademischen Diskurs und in der Agenda politischer Organisationen.



George Gilder: *Reichtum und Armut: Für eine neue Wirtschaftspolitik – gegen Bürokratie und Staatsallmacht*, Berlin: Severin und Siedler (1981), Cover.

»Der Mann bekommt immer mehr das Gefühl, daß die Rolle des Familienvorstands ihm auf dem langen Weg vom überschaubaren Jägerleben über die industrielle Revolution ins moderne Massendasein abhanden gekommen ist, ja, daß der Wohlfahrtsstaat ihm Hörner aufgesetzt hat.«⁶⁰ – George Gilders Bestseller *Wealth and Poverty* (1981), in dem der Reaganflüsterer seine Vision von »angebotsorientierter Wirtschaftslehre«, »freier« Unternehmertätigkeit, sowie »Arbeit, Familie und Glauben« ausrollte (samt Quasi-Naturalisierung von (schwarzer) Armut) –, erschien noch im selben Jahr auf Deutsch, im damals neu lancierten Berliner Verlag Severin und Siedler. (Überhaupt war das Severin und Siedler-Verlagsprogramm durchaus symptomatisch für den Zustand des Ideenmarkts. Insbesondere das Siedlersche »Konkurrenzprojekt« zur geplanten Reihe »Geschichte Deutschlands« im Propyläen-Verlag machte von sich Reden: Autoren wie Michael Stürmer frönten hier – in den Worten Jürgen Kockas – einem »geopolitisch-nationalgeschichtlichen Grundansatz«).⁶¹ ▶ SELBERMACHEN / UNTERNEHMER/ Junge Tüftler

Der *War on Poverty* wurde »von oben« geführt: so verkündete etwa der US-amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson 1964 den Economic Opportunity Act mit staatlich finanzierten Unterstützungsprogrammen zur Reduktion von Armut. Im Zuge dieser Entwicklung machten sich nicht nur staatliche Statistiker*innen, Beamte und internationale Organisationen, sondern auch sozial engagierte Sozialwissenschaftler*innen und Ökonomen*innen an die Produktion von Wissen über Armut und formulierten Vorschläge zu ihrer Bekämpfung. Seit Ende der 1960er Jahre wurde zunehmend auch der Fokus auf ökonomische Ungleichheit wichtig – mit Blick auf ungleiche Einkommen und ungleiche Vermögen. *Unequal Shares: Wealth in Britain* (1972) von Anthony Atkinson und *On Economic Inequality* (1973) von Amartya Sen (der für seine Arbeiten zur Wohlfahrtsökonomie 1998 den sogenannten »Nobelpreis« für Wirtschaftswissenschaften erhielt) waren zwei wichtige Publikationen in einer Debatte, die das Wissen über Ungleichheit und Fragen des Lebensstandards im disziplinären Feld der Ökonomie positionierte.⁶² Formuliert wurden dabei auch eine ganze Reihe von Maßnahmen, um der ökonomischen Ungleichheit entgegenzuwirken – von Steuerreformen zur Umverteilung von Einkommen und Vermögen, Reformen des Pensionssystems bis hin zur gewerkschaftlich verhandelten Beteiligung an Unternehmensgewinnen. Das entstehende Wissen über Ungleichheit und die Debatte über Gegenmaßnahmen rief aber auch Gegner auf den Plan: Neokonservative und neoliberale Ökonomen und Sozialwissenschaftler*innen entdeckten das Thema für sich und entwickelten ihr eigenes – teils biologistisches, teils konservatives – Gegenwissen gegen das aufkommende Bemühen um sozialen Ausgleich und Umverteilung. Während Kritiker*innen ungleiche Vermögensverhältnisse, Lebens- und Arbeitsbedingungen als sekundäre Effekte der kapitalistischen Ausbeutung oder Vermarktlichung lebensnotwendiger Ressourcen brandmarkten,⁶³ machten sie stattdessen Differenzen als inhärenten Bestandteil eines funktionierenden Kapitalismus stark. Ungleiche Vermögensverhältnisse und Geschlechterstrukturen, globale ökonomische Ungleichheit zwischen und innerhalb von Staaten entdeckten sie als Motor wirtschaftlicher Entwicklung und marktwirtschaftlich orientierter Konkurrenz.⁶⁴ Kulturelle Differenz wurde nun zum *asset* eines globalisierten Kapitalismus.⁶⁵ Diese »produktive« Umcodierung von ökonomischer Ungleichheit als Differenz führten sie für eine Kritik des Sozialstaats und gegen all das, was sie als »Fehler des Sozialismus« ansahen, ins Feld. Spätestens seit Ende der 1970er Jahre blieb dieses Gegenwissen aber nicht nur ökonomische Theorie, sondern fiel auf fruchtbaren Boden in der konservativen Wende, etwa in den USA und in Großbritannien, aber auch in der BRD, wo nun Kürzungen öffentlicher Ausgaben und Steuererleichterungen von Großvermögen Einzug hielten.

»Es ist heute wohl eine wissenschaftlich gesicherte Aussage – jedenfalls empirisch viel besser gestützt, als es noch vor fünfzig oder hundert Jahren möglich gewesen wäre –, wenn wir erklären, daß den Neidischen nicht die Welt gehören kann, genausowenig wie es gelingen wird, die Anlässe zum Neid aus der Gesellschaft zu entfernen. Die klassen- oder statuslose Gesellschaft und ähnliche Trostinseln für festgefahrenes Denken und unbequeme Gefühle sollten nicht mehr ernsthaft diskutiert werden. [...] Es wäre an der Zeit aufzuhören, so zu tun, als ob der Neider für die Wirtschafts- und Sozialpolitik maßgebend sei.«

Helmut Schoeck: *Der Neid: Die Urgeschichte des Bösen*, München: Herbig (1980 [1966]).

Während Schoecks »Bestseller« *Der Neid* von der Zeitschrift *Das Argument* als »rüde politische Kampfschrift für die Klassengesellschaft« eingestuft wurde, hielt es Karl Popper für »ein ausgezeichnetes und äußerst wertvolles Buch«, wie auf dem Schutzzumschlag geworben wurde. Für Helmut Schelsky hingegen war Schoeck, der mit seiner »antisozialistische[n] Sozialpsychologie eine Entlarvung des politischen Gleichheitsgrundsatzes« vorgenommen hatte, »zum wissenschaftlichen Berater der Großen Koalition [...] nicht geeignet.«⁶⁶ Als Verleger von Schoecks *Der Neid* (sowie seines Büchleins zur *Entwicklungshilfe*)⁶⁷ fungierte Herbert Fleissner, der sich seit den 1950er Jahren in der BRD eine weit verzweigte Verlagsgruppe vom Amalthea- und Herbig-Verlag über den Langen Müller

und den Nymphenburger Verlag bis hin zu einer zeitweisen Fusionierung mit Ullstein/Propyläen aufgebaut hatte, in der er neben Unterhaltungsromanen oder Autoren wie Ephraim Kishon, Alexander Solschenizyn und Willy Brandt auch Bücher von nationalkonservativen und neurechte Autoren (darunter Gerard Radnitzky, Karl Steinbuch und Alfred Dregger) sowie ehemaligen NS-Autoren druckte und auf diese Weise durch den Verkauf von auflagenstarken Titeln eine Infrastruktur für einen rechtskonservativen bis neurechten Diskurs im deutschsprachigen Raum schaffte.⁶⁸

In den 1960er und 1970er Jahren schien sich die globale ökonomische Ungleichheit langsam, wenn auch moderat zu ändern: Viele der »Entwicklungsländer« hatten ein bescheidenes Wirtschaftswachstum erlebt, die Lebenserwartung stieg, die Kindersterblichkeit sank.⁶⁹ Gleichzeitig warnte ein viel diskutierter Bericht des Club of Rome 1972 vor den Gefahren eines unbegrenzten Wachstums – der Industrie, des Energieverbrauchs, der Umweltverschmutzung, aber auch der Weltbevölkerung: es müsse *limits to growth* geben, um die Welt vor einem Kollaps der begrenzten Ressourcen zu bewahren. Die Ölpreiskrise und die folgende weltweite Wirtschaftskrise Ende der 1970er Jahre erhöhte zusätzlich den ökonomischen Druck. Von neokonservativen wie neoliberalen Ökonomen und Humanökologen wurden die malthusianischen Wachstumsdiagramme des Club of Rome als Grundlage genommen, um Hilfsprogramme für die ärmeren Länder mit stärkerem Bevölkerungswachstum als kontraproduktiv zu kritisieren.⁷⁰ Ökonomische Ungleichheit wurde nun als Teil einer globalen Selbstregulation gedeutet, wobei man aber auch bereits auf ein längeres Reservoir an neoliberalen Positionen zur Entwicklungsökonomie zurückgreifen konnte.⁷¹

»Ich muss nämlich sofort zugeben, dass es richtig ist, dass die Bevölkerungsvermehrung sehr häufig zu einem Fallen der durchschnittlichen Einkommen geführt hat. Diese Vermehrung, oder besser die Umstände, die zu einer solchen Bevölkerungsvermehrung beitragen, helfen meist den Armen mehr als den Reichen, das heisst, die Armen vermehren sich mehr als die Reichen und die Folge davon ist natürlich, dass [...] durch die grössere Vermehrung der Armen im Vergleich zur Vermehrung der Reichen das durchschnittliche Einkommen tatsächlich gefallen ist. [...] Schon die Klassiker wie Adam Smith wussten, dass es vor allem die Bevölkerungsvermehrung ist, die eine intensivere Ausnutzung der Verschiedenheit der Begabungen möglich macht und auch eine grössere Differenzierung aller Individuen, die zusammenarbeiten. [...] Wenn Menschen sich vermehren, immer mehr verschiedene Tätigkeiten hervorbringen und in immer komplexeren Systemen untereinander arbeiten, so ist gar kein Grund, anzunehmen, dass dies zu einem abnehmenden Ertrag führen könnte. [...] Was die Sozialisten nie verstanden haben und die heutigen Sozialisten kaum je verstehen werden, ist, dass der Markt deshalb so unerhört wichtig ist, weil er uns in die Lage versetzt, individuell verstreutes Wissen zu nutzen und vor allem all den Individuen zu sagen, wonach sie suchen müssen, um damit den grössten Beitrag zum Sozialprodukt zu leisten. [...] Wir hören über die erbarmungswürdigen Zustände in der sogenannten Sahel-Zone, einem Gebiet südlich der Sahara, wo die Lebensbedingungen immer schlimmer und schlimmer werden, und es wird an uns appelliert, diesen armen Bevölkerungsgruppen doch zu helfen, sich nicht nur zu erhal-

ten, sondern möglich auch noch sich zu vermehren. [...] Nach allem, was wir heute wissen, kann die Sahel-Zone nicht einmal ihre eigene, geschweige denn eine grössere Bevölkerung ernähren, und wenn wir ihnen daher helfen, die Bevölkerung zu vermehren, übernehmen wir – wie gesagt – die schwere Verantwortung, immer grössere Zahlen zu erhalten, die selbst zum Leben nicht genug haben.«

Friedrich A. von Hayek: *Evolution und spontane Ordnung*, Zürich: Bank Hofmann AG (1983), S. 26f., 31, 27f.

Der neoliberale Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich Hayek nutzte eine Einladung der Zürcher Bank Hofmann AG im Juli 1983, um sich im dortigen »ZunftHaus zur Meisen« zur Thematik der Entwicklungsökonomie zu Wort zu melden. Hayek war – neben Milton Friedman, James M. Buchanan und George Stigler – nur einer in einer Reihe von Ökonomen aus dem Umfeld der Mont Pélerin Society, die die Bank Hofmann in den 1980er Jahren nach Zürich holte, und damit dem neokonservativen und neoliberalen Denken eine Plattform bot.

»The requirement of preserving the maximum number of lives is not that all individual lives be regarded as equally important. [...] Some lives are evidently more important in that they create or preserve other lives. The good hunter or defender of the community, the fertile mother and perhaps even the wise old man may be more important than most babies and most of the aged. On the preservation of the life of a good chief large numbers of other lives may depend. And the highly productive may be more valuable to the community than other adult individuals.«

Friedrich A. von Hayek: *The Fatal Conceit: The Errors of Socialism*, The Collected Works of F. A. Hayek, Bd. 1, London: Routledge (1988), S. 132.

Der Wert individueller Leben sei nicht gleich, wie Hayek in seinem Buch über die »Fehler des Sozialismus« (mit Bezug auf den Humanökologen Garrett Hardin) argumentierte. Angesichts ökonomischer Anforderungen des privaten wie öffentlichen Lebens gelte es, Entscheidungen über die Ungleichwertigkeit des Lebens zu treffen – als Leitlinien galten ihm dabei Biologie, Produktivität und Autorität.

»Die Wetter schlagen um, heißt es in einem Gedicht von Thomas Brasch; sind es die Wetter, oder ist etwas dahinter? Von Wallstreet wird behauptet, Regen und Sonnenschein hingen von ihr ab; ein wenig Reagan muß aber noch dazukommen. Jedenfalls wird aus den USA ein doppelter Klimawechsel gemeldet: ökonomisches Hoch, soziales Tief. Ein halbes Jahr nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten hat die *Washington Post*, die *Watergate-Post*, eine neue Serie unter der Überschrift »decreasing sensitivity« eröffnet: schwarze Amerikaner berichten darin, wie in ihren Alltag allmählich die Kälte kriecht. Die Decke der Bürgerrechte ist kürzer geworden, seit der Sozialetat schrumpft und das weiße Amerika scheint den egalitären Ton leid geworden zu sein, den es sich in der Kennedy-Ära angewöhnt hatte. [...] Die politische Langzeitwirkung der Jensen-Botschaft beschränkt sich nicht auf die USA; [Michael] Billigs Arbeit läßt ahnen, daß Margaret Thatcher im Angesicht von drei Millionen Arbeitslosen nicht aus heiterem Himmel rassistische Reden hält. [...] die Austerity-Periode, die gerade angebrochen ist, wird aller Voraussicht nach die Nachfrage nach Legitimationen für Sparprogramme steigern, und die Apostel der natürlichen Ungleichheit zwischen den Rassen und den Geschlechtern können rosigen Zeiten entgegensehen.«

Lothar Baier: »Vorwort«, in: Michael Billig: *Die rassistische Internationale: Zur Renaissance der Rassenlehre in der modernen Psychologie*, Frankfurt am Main: Neue Kritik (1981), S. 7, 16f.

Die Wissensgeschichte und ihr verwandte Disziplinen haben den neokonservativen und neoliberalen Verschiebungen um 1980 bisher wenig Beachtung geschenkt, dabei war das Thema damals durchaus präsent. Lothar Baier, der hier die Auswirkungen rassistischer Intelligenzforschung auf die ökonomische Wetterwende um 1980 analysiert, gehörte zu den aufmerksameren zeitgenössischen Beobachter*innen, insbesondere was die (rechten) Indienstnahmen von Wissenschaft für das Denken in Differenzen angeht.

Anmerkungen

- 1 Lyndon B. Johnson: »Howard University Commencement Address«, 4. Juni 1965: <https://www.americanyawp.com/reader/27-the-sixties/lyndon-johnson-howard-university-commencement-address-1965/>.
- 2 Siehe *Nouvelle École* 29 (1976), S. 9ff., sowie Alain de Benoists Ausführungen zum Kolloquium »Biologie und Zukunft des Menschen« im September 1974 an der Sorbonne, in: Alain de Benoist: »Auf dem Weg zur Biopolitik«, in: ders.: *Aus rechter Sicht: Eine kritische Anthologie zeitgenössischer Ideen* [1977], Tübingen, Buenos Aires, Montevideo: Grabert (1983), S. 312–317. Siehe außerdem Michel Foucaults Bemerkungen zu Jacques Ruffiés *De la biologie à la culture* (1976): »Bio-Geschichte und Bio-Politik« [1976], in: ders.: *Schriften in vier Bänden / Dits et Ecrits*, Band III, 1976–1979, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2003), S. 126–128.

»This is what I call the world of the global post-modern. [I]n order to maintain its global position, capital has had to negotiate and by negotiate I mean it had to incorporate and partly reflect the differences it was trying to overcome. It had to try to get hold of, and neutralize, to some degree, the differences. It is trying to constitute a world in which things are different. And that is the pleasure of it but the differences do not matter.«

Stuart Hall: »The Local and the Global: Globalization and Ethnicity« [1989], in: Anthony D. King (Hg.): *Culture, Globalization, and the World-System: Contemporary Conditions for the Representation of Identity*, Minneapolis: University of Minnesota Press (1997), S. 31–33.

Während einerseits Ökonom*innen und Soziolog*innen wie Friedrich Hayek, Helmut Schoeck oder George Gilder in ihren Gesellschaftstheorien soziale Ungleichheiten und strukturellen Rassismus legitimierten, machten andere – z.B. der marxistische Soziologe Stuart Hall – im Zuge der politisch-ökonomischen Wetterwende um 1980 darauf aufmerksam, dass der Kapitalismus in dieser Phase der Globalisierung Differenzen umgekehrt auch absorbierte und durch »Kommodifizierung« neutralisierte. Differenzen schienen nicht mehr das Gegenteil kapitalistischer Rationalisierung zu sein, sondern bereiteten nun die Grundlage für die fortschreitende Kulturalisierung globaler Märkte.

»[...] is there something important about the fact that, at a certain point, globalization cannot proceed without learning to live with and working through difference? If you look at one of the places to see this speaking itself, or beginning to represent itself, it is in the forms of modern advertising. If you look at these what you will see is that certain forms of modern advertising are still grounded on the exclusive, powerful, dominant, highly masculinist, old Fordist imagery, of a very exclusive set of identities. But side by side with them are the new exotics, and the most sophisticated thing is to be in the new exotica. To be at the leading edge of modern capitalism is to eat fifteen different cuisines in any one week, not to eat one. [...] It's clear, of course, that when I speak about the exotic cuisine, they are not eating the exotic cuisine in Calcutta. They're eating it in Manhattan. So do not imagine this is evenly and equally spread throughout the world. I am talking about a process of profound unevenness.«

Stuart Hall: »The Local and the Global: Globalization and Ethnicity« [1989], in: Anthony King (Hg.): *Culture, Globalization, and the World-System: Contemporary Conditions for the Representation of Identity*, Minneapolis: University of Minnesota Press (1997), S. 31–33.

- 3 Patrick Moreau: »Die neue Religion der Rasse: Der Biologismus und die kollektive Ethik der Neuen Rechten in Frankreich und Deutschland«, in: Iring Fetscher (Hg.): *Neokonservative und »Neue Rechte«: Der Angriff gegen Sozialstaat und liberale Demokratie in den Vereinigten Staaten, Westeuropa und der Bundesrepublik*, München: C.H. Beck (1983), S. 122–162; Helmut Dubiel: *Was ist Neokonservatismus?*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1985); Jürgen Habermas: »Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 448/40 (1986), S. 453–468, hier S. 467; Claus Leggewie: *Der Geist steht rechts: Ausflüge in die Denkfabriken der Wende*, Berlin: Rotbuch (1987). Vgl. auch Kijan Espangangzi: »Wer waren die N***** Europas? Der 50. Jahrestag der »Schwarzenbach-Initiative gegen Überfremdung« in der Schweiz und die antirassistische Protestbewegung in den USA«, in: *Geschichte der Gegenwart*, <https://geschichtedergegenwart.ch/wer-waren-die-n-europas-der-50-jahrestag-der-schwarzenbach-initiative-gegen-ueberfremdung-in-der-schweiz-und-die-antirassistische-protestbewegung-in-den-usa/> (7. Juni 2020).
- 4 Vgl. Stephen Jay Gould: *The Mismeasure of Man*, New York: Norton & Company (1981); Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alyssa Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*, Amherst: University of Massachusetts Press (2018).
- 5 Ellis B. Page: »Behavior and Heredity«, in: *American Psychologist* 27 (1972), S. 660f.
- 6 Vgl. »Jensenisme: Des savants prenent position« (o. V.), in: *Nouvelle École* 29 (1976), S. 90f.
- 7 Veronika Lipphardt: »Das »schwarze Schaf« der Biowissenschaften: Marginalisierungen und Rehabilitierungen der Rassenbiologie im 20. Jahrhundert«, in: Dirk Rupnow et al. (Hg.): *Pseudowissenschaft: Konzeptionen von Nichtwissenschaftlichkeit in der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2008), S. 223–250.
- 8 Jürgen Kriz: »Forscher, Puschler, Ideologen«, in *Psychologie Heute* (Mai 1984), S. 70.
- 9 Hubertus Büschel, Daniel Speich: *Entwicklungswelten: Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt am Main: Campus (2009); Marc Frey et al. (Hg.): *International Organizations and Development 1945–1990*, Basingstoke: Palgrave Macmillan (2014).
- 10 Hubertus Büschel: *Hilfe zur Selbsthilfe: Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960–1975*, Frankfurt am Main: Campus (2014).
- 11 E.F. Schumacher: *Small is Beautiful: Economics as if People Mattered*, New York: Harper Colophon (1975); Reinhold Reith, Dorothea Schmidt (Hg.): *Kleine Betriebe – Angepasste Technologie? Hoffnungen, Erfahrungen und Ermüchtungen aus sozial- und technikhistorischer Sicht*, Münster: Waxmann (2002) (= Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt); Adrian Smith et al.: *Grassroots Innovation Movements*, London: Routledge (2017).
- 12 David H. Price: *Cold War Anthropology: The CIA, the Pentagon, and the Growth of Dual Use Anthropology*, Durham: Duke University Press (2016).
- 13 Jacob Collins: *The Anthropological Turn: French Political Thought After 1968*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press (2020).
- 14 Lukas Rathjen: »Im Windschatten der Innovation«, in: Max Stadler et al. (Hg.): *Rechtes Wissen*, Zürich: intercom (2020) (im Erscheinen).
- 15 Erika Lorraine Milam: *Creatures of Cain: The Hunt for Human Nature in Cold War America*, Princeton: Princeton University Press (2019).
- 16 Clifford Geertz: *Local Knowledge: Further Essays in Interpretive Anthropology*, New York: Basic Books (1983).
- 17 Henning Eichberg: »Mannigfaltigkeit statt Uniformität: Balkanisierung für jedermann. Über Selbsterfahrung, Abkoppelung und nationale Identität«, in: *wir selbst: Zeitschrift für nationale Identität und internationale Solidarität* Mai/Juni 1983, S. 26.
- 18 Siehe dazu weiterführend: Andreas Wagner: »Das »Heidelberger Manifest« von 1981«, in: Johanna Klatt, Robert Lorenz (Hg.): *Manifeste: Geschichte und Gegenwart des politischen Appells*, Bielefeld: Transcript (2016), S. 285–314, insb. S. 296.
- 19 Hans-Christoph Blumenberg: »Saubere Scheibe«, in: *Die Zeit* 29, <https://www.zeit.de/1982/29/saubere-scheibe> (16. Juli 1982).
- 20 Alain de Benoist: *Kulturrevolution von rechts: Gramsci und die Nouvelle Droite*, Krefeld: Sinus (1985), S. 33–35.
- 21 Wiktor Stoczkowski: »Claude Lévi-Strauss und UNESCO«, in: *The UNESCO Courier* 5 (2008), S. 5–8; Staffan Müller-Wille: »Claude Lévi-Strauss on Race, History, and Genetics«, in: *Biosocieties* 5 (2010), S. 330–347.
- 22 Alain de Benoist: *Aus rechter Sicht: Eine kritische Anthologie zeitgenössischer Ideen* [1977], Tübingen, Buenos Aires, Montevideo: Grabert (1983), S. 16. Vgl. auch Jacob Collins: *The Anthropological Turn: French Political Thought After 1968*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press (2020).
- 23 Vgl. Jule Govrin, Andreas Gerlach: »Vive la Différence! Wenn Linke und Recht von #Differenz reden, meinen sie nicht das Gleiche«, in: *Geschichte der Gegenwart*, <https://geschichtedergegenwart.ch/vive-la-difference-wenn-linke-und-rechte-von-differenz-reden-meinen-sie-nicht-das-gleiche/> (13. Juni 2018).
- 24 Siehe dazu David Edgerton: »C. P. Snow as Anti-Historian of British Science: Revisiting the Technocratic Moment, 1959–1964«, in: *History of Science* 2/43 (2005), S. 187–208.
- 25 Hermann Lübbe: »Wissenschaftskultur und Elitebildung«, in: Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), S. 140–154, hier S. 146.
- 26 Karl Steinbuch: *Falsch programmiert? Über das Versagen unserer Gesellschaft in der Gegenwart und vor der Zukunft und was eigentlich geschehen müsste*, München: dtv (1969 [1968]), S. 21; Karl Steinbuch: »Die technische Intelligenz als politische Kraft. Notwendig: Die Klärung und öffentliche Darstellung unserer Position – 4. Teil«, in: *VDI nachrichten* 9 (März 1971), S. 11.
- 27 Karl Steinbuch: »Alternativ leben? Unsere Technik verdient Vertrauen«, in: *Hochschulpolitische Informationen* 4/11 (1980), S. 3–5, hier S. 3.
- 28 Hermann Lübbe: »Wissenschaft nach der Aufklärung«, in: *Giessener Universitätsblätter* 1/12 (1979), S. 18–26, hier S. 19.
- 29 Rolf Nemitz: »Editorial: Die Einbeziehung von Fragen der Naturwissenschaften in das Programm dieser Zeitschrift«, in: *Das Argument* 88 (1974), S. 801–805, hier S. 801.
- 30 Heinz Gumin, Armin Mohler: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus*, München: R. Oldenbourg (1985), S. VII–IX, hier S. VII.
- 31 Roger D. Masters: »Evolutionsbiologie, menschliche Natur und Politische Philosophie«, in: Heinrich Meier (Hg.): *Die Herausforderung der Evolutionsbiologie*, München: Piper (1988), S. 251–289, hier S. 279.
- 32 Walther Ch. Zimmerli: »Die Herausforderung der Geisteswissenschaften durch den Fortschritt«, in: *Tutzinger Materialien* 40 (1987), S. 40–61, hier S. 51.
- 33 Ernst Peter Fischer: »Das Stammeln der Statisten«, in: *Freibeuter: Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik* 9 (Thema: Angst vor der Technik?), Berlin: Wagenbach (1981), S. 41–51, hier S. 51.
- 34 Odo Marquard: »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«, in: *Apologie des Zufälligen: Philosophische Studien*, Stuttgart: Reclam (1986), S. 98–116, hier S. 110.
- 35 Odo Marquard: »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«, in: *Apologie des Zufälligen: Philosophische Studien*, Stuttgart: Reclam (1986), S. 98–116, hier S. 105.
- 36 Heinz Maier-Leibnitz: »Vorwort«, in: Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), S. 7–8, hier S. 7.
- 37 Karl Steinbuch: »Die Problematik von Wissenschaft und Lebenspraxis«, in: Studienzentrum Weikersheim e.V. (Hg.): *Die Stellung der Wissenschaft in der modernen Kultur*, Mainz: v. Hase und Koehler (1984), S. 46–64, hier S. 50–51.
- 38 »Jeder fünfte denkt etwa so wie Mescalero: Berlins Wissenschaftssenator Peter Glotz über Sympathisanten und die Situation an den Hochschulen« (o.V.), in: *Der Spiegel* 41 (1977), S. 49–63, hier S. 58.
- 39 Elisabeth Noelle-Neumann, Heinz Maier-Leibnitz: *Zweifel am Verstand: Das Irrationale als die neue Moral*, Zürich: Edition Interfrom (1987), S. 137–138.
- 40 Michael Daxner, Barbara Kehm: *Hochschulen auf dem rechten Weg*, Bochum: Germinal (1986), S. 114.

- 41 Zitiert ist Lothar Hack, Irmgard Hack: *Die Wirklichkeit, die Wissen schafft: Zum wechselseitigen Begründungsverhältnis von »Verwissenschaftlichung der Industrie« und »Industrialisierung der Wissenschaft«*, Frankfurt am Main: Campus (1985), S. XI.
- 42 »Nicht länger akademische Arbeitslose »produzieren« (o.V.), in: *Hochschulpolitische Informationen* 20/13 (1982), S. 7.
- 43 Hermann Lübbe: »Die Wiederentdeckung der Eliten«, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 1/23 (1986), S. 32–44, hier S. 37, 41.
- 44 Siehe dazu Nikolai Wehrs: *Protest der Professoren: Der »Bund Freiheit der Wissenschaft« in den 1970er Jahren*, Göttingen: Wallstein (2014).
- 45 Siehe z.B. »Forschungsorganisation und Demokratisierung von Wissenschaft, insbesondere: die Fraunhofer-Gesellschaft« (o.V.), in: *na was forschen wir denn?*, ASTA Magazin, Berlin (Juni 1984), S. 22–25; Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.): *Förderung wissenschaftlicher Spitzenleistungen – Begründungen und Wege: Dokumentation eines wissenschaftspolitischen Gesprächs des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft in Essen, Villa Hügel, 29. September 1981*, Essen: Stifterverband (1982); Weiterführend siehe Morten Reitmayer: »Comeback der Elite: Die Rückkehr eines politisch-gesellschaftlichen Ordnungsbegriffs«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 52 (2012), S. 429–454.
- 46 Georg Fülberth: »Dorothee-Ludwig von Friedewilms«, in: *konkret* 5 (1984), S. 50–52, hier S. 52.
- 47 Helmut Dubiel, Wieland Efferding, Ulf Kadritzke, Monika Oubaid, Hilde Schramm: *Streitschrift gegen die »Akademie der Wissenschaften zu Berlin«: Ein Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik*, Berlin (1986), S. 13.
- 48 Gerard Radnitzky: »Bericht: Prinzipielle Problemstellungen der Forschungspolitik«, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 7 (1976), S. 367–403, hier S. 398.
- 49 »Das »Streitgespräch« (o.V.), in: Romy Gygax: *Standpunkte und Bemerkungen zu Kreativität in Technik und Industrie am STR Symposium 1985*, Zürich: Standard Telefon und Radio AG (1985), S. 39–44, hier S. 40–41.
- 50 Manfred Weber: »Reformruine Bremen«, in: *Die Zeit* 36, <https://www.zeit.de/1980/36/reformruine-bremen> (August 1980).
- 51 *HPI – Hochschulpolitische Informationen* 17/11 (1980), Rückseite.
- 52 Hans Kummer: »Gruppenführung bei Tier und Mensch in evolutionärer Sicht«, in: Heinrich Meier (Hg.): *Die Herausforderung der Evolutionsbiologie*, München: Piper (1988), S. 173–191, hier S. 174.
- 53 Gerard Radnitzky: »Bericht: Prinzipielle Problemstellungen der Forschungspolitik«, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 7 (1976), S. 367–403, hier S. 396.
- 54 Gerard Radnitzky: »Die Universität als ordnungspolitisches Problem«, in: ders., Hardy Bouillon (Hg.): *Die ungewisse Zukunft der Universität: Folgen und Auswege aus der Bildungskatastrophe*, Berlin (1991), S. 9–56, hier S. 44 passim; Gerard Radnitzky: »Think-tanks für die Marktwirtschaft – Werkstätten einer freien Gesellschaft«, in: *Schweizer Monatshefte* 72 (1992), S. 267–274.
- 55 Marlis Dürkop, Wieland Efferding, Dirk Hartung, Elke Heinsen et al. (Hg.): *Abgesang auf die Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Warum die Akademie zum Nutzen der Wissenschaft aufgelöst werden muß*, Berlin (1989), S. 6–7.
- 56 Marlis Dürkop, Wieland Efferding, Dirk Hartung, Elke Heinsen et al. (Hg.): *Abgesang auf die Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Warum die Akademie zum Nutzen der Wissenschaft aufgelöst werden muß*, Berlin (1989), S. 31; Helmut Dubiel, Wieland Efferding, Ulf Kadritzke, Monika Oubaid, Hilde Schramm: *Streitschrift gegen die »Akademie der Wissenschaften zu Berlin«: Ein Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik*, Berlin: Alternative Liste (1986), S. 7, 16.
- 57 Helmut Dubiel, Wieland Efferding, Ulf Kadritzke, Monika Oubaid, Hilde Schramm: *Streitschrift gegen die »Akademie der Wissenschaften zu Berlin«: Ein Lehrstück neokonservativer Wissenschaftspolitik*, Berlin: Alternative Liste (1986), S. 2.
- 58 Marlis Dürkop, Wieland Efferding, Dirk Hartung, Elke Heinsen et al. (Hg.): *Abgesang auf die Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Warum die Akademie zum Nutzen der Wissenschaft aufgelöst werden muß*, Berlin (1989), S. 12–14, 42.
- 59 Helmut Schoeck: *Das Recht auf Ungleichheit*, München: Wilhelm Goldmann (1982 [1979]), S. 16–17, 23, 114, 162.
- 60 George Gilder: *Reichtum und Armut: Für eine neue Wirtschaftspolitik – gegen Bürokratie und Staatsallmacht*, Berlin: Severin und Siedler (1981), S. 136–137.
- 61 Jürgen Kocka: »Die Deutschen und ihre Nation – zwei historische Neuerscheinungen«, in: *Geschichtsdidaktik* 1/9 (1984), S. 79–83, hier S. 82.
- 62 Felix Römer: »Evolving Knowledge Regimes: Inequality Knowledge and the Politics of Statistics in the United Kingdom since the Post-War Era«, in: *KNOW: A Journal on the Formation of Knowledge* 4/2 (2020) (im Erscheinen).
- 63 Pierre Bourdieu: »Der Triumph des Neoliberalismus: Eine Utopie grenzenloser Ausbeutung wird Realität« [1998], in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8 (2015), S. 47–54.
- 64 Philip Mirowski: »Postface: Defining Neoliberalism«, in: ders., Dieter Plehwe (Hg.): *The Road From Mont Pèlerin: The Making of the Neoliberal Thought Collective*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2009), S. 417–455; Melinda Cooper: *Family Values: Between Neoliberalism and the New Social Conservatism*, New York: Zone Books (2017).
- 65 Alana Lentini, Gavan Titley: *The Crises of Multiculturalism: Racism in a Neoliberal Age*, London: Zed Books (2011).
- 66 »Gegen die Gleichheit: Helmut Schelsky über Helmut Schoeck: »Der Neid«, in: *Der Spiegel* 4 (1967), S. 85.
- 67 Helmut Schoeck: *Entwicklungshilfe: Politische Humanität*, München: Langen Müller (1972).
- 68 Hans Sarkowicz: *Rechte Geschäfte: Der unaufhaltsame Aufstieg des deutschen Verlegers Herbert Fleissner*, Frankfurt am Main: Eichborn (1994).
- 69 Frederick Cooper: *Africa since 1940: The Past of the Present*, Cambridge: Cambridge University Press (2002).
- 70 Siehe auch Sabine Höhler: *Spaceship Earth in the Environmental Age, 1960–1990*, London: Pickering & Chatto (2015).
- 71 Dieter Plehwe: »The Origins of the Neoliberal Economic Developmental Discourse«, in: Philip Mirowski, Dieter Plehwe (Hg.): *The Road From Mont Pèlerin: The Making of the Neoliberal Thought Collective*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2009), S. 238–279.

Weiterführende Literatur

Erik Baker: »The Cure and the Disease: Social Darwinism from AIDS to Covid-19«, in: *The Drift* 1, <https://thedriftmag.com/the-cure-and-the-disease/> (24. Juni 2020).

Hubertus Büschel, Daniel Speich: *Entwicklungswelten: Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt am Main: Campus (2009).

Jacob Collins: *The Anthropological Turn: French Political Thought After 1968*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press (2020).

Melinda Cooper: *Family Values: Between Neoliberalism and the New Social Conservatism*, New York: Zone Books (2017).

Helmut Dubiel: *Was ist Neokonservativismus?*, Frankfurt/Main: Suhrkamp (1985).

Constantin Goschler, Till Kössler (Hg.): *Vererbung oder Umwelt? Ungleichheit zwischen Biologie und Gesellschaft seit 1945*, Göttingen: Wallstein (2016).

Claus Leggewie: *Der Geist steht rechts: Ausflüge in die Denkfabriken der Wende*, Berlin: Rotbuch (1987).

Erika Lorraine Milam: *Creatures of Cain: The Hunt for Human Nature in Cold War America*, Princeton: Princeton University Press (2019).

Philip Mirowski: »Postface: Defining Neoliberalism«, in: Philip Mirowski, Dieter Plehwe (Hg.): *The Road From Mont Pèlerin. The Making of the Neoliberal Thought Collective*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2009), S. 417–455.

Felix Römer: »Evolving Knowledge Regimes: Inequality Knowledge and the Politics of Statistics in the United Kingdom since the Post-War Era«, in *KNOW: A Journal on the Formation of Knowledge* 4/2 (2020) (im Erscheinen).

Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alysse Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*, Amherst: University of Massachusetts Press (2018).

Susanne Schregel: »Das hochbegabte Kind zwischen Elitförderung und Hilfsbedürftigkeit 1978 bis 1985«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 68/1 (2020), S. 95–125.

Max Stadler, Monika Wulz: »Neben Feierabend: Wissenschaftsforschung neokonservativ«, in: Sandra Bärnreuther, Maria Böhmer, Sophie Witt (Hg.): *Feierabend? (Rück-)Blicke auf ›Wissen‹*, Zürich, Berlin: diaphanes (2020), S. 49–61 (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 15).

Nikolai Wehrs: *Protest der Professoren: Der ›Bund Freiheit der Wissenschaft‹ in den 1970er Jahren*, Göttingen: Wallstein (2014).

Vergangenheit als cache

Caroline Arni, Basel

Es gibt zum Frauenstreik von 1991 ein schönes Filmdokument. Eine erste Einblendung macht die Ansage (»Der Aufstand gilt dem Patriarchat«), die Videokamera zeichnet Aktivitäten auf, der Kommentar spricht von Ungleichheiten in der Schweiz, Diskriminierung auf der Welt, Frauen auf der Flucht und ihrer Vernutzung für »Experimente in der Gentechnologie«. Im Schlusskommentar heißt es: »Nur solidarisches Handeln hilft im Widerstand gegen diese Gewalt, gegen die von den Machthabenden betriebene Bevölkerungspolitik und Gentechnologie, gegen Diskriminierung und Rassismus.«¹

Ich habe mir den Film im Frühling 2019 mit meinen Studierenden angesehen. In der Diskussion fiel vor allen anderen diese Frage: »Was hat Gentechnologie mit Feminismus zu tun?« Schlagartig war die historische Distanz ausgemessen, die einen Seminarraum der Gegenwart und das Geschehen von 1991 voneinander trennt. So groß ist sie, dass ein damals selbstverständlicher Zusammenhang unverständlich geworden ist, verschlüsselt durch Jahrzehnte, in denen sich biotechnologische Verfahren mit dem Alltag und den Biografien – mehr oder weniger – verhäkelt haben. Jedenfalls werden sie kaum mehr als Gewalt an Frauen wahrgenommen. Jahre sind vergangen, in denen Dystopien so wenig wahr geworden sind wie Utopien (oder sich eines von beiden weiter vorbereitet hat?).

1991 ist das Wort »Gentechnologie« ein Schibboleth. Es weist die aus, die Versprechen zu machen wissen, und die, die darin ein Verhängnis entdecken. Letztere sagen »Gen« und sprechen von Dingen, die gespalten, Zusammenhängen, die zerrissen, Vorgängen, die zerteilt werden, bis Fragmente bleiben, die für das Ganze gehalten werden. »Natur auf die Summe der Teile bringen«, nennt es 1988 die Vorstellungsbroschüre Gen-Archiv. »Technologie« heißt Einbruch, heißt Schneiden, Öffnen, Eindringen, Einpflanzen, Manipulieren, heißt Bemächtigung. Die Verfahren und Produkte tragen Namen, manchmal Abkürzungen, man kann sie auswendig lernen, bald wissen alle, wovon die Rede ist: Pränatale Diagnostik, IVF, Fruchtwasserpunktion, Präimplantationsdiagnostik, Eizellenspende, ICSI, Norplant. Nicht alles hat mit Genen zu tun, vieles mit Hormonen. Nicht nur Männer führen die Instrumente, auch Frauen, das kompliziert die Analysen. Aber immer sind es die Körper der Frauen, von denen die Verfahren ausgehen oder in die sie münden. Weil es ohne sie nicht geht, oder weil es ohne sie gehen soll.

Vielleicht hat das eine – die Technologien – mit dem anderen – den Frauen – tatsächlich nichts mehr zu tun. (Oder wird nur die Frage nicht mehr gestellt?) 1991 war Gentechnologie ein Schibboleth, heute wird präzisiert: hier Gen, dort assistierte Reproduktion. Letzteres hat nur mehr wenig zu tun mit der ausgepressten Gebärmutter, aus der Eier puzeln, kraft der Gewalt der Hände, die sich an sie legen. (Oder doch?) Und in den Handlungen, die Laborant*innen und Ärzt*innen vornehmen, gewissenhaft, auch wenn sie an anderes denken – den Streit von gestern, die Besorgung, die nicht vergessen werden darf, die Pläne für das Wochenende – verwirklicht sich nicht die Fantasie einer mutterlosen Kinderproduktion, keine prometheische Hybris, kein narzisstisches

Selbstfortsetzungsfantasma. (Oder doch?)

Was genau liegt im cache? Nichts ist zufällig dort hängengeblieben, verbleibt zwischen verbraucht und benötigt, einmal da gewesen und nicht verloren gegeben, bereit zur Aktualisierung, nicht zufällig jetzt. 1988, 1991, 2019: Ist Vergangenheit ein cache?

Man kann es ja ausprobieren: Was hat »Gentechnologie« mit Frauen zu tun? Das hieß mal (siehe cache): auseinanderhalten und auf den Kopf stellen. Auseinanderhalten: Hier der Naturvorgang, dort der technische Eingriff, hier die Frau in Erwartung, dort die Hand an der Gebärmutter. Auf den Kopf stellen: Die Frauen sind nicht die Abweichung, das Nachgemachte, das zerbrochene Modell, sondern die natürliche Form, das Ursprüngliche, der Ausgangspunkt – ganz zuerst ist jeder Frau. Das konnte nicht unwidersprochen bleiben: Frau und Natur, eine gefährliche Kopplung, zuerst hatten die einen damit die Unfreiheit der Frauen gerechtfertigt, bevor andere darin ihre Freiheit begründeten. Besser also: keine Natur, nirgends. Auch keine Frauen mehr: Wenn es sie nicht gibt, können sie nicht unterdrückt, entrechtet, diskriminiert werden. Eine elegante Formel. Nicht alle waren überzeugt, manche hielten sie für eine Falle. Zum Beispiel Carole Pateman, 1988 (*The Sexual Contract*): Wenn Frauen als Frauen unterdrückt werden, können sie nur als Frauen befreit werden. Dazu muss von ihren Körpern gesprochen werden, wie sich Begehlichkeiten auf sie richten, auf das, was sie vermögen.

Und das Sprechen von der Natur? Wenn es nicht wäre, wofür es heute gehalten wird (»Biologisierung«, »Essenzialisierung«)? Wovon handelt die feministische Natur im cache? Unit 1: Gegen. Unit 2: Sinnlichkeit. Unit 3: Zusammenhänge. Unit 4: Unseriosität. Unit 5: Anfänge. Unit 6: Zweifel. Unit 7: Positivismus. Oder auch: das Wort ergreifen, Prozeduren analysieren, Effekte identifizieren, Anmaßungen denunzieren, Wissensbestände revolutionieren. Versuch einer Antwort: Im cache ist Natur eine Weise, von Situationen zu handeln, in die Frauen versetzt werden. Bereit zur Aktualisierung, nicht zufällig jetzt.

Anmerkungen

1 Filmmaterial zum Frauenstreik 1991 findet sich online unter: www.sozialarchiv.ch.

»Do Artefacts Have Politics?«

Monika Dommann, Zürich

Eine Totale auf die Wohninsel *Webermühle*. Ganz in Beton gebaut natürlich. Ein Citroën (ZH 315 281) fährt aus der Tiefgarage und erreicht über die Bucheggstrasse und die vierspurige Rosengartenstrasse die 1972 eröffnete Hardbrücke. Die Autofahrt geht weiter zur Autobahnraststätte Würenlos (im Volksmund »Fressbalken« genannt). Ein Mann mit dem handelsüblichen Koffer eines Handelsreisenden betritt den Brutalismus-Bau, der 1972 an der A1/A3 eröffnet wurde. Vorbei an einem Werbeplakat für den Graubündner Ferienort Arosa und den Leuchtschildern des Sännebueb-Ladens betritt der Handelsreisende nach einer Rolltreppenfahrt den Beauty Shop Ryf (For Hair, For Beauty, For Me). Er öffnet seinen Parfüm-Verkaufskoffer und präsentiert das Eau de Cologne Blue Dream aus der neuen Linie. »Nicht besonders«, lautet das Urteil der Verkäuferin, nachdem sie den Duft mit der Nase getestet hat.

Dies ist der Anfang des Films *Reisender Krieger* von Christian Schocher, 1979 gedreht und 1981 im Kino zu sehen.¹ Auch die Kamera in *Züri brännt*² fährt zu Beginn des Films die Bucheggstrasse und Rosengartenstrasse herunter und nimmt Kurs auf die Hardbrücke.

Spätestens seit *Reisender Krieger* und *Züri brännt* haben Schweizer Filmemacher*innen nicht mehr auf die Rosengartenstrasse und die Hardbrücke als Unterlage für Kamerafahrten durch Schweizer Stadtlandschaften verzichten wollen.

»Do Artefacts Have Politics?« fragte der amerikanische Technikphilosoph Langdon Winner in seinem besonders im Feld der Social Studies of Technology und der Urban Studies vielzitierten gleichnamigen Aufsatz.³ Die Brücken des New Yorker Stadtplaners Robert Moses seien aus rassistischen Motiven vorsätzlich niedrig gebaut worden, um den Bussen des öffentlichen Verkehrs (und damit auch der schwarzen Unterschicht) den Zugang in den Naturpark Jones Beach State Park zu verwehren. Auch wenn Bernward Joerges diese Geschichte später als eine Großstadtlegende dekonstruiert hat, hat sie viele Soziolog*innen, Historiker*innen, Ethnolog*innen und Städteforscher*innen zu Studien inspiriert, welche das Verhältnis von Bauten und Infrastrukturen zur Politik ins Zentrum gerückt haben.⁴

Winners »Do Artefacts Have Politics?« hätte insofern auch gut in die Beton-Trouvaillen, die in *cache* präsentiert werden, gepasst, weil er einen Schlüsseltext für die Zuwendung zur Erforschung der Materialkultur seit den 1980er Jahren darstellt. Als Zeitzeugin waren mir einige Dokumente durchaus noch in der Erinnerung präsent: *Züri brännt* hatte ich im katholischen Gymnasium in der Innerschweiz gesehen. Weil Werner »Swiss« Schweizer (ein Gründungsmitglied des Videoladens) ein paar Jahre früher das Gymnasium absolviert hatte, durfte er uns den Film zeigen. Dass ich anschliessend mit einem Pater zwecks Verarbeitung des Gesehenen über den Film sprechen musste, lag weniger an der Fahrt über die Hardbrücke oder an den gewaltsamen Strassenkämpfen, sondern an der Nacktdemo am Limmatquai, welche auch männliche Geschlechtsorgane ins gepixelte Videobild zoomte. Beschämt erinnere ich mich auch an meine temporäre Schwärmerei für die Kunst und Architektur von Friedensreich Hundertwasser. Ein farbiger Hundertwasser-

Kalender schmückte die Wand meines Teenager-Zimmers (etwa zur selben Zeit, als ich *Züri brännt* gesehen habe). Im Rückblick ist es für mich unverstänlich, dass die Bäume (Hundertwasser) und die Videosignale (*Züri brännt*) 1981 nahtlos zusammenliefen.

Die Fundstücke in *cache* sind keine Überreste, sondern eine Auswahl. Ich sehe sie eher als eine Edition denn als ein Archiv. Da wurde nicht geordnet, sondern von den Autor*innen kuratiert. Im Zentrum steht die Betonkritik als Stilmittel, als Rhetorik, als Ästhetik und als Ausgangspunkt zur Erforschung alternativer Lebensformen.

Diese Ablagen im Zwischenspeicher sollten nun allerdings nicht als Monumente der Vergangenheit verklärt werden, sondern als Ausgangspunkte für die Formulierung neuer Forschungsfragen dienen. Sie könnten auch als Lehrstücke für die gegenwärtige Politik zu Rate gezogen werden. Es wäre beispielsweise zu erforschen, unter welchen sozio-technischen Bedingungen der Beton mitsamt der Brutalismus-Architektur inzwischen eine Neubewertung erfahren hat. Die von dem Abbruch bedrohten Relikte der Betonarchitektur (in den 1980er Jahren noch eine Utopie) gelten nun als rettungswürdige Bauten. Diese Neubewertung manifestierte sich etwa in der Ausstellung *SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster!*, die 2018 im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main gezeigt wurde. Oder auch im Rahmen der Facebookgruppe *The Brutalism Appreciation Society*.

Auch die Hardbrücke, umstritten wie die Brücken des Robert Moses und Unterlage für so viele Kamerafahrten im Schweizer Film, ist inzwischen in ein neues Licht gerückt worden. Sie wird im Rahmen des Zürcher *Plan Lumière* nun Nacht für Nacht mit Hochleistungs-LED beleuchtet. Die Rosengartenstrasse wird auch in Zukunft weiterhin für Kamerafahrten mit Blick auf die Stadt zur Verfügung stehen. Denn ein milliardenteures Projekt für einen Tunnel zur Überdeckung der vierspurigen Rosengartenstrasse ist von den Stimmbürger*innen des Kantons Zürich im Februar 2020 an der Urne abgelehnt worden. Den Steuerzahler*innen in den bürgerlichen Kantonsgemeinden war das Projekt wohl zu teuer. Und für die Stadtzürcher*innen war es ein Relikt einer bereits in den 1970er Jahren fehlgeleiteten Stadtplanung auf Grundlage des Automobilismus.

Ob sie von der Bewegung 1980 agitatorisch ausgeschlachtet wurde oder heute für eine coole Urbanität ins rechte Licht gerückt wird: Es steckt tatsächlich ziemlich viel Politik in Artefakten wie der Hardbrücke und der Rosengartenstrasse.

Anmerkungen

1 Christian Schocher, *Reisender Krieger*, Schweiz (1981).

2 Videoladen, *Züri brännt*, Schweiz (1980).

3 Langdon Winner: »Do Artefacts Have Politics?«, in: *Daedalus* 109 (1980), S. 121-136.

4 Bernward Joerges: »Do Politics Have Artefacts?«, in: *Social Studies of Science* 29 (1999), S. 411-431.

Bauen Wohnen Leben

Christian Reiß, Regensburg

Baubiologie – oder besser »Bauen und Biologie«¹ – war auch in einem anderen Milieu das Thema der Stunde.

»Das Verhältnis Biologie und Bauen drängt aufgrund realer, praktischer Notwendigkeit zur Klärung. Das Umweltproblem war noch nie so lebensbedrohend.«²

Das forderte 1976 der Stuttgarter Architekt Frei Otto. Als Konstrukteur der Zeltdächer im Münchner Olympiapark 1972 gilt er als Pionier biomorpher Bauweisen und ist einer der einflussreichsten Architekturtheoretiker der Bundesrepublik. Mit seiner Forschergruppe »Bauen und Biologie« an der TU Berlin und seinem Institut für leichte Flächentragwerke an der TU Stuttgart suchte er in der Natur nach Inspiration für neue Bauformen.

»Die Architekten fragen nach der für den Menschen besten, friedlichen, aber anregenden Umwelt. Sie wissen die Antwort nicht. Sie fragen jeden, der sich damit beschäftigt und besonders den Biologen. Die Kontakte zwischen Biologie und dem Bauen sind eine unabdingbare Forderung unserer Zeit.«³

Die Probleme und Anliegen scheinen also ähnlich gelagert wie in der Baubiologie. Die Struktur von Gebäuden und Siedlungen waren genauso in der Kritik wie das Baumaterial, der Beton. Und all das ist nicht neu. Bereits 1953 formulierte der Berliner Architekt Wolf von Möllendorff:

»Das durchaus natürliche Bedürfnis des Menschen nach Licht, Luft und Sonne, das nicht unwesentlich zu einer neuen Lebenseinstellung beigetragen hat, ist – so gesehen – zur Grundlage einer neuen, gleichsam biologischen Bauauffassung geworden.«⁴

»Lebendiges Bauen« bedeutete für ihn drei aufeinander bezogene Gedankenkreise:

»Grundgedanke des ersten Kreises ist die Natur; in ihm ist das Verhalten des Bauwerks zur Umwelt festgelegt. Der Gedankenablauf des zweiten Kreises wird durch das Leben bestimmt, das in dem Hause Gestalt annehmen soll. Im Mittelpunkt des dritten Gedankenkreises steht der Mensch, nicht als Maß aller Dinge, sondern als Maß der Dinge, die er für sich schafft.«⁵

Das Gefühl, dass etwas aus den Fugen geraten ist im Verhältnis zwischen dem Menschen und seinen natürlichen und künstlichen Umwelten, stellte sich aber auch andernorts ein. Der Kunsthistoriker Hans Sedlmayr, der nach seiner Emeritierung in München an die neu gegründete Universität Salzburg gewechselt war, macht 1970 die Ursache für die Probleme und damit auch den Gegner deutlich: die Rationalität der wissenschaftlich-technischen Welt.

»Schon diese ›façon de parler‹ ist ein Symptom dafür, daß man zur Natur nur mehr ein ›sterilisiertes‹ Verhältnis hat. Sie wird nur in ihrer abstrakten städtebaulichen Funktion gesehen –, allenfalls noch in ihrer hygienischen Funktion, aber schon nicht mehr in ihrer biologischen, als ›Biotop‹, als ›Umwelt‹, und gar nicht in ihren anthropologischen, tief menschlichen Werten, deren wohltätige Wirkungen freilich nicht in Ziffern und durch Computer zu erfassen sind.«⁶

Er schließt hier an den gleichen Topos an wie Herbert Marcuse in seinem *One-Dimensional Man* (1964) [dt. *Der eindimensionale Mensch*, 1967]. Allerdings mit einem deutlich anderen ideologischen Unterbau als der kritische Theoretiker und seine Leser*innen in der Neuen Linke. Sedlmayr tritt bereits vorher als Kritiker der Kunst der Moderne in Erscheinung. Als Vorreiter des Denkmalschutzes ist sein Ziel die Bewahrung des Bestehenden – im konkreten Fall der historischen Altstadt Salzburgs. Die Arbeiten Ottos und Möllendorffs stehen zwar für Aufbruch und Neugestaltung, als Figuren einer Gegenkultur taugen aber auch sie nicht. Was die drei – und vermutlich auch die Schweizer Baubiologie – verbindet, ist ihr Verständnis von Biologie: Leben, Umwelt und Organismus. Diese Lesart war vor dem Zweiten Weltkrieg selbst als neue Wissenschaft gegen die alte, erstarrte Hegemonie angetreten – gegen die Mechanik und den Darwinismus des 19. Jahrhunderts. Mit der Lebensphilosophie und der Lebensreform, die Möllendorff als Referenz aufruft, bestehen enge Beziehungen. Und überall steht der Mensch radikal im Zentrum. Wie Sedlmayrs abschließender Appell in seiner Salzburgstreitschrift zeigt, findet dank medialer Vermittlung auch eine Annäherung von Lebens- und Bauforschung auf Ebene des politischen Aktivismus statt:

»Liebhaber des alten Salzburg in allen Ländern der Erde, vereinigt euch! Man hat den Ruf vernommen: Serengeti darf nicht sterben! Auch das alte Salzburg darf nicht sterben! Laßt Eure Stimme hören, damit es sich aufrafft und sich selbst rettet, bevor es zu spät ist! RETTET SALZBURG!«⁷

Anmerkungen

- 1 Frei Otto: »Bauen und Biologie«, in: ders.: *Schriften und Reden, 1951-1983*, hg. von Berthold Burkhardt, Braunschweig: Vieweg (1984 [1976]), S. 175-187.
- 2 Frei Otto: »Bauen und Biologie«, in: ders.: *Schriften und Reden, 1951-1983*, hg. von Berthold Burkhardt, Braunschweig: Vieweg (1984 [1976]), S. 175-187, hier S. 175.
- 3 Frei Otto: »Bauen und Biologie«, in: ders.: *Schriften und Reden, 1951-1983*, hg. von Berthold Burkhardt, Braunschweig: Vieweg (1984 [1976]), S. 175-187, hier S. 185.
- 4 Wolf von Möllendorff: *Lebendiges Bauen*, Tübingen: Ernst Wasmuth (1953), S. 79.
- 5 Wolf von Möllendorff: *Lebendiges Bauen*, Tübingen: Ernst Wasmuth (1953), S. 7.
- 6 Hans Sedlmayr: *Stadt ohne Landschaft: Salzburgs Schicksal morgen?*, Salzburg: Otto Müller (1970), S. 24.
- 7 Hans Sedlmayr: *Die demolierte Schönheit: Ein Aufruf zur Rettung der Altstadt Salzburgs*, Salzburg: Otto Müller (1965), S. 40.

KOPFLOS

KRISE DER VERNUNFT Wildnis in uns



Abb. 21 Walt Disney, Alice im Wunderland.

Hans Peter Duerr: *Traumzeit: Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*, Frankfurt am Main: Syndikat (1978), S. 117.

»Entgegen dem, was heutzutage die Philosophen lieben und was sie ›kritische Selbstreflexion‹ nennen, eine Technik, die es angeblich möglich macht, unseren Horizont von innen heraus, aus sich selber verständlich zu machen, hatten die archaischen Menschen noch die Einsicht, daß man seine Welt verlassen mußte, um sie erkennen zu können, daß man nur ›zahn‹ werde konnte, wenn man zuvor ›wild‹ gewesen war, oder daß man nur dann in der Lage war, im vollen Sinne des Wortes zu leben, wenn man die Bereitschaft gezeigt hatte, zu sterben. [...] Für uns Angehörige der modernen Zivilisation, die wir meist mehr *haben*, als wir *sind*, ist die Erfahrung jenes ›wilden‹ Teiles unserer Person kaum mehr vertraut. Gängige Ideologien unserer Zeit, wie die Psychoanalyse oder der Marxismus, weisen zwar darauf hin, daß ›dieses da‹, was jenseits unserer Alltagserfahrung liegt, ›wir selber‹ sind. Aber diese Ideologien zeigen immer wieder die Tendenz, diesem ›anderen Teil unserer selbst‹ den Wirklichkeitscharakter zu nehmen, ihn als eine ›illusionäre Projektion‹ zu erweisen. Und dies eben vor allem deshalb, weil sie in einer Zeit entstanden sind, in der sich die Hecke, auf der einst die *hagazussa* hockte, zu einer Mauer verfestigt hat, die mit der Grenze der Wirklichkeit zusammenfiel.«

Hans Peter Duerr: *Traumzeit: Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*, Frankfurt am Main: Syndikat (1978), S. 58, 83.

»Die größte Kraft
ist deine Phantasie.
Wirf die Ketten weg
und schmeiß sie gegen die,
die mit ihrer Macht deine Kräfte brechen wollen.
Unter dem Pflaster,
ja da liegt der Strand, [...]«

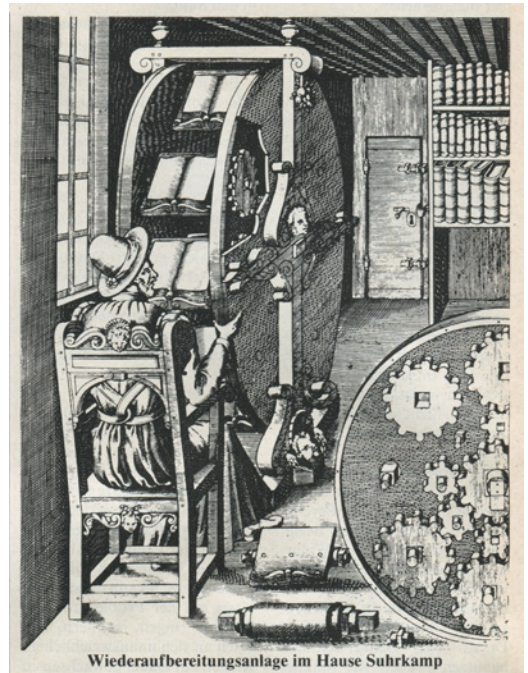
Auszug aus: Angi Domdey: »Unter dem Pflaster liegt der Strand«,
im Album: *Zerschlage deinen gläsernen Sarg*, 1978 (Aufnahme 1981
mit »Friedensband«). VIDEO ►cache.ch/0110

»Unter dem Pflaster liegt der Strand« – »Sous les pavés, la plage!« Der Ausspruch des anarchistischen Philosophen Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865) war ein beliebter Slogan der Mai-Proteste 1968 in Paris und wanderte von dort aus in die Populärkultur – und weiter in die Wissenschaft. Im deutschen Sprachraum wurde er namensgebend für eine Zeitschrift, die zwischen 1974 und 1985 im anarchistischen Karin Kramer Verlag erschien und von dem Ethnologen und Kulturhistoriker Hans Peter Duerr herausgegeben wurde (sie erschien außerdem unter den Titeln *Anarchismus heute* und *Zeitschrift für Kraut und Rüben*). Duerr, dessen eigene Forschungen sich zwischen Amerika, Ostindonesien und Nordfriesland bewegten, ging es unter anderem darum, die »Wildnis in uns« auszuloten, also das Denken jenseits der »Welt der Ratio«. Dieses »andere« Denken ließ sich, wie er bald in *Traumzeit: Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation* (1978) klarstellte, nämlich keineswegs nur in »fremden« Kulturen finden, sondern (so die Rezension im *Spiegel*) auch »inmitten unserer Kultur von Beton und elektronischer Feinsteuerung«.¹

Duerr – der mit *Traumzeit* dann auch einen Bestseller landete – traf den Nerv der zeitgenössischen Kritik an Wissenschaft und der westlichen Vernunft, die nicht nur in New-Age-Kreisen auf Widerhall stieß, sondern weit bis in die Akademie hineinreichte. Nicht zuletzt der Chemiker Ilya Prigogine, Nobelpreisträger für Chemie des Jahres 1977, befand in dem Buch *La Nouvelle Alliance*, das er zusammen mit der Chemikerin und Philosophin Isabelle Stengers verfasste, dass auch die »harten« Wissenschaften für das »Unerwartete« offen werden müssten. Der »Dialog mit Natur«, darauf wies schließlich auch Prigogines physikalische Chemie »dissipativer Strukturen« hin, erschöpfe sich nicht in der »alles beherrschende[n] Rationalität«: »Wir gelangen zu einem Dialog mit einer offenen Welt, bei deren Konstruktion wir selbst eine Rolle spielen.«² Die Krise der Vernunft und der Wissenschaften war aus dieser Perspektive unmittelbarer Ausdruck einer Krise der Selbsterfahrung. Befreiung bedeutete dann, die Fesseln der Ratio, die sich seit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts immer enger gezogen hatten, zu sprengen. So war es auch kein Wunder, dass es um 1980 im Akademischen und Para-Akademischen zu einer breiten Wiederentdeckung »anderer« Wissensträger kam, deren »Wissen« im Laufe der Geschichte verschüttet gegangen war: Man denke etwa – »Jahrtausende lang war der Mensch Jäger« – an das Wissen der Körper und Sinne.³ Oder: an die Hexen, Schamanen und Kelten (die »Indianer Deutschlands«), die nun verstärkt durch Kulturgeschichte und -theorie geisterten – und durch die Programme von Verlagen wie Syndikat, Dianus-Trikont oder Dreisam. Mit diesen anderen Wissensträgern wurden weitere Erkenntnis- und Bewusstseinszustände verstärkt auch im akademischen Raum salon- und satisfaktionsfähig: die Welt der Magie, der Intuition, der reinen Sinnlichkeit, des Rausches. »Mit dem Ethnologie-Boom an den Unis«, befand eine zeitgenössische Reportage zu Duerr, Feyerabend und anderen, »[sei] es bei Grünen, Aussteigern und Studenten geradezu schick geworden, das Heil im Irrationalen zu suchen.«⁴

»Sind denn alle Wissenschaften in der Krise? Ja, ich denke schon. [...] [Alle] Wissenschaften sind in der Krise, weil die naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie die vorherrschende ist [...]. Dabei wissen wir doch: Die Wissenschaft unserer Zeit ist nur eine der möglichen Wissenschaften. Erstens waren die Wissenschaften anders zu Zeiten z.B. des Aristoteles, im Mittelalter, im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Und zweitens, die Wissenschaften – ja, ich nenne sie Wissenschaften – der Chinesen, der Afrikaner, der Inder, der Indianer waren andere Wissenschaften. Die Bücher von Castaneda haben in unserer Zeit die Idee popularisiert, daß es verschiedene Weltbilder – Sichtweisen – Wahrheiten geben kann; und die Philosophen, Wissenschaftstheoretiker haben bewiesen, daß es keine Möglichkeit gibt, zwischen den Welten zu entscheiden. ›Does Don Juan really fly?‹ [...] Das Argument, das hier von den Wissenschaftlern gegen diese anderen Weltbilder ins Feld geführt wird, heißt: ›Das ist irrational.‹ Magie ist irrational, Induktion ist irrational, Alltagsdenken ist irrational. [...] Und was irrational ist, bestimmt die Wissenschaftlergemeinschaft. Das Verrückte ist irrational, die Wildnis ist irrational, Hexen, Schamanen, Zauberer, Sinnlichkeit, Gefühle, Werturteile, Meinungen, der Tod – all das ist irrational.«

Gerhard Portele: »Krise des Studiums als Krise der Wissenschaften«, in: *Unter dem Pflaster liegt der Strand: Zeitschrift für Kraut und Rüben* 8 (1981), S. 65–84, hier S. 68, 73.



Hans Heinz Holz: »Rotationsprinzip. Suhrkamp Wissenschaft. Weißes Programm 1984«, in: *konkret* 8 (1984), S. 88–89, hier S. 88.

Im Gegensatz zu Verlagen wie Syndikat (in dem Duerrs *Traumzeit* erschien) oder Dianus-Trikont tat sich die Suhrkamp-Culture eher schwer mit der Unvernunft. »[Siegfried] Unseld nimmt den Mund voll«, fand etwa der marxistische Philosoph Hans Heinz Holz in einem Artikel in der Zeitschrift *konkret*, in dem er auch Augustinos Ramellis berühmtem Bücherrad aus der Renaissance eine neue Bedeutung verlieh. Selbst Unseld hätte inzwischen zwar erkannt, dass der »Zeitgeist [...] irgend etwas Neues mit ›Vernunft‹ im Schilde [führe]. [...] Der Begriff ist in einer Gärung, er formiert sich neu und scheint sich gegenüber vielem, was in ausgegrenzten Bereichen lag, öffnen zu wollen.« Aber, so Holz weiter, »gerade die Neuformierung der Vernunft – und was sie bedeuten möge – finde ich [bei Suhrkamp] kaum; vielleicht bei Luhmanns Erörterungen über die Liebe, vielleicht bei Moscovicis Umkreisen des Naturkonzepts. Der Filter Verlagsprogramm hat die Reiseberichte von der Ausfahrt ins Ungewisse ausgesiebt. Das Narrenschiff liegt auf der Stelle. Windstille.«⁵

KRISE DER VERNUNFT Hexen



Paola Agosti, *Feministische Demonstration für die Entkriminalisierung der Abtreibung in Rom (1975)* (mit freundlicher Genehmigung)

Die Fotografin Paola Agosti dokumentierte in den 1970er und frühen 1980er Jahren die Frauenbewegung in Italien. Nicht nur dort, auch in der Schweiz und in Deutschland bezeichneten sich die Demonstrantinnen als »Hexen«. Die Figur der Hexe war aber nicht nur deshalb interessant, weil sie emblematisch für die Verdrängung der Frau aus der »rationalen Sphäre« stand, sondern auch, weil ein Kernanliegen der Frauenbewegung – die Selbstbestimmung über den eigenen Körper und insbesondere das Recht auf Abtreibung – mit dem »anderen Wissen« der Hexen, Hebammen und Heilerinnen in Verbindung gebracht wurde.



Paola Agosti, *Feministische Demonstration vor dem Amtsgericht in Rom während des Prozesses gegen den Vergewaltiger von*



Helga Leibundgut, *Walpurgisnacht, Bern, 30. April 1979 - Frauen mit Fackeln und Besen*, Zürich: Schweizerisches Sozialarchiv, F 5110-Fc-033.

»Tremate, tremate, le streghe son' tornate - Zittert, zittert, die Hexen sind zurückgekehrt; rufen wir Frauen an unseren Demos. Hexen - für die Kinder die bucklige, böse Märchengestalt, für die Erwachsenen vielleicht die vage Erinnerung an eine Geschichtsstunde, in der von Inquisition die Rede war. Wer aber waren die Hexen wirklich? In den Geschichtsbüchern finden wir darauf keine Antwort. Die Geschichte der Hexen ist ein Stück Frauengeschichte, das unterging oder verzerrt wurde und das wir Frauen heute mühsam wieder zu entdecken versuchen.«

»Tremate, tremate, le streghe son' tornate« (o.V.), in: *Emanzipation: feministische Zeitschrift für kritische Frauen* 4 (1978), S. 6-7, hier S. 6.

»Women have always been healers. They were the unlicensed doctors and anatomists of western history. They were abortionists, nurses and counsellors. They were pharmacists, cultivating healing herbs and exchanging the secrets of their uses. They were midwives, travelling from home to home and village to village. For centuries women were doctors without degrees, barred from books and lectures, learning from each other, and passing on experience from neighbor to neighbor and mother to daughter. They were called ›wise women‹ by the people, witches or charlatans by the authorities. Medicine is part of our heritage as women, our history, our birthright. Today, however, health care is the property of male professionals. [...] We are no longer independent practitioners, known by our own names, for our own work. We are, for the most part, institutional fixtures, filling faceless job slots: clerk, dietary aide, technician, maid.«

Barbara Ehrenreich, Deirdre English: *Witches, Midwives, and Nurses: A History of Women Healers*, Old Westbury: The Feminist Press (1973), S. 3.

Die Geschichte der Hexen, so die US-amerikanischen Autorinnen Barbara Ehrenreich und Deirdre English, müsse neu erzählt werden: Als politische Geschichte, in der die Frauen als »irrationale«, gefährliche Pseudoärztinnen

nach und nach aus der sich professionalisierenden Medizin ausgeschlossen wurden. »Methoden und Ergebnisse der heilkundigen Hexe stellten eine große Bedrohung [...] dar, denn die Hexe war Empirikerin: Sie verließ sich mehr auf ihre Sinne als auf die Gebote des Glaubens oder die Lehren der Kirche, sie glaubte an die Gesetze von Versuch und Irrtum, Ursache und Wirkung. [...] Kurzum, ihre Magie war die Wissenschaft der damaligen Zeit.«⁶ Die Rehabilitierung des Wissens der Heilerinnen und Hebammen sollte nicht zuletzt dazu führen, dass Frauen das Wissen über ihren eigenen Körper zurückerobern und alternative, einfache Heilpraktiken anwenden können sollten. Im Anhang der deutschen Übersetzung von *Witches, Midwives, and Nurses* hatten die Verlegerinnen einen Bericht über drei Hebammen, die in den USA für ihre illegale Tätigkeit verhaftet worden waren, angefügt. Die Gründung von sogenannten *Women's Health Clinics* sollte dort allen Frauen günstige und alternative medizinische Betreuung garantieren (etwa Begleitung bei Hausgeburten).

»Hexen, die weisen Frauen, die Aerztinnen, die Anführerinnen, die Unangepassten, die ›Verrückten‹ des Mittelalters. Hexen – wir Frauen der neuen Frauenbewegung, die nicht mehr länger stillschweigen – die Parallele ist klar. Gewiss, für uns steht nicht der Scheiterhaufen bereit, aber sind z.B. die Methoden in Psychiatrie und Gefängnis wirklich [sic] so viel humaner?«⁷ In den Hexenverfolgungen und Inquisitionsverfahren des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit sahen viele Feministinnen in den 1970er und 1980er Jahren die Vorgeschichte ihrer eigenen patriarchalen Gegenwart. In den Hexen entdeckten sie kundige, weise Frauen, deren Ausschluss als »Wahnsinnige« und vom Teufel Besessene hauptsächlich auf ihre Konkurrenz zu den Deutungsansprüchen zunächst der Kirche und dann der entstehenden Medizin als (männliche) Profession zurückzuführen war. Auch für die neue Wissenschaftsgeschichte wurde die frühneuzeitliche Hexe eine paradigmatische Figur. So parallelierte etwa die Wissenschaftshistorikerin Carolyn Merchant in *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution* (1980) die Praktiken der Inquisition mit denen der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts: »The interrogation of witches as symbol of the interrogation of nature, the courtroom as model for its inquisition, and torture through mechanical devices as a tool of the subjugation of disorder were fundamental to the scientific method as power.«⁸ »The witch, symbol of the violence of nature, raised storms, caused illnesses, destroyed crops, obstructed generation, and killed infants. Disorderly woman, like chaotic nature, needed to be controlled.«⁹

►SELBERMACHEN / KANÄLE / Andere Kanäle



Hannsferdinand Döbler: *Hexenwahn: Die Geschichte einer Verfolgung*, München: Bertelsmann (1979), S. 25.

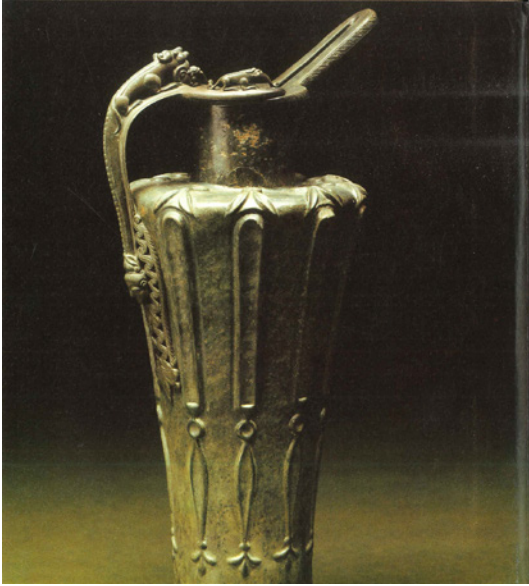
Hexen wurden um 1980 als Teil einer marginalisierten Subkultur wiederentdeckt: »Eingenommen oder eingerieben wurden diese Rauschmittel bei den grossen nächtlichen Zusammenkünften, dem Hexensabbat. [...] Waren es Feste des armen Volkes, das sich nachts zum ausgelassenen Tanz traf und sich mit dem im 12. Jahrhundert aufkommenden Bier und Most und allerhand Kräutern berauschte? Wurde auf dem Sabbat Widerstand gegen die Herrschenden organisiert?«¹⁰ Einige versuchten gar, im Rauschzustand der Wirkung von Kräuterheilmitteln, Drogen und Zaubersäften selbst auf die Spur zu kommen. Ethnolog*innen und Volkskundler*innen erkundeten »alte Rezepte« und konnten von halluzinatorischen Zuständen berichten. »Siegbert Ferkel hat 1954 einen Versuch mit Hexensalbe am eigenen Körper unternommen. Er hat durch Zufall ein Rezept aus zweiter Hand bekommen und schmierte sich die Salbe auf die Brust: daraufhin erweiterten sich die Pupillen, so daß sie fast das ganze Auge einnahmen, der Puls begann zu rasen, und es heißt in seinem Bericht: »Aus dem Dunkel schwebten mir Gesichter zu, erst verschwommen, um dann Gestalt anzunehmen... ich schwebte mit großer Geschwindigkeit aufwärts. Es wurde hell, durch einen rosa Schleier erkannte ich verschwommen, daß ich über der Stadt schwebte. Die Gestalten, die mich schon im Zimmer bedrückt hatten, begleiteten mich auf diesem Flug durch die Wolken. [...]« Bekannt ist auch der Selbstversuch des Volkskundlers an der Universität Göttingen, Will-Erich Peuckert, den dieser 1960 nach einem Rezept aus dem Jahre 1568 aus der »Magia naturalis« des Italieners Giambattista Porta durchgeführt hatte. Er sei, so sein Bericht, in einen rauschähnlichen Schlaf verfallen [...]: »[...] Dann plötzlich hatte ich das Gefühl, als flöge ich meilenweit durch die Luft.«¹¹

»Die gerade bei schweizerischen, österrreichischen und süddeutschen (bayerischen) sehr unbäuerlichen Bierisch-Politikern und den von ihnen angestellten sogenannten Heimatschriftstellern [...] übliche Anrufung der »seelisch-gesunden, heilen, guten alten Zeit« wirkt im Lichte solcher Zeugnisse ausgesprochen humorvoll: Der durchschnittliche Landmann [...] unserer jüngsten Vergangenheit war wahrscheinlich häufiger auf »Trip«, der inneren Reise mit Drogenhilfe, als heute eine ganze Kommune der angeblich »durch ausländische Einflüsse so verderbten Hippie-Jugend« zusammen gerechnet. Zum Verschwinden von mythischen Gesichtern [sic], von Erlebnissen mit Sagengestalten, bis ins 19. Jahrhundert hinein in Stadt und Land sozusagen eine alltägliche Angelegenheit, mag ein sehr äußerer Grund mehr beigetragen haben als etwa »das Vorrücken der technischen Zivilisation« an sich – oder die Verbreitung der sich gegen allen »rückständigen Aberglauben« wendenden Schulbildung: Es ist eben das Ende und die Zersetzung der Wissenschaft dieser Theriak-Apotheker, Hexen-Hebammen und fahrenden Alraun-Händler.«

Sergius Golowin: *Die Magie der verbotenen Mächten: Von Hexenkräutern und Feendrogen*, Hamburg: Merlin (1974) (= Merlins Bibliothek der geheimen Wissenschaften und magischen Künste), S. 13.

Auch für den »Mythenforscher« Sergius Golowin waren das Wissen der Hexen Teil einer angewandten Kräuterkunde der Frühen Neuzeit, die in der mündlichen Tradition von Fahrenden, Kräuterfrauen, Zigeunern, Gauklern existierte: »Tatsächlich finden wir in allen halbwegs zuverlässigen Berichten die Fahrenden als Verbreiter aller im heutigen Sinne so gefährlichen Naturdrogen.«¹²

KRISE DER VERNUNFT Kelten



Ludwig Pauli (Hg.): *Die Kelten in Mitteleuropa: Kultur, Kunst, Wirtschaft - Salzburger Landesausstellung 1. Mai bis 30. September 1980 im Keltenmuseum Hallein Österreich*, Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung (1980), Cover.

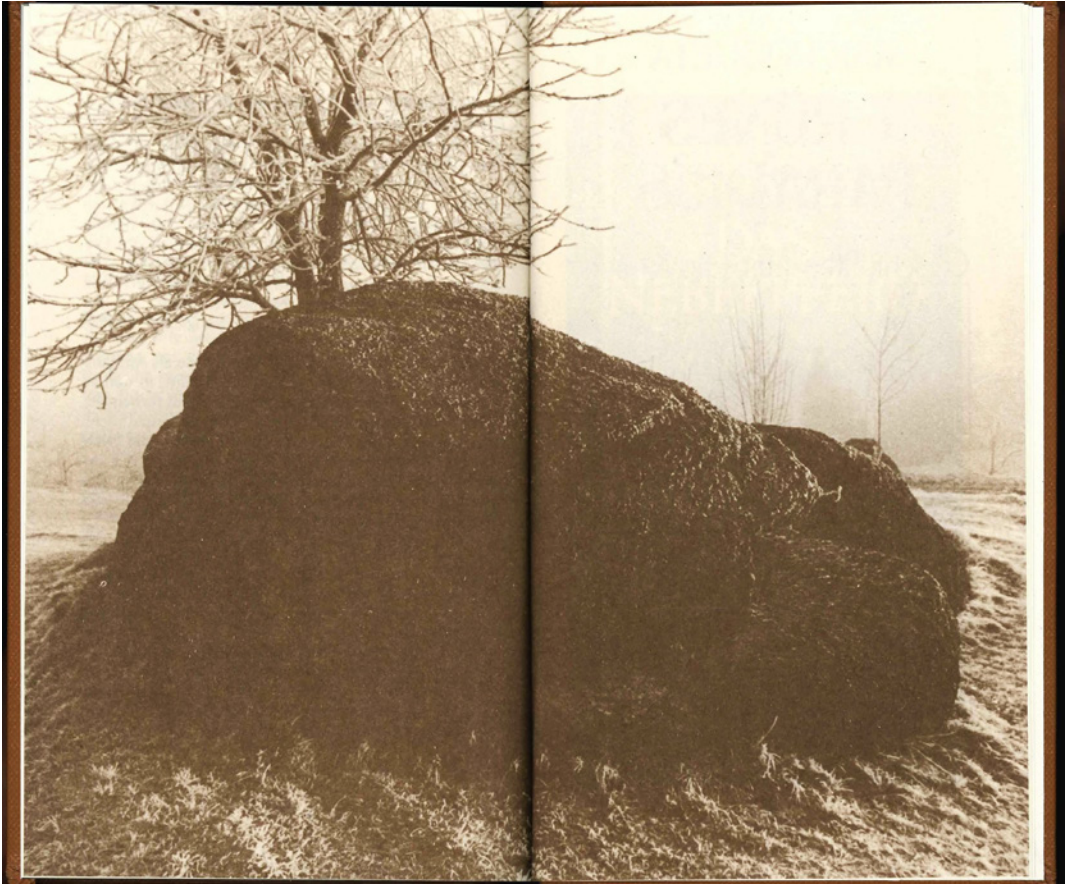
Die Salzburger Landesausstellung *Die Kelten in Mitteleuropa: Kultur, Kunst, Wirtschaft* (1980) gehörte mit zur Welle »europäische[r] Urkulturrezeption«, die Ende der 1970er Jahre auch den deutschsprachigen Raum ergriff: *Frühe Kelten in Baden-Württemberg* (1975), *Die Kelten: Das Volk, das aus dem Dunkel kam* (1975), *Die Kelten und ihre Stadt Manching* (1978), und so weiter. »Der Wunsch nach kleineren, überschaubaren sozialen Einheiten und ihre Verknüpfung in einem sich organisch ausbreitenden Netzwerk«, sinnierte der Verleger Herbert Röttgen (Dianus-Trikont), der damals auch die Kelten einigermaßen erfolgreich kapitalisierte, »belebt das Interesse an alten Stammesstrukturen«. ¹³ Abgeklärtere Beobachter*innen erklärten sich derartige »Erinnerungsexzesse« als Symptom einer »wandlungstem-pobedingte[n] Orientierungskrise«. Das internationale Denkmalschutzjahr 1975, die neuerdings florierenden Flohmärkte und selbst das »gemeineuropäisch erfolgreiche Comic« *Asterix*, so befand etwa Hermann Lübke 1978 in *IBM Nachrichten*, dienten schlicht der »Kompensation«: »Der Massenansturm bei der Eröffnung des Römisch-Germanischen Museums in Köln demonstriert uns dasselbe, und der Bestsellererfolg von Popularhistorien über die Phönizier, die Kelten und selbst über die alten Germanen liegt auf eben dieser Linie.« ¹⁴



Peter Brügge: »Kehrt wieder, Kelten, wir brauchen euch«, in: *Der Spiegel* 38 (1984), S. 240–247, hier S. 241.

Knapp 150 Teilnehmer*innen fanden sich im Spätsommer 1984 zur Tagung *Keltisches Bewußtsein* im niederösterreichischen Stift Zwettl ein, darunter »eine Vielzahl Adelliger, dazu groß-bürgerlich-elitäre ›Kunstgenießer‹; Studenten beziehungsweise angehende Wissenschaftler; interessierte österreichische und deutsche ›Bildungsbürger‹; [und] feministisch Engagierte [...]; sowie einfach an Kelten und Mystik Begeisterte«. Für »1100 Schilling« (oder je nach Überlieferung) »mehr als 3000 öS« konnte man sich dort, wie unter anderen der *Spiegel* und der ORF berichteten, mittels Kettentänzen, »Trance-Drehs« und weiteren Übungen im Keltentum versenken und »hochkommen voll jene[m] Wissen, das sich dem Verstand verweigert«: »Gegen Mitternacht hatte [...] [dort] ein den Anwesenden unbekannter

›Druide‹ sich [also] erbötig gemacht, den Teilnehmern einen ›keltischen Tanz‹ beizubringen. [...] Der ›Druide‹ hatte auch darauf hingewiesen, daß man von diesem Tanz Herzrhythmusstörungen bekommen könne und jedenfalls zu denken aufhören solle.«¹⁵



Martha Sills-Fuchs: *Wiederkehr der Kelten*, München: Dianus-Trikont (1983), innere Umschlagseite.

ließen, ihnen aber streng verboten, sie niederzuschreiben. Dieses Volk waren die Kelten.«¹⁶

Vom verschollenen, etwas kopflosen Wissen der Kelten – »Da! Iß! Schimmel ist gesund!« – wusste auch Martha Sills-Fuchs (1896–1987) zu berichten, deren Buch *Wiederkehr der Kelten* (1983) für die moderne Zivilisation entsprechend eher wenig übrig hatte. (Die unruhliche Vergangenheit der Kelten-Expertin als Verfasserin von »Paracelsus-Dramen« für den Verein Deutsche Volksheilkunde im Nationalsozialismus ging darüber tendenziell ebenfalls vergessen.) – »Ungestillt in meiner Neugier, bin ich später diesem scheinbaren Zufall nachgegangen und habe in manchen, weit von einander entfernten Ländern die doppelten Tischladen und die Kenntnis von der vorbeugenden Wirkung des Schimmels gefunden. Woher kam diese Kenntnis abseits jeder Wissenschaft? Wer hatte sie erarbeitet und wie? Wer sie verbreitet und gehütet? Wer hatte die zahllosen Bauersleute überzeugt, daß Schimmel gesund sei, ohne Hilfe der damals noch nicht bestehenden Verbreitungsmedien? Eine Überzeugung, die sich die Bauern nicht nehmen ließen. Sie schwiegen, wenn sie deshalb verlacht wurden, blieben aber bei ihrer Überzeugung. [...] Tatsächlich gibt es, oder gab es ein europäisches Volk, das keine Schrift besaß, dessen weise Führer ihre Schüler alle Weisheiten auswendig lernen

»Ob er nicht Angst vor (Neo-)Nazis hätte? Eine entsprechende Frage [...] bei der Pressekonferenz [im Wiener Café Landmann] verneinte er. Man könne doch nicht endlos vor seiner eigenen Vergangenheit davonlaufen. Überdies böten die Kelten als Mischrasse keinerlei Ansätze für rassistische Ideologien« – Herbert Röttgens Dementi im Vorfeld des Kongresses *Keltisches Bewußtsein*, eine Art medialer Peak der »Keltenwelle«, überzeugte (offenbar) nicht alle. »Vertreter des Hopi-Kreises in Wien« etwa gaben damals, also im Spätsommer 1984, zu Bedenken, »daß die Warnung vor Faschismus leider keine Hysterie sei, da über die Mythologie wieder politische Macht erreicht werden soll«. Am Kongress selbst wurden entsprechende Vorwürfe unter anderem gegen einen »Druiden« erhoben (derjenige, der »kommandiert[e]: ›Hört auf zu denken!‹«). Auch das Historiker-Duo Gugenberger/Schweidlenka, das nach eingehender Untersuchung der grassierenden »europäischen Urkulturrezeption« zum Ergebnis kam, dass zum Beispiel im Waldviertel um die »Kelten« deutlich mehr Trubel gemacht wurde als um die »unvergleichbar häufigere[n] Relikte aus slawischer Vergangenheit«, übte scharf Kritik. Denn, »ein großer Teil der in der Alternativszene gelesenen Literatur über eine naturnahe Spiritualität [wäre] mit reaktionären völkischen oder gar nationalsozialistischen Inhalten verweben«.¹⁷

Hysterie war es wohl tatsächlich keine, führt man sich vor Augen, daß, was sich qua Asterix, der Sängerin Enya (*The Celts*) oder Landesausstellungen als populäre Kompensationskultur niedergeschlagen haben mag, als Projektionsfläche für sehr viel dunklere Projekte sich eignete: Neben Alain de Benoists Geraune etwa, daß die Kelten den »alte[n] Grundsatz naturgebener Ungleichheit« noch respektiert hätten, nimmt sich das »Schimmel«-Antiwissen einer Martha Sills-Fuchs tendenziell skurril aus.¹⁸ Oder man nehme Henning Eichberg, gemeinhin als Vordenker des Ethnopluralismus bekannt – auch er sah damals »Keltische Identität als Kulturrevolution« heraufziehen, gar einen »keltischen Sozialismus«, der auf »Clan-Eigentum« statt »marxistischer« Bürokratie sich aufbauen würde. Von Irland bis Katalonien, in Schottland, in der Bretagne und selbst in Kanada, so Eichberg, lehnten sich die »regionalen Minderheiten« schon gegen »die Multis«, gegen »Etatismus« und »Kapitalismus« auf.¹⁹

Wollte man den Trubel um »keltische Identität«, um keltisches »Wissen« und »Bewußtsein« schlicht auf faschistoide Ideologieproduktion reduzieren, würde man es sich allerdings ein bisschen zu einfach machen. Daß die irrationalen Allianzen, die in den Ruinen der Industriegesellschaft blühten, sich fast immer auf einem schmalen Grad bewegten, daß es jedenfalls multiple Anknüpfungspunkte gab, das zeigen eigentlich schon diese wenigen Beispiele. In Zwettl (und andernorts) konnte man auch erfahren, daß »[d]ie keltische Frau [...] frei [war], weil sie handelte, und dies im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit«. Oder, daß dort »in selbstverständlicher Weise über Abtreibung gesprochen« wurde; oder daß, dem »alten Wissen« der Kelten sei Dank, ein Leben im Einklang mit der Natur möglich sein könnte.²⁰ Wie dem auch sei: Der Schulterchluss von Zivilisationskritik und ur-europäisch-irrationaler Stammeskultur wurde (wenig verwunderlich) mit deutlicher Skepsis beobachtet – ob nun aufgrund und trotz dessen emanzipativer Potenziale. »Eine solche Politik ist uns unheimlich – nicht nur aus der Angst ›nach rechts zu rutschen‹«, meinte etwa ein (den »herrschenden Mächten« nicht wohlgesonnener) Politologe, sondern »vielmehr, weil wir in Bereiche des Alltagsbewußtseins vordringen, die wir in uns selbst unentdeckt gelassen haben«.²¹

► NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Kulturen

September 9/81 - DM 4,00

C4143EX

konkret

DIE MONATSCHEFT FÜR POLITIK UND KULTUR

US-Dokumentation
enthüllt:
**ATOM-
SCHLACHTFELD
WEST-
GERMANY**

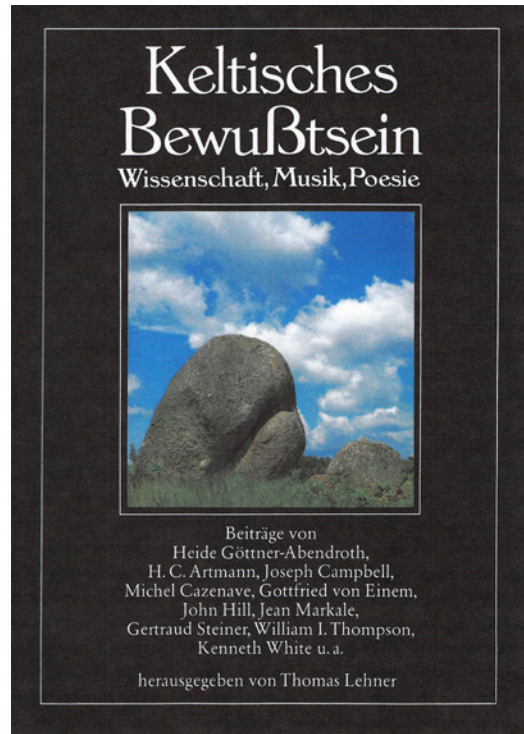
Italien Lire 1.900,- Holland fl. 4,80,- Österreich S. 32,- Spanien Ptas 180,- Schweden skr 12,- Luxemburg 72,-



»Eine Zukunft für die Vergangenheit«, in: konkret 9 (1981), Cover.

Das »Interesse an alten Stammesstrukturen« (beziehungsweise die Geschäftstüchtigkeit des »Herbert von Trikont«) stieß, wie man sich unschwer vorstellen kann, nicht überall auf Gegenliebe und fügte sich ins Bild des »Alternativen« als grün-brauner Eskapismus. »Die alternative Begeiste-

rung für Schamanen, Indianer, Zigeuner und Südseesulaner«, hieß es 1981 etwa in der *konkret*, »bezeichnet ein sehr konventionelles Verhältnis zur Vergangenheit. Nachdem man die Leute umgebracht hatte, hat man sie nachträglich immer ganz nett gefunden. [...] Die Gefühligsten stört nicht das herrschende Unrecht, sondern sie stört der Verstand, der sich an diesem Unrecht stoßen könnte«. ²² Von den Indianern war es jedenfalls meist nur ein kleiner Schritt zu den Kelten. Nicht nur Röttgen, der unter anderem *Nur Stämme werden überleben* (1976) unters Volk gebracht hatte, erachtete seine »eigene Entwicklung« in dieser Hinsicht »als typisch«: »von links her aufgebrochen, identitätssuchend über die Indianer schließlich zu den Kelten gelangt, zurück also auf heimatlichen Boden«. Selbst Schweidlenka – seinerzeit noch »aktiv beteiligt« an der Entstehung des Buches *Unser Ende ist euer Untergang* (1983) – war »von traditionellen Indianern darauf hingewiesen [worden], daß eine Aufarbeitung der alteuropäischen Stammeskulturen und des Prozesses ihrer Zerstörung weitaus tiefere Einsichten in unsere Gegenwart ermöglichen würde als die heute zur Mode gewordene exotische Übernahme »indianischer« Kultur«. ²³



Thomas Lehner: *Keltisches Bewußtsein: Wissenschaft, Musik, Poesie*, München: Dianus-Trikont (1985), Cover.

Keltisches Bewußtsein: Wissenschaft, Musik, Poesie – der Tagungsband zum großen Zwettler Kelten-Kongreß erschien 1985 (ebenfalls im Dianus-Trikont Verlag), unter anderem mit Beiträgen der Matriachatsforscherin Heide Göttner-Abendroth, William Irwin Thompson (Begründer der Lindisfarne Association) und Derrick de Kerckhove, dem damaligen Direktor des McLuhan Program in Culture and Technology (»Asterix als Medium eines weltweiten Stammesgefühls?«). (In Toronto fand bereits 1978 die vielbeachtete Tagung *Celtic Consciousness* statt; und seit 1981 konnte man dort sogar »Celtic Studies« studieren).

»Ein Schwerpunkt der Information liegt auf dem nationalen Kampf im kulturellen Bereich: historische Gesellschaften, Zeitschriften, Denkmäler, Gedenkfeiern und Pflege von Vorzeitmonumenten dienen der Organisation historischer Erinnerung für das nationale Selbstverständnis, ebenso der Sprachenkampf gegen den Kolonialismus der englischen und französischen Sprache, Kampf um die keltische Schule, Volkslieder und Festivals, Volkstheater und Volkserzählungen. In den jeweiligen nationalen Identitäten wird die übergreifende keltische Identität sichtbar gemacht. [...] Völker, die vergessen waren, Volksmassen, denen man jede Eigenart und Leistung abgesprochen hatte, tauchen plötzlich aus dem Nichts einer kolonialisierten Geschichte auf. Wo zuvor ein Nichts war und ein verinnerlichtes schlechtes

Gewissen der Unterworfenen, ist plötzlich Reichtum, Selbstbewußtsein, Kampf. Keltizismus – eine Kulturrevolution. [...] Es wird erkannt, daß eine gewaltige Gefahr – wohl gewaltiger als diejenige, die vom Kolonialismus der englischen und französischen Bürokratien ausgeht – von den multinationalen Konzernen her droht, die die Völker ihrer Identität berauben und zu gesichtslosen Produzenten-Konsumenten machen wollen. Der »private Landlordismus« der neureichen Zweithäuser und die multinationale Touristikindustrie bedeuten heute den Ausverkauf der keltischen Länder. Die nationale Identität verendet am Andenkenkiosk.«

Henning Eichberg: *Nationale Identität: Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft*, München, Wien: Langen-Müller (1978), S. 133–134, hier

S. 136. ► NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Kulturen

(und später als Herausgeber des Tagungsbandes *Keltisches Bewußtsein*), berichtete 1976 noch vom Kampf gegen Filbinger am Rhein.

KRISE DER VERNUNFT Andere Wirklichkeiten



Rückenmalen: Zwei Pinsel werden an je einem Holzstab (ca. 60 cm) befestigt. Die malende Person steht mit dem Rücken zum Blatt (ca. 2x1 m) und malt in dieser Stellung, ohne sich umzudrehen. Die Farben für die zwei Pinsel sind verschieden: Nur so ist später festzustellen, welche Farbe mit dem linken und welche mit dem rechten Pinsel gemalt wurde. Im Grunde geht es bei dieser Übung um die Wahrnehmung des rückwärtigen Raumes. Dieses Verfahren kann zu wichtigen Rückschlüssen auf das körperliche und seelische Wohlbefinden der malenden Person führen.



Gemeinsames Malen: Diese Gruppentätigkeit wird auf einem großen Blatt (ca. 1x5 m) ausgeübt. Das Thema war auch hier frei. Es entstanden sowohl harmonisierende als auch kontrastierende Zusammenhänge und Nachbarschaften im Bild, die zwischen den Teilnehmern einen interaktiven Einfluß aufeinander verursachten. Nebeneinander zu malen bedeutet, sich kennenzulernen, auch wenn die betreffenden Personen nicht oder nicht genau wahrnehmen, was neben ihnen gemalt wird. (Weitere Beispiele auf der nächsten Seite.)

Pier Luigi Luisi: *Treffpunkt Zukunft: Die Ganzheit des Lebens erfassen* (Beiträge aus der Cortona-Woche), Bonn: Aktuell (1991),

Die erste »Cortona-Woche [...] für Doktoranden und Studenten der ETH Zürich« ging im Herbst 1985 über die Bühne. Zwischen »body work«, Obertonmusik, Malkursen und Ausflügen ins Restaurant La Logetta konnte man dort Vorträgen einschlägiger Vordenker wie Francisco Varela, David Bohm, Morris Berman oder William Irwin Thompson lauschen. Pier Luigi Luisi vom Institut für Polymere (ETH-Departement Chemie), auf den die Initiative zurückging, war einer von jenen Naturwissenschaftler*innen, die sich damals – trotz und aufgrund des unerbittlichen Fortschritts des Wissens, etwa in der physikalischen Chemie – zu »neuen Paradigmen« hingezogen fühlten: »The specialized scientist, which our universities produce and nourish«, so Luisi (im Programmheft), »is no longer fit to cope with the multi-dimensional set of problems of the world we live in.«²⁵

»[W]ie wenig an den öffentlich so laut geäußerten Sorgen über die ›Neue Irrationalität‹ und ›Wissenschaftsfeindlichkeit‹ dran ist, wird in eben dem Maße deutlich, in dem die Naturwissenschaft selbst neue Wege geht« – so hieß es 1983 auch anlässlich der Konferenz *Andere Wirklichkeiten: Die neue Konvergenz von Naturwissenschaften und spirituellen Traditionen*

im österreichischen Alpbach: »Erst dadurch, daß die modernsten Verfahren der Weltbetrachtung wieder zu den traditionellsten Aussagen führen, ist ja der Widerspruch zwischen Wissenschaft und Religion wirklich überwunden«. Nicht nur der Polymer-Chemiker Pier Luigi Luisi sollte dort Inspiration schöpfen; überhaupt handelte es sich bei der mehrtägigen Tagung, im Rahmen derer fernöstliche und kalifornische, traditionellste und visionärste Wissensträger*innen ins Tiroler Bergland strömten, um (laut Medienecho) »eine Art Konzil der wichtigsten Wendedenker«: abtrünnige Naturwissenschaftler*innen wie David Bohm, Fritjof Capra, Rupert Sheldrake und Francisco Varela; dazu ein paar versprengte Geisteswissenschaftler*innen, darunter der Wissenschaftshistoriker Morris Berman (»holistic heaven [is] just around the corner«), und diverse Vertreter der spirituellen Traditionen: David Steindl-Rast, Pandit Gopi Krishna, der Zen-Meister Baker Roshi. Sogar der Dalai Lama war zugegen. Und immerhin 350 Teilnehmer*innen verfolgten das Geschehen – Seminare, Diskussionen und Vorträge mit Titeln wie »Vollkommen in volles Leben hineinsterven«, »Gibt es eine Welt da draußen?«, »Die Theorie der morphogenetischen Felder«, und so weiter.

Einmal mehr hatten hier die Münchener »Mythenhändler« vom Dianus-Trikont Verlag ihre Finger im Spiel – sie besorgten den Tagungsband. Organisiert wiederum wurde das Alpbacher Wende-Konzil vom Forum International in Freiburg: ein Städtchen, das sich damals nicht ganz zufällig den Ruf »Hauptstadt des deutschen Okkultismus« einhandelte. (Freiburg war etwa schon seit langen Jahren Sitz des Hermann Bauer Verlags, ein Vorreiter in Sachen »Grenzwissenschaften«). Entsprechend – »[m]an hört eben nicht mehr so genau hin wie früher, wenn einem jemand im weißen Kittel etwas erzählt« – ging es auch in Alpbach um die berechtigten Zweifel am Bild des Wissenschaftlers als »Vordränger und Aufklärer, der der Natur Schritt für Schritt ihre Geheimnisse entreißt«. Und ferner: um die mögliche Aussöhnung von »Glaube und Naturkenntnis«. ²⁶ Das Potenzial für »ganzheitliche Umgangsformen, alternative Wissenschaft und ›sanfte‹ Erkenntnisvollzüge« liess sich im Lichte (bestimmter) Fortschritte und neuerer Grenzwissenschaften – zum Beispiel in Sachen »offene Systeme«, »Chaostheorie«, und so weiter – jedenfalls ohne Weiteres entdecken. ²⁷ Und »[s]o leicht, wie die Positivisten meinen«, meinten dann auch selbst abgeklärtere Beobachter (wie Hans Magnus Enzensberger), ließe »sich aus unserer Wissenschaftsgeschichte das abergläubische Unterfutter [ohnehin] nicht heraustrennen« – »es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass auch in unseren heutigen Disziplinen, von der Hochenergiephysik bis zur Biochemie ein Rest von magischen Praktiken steckt«. ²⁸

Die »Neue Irrationalität« war, so gesehen, dem Wissenschaftsbetrieb tatsächlich keineswegs äußerlich. Was die Einordnung derartiger »New-Age-Populärwissenschaft« betraf, so divergierten die Meinungen allerdings beträchtlich. Wo die einen, dank (kaum allgemeinverständlicher) Entwicklungen in Chemie, Physik oder Neurobiologie, schon ein neues Zeitalter heraufziehen sahen – nachdem irgendwann im 16. Jahrhundert die Vernunft eine Art Entgleisung erlitten hatte: »Mechanismus« im Verbund mit der »Suche nach überseeischen Waren und Märkten, [der] Weltumseglung, [der] Entwicklung der Schwerindustrie, besonders des Bergbaus, und [dem] Beginn der Kapitalakkumulation« ²⁹ –, da sahen die anderen just das Gegenteil sich Bahn brechen: Naturalismus, Augenwischerei und unkritische Gefühligkeit, die der ungebrochenen Kapitalakkumulation nichts entgegenzusetzen hatte. »Kein Hinweis [wurde] darauf verschwendet«, so hieß es etwa in einer Rezension von *Andere Wirklichkeiten*, »daß der Holismus um 1930 aus bestimmten Gründen von dem südafrikanischen Politiker und Rassisten Christiaan Smuts entwickelt wurde, oder die Kybernetik (auf die sich etwa Varela beruft) in ihrer Ursprungsform zur Perfektionierung der Rüstungstechnik dienen sollte«. ³⁰



Visit of His Holiness the XIVth Dalai Lama of Tibet (30 August 1983), CERN Document Server, <https://cds.cern.ch/record/1755907>.

Im August und September 1983 besuchte der XIV. Dalai Lama Österreich, West-Deutschland und die Schweiz, unter anderem das CERN, wo dem Botschafter »östlicher Weisheit« westliches Wissen zu Quarks, Leptonen und dergleichen vorgeführt wurde. Zu den weiteren Stationen der Reise zählten: die besagte Konferenz *Andere Wirklichkeiten* in Alpbach/Tirol, eine »Großveranstaltung« auf der Frankfurter Buchmesse und das Gewerbeschulzentrum Offenburg: »Kann es nur auf den Maßstab des Menschen ankommen, oder haben nicht auch die übrigen Lebewesen dieser Erde ihr Recht einzufordern? Der Dalai Lama [blieb] konkrete Antworten schuldig. [...] Erst am Nachmittag vor dem Gespräch [mit Professor Klaus Meyer-Abich] hat sich der Dalai Lama als Bewunderer hochentwickelter Technik zu erkennen gegeben. Bei einer Besichtigung eben jenes Gewerbeschulzentrums, in dessen Aula sich regelmäßig Volkshochschülhörer in fernöstlicher Meditation üben, [ließ] sich der Dalai Lama von einer computergesteuerten Fräsmaschine faszinieren.«³¹

»The thing of it is that these are very difficult things to talk about, because there are three aspects of the matter, which people think are different problems [...] which in fact boil down to being all one matter. [...] One of them is evolutionary theory, [...] another is mind-body-problems [...], and the third is epistemology [...]. And I want to get across to you is that these three apparently different matters are in fact all one subject of discourse, and that you cannot have the one without simultaneously have all the others, and if we're going to talk about consciousness, I would like to aim that word specifically at an awareness of these three things and their interrelations.«

Vortrag, Gregory Bateson: »Conscious Evolution and the Evolution of Consciousness, Summer Conference 1975, New York) – A Lindisfarne talk«, min. 00–01:40.

AUDIO ► cache.ch/0115

Auch die Lindisfarne-Konferenzen in den USA, benannt nach einer spirituellen Bewegung, die sich auf ein keltisches Kloster in Nordengland berief, versuchten, Wissenschaften, Bewusstseins- und Selbsttechniken und Religion unter dem Zeichen Ökologie und Transformation von Einzelnem und Gesellschaft zusammenzubringen. Unter dem einem Gedichttitel von William Blake entlehnten Motto »Earth's Answer« stellten unter anderem ein ehemaliger Astronaut und ein Zen-Mönch ihre Entwürfe für eine zukünftige planetarische Kultur vor – zugegen waren auch E.F. Schumacher, Stewart Brand, der Neuro-Kybernetiker Gregory Bateson oder der kalifornische Immunologe und Gründer eines visionären molekularbiologischen

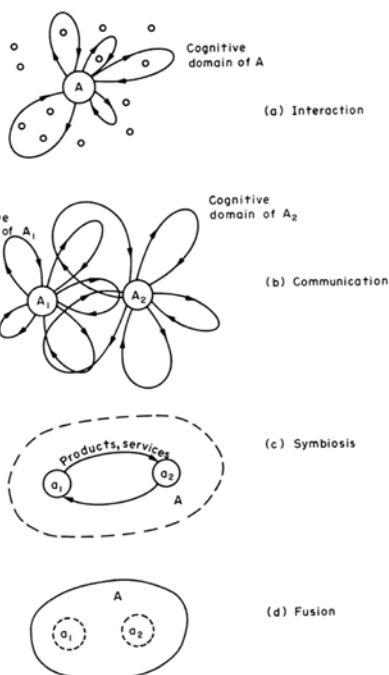


Fig. 39. Schematic representation of various types of relationships between two systems.

Erich Jantsch: *The Self-Organizing Universe: Scientific and Human Implications of the Emerging Paradigm of Evolution*, Oxford:

Auch Erich Jantsch, österreichischer *Expatriat* und guter Freund von Paul Feyerabend (»Abgesehen von mir hatte Erich nur noch einen Freund: eine Eselin«), sah damals von Berkeley aus »[a] time of self-renewal« heraufziehen. Namen wie Prigogine, Margulies und Eigen fungierten auch bei ihm quasi als ideelles Gegenstück zur Krise des (rationalistischen) Industriesystems: Civil Rights Movement, Ölschock, Watergate, Umweltbewegung ... »In a concise way«, hieß es bei Jantsch, »this new understanding may be characterized as process-oriented« – »The dualistic split into nature and culture may now be overcome.«³²

Forschungszentrums Jonas Salk. Die von dem ehemaligen Professor und Autor William Irvin Thompson organisierte Lindisfarne Association setzte ihre Aktivitäten bis nach der Jahrtausendwende fort und scheint dabei eine Reihe bekannter Wissenschaftler*innen aus verschiedenen Gebieten angezogen zu haben.

»For ten days in late August [1974] the participants – about fifty people – joined in the life of the Lindisfarne community at its Fish cove center. Each day began with a half hour of shared silence in the meditation room, followed by breakfast and the morning session, consisting of a presentation, a comment, and discussion. After lunch clusters of people sat and talked outside the lodge or wandered around the garden; others went to the beaches or for walks together. At 5:30 everyone gathered again for evening meditation, dinner and another presentation. The easy pace was deceptive: as the days passed, the task of relating the emerging themes to each other became progressively more difficult. Each person tended to become a champion of one or the other side of various polarities – self transformation or social action, rural life or urban life, decentralization or world governance, tradition or New Age. But community life balanced the intellectual side of the meetings with elements of ritual and celebration and, perhaps because of this, a different way of thinking was made possible. In the end came the recognition of a process of change so pervasive that one could see beyond opposing views and catch a glimpse of a new historical horizon.«

Michael Katz, William P. Katz, Gail G. Thompson: *Earth's Answer: Explorations of Planetary Culture at the Lindisfarne Conferences*, New York: Harper & Row (1977), Vorwort.

»Seit Jahren gibt es, gerade in den interessierten Bevölkerungskreisen, eine kritische und grundsätzliche Diskussion über die gefährlichen Auswirkungen von Naturwissenschaft und Technik, und in der Alternativ-, Frauen- und Friedensbewegung werden diese teilweise sehr weitgehend in Frage gestellt. Genau an diesem kritischen, jedoch auch schon vielfach desillusionierten und frustrierten Potential setzt die New-Age-Populärwissenschaft an. Ihr enormer Erfolg hat damit zu tun, daß sie das Kunststück geschafft hat, die gesuchten alternativen Ansätze scheinbar fix und fertig zu liefern und die richtige Form dafür zu finden, die Form der spirituellen Verkündigung. Mit rationaler Argumentation nämlich lockst du niemanden mehr hinter dem Ofen hervor; zu oft sind die besten Argumente von Ohnmächtigen unter Polizeistiefeln zertreten worden [...]. Die paradoxe Lage wird noch brisanter dadurch, daß die Natur-Wissenschaft und Technik gerade jetzt vor gewaltigen und turbulenten Schritten der Weiterentwicklung steht: Mikroelektronik und neue Medien, Gen- und Reproduktionstechnik sowie eine beispiellose Aufrüstung [...]. In dieser Situation scheinen jetzt die Aufbruchstimmung der Macher und die Verkündigung eines neuen Zeitalters nahtlos zusammenzufließen. In der Populärwissenschaft vermischt sich das alte Neue mit dem neuen Alten bis zur Unkenntlichkeit. [...] Ferner fragt es sich, und das ist der zweite Punkt, ob die Versprechungen der New-Age-Propheten in der Hinsicht zutreffen, daß diese angeblich ganzheitlichen neuen Ansätze zu einem anderen Umgang mit Natur führen. Für die eklatanten Irreführungen in diesem Zusammenhang, den sich die New-Age-Wissenschaftspropagandisten leisten, kann ich mir kein schlagenderes Beispiel denken als die Quantenmechanik, die ja gerade deswegen, weil sie keine neue Theorie ist, schon Geschichte gemacht hat: keine Atombomben und Atomkraftwerke ohne Quantenmechanik; keine Elektronik, keine Computer, Mikro-Prozessoren, Waffenlenksysteme, Überwachungsinstrumente ohne Quantenmechanik!«

Rosemarie Rübsamen: »Mißtraue der Idylle: Kritische Bestandsaufnahme der New-Age-Populärwissenschaft«, in: *Wechselwirkung* 7/26 (1985), S. 12–15, hier S. 12–14.

KRISE DER VERNUNFT Trance



Kaye Hoffmann: *Trance Tanz Transformation*, München: Dianus-Trikont (1984), S. 45.

»Der Mensch, sagt man, ist die Krone der Schöpfung, und der Kopf krönt die menschliche Gestalt. Der Kopf gilt als Sitz des Bewußtseins, das eben den Menschen vom Tier unterscheidet, und das Ordnung in die Welt bringt. [...] Der Tanz zeigt sich als eine Ordnung, die sich entwickelt. Die alte Ordnung, ein bestehendes Gleichgewicht, wird aufgelöst, und eine neue Ordnung vorbereitet. Sie bildet sich heraus, Stück für Stück. Der Tanz als Transformationsprozeß steht im Mittelpunkt und schafft die Verbindung zwischen Anfang und Ende, er schlägt die Brücke, spannt den Bogen. Der Tanz leitet – manchmal sanft, manchmal wild und gewalttätig – von einem Zustand in den anderen über, verflüssigt das Geschehen und ermöglicht bei lebendigem Leibe die sich entwickelnde Ordnung nachzuvollziehen, lange noch bevor das Bewusstsein sie als solche erkennen kann. Im Tanz geschieht etwas, das sich dem Verstand entzieht, aber sich dem Leib mitteilt: die Grenzen, die die Formen voneinander unterscheiden, stehen nun offen.«

Kaye Hoffmann: *Trance Tanz Transformation*, München: Dianus-Trikont (1984), S. 42-43.

»Wer tanzt, und fast jeder tanzt im Disco-Club, ist Teil der Maschine. Er bedient sie und wird von ihr bedient, total, lückenlos, pausenlos, atemlos. Vom Rand der Tanzfläche, die schaulustiges Publikum umlagert, gleitet er hinab, läßt sich fallen, wird hineingerissen ins Zentrum eines Ereignisses, das jede Nacht von neuem inszeniert wird, mit einer technischen Perfektion, die mehr sein will als nur perfekt. Sie liefert dem, der sich ihr hingibt, den Rausch des Hier und Jetzt, die Ekstase, die bei sich selber bleibt. Es ist ein Tanzen und Getanzwerden. Ein Geschlagenwerden von dieser Musik, die überall dröhnt und zischt und spuckt und nirgendwo herkommt. [...] Um Mitternacht steuert die Maschine den Höhepunkt an: Alle Lichter erlöschen, und die Laserkanone schießt ihren fingerdicken Strahl auf ein Prisma mitten über der Tanzfläche. Das blendend helle Licht gleicht einer grünen Flüssigkeit, die sich rasend in alle Richtungen ergießt. Atemlos starren wir auf das magische Spektakel, das nichts will, als von uns bewundert zu werden. Dann flammen die Scheinwerfer wieder auf und das Spiel geht weiter, ein schönes, betäubendes Spiel.«

Ulrich Greiner: »Narziß im Disco-Donner: Über die Mode, massenhaft allein zu sein«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (19. Mai 1979).

»Im Zusammenhang mit Diskotheken wird regelmäßig von »manipulierter Ekstase«, von »Trance« oder »Rausch« gesprochen. [...] Trance nennen wir einen Zustand, in dem der Mensch nicht mehr die vollständige Kontrolle über sich selbst besitzt. Um in Trance zu verfallen, genügt schon das Starren in eine mit Wasser gefüllte Glaskugel oder das konzentrierte Betrachten eines weißen Kreidekreises auf einem schwarzen Fußboden. Es bedarf dazu also keineswegs unbedingt der Anwesenheit eines Hypnotiseurs. [...] Unterstellt man der tranceauslösenden Wirkung der Discoatmosphäre auch nur ein Körnchen Wahrheit, so wäre dies leicht erklärbar: Dadurch, daß in jeder Diskothek mit mindestens zwei Plattenspielern gearbeitet wird, ist es möglich, die einzelnen Musikstücke ohne Unterbrechung ineinander übergleiten zu lassen, den permanent stampfenden gleichmäßigen Rhythmus des Discosounds aufrechtzuerhalten. Pausen zwischen den einzelnen Platten würden die Trance lösen, während der Besucher so von dem nie aufgehörenden Beat gefangen und umgarnt ist. Aus der Hypnoseforschung wissen wir außerdem [...]«

Werner Mezger, Günter Verdin, Horst F. Neisser: *Jugend in Trance? Diskotheken in Deutschland*, Heidelberg: Quelle & Meyer (1979), S. 77–78.

Die Faszination für den Tanz als Ausdruck von »Ursprünglichkeit« und »Wildheit« war typisch für die New-Age-Bewegung. Um 1980 begannen sich aber auch breitere Teile der medialen Öffentlichkeit, das Feuilleton und nicht zuletzt die Wissenschaft für das Tanzen zu interessieren. Der Grund war ein gesellschaftliches Phänomen, das spätestens mit dem Erscheinen des Films *Saturday Night Fever* im Jahr 1978 allorts zu beobachten war: das »Diskofieber«. Soziolog*innen entdeckten die Nachtclubs als Orte, an denen sich spezifische Dimensionen der »Jugendkultur« wie etwa Klassenmobilität, Konsum- und Gruppenverhalten oder soziale Distinktion durch Mode studieren ließen, Psycholog*innen und Pädagog*innen unternahmen vermehrt Ausflüge ins Nachtleben, um die dort schwelenden Generationenkonflikte zu beobachten, und auch die Kulturphilosophie entwickelte ein Interesse an der Diskothek als sensuellem und körperlichem Erfahrungsraum. Die entstehenden Kultur- und Medienwissenschaften erblickten in der Disko eine neuartige Schnittstelle von Mensch und Medien in der postindustriellen Gesellschaft. Nachtclubs wie der Berliner Dschungel oder das Dorian Gray am Frankfurter Flughafen, das als erste Großraumdiskothek Deutschlands nach dem Vorbild des New Yorker Studio 54 im Jahr 1978 seinen Betrieb aufnahm (Sven Väth sollte hier seine Karriere beginnen), wurden entsprechend als paradigmatische Orte eines postmodernen Lebensstils gedeutet – und affirmiert.³³ Dies geschah häufig in provokativer Abgrenzung zum intellektuellen Establishment in Tradition der Frankfurter Schule, das der »paradeologische[n] Macht der Warenästhetik«,³⁴ die im Nachtleben zur Schau gestellt würde, ablehnend gegenüber stand. Viele Kultur- und Medienwissenschaftler – meistens waren dies junge Männer³⁵ – feierten das (vermeintliche) Einswerden von Musik, Farben, Gesten, Licht, Gerüchen und Körper als Beleg für ein allgemeines »Schwinden der Sinne«:³⁶ Auf der Tanzfläche würde »Kommunikation« in ihrer ursprünglichen Form sichtbar.



Fotografie von Barbara Klemm, 1979 (mit freundlicher Genehmigung). Auch abgedruckt im Artikel Ulrich Greiner: »Narziß im Disco-Donner: Über die Mode, massenhaft allein zu sein«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (19. Mai 1979).

»Wie aber, wenn ›Kommunikation‹ in der Disco noch in anderer Weise geschähe, wenn wir das ›Fieber‹ dieser Räume nicht nur mit den Augen – unserem ›theoretischsten‹ Sinn – sondern mit allen unseren Fiebern aufnehmen? Wie wenn die Disco buchstäblich wie ein Magnetfeld, wie eine Beschleunigungskammer auf uns wirkte, auf uns: Tänzer, Partikel, beschleunigte Teilchen? Sich beschleunigen, in Umlauf setzen, abschießen lassen: kein Ort symbolischer als der des Frankfurter *Dorian Gray*.« »In der UKultur kehrt die uralte Kopplung zwischen Wort und Musik nach Jahrtausenden wieder, aber nicht mehr nur über die Füße von Versen und Tanzenden, sondern als Einschreibung ins Reale.«

Ulrich Rauff: »Disco: Studio 54 Revisited«, in: *Tumult: Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1 (1979), S. 55–65, hier S. 61; Friedrich A. Kittler: »Der Gott der Ohren«, in: Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): *Das Schwinden der Sinne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1984), S. 140–168, hier S. 151.

»Selbst im Nachtclub thront man in der schalldichten Bar über der Tanzfläche wie Fluglotsen an ihren Radargeräten über den Landebahnen, wie Aufnahmeleiter in ihren Kabinen über den Radio- und Fernsehstudios. Und der Saal selbst erscheint als fluoreszierende Fläche, die mit ihren Lichtorgeln, Stroboskopeffekten und über die Tänzer huschenden Lichtstrahlen dieselben Effekte hat wie ein Bildschirm. Und jeder ist sich dessen bewußt. Keine körperliche Dramaturgie, kein Auftritt kommt heute mehr ohne Kontrollbildschirm aus – nicht um sich darin zu sehen oder mittels der Magie des Spiegels darin wiederzuerscheinen, sondern vielmehr zur sofortigen und oberflächlichen Refraktion.«

Jean Baudrillard: »Videowelt und fraktales Subjekt«, in: *ars electronica* (Hg.): *Philosophie der neuen Technologien*, Berlin: Merve (1989), S. 113–133, hier S. 119.

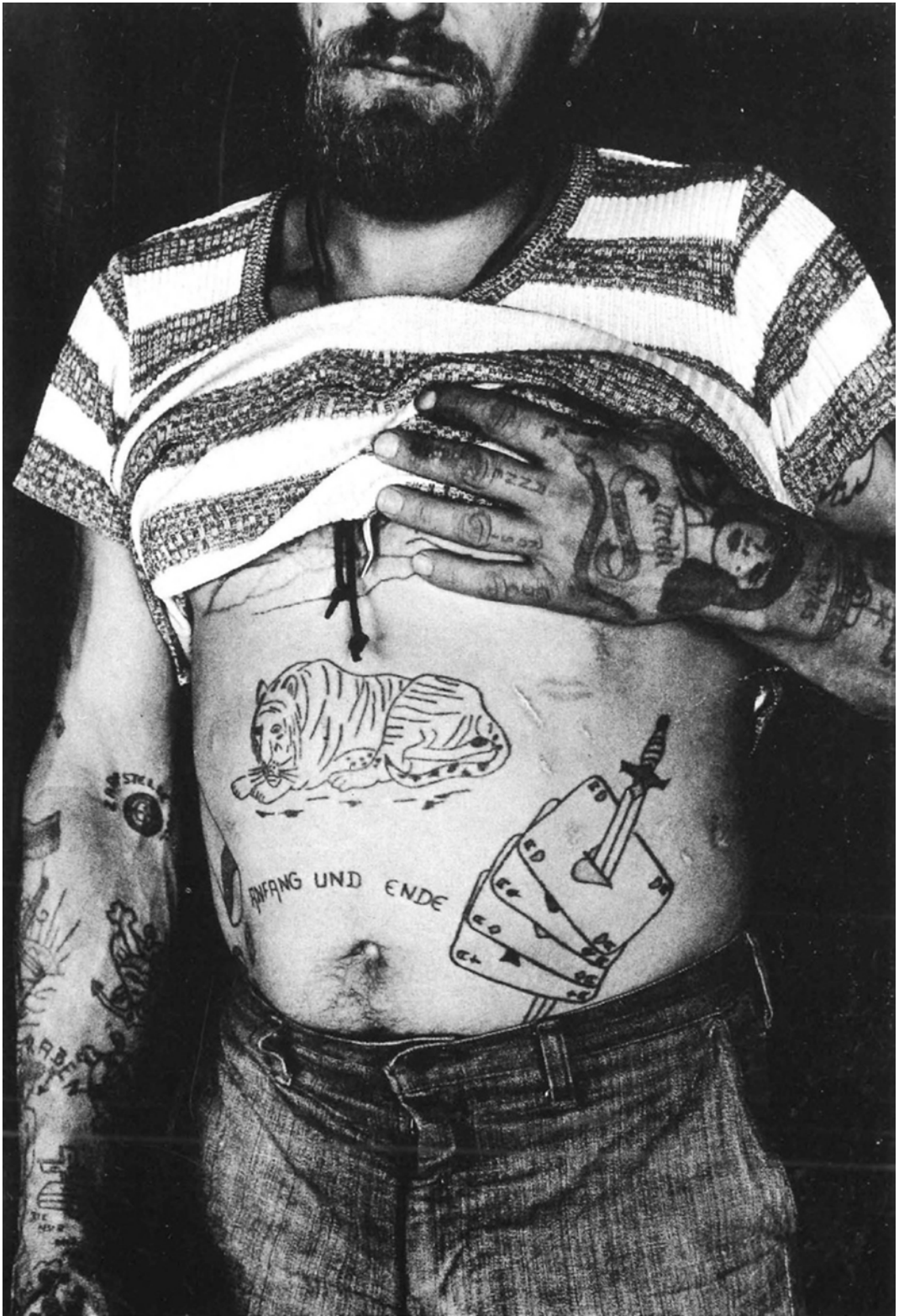


Fotografie von Annemarie Burckhardt, in: Martin Schmitz, Birgit Knop: »Die Nacht: Eine Tagung in Darmstadt«, in: *Kulturmagazin: Demokratische Kunst und Kunstpolitik* 37 (Januar/Februar 1983), S. 5–11, hier S. 5.

»Aufwachen, Freunde« waren die Begrüßungsworte von Lucius Burckhardt zu einer frühen Stunde am 13. November letzten Jahres, als er in der Eigenschaft des Vorsitzenden des Deutschen Werkbundes in Darmstadt eine Tagung zum Thema »Die Nacht« eröffnete. Man redete also einen Tag über die Nacht. In der Einladung schreibt Lucius Burckhardt zum Thema: »Auch die Nacht ist uns untertan: Das »Tagtier« Mensch kolonisierte die Nacht: es beleuchtet sie, es durchzieht sie mit Regelungen, Zeitplänen und versieht sie mit Nachtschnellzügen, Nachtlokalen und Nachtschichten, aber auch mit Verboten, Ladenschlusszeiten, Zapfenstreich und Ruhezeiten. Die Nacht ist also vom Menschen gemacht; ihre natürliche Dunkelheit gibt Anlass zu gesellschaftlicher Überformung, zu Organisation und Gestaltungen. Jede Gesellschaft hat ihre spezifische Nacht; unsere Nacht ist zunächst die Nacht der Investoren; Zeit ist Geld, das Kapital darf nicht ungenutzt bleiben. Das bedeutet die Kolonisierung der Nacht für die Arbeit, also Schichtarbeit. [...] Beliebter ist die Kolonisierung der Nacht für die verlängerte Freizeit, das Vergnügen. [...] Nachtarbeit und nächtliches Vergnügen ergeben zusammen die industrielle Grossstadt, die 24-Stunden-Stadt. [...] Welche Teile der Stadt bleiben erleuchtet, welche werden dunkel? Und was bietet die Dunkelheit der Stadt: Sicherheit, Geborgenheit, Verbrechen oder Angst, je nachdem, ob man zu Fuss unterwegs ist oder im eigenen Wagen? Denn hinter der geregelten Nacht, der Nacht der Investoren ragt noch die alte Nacht früherer Gesellschaften tief in unsere Zeit hinein: Die Nacht der Bauern mit scheuen Kobolden, die nächtlich die trächtigen Kühe verwerfen lassen; die Nacht der Jäger mit ihren Mythen, Geistern, Sagen; die Nacht der Soldaten mit männlichem Allotria; die Nacht der Hexen als weibliche

Gegenwelt; und schliesslich die Nacht der Habenichtse, der Diebe, Räuber und Rächer.« [...] »Wie aber soll man über die Nacht reden«, fragt[e] Ulrich Raulf [sic] »wenn wir uns in der Nachtforschung am wackligen Geländer ins Dunkle bewegen?«

Martin Schmitz, Birgit Knop: »Die Nacht: Eine Tagung in Darmstadt«, in: *Kulturmagazin: Demokratische Kunst und Kunstpolitik* 37 (Januar/Februar 1983), S. 5–11, hier S. 9.



Wolf Harhammer: *Zwei Wirklichkeiten: Zirkus und Rummelpor-*
traits, München: Dianus-Trikont (1981), Umschlaginnenseite.

Ob die Disko tatsächlich die ersehnte Befreiung von der
Vernunft bedeutete – darüber schieden sich die Geister.

Nicht nur hielt sich die marxistische Kritik an der dort zelebrierten Kommerzkultur hartnäckig, auch die esoterischen Kreise, die stets das anti-rationale Potenzial des Tanzes betont hatten, konnten mit der technisierten Welt der Diskothek wenig anfangen. »Wollten früher die Götter zu den Menschen kommen«, hieß es in dem 1981 im Trikont-Verlag erschienen Buch *Zwei Wirklichkeiten*, »so kamen sie als Gaukler – denn sie allein, gleich den Propheten, den Heiligen und Krüppeln, waren Bindeglieder zwischen den beiden Reichen. Was sie heute entmachtet hat, ist der Götzenkult an der Technik und das Schwinden der Schattenreiche aus der menschlichen Existenz. Neonlichter, Lightspots, Scheinwerfer und die Schemata der Ratio haben unsere Welt sorgfältig ausgefegt.«³⁷

KRISE DER VERNUNFT Der Alm-Öhi

»Feyerabend: Schauen's, der Alm-Öhi ist ein wirklich freier Geist, gar nicht vergleichbar mit den Papiertigern und Zwergnasen des Kritischen Rationalismus und anderer Moderichtungen. Er lebt hoch oben im Gebirge, mit Gott und den Bewohnern des Dörfli im Unfrieden, aber im Frieden mit seinen Geißen Bärli und Schwänli, ein Individualanarchist, der sich weigert, die achtjährige Heidi zur Schule und in die Kirche zu schicken. Die zentrale Stelle: Der Pfarrer kommt auf die Alm und sagt zum Öhi: »So kömmet doch zur Vernunft!« Darauf der Öhi: »Es söll jo keine ko und mi zwinge welle! Dem schlohn ich eini in d'Schnurre, denn wämmer emol luege, wär mi zwingt!« Da ist also, wie Sie sehen, nicht nur ein Anarchist, der sich den Zwängen der Vernunft, dem Ratiofaschismus widersetzt, da werden auch die ganzen Bürgerinitiativen antizipiert! Schauen Sie, der Pfarrer, das ist der Popper – ein aufdringliches Gequassel von Vernunft, Wahrheit usw. Der Öhi dagegen repräsentiert die starke Tradition der Alm ...

Reporter: Aber am Schluß wird der Alm-Öhi doch bekehrt und die Heidi geht brav in die Schule!

Feyerabend: Eben, weil der Öhi kein Dogmatiker ist, der auf Teufel komm raus an einer vorgefaßten Meinung festhält! Er geht halt auch mal in die Kirche, um sich über deren Tradition zu informieren! Vielleicht wird er sogar, wenn ihm überhaupt nichts mehr einfällt, die Logik der Forschung lesen.

Reporter: Herr Feyerabend, in Ihrem letzten Buch ...

Feyerabend: Sie meinen eine dieser gedruckten Ausschweifungen, die der Suhrkamp Verlag unbedingt auf den Markt werfen mußte?

Reporter: ... in Ihrem letzten Buch haben Sie den Gedanken entwickelt, daß in einer freien Gesellschaft alle Traditionen gleichermaßen das Recht haben müssen, sich zu entwickeln, und das, ohne einer rationalistischen »Supertradition« unterworfen zu werden. Daß das möglich sei, darüber soll Ihrer Meinung nach eine Polizei wachen. Aber diese Polizei, die bereitet mir Kopfzerbrechen ...

Feyerabend: Also da brauchen Sie keine Angst zu haben. Schauen's, ich kenne persönlich eine Reihe sehr netter Polizisten ...«

Hans Peter Duerr: »Zürcher Geschnetzelt: Ein Interview mit Professor Feyerabend (1980)«, in: ders.: *Satyricon: Essays und Interviews*, Berlin: Karin Kramer Verlag (1982), S. 35–40, hier S. 35–37.



Sergius Golowin: *Lord Krishna von Goloka* (1973), Plattencover.
 VIDEO ► cache.ch/0111

Anmerkungen

- 1 Ariane Barth: »Wo Steine reden«, in: *Der Spiegel* 27 (1979), S. 156–159, hier S. 156. Siehe auch Rosa Eidelpes: »Gegenkultur: Zur Rolle der ›Primitiven‹ für die Zivilisationskritik um 1900 und die ›alternative Ethnologie‹ um 1980«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019), S. 107–124.
- 2 Ilya Prigogine, Isabelle Stengers: *Dialog mit der Natur: Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens*, München: Piper (1983), S. 284.
- 3 Carlo Ginzburg: »Spurensicherung: Sherlock Holmes, Freud, Morelli – und die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst, Teil II«, in: *Freibeuter* 4 (1980), S. 11–36, hier S. 11.
- 4 Wolfgang Spindler: »Die okkulte Welle: Im Bermudadreieck der Kaffeesatz-Religionen«, in: *konkret* 8 (1982), S. H1–H15, hier S. H2.
- 5 Hans Heinz Holz: »Rotationsprinzip. Suhrkamp Wissenschaft. Weißes Programm 1984«, in: *konkret* 8 (1984), S. 88–89, hier S. 89.
- 6 Barbara Ehrenreich, Deirdre English: *Hexen, Hebammen und Krankenschwestern*, München: Verlag Frauenoffensive (1986 [1975]), S. 19.
- 7 »Tremate, tremate, le streghe son' tornate« (o.V.), in: *Emanzipation: feministische Zeitschrift für kritische Frauen* 4 (1978), S. 6–7, hier S. 7.
- 8 Carolyn Merchant: *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution*, San Francisco: Harper & Row (1980), S. 172.
- 9 Carolyn Merchant: *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution*, San Francisco: Harper & Row (1980), S. 127.
- 10 »Tremate, tremate, le streghe son' tornate« (o.V.), in: *Emanzipation: feministische Zeitschrift für kritische Frauen* 4 (1978), S. 6–7, hier S. 7.
- 11 Hannsferdinand Döbler: *Hexenwahn: Die Geschichte einer Verfolgung*, München: Bertelsmann (1979), S. 26–27.
- 12 Sergius Golowin: *Die Magie der verbotenen Märchen: Von Hexenkräutern und Feendrogen*, Hamburg: Merlin (1974) (= Merlins Bibliothek der geheimen Wissenschaften und magischen Künste), S. 9–10.

- 13 Zitiert in Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka: *Mutter Erde, Magie und Politik: Zwischen Faschismus und neuer Gesellschaft*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik (1987), S. 277.
- 14 Hermann Lübbe: »Orientierungskrise – Sozialer Wandel als intellektuelle und politische Herausforderung«, in: *IBM Nachrichten* 243/28 (1978), S. 329–338, hier S. 329.
- 15 Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka: *Mutter Erde, Magie und Politik: Zwischen Faschismus und neuer Gesellschaft*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik (1987), S. 278; Frederike Valentin: »Keltisches Bewußtsein und Feminismus: Seminar in Stift Zwettl«, in: *Materialdienst: Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen* 4/48 (1985), S. 107–111, hier S. 111.
- 16 Martha Sills-Fuchs: *Wiederkehr der Kelten*, München: Dianus-Trikont (1983), S. 12, 14, 18.
- 17 Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka: *Mutter Erde, Magie und Politik: Zwischen Faschismus und neuer Gesellschaft*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik (1987), S. 5–6, 277.
- 18 »Den alten Volksgeist erwecken«: Alain de Benoist über die »Verwurzelungs«-Ideologie der französischen Neuen Rechten«, in: *Der Spiegel* 34 (1979), S. 157–162, hier S. 159.
- 19 Henning Eichberg: *Nationale Identität: Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft*, München und Wien: Langen-Müller (1978), S. 131–143.
- 20 Frederike Valentin: »Keltisches Bewußtsein und Feminismus: Seminar in Stift Zwettl«, in: *Materialdienst: Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen* 4/48 (1985), S. 107–111, hier S.110.
- 21 Wieland Elfferding: »Zum »Heidelberger Manifest««, in: *Das Argument* 138 (1983), S. 254–260, hier S. 260.
- 22 Wolfgang Pohrt: »Eine Zukunft für die Vergangenheit«, in: *konkret* 9 (1981), S. 34–36, hier S. 36.
- 23 Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka: *Mutter Erde, Magie und Politik: Zwischen Faschismus und neuer Gesellschaft*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik (1987), S. 5, 277.
- 24 Thomas Lehner: »Einige Sätze über das Elsaß«, in: Lars Gustafsson (Hg.): *Tintenfisch 10. Thema: Regionalismus*, Berlin: Klaus Wagenbach (1978), S. 121–123, hier S. 122.
- 25 *Naturwissenschaft und die Ganzheit des Lebens. Endgültiges Programm* (Cortona-Woche 1985, für Doktoranden und Studenten der ETH Zürich, Hotel OASI, Cortona, Toskana, Italien), Vorwort.
- 26 Rainer Kakuska (Hg.): *Andere Wirklichkeiten: Die neue Konvergenz von Naturwissenschaften und spirituellen Traditionen*, München: Dianus-Trikont (1984), S. 9–10.
- 27 Günter Altner: *Die Welt als offenes System: Eine Kontroverse um das Werk von Ilya Prigogine*, Frankfurt am Main: Fischer (1986), S. 5.
- 28 Zitiert in Wolfgang Spindler: »Die okkulte Welle: Im Bermudadreieck der Kaffeesatz-Religionen«, in: *konkret* 8 (1982), S. H1–H15, hier S. H13.
- 29 Morris Berman: »Wie die Welt entzaubert wurde: Vortrag von Morris Berman«, in: Rainer Kakuska (Hg.): *Andere Wirklichkeiten: Die neue Konvergenz von Naturwissenschaften und spirituellen Traditionen*, München: Dianus-Trikont (1984), S. 31–50, hier S. 44.
- 30 Engel Schramm: »Gott und die Welt«, in: *Wechselwirkung* 26 (1985), S. 63.
- 31 Paul Syska (Hg.): *Geist und Materie: Seine Heiligkeit der XIV. Dalai Lama. Offenburg, 1983*, Gengenbach: Selbstverlag Paul Syska (1989), S. 80–81.
- 32 Erich Jantsch: *The Self-Organizing Universe: Scientific and Human Implications of the Emerging Paradigm of Evolution*, Oxford: Pergamon Press (1979), S. 8.
- 33 Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte, 1960–1990*, München: Beck (2015), S. 215–235.
- 34 Wolfgang Fritz Haug: »Ideologische Werte und Warenästhetik am Beispiel der Jeanskultur«, in: *Semiotik* 3 (1981), S. 185–202.
- 35 Enno Stahl: *Diskurspogo: Über Literatur und Gesellschaft*, Berlin: Verbrecher-Verlag (2013), bes. S. 219–229.
- 36 Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): *Das Schwinden der Sinne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1984) (= Edition Suhrkamp).
- 37 Wolf Harhammer: *Zwei Wirklichkeiten: Zirkus und Rummelporraits*, München: Dianus-Trikont (1981), o.P.

Weiterführende Literatur

Nils Güttler, Margarete Pratschke, Max Stadler (Hg.): *Wissen, ca. 1980*, Zürich Berlin: diaphanes (2016) (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 11).

Monica H. Green: *Making Women's Medicine Masculine: The Rise of Male Authority in Pre-modern Gynaecology*, Oxford: Oxford University Press (2008).

Joachim C. Häberlen: *The Emotional Politics of the Alternative Left: West Germany, 1968–1984*, Cambridge: Cambridge University Press (2018).

David Kaiser, W. Patrick McCray (Hg.): *Groovy Science: Knowledge, Innovation, and American Counterculture*, Chicago, London: The University of Chicago Press (2016).

Andrew G. Kirk: *Counterculture Green: The Whole Earth Catalog and American Environmentalism*, Lawrence/Kansas: University Press of Kansas (2007).

PRICK ART PayPal



Anita Steckel, *Legal Gender*, Collage und Tinte auf Papier, 1971, aus Rachel Middleman: *Radical Eroticism: Women, Art, and Sex in the 1960s*, Oakland, CA: University of California Press (2018), S. 364, Copyright: Estate of Anita Steckel.

Penis als Eintrittskarte und Zahlungsmittel: Im Februar 1972 verteilte die amerikanische Künstlerin Anita Steckel Kopien der Collage *Money/Cock* an Besucher*innen ihrer Ausstellung im Rockland Community College in Suffern, New York. Für das Multiple wählte sie den Titel *Legal Gender* – eine Anspielung auf den Begriff *legal tender* (gesetzliches Zahlungsmittel) und damit ein Verweis auf das Lohngefälle zwischen Frauen und Männern sowie die politische, gesellschaftliche und ökonomische Benachteiligung von Frauen.

PRICK ART Cut and Paste



Vergleichende Kunstgeschichte. Links: *Achetes des pommes – Kaufen Sie Äpfel*, anonyme Fotografie aus einem französischen Softporno-Bändchen, ca. 1890. Rechts: *Buy My Bananas – Kaufen Sie meine Bananen*, Fotografie von Linda Nochlin, 1972, © Linda Nochlin papers, 1937–2017, Archives of American Art, Smithsonian Institution.

San Francisco, Anfang 1972, an einem Freitagnachmittag, in einem abgedunkelten Saal des Hilton Hotels. Mehrere hundert Teilnehmer*innen der Jahrestagung der College Art Association (CAA), der größten amerikanischen Vereinigung für Kunstgeschichte, waren gekommen, um die Vorträge des großangelegten Panels zum Thema »Erotik und weibliche Symbolik in der Kunst des 19. Jahrhunderts« zu hören.

»Der gesamte Raum beugte sich nach vorn als *Achetes des pommes* auf der linken Seite der Projektionsfläche angeworfen wurde. [...] Klick. Die Fotografie eines neckischen jungen Mannes erschien rechts daneben. [...] Das Publikum brach in Gelächter aus. Das Kichern und Prusten von 300 Personen füllte den Raum wohl zwanzig Minuten lang, bis wieder Ruhe einkehrte. Klick. Auf dem rechten Bildschirm macht Paul Gauguins Halbakt zweier tahitianischer Frauen mit

Mangoblüten deutlich: Die erotische und herabsetzende Assoziation einladender Früchte und Blumen mit dem weiblichen Körper war dem Kanon der Kunstgeschichte eingeschrieben.«

Carol Ockham: »At First Sight«, in: *Brooklyn Rail*, <https://brooklynrail.org/2015/07/criticspage/at-first-site> (13. Juni 2015) (eigene Übersetzung).

»Offensichtlich gibt es eine altehrwürdige Verbindung, sanktioniert vonseiten der Hochkultur, zwischen [...] der einladenden Frucht und einem einladenden, saftigen Teil des weiblichen Körpers. [...] Die Assoziation von Obst mit männlicher Sexualität stößt nicht auf die gleiche Akzeptanz, wie *Achetes des bananes* illustriert, ein zeitgenössisches Gegenstück zu *Achetes des pommes*. [...] Obwohl es in der Tat eine reichhaltige weibliche Überlieferung gibt, die

Nahrung – insbesondere Bananen – mit dem männlichen Geschlechtsteil in Verbindung bringt, sind diese Bilder im Bereich des Privaten verankert, sie schlagen sich nicht in Kunstwerken nieder, sondern bloß in Kichern und Feixen [...]. Die Metapher Nahrung/ Penis weist sozusagen keine Aufwärtsmobilität auf. [...] Vielmehr ist die Verbindung des männlichen Geschlechtsteils mit Nahrung immer eine Figur der Meiose, der Untertreibung. Als ein Bild der Verachtung, der Verniedlichung und des Spotts ist sie herabwürdigend; sie nobilitiert und universalisiert das Subjekt nicht, sondern erniedrigt es.«

Linda Nochlin: »Eroticism and Female Imagery in Nineteenth-Century Art«, in: dies. (Hg.): *Women, Art, and Power: And Other Essays*, New York: Harper & Row (1988), S. 136–144, hier S. 141 (eigene Übersetzung).

Die Möglichkeiten und Grenzen des Bildvergleichs illustrierten eine grundlegende, zutiefst gegenderte Dynamik, derzufolge Männlichkeit mit Macht, Besitz und Herrschaft assoziiert wurde, während Weiblichkeit Unterwerfung, Passivität und Verfügbarkeit bedeutete. Die altmodische Pin-Up-Aufnahme mit den Äpfeln hatte Linda Nochlin im Sommer zuvor in Paris an einem Buchstand am Ufer der Seine entdeckt. Die Fotografie hatte sie gleich an Gauguins Doppelakt mit Mangoblüten erinnert, das im Metropolitan Museum in New York hing, ein Gemälde, das auf einer ähnlichen Stilfigur basiert, diese jedoch auf eine ganz andere Ebene kultureller Relevanz hebt. Gab es eine Darstellung, die männliche Sexualität in gleicher Weise porträtierte? Es schien kein solches Bild zu existieren: »Man – oder zumindest ich selbst – konnte ein solches Bild nicht finden.«¹ Für die Kunsthistorikerin war diese Beobachtung bedeutungsvoll. Was würde passieren, wenn traditionelle erotische Darstellungen ihr Geschlecht veränderten? Nochlin entschied, das gesuchte Bild selbst aufzunehmen.

»Warum gab es so wenige männliche Akte von Künstlerinnen und so viele weibliche von Männern? Was sagte das aus über Machtkonstellationen zwischen den Geschlechtern, darüber, wem gestattet war, wen anzublicken? Darüber, wer zu wessen Lust und Genuss objektifiziert wurde?«

Linda Nochlin: »Starting From Scratch: The Beginnings of Feminist Art History« [1994], in: Maura Reilly (Hg.): *Women Artists: The Linda Nochlin Reader*, London: Thames & Hudson (2015), S. 188–199, hier S. 193–194 (eigene Übersetzung).

»Die Frage war, welches essbare Objekt ich als Pendant für den Penis verwenden sollte. Ich hatte mich schon mehr oder weniger für ein Frankfurter Würstchen entschieden – natürlich koscher –, als ich nach Washington, D.C. ging, um an einer Podiumsdiskussion im Rahmen eines der ersten größeren Treffen von Frauen in der Kunstszene teilzunehmen. Noch heute weiß ich, wie ich mit Louise Bourgeois den Gang entlang ging, die mit großer Begeisterung an der Konferenz teilnahm, und ihr von dem geplanten Foto erzählte. Sie ermutigte mich: ›Verwende lieber eine Banane‹, sagte sie. ›Es wird den Punkt besser überbringen.«

Linda Nochlin: *Buy My Bananas*, Pressecommuniqué, Kate Werble Gallery, 22. Juni bis 2. August 2012 (eigene Übersetzung).

Nochlin vereinbarte einen Termin mit einem professionellen männlichen Model. Sie trafen sich im Atelier des Vassar College, wo Nochlin angestellt war. Sie brachte ein großes Tablett, eine Nikon-Kamera und ein Bündel Bananen mit ins Atelier. Als sie dem jungen Mann *Achez des pommes* zeigte, verstand er gleich, worum es ging. Er schlug vor, seine Socken und

Schuhe anzubehalten, in Übereinstimmung mit den Strümpfen und Stiefeln der älteren Aufnahme. Dann warf er sich in Pose – auf welcher Höhe seines Körpers sollte er das Tablett mit den Bananen halten? – und Nochlin drückte ab: eine Aufnahme auf Augenhöhe, eine von unten, eine von oben, fertig.

Als sie *Buy My Bananas* in San Francisco zeigte, kicherte der Großteil des Publikums begeistert, doch »einige, vor allem Männer, reagierten ablehnend. Mit sorgenvoller Miene seufzte ein bekannter Kunsthistoriker: ›Oh Linda, was verschwendest du deinen brillanten Verstand an so etwas!«² Für Nochlin bestätigten diese Reaktionen eine grundlegende Beobachtung: »Die erotische Symbolik ist geschlechterspezifisch und lässt sich nicht einfach umkehren.«³

PRICK ART Banana Split

»Fruits and Vegetables

Goodbye, he waved, entering the
apple.
That red siren,
whose white flesh turns brown,
with prolonged exposure to air,
opened her perfect cheeks to receive
him.
She took him in.
The garden revolved
in her glossy patinas of skin.
Goodbye.

In general, modern poetry requires
(underline one):
a) more fruit; b) less fruit; c) more
vegetables; d) less vegetables; e) all of
the above; f) none of the above.

But the poem about bananas has not
yet been
written. And nearly everyone worries
about the size of bananas, as if that
had anything to do with flavor. Small
bananas are sometimes quite sweet.
But bananas are like poets: they only
want to be told how great they are.
Green bananas want to be told they're
ripe. According to Freud, girls envy
bananas. In America, chocolate syrup
& whipped cream have been known to
enhance the flavor of bananas. This is
called a banana split.«

Ausschnitte aus Erica Jong: *Fruits and
Vegetables: Poems*, New York: Holt,
Rinehart & Winston (1971).



Natalia Lach-Lachowicz, Stills aus *Sztuka konsumpcyjna*, 1972, aus: Agnieszka Rayzacher, Dorota Jarecka (Hg.): *Natalia LL Doing Gender*, Warschau: Fundacja Lokal Sztuki/Lokal_30 (2013), Copyright: ZW Foundation.

Bananen-Selfie: Für »unsittlich«, gar »jugendgefährdend« erklärte das Warschauer Nationalmuseum im Frühjahr 2019 die Arbeit *Sztuka konsumpcyjna* (dt. *Konsumkunst*) von Natalia Lach-Lachowicz (LL) ebenso wie andere feministische Kunstwerke und entfernte sie aus der Dauerausstellung. Öffentlicher Bananenverzehr und Reenactments von LLs Arbeit in den sozialen Netzwerken wurden daraufhin zum Sinnbild des Protests gegen die Einschränkung der künstlerischen und sexuellen Freiheit durch die PiS-Regierung. Als privilegierte »Bananen-Jugend« (*bananowa młodzież*) waren 1968 auch die studentischen Aktivist*innen der März-Unruhen in Polen verunglimpft worden.

»[In meiner Kunst] zeichne ich alltägliche und triviale Geschehnisse wie Essen, Schlafen, Sex, Ausruhen, Reden usw. auf. Der Anblick jeder dieser Handlungen kann in den Betrachter*innen eine innere Reaktion hervorrufen. Dies ermöglicht mir, eine Tätigkeit in eine andere zu transformieren. Es geht also nicht um Inhalt und äußeren Anschein, sondern um Effekte und Bedeutung.«

Natalia LL: »Transformative attitude« [1972], <https://nataliall.com/en/transformative-attitude-1972/>; siehe auch die deutsche Übersetzung: »Transformierendes Verhalten«, in: *heute Kunst* 9 (1975), S. 10.

In Natalia LLs provokantem Film- und Fotografiezyklus *Sztuka konsumpcyjna* (dt. *Konsumkunst*) (1972–75) verspeisen junge Frauen auf suggestive Weise Bananen, Würstchen und Stangenbrot, dann Sahne, Pudding und Grütze. Im Format schlüpfriger Anspielung verschiebt und befragt die Performance die Bedeutung der Werbeästhetik ebenso wie von Akten des Konsums.

Die Verbindung der Kritik an der Kommodifizierung des weiblichen Körpers mit der wirtschaftspolitischen Logik des Kalten Krieges machten LLs Arbeit bereits im zeitgenössischen Kontext besonders provokativ. In einer sozialistischen Gesellschaft, die sich als Gegenbild des konsumorientierten Westens verstand, war Konsum ein kontroverses Thema. Indem LL neben der Banane als Symbol von Kapitalismus und Wohlstand auch Weißbrot, Süßspeisen und andere Genussmittel zeigte, thematisierte sie darüber hinaus die Nahrungsmittelknapp-

heit und das Versprechen eines besseren Lebensstandards im Polen der 1960er und 1970er Jahre.

Doch LL zeigte auch, dass die Verknüpfung weiblicher Sexualität mit Werbung und Konsum über den Eisernen Vorhang hinweg stabil war. Indem sie Akte des Verzehrs verfremden, nehmen LLs Frauen eine Position ein, in der sie weder Konsumentinnen noch Konsumgegenstand sind. Sie verspeisen die Lebensmittel nicht einfach, sondern lecken, lutschen und erkunden sie mit ihren Mündern und Zungen – und sehen dabei ostentativ in die Kamera. Mit dem direkten Blick in die Kamera verweigern sie sich als Projektionsfläche männlicher Begierde und greifen, in den Worten der Filmtheoretikerin Laura Mulvey, die voyeuristische »Befriedigung, den Genuss und das Privileg des ›unsichtbaren Gastes‹« an.⁴ Der Akt des Konsums wird zu einer Form des Widerstands.

PRICK ART Zwischending



Lilith Stangenberg in *Don Juan*, Regie: René Pollesch, Kostüm: Nina von Mechow, Premiere: September 2012, Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, Berlin; Fotografie: Margarita Broich, aus: *Wenn der Vorhang fällt: Portraits*, Berlin: Alexander (2014 [2011]), S. 119, mit freundlicher Genehmigung.

»Nein, Don Juan [...] Ich finde dich nicht attraktiv!«,⁵ erklärt Lilith Stangenberg dem Archetyp des Playboys. Ihr Schlusskostüm in René Polleschs Stück *Don Juan* ist eine Inversion des *bunny suits* mit seinem flauschigen Schwänzchen.

»Cloth is not only better than flesh, more purely beautiful, but it can also be more holy and thus more appropriate to the figuring forth of paradise. It is not subject, after all, to sin.«

Anne Hollander: *Seeing Through Clothes*, New York: Viking Press (1978), S. 16.

»But clothes can be accessories to the fact of sin.«

Juliet Ash: »Philosophy on the Catwalk: The Making and Wearing of Vivienne Westwood's Clothes«, in: dies., Elizabeth Wilson (Hg.): *Chic Thrills: A Fashion Reader*, London: Pandora Press (1992), S. 167–185, hier S. 167.



Sara Stockbridge als *half-dressed city gent* (Pagan V, F/S 1990), Fotografien von Robyn Beeche, mit freundlicher Genehmigung der Robyn Beeche Foundation.

»I like to put the cat among the pigeons [...] and I just wanted [...] a girl dressed like a man with no trousers on«, erinnert sich die britische Designerin Vivienne Westwood.⁶ In der letzten von Westwoods »Pagan«-Kollektionen (F/S 1990) verkörperte das Model Sara Stockbridge den *half-dressed city gent* im Slip mit Penis-Graffiti.

»[Wenn man die Gent-Höschen trägt], fühlt man sich anders. Nackt und nicht nackt [...], eine Frau, die wie ein Mann aussieht. Man wird in den Garten Eden zurückversetzt, in einen quasi-natürlichen geschlechtslosen Zustand [...]. Ich trage das Teil und niemand weiß es. Ich bin mir bewusst – auf dem Weg zu einer Vorstandssitzung –, dass eine verborgene Geschlechtstransformation stattfindet und angesichts des Unwissens der anderen bin ich mir seiner Bedeutung umso sicherer. [...] In einer Welt der eintönigen Konven-

tionen koste ich meine geheime Metamorphose aus: das Potenzial für Verwegenheit/Kühnheit.«

Juliet Ash: »Philosophy on the Catwalk: The Making and Wearing of Vivienne Westwood's Clothes«, in: dies., Elizabeth Wilson (Hg.): *Chic thrills: A Fashion Reader*, London: Pandora Press (1992), S. 167–185, hier S. 182, 184 (eigene Übersetzung). Siehe auch Ingrid Loschek: *Wann ist Mode? Strukturen, Strategien und Innovationen*, Berlin: Reimer (2007).



Sara Stockbridge als *half-dressed city gent* (Pagan V, F/S 1990), Fotografien von Robyn Beeche, mit freundlicher Genehmigung der Robyn Beeche Foundation.

PRICK ART Cutting up

»Die Vernichtung aller Männer ist richtig und gut. Sie dient dem Wohl der Frauen und ist ein Akt der Gnade.« So heißt es in Valerie Solanas' *SCUM Manifesto*, das die Motivation und den Schlachtplan der Society for Cutting up Men (kurz SCUM) präsentierte. Im Jahr 1967 im Selbstverlag erschienen, ist Solanas' Text boshaft, brutal und cool. Aus der Perspektive der Publizistin Andrea Long Chu verwandelt sich Solanas' Abhandlung vom Abschaum der Männlichkeit in ein Plädoyer für eine zeitgemäße transsexuelle Philosophie.

Solanas: »Der Mann ist eine biologische Katastrophe: Das (männliche) y-Gen ist ein unvollständiges (weibliches) x-Gen, d.h. es hat eine unvollständige Chromosomstruktur. Mit anderen Worten, der Mann ist eine unvollständige Frau, eine wandelnde Fehlgeburt [...]. Mann sein heißt kaputt sein; Männlichkeit ist eine Mangelkrankheit und Männer sind seelische Krüppel.«

Chu: »I suppose I ought to be offended to have my Y chromosomes' good name raked through the mud. Frankly, though, I have a hard time getting it up for a possession I consider as valuable as a \$15 gift card to Blockbuster.«



Hannah Wilke, o.T., 1976 (aus der Serie *Gum in the Landscape*). © Marsie, Emanuelle, Damon and Andrew Scharlatt, Hannah Wilke Collection & Archive, Los Angeles / 2020, ProLitteris, Zurich.

Abfall in der Landschaft: Als sie gefragt wurde, warum sie Kaugummis nutzte, um Labias darzustellen, erklärte die US-amerikanische Künstlerin Hannah Wilke: »[...] weil es die perfekte Metapher für die amerikanische Frau ist: Zerkau sie, hol heraus, was immer du von ihr willst, spuck sie aus und schmeiß dir ein neues ein.«⁷



Hannah Wilke, o.T., 1976 (aus der Serie *Gum in the Landscape*).
 © Marsie, Emanuelle, Damon and Andrew Scharlatt, Hannah Wilke
 Collection & Archive, Los Angeles / 2020, ProLitteris, Zurich.

Solanas: »Vollkommen egozentrisch, unfähig, für jemand anderen etwas zu empfinden, sich in andere hineinzusetzen oder mit ihnen zu identifizieren, [...] ist der Mann psychisch passiv. Er hasst seine Passivität, darum projiziert er sie auf die Frauen, definiert Männlichkeit als Aktivität und versucht dann, sich dies zu beweisen (‘beweisen, dass er ein Mann ist’). Vor allem beim Vögeln will er’s sich beweisen (Big Man with a Big Dick Tearing off a Big Piece). Da er versucht, einen Irrtum zu beweisen, muss er diesen Beweis immer und immer wieder antreten. Das Vögeln ist für ihn ein zwanghafter Versuch zu beweisen, dass er nicht passiv, dass er keine Frau ist. Aber er *ist* passiv und er *will* eine Frau sein.

Da er eine unvollständige Frau ist, versucht der Mann sein Leben lang sich zu vervollständigen, eine Frau zu werden [...]. Mit anderen Worten: women don’t have penis envy, men have pussy envy. [...] Wenn der Mann sich selbst als Frau betrachtet [...] und sich den Schwanz abhacken lässt, dann lebt er in einer permanenten Hochstimmung, da er eine Frau ist.«

Chu: »[For Solanas,] all men are closeted trans women. When she hisses that maleness is a ›deficiency disease‹, I am reminded of those trans women who diagnose themselves, only half-jokingly, with testosterone poisoning.

When she snarls that men are ›biological accidents‹, I hear the eminently sensible claim that every man is *literally* a woman trapped in the wrong body. This is what the *SCUM Manifesto* calls pussy envy, from which all men suffer, though few dare to admit it.«

Solanas: »Wenn die Männer klug wären, würden sie sich anstrengen, tatsächlich Frauen zu werden; sie würden gründliche biologische Forschung betreiben, die es ermöglichen würde, Männer seelisch und körperlich in Frauen zu verwandeln.«

Chu: »This [is] a vision of transsexuality as separatism, an image of how male-to-female gender transition might express not just disidentification with maleness but disaffiliation with men. [...] Transition was cast in aesthetic terms, as if transsexual women decided to transition not to ›confirm‹ some kind of innate gender identity, but because being a man is stupid and boring.«

Zitate aus Andrea Long Chu: »On liking women«, in: *n+1* 30/1 (2018) und Valerie Solanas: *SCUM Manifesto* [1967], London: Olympia (1971), auf Deutsch erschienen: dies.: *Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1983); zitiert wird mit wenigen Ausnahmen die deutsche Übersetzung.



Hannah Wilke befestigt eine Kaugummiskulptur an einem Baum, Fotografie, ca. 1975. © Marsie, Emanuelle, Damon and Andrew Scharlatt, Hannah Wilke Collection & Archive, Los Angeles / 2020, ProLitteris, Zurich.

»Viel von der feministischen Kunst, die als erotisch gelabelt wird, weil sie genitale Formen darstellt oder auf sie anspielt, hat tatsächlich nichts gemein mit Erotika. Es geht dieser Kunst darum, Frauen zu erregen, aber nicht auf erotische Art [...]. Worum es bei vaginaler Ikonologie geht, ist ein Angriff auf die freudsche Doktrin des Penisneids.«

Barbara Rose: »Vaginal Iconography«, in: *New York 7* (11. Februar 1974), S. 59 (eigene Übersetzung).

Hannah Wilkes Werk, das an der Intersektion von postminimalistischer und feministischer Kunst operiert, basiert auf dem Versuch, die Idee des Penisneids zu diskreditieren und Geschlechterhierarchien zu unterlaufen und umzukehren. Wilkes Fotoserie *Gum in the Landscape* unterläuft phallogozentrische Klischees, indem sie sie in Begriffe einer weiblichen Erotik transformiert. Die Kaugummi-Interventionen – einige vorwitzig, andere in ihrer Umgebung kaum auszumachen – zeigen die Form der Vulva nicht als etwas Geheimes, unergründlich Magisches oder Mysteriöses, sondern situieren sie in alltäglichen Kontexten und heben auf diese Weise ihre Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit hervor. Wie kleine eigensinnige Weichtiere sitzen Wilkes Vulven in der Landschaft. Sie zeigen sich völlig offen und natürlich, ganz ohne Grund zur Scham. Es ist eine Inversion der freudschen Phalli, die die Kunstgeschichte geprägt haben. Wilke lässt die Betrachter*innen fühlen, als wären Vulven überall: »Vulven im Auge, im Gehirn. Sie lassen sich nicht unsichtbar machen und verdrängen.«⁸

Anmerkungen

- 1 Linda Nochlin: *Buy My Bananas*, Pressecommuniqué, Kate Werble Gallery, 22. Juni–2. August 2012 (eigene Übersetzung).
- 2 Richard Meyer: »Hard Targets: Male Bodies, Feminist Art, and the Force of Censorship in the 1970s«, in: Cornelia Butler (Hg.): *Wack! Art and the Feminist Revolution*, Cambridge, MA: MIT Press (2007), S. 362–383, hier S. 370 (eigene Übersetzung).
- 3 Linda Nochlin: *Buy My Bananas*, Pressecommuniqué, Kate Werble Gallery, 22. Juni–2. August 2012 (eigene Übersetzung).
- 4 Laura Mulvey: »Visuelle Lust und narratives Kino« [1975], in: Liliane Weissberg (Hg.): *Weiblichkeit als Maskerade*, Frankfurt am Main: Fischer (1994), S. 48–65.
- 5 René Pollesch: »Don Juan nach Molière«, in: ders.: *Kill Your Darlings: Stücke*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (2014), S. 323–388, hier S. 329.
- 6 Juliet Ash: »Philosophy on the Catwalk: The Making and Wearing of Vivienne Westwood's Clothes«, in: dies., Elizabeth Wilson (Hg.): *Chic thrills: A Fashion Reader*, London: Pandora Press (1992), S. 167–185, hier S. 170, 175.
- 7 Avis Berman: »A Decade of Progress, But Could a Female Chardin Make a Living Today?«, in: *ARTnews* 79/8 (1980), S. 73–79, hier S. 77 (eigene Übersetzung).
- 8 Deborah Krieger: »A New Exhibition of Second-Wave Feminist Photography Has Vulvas (and Chewing Gum) on the Mind«, in: *Humble Arts Foundation*, <http://hafny.org/blog/2019/6/a-new-exhibition-of-second-wave-feminist-photography-has-vulvas-on-the-mind> (27. Juni 2019).

Weiterführende Literatur

Andrea Long Chu: *Females*, London: Verso (2019).

Rachel Middleman: *Radical Eroticism: Women, Art, and Sex in the 1960s*, Oakland CA: University of California Press (2018).

Maura Reilly (Hg.): *Women Artists: The Linda Nochlin Reader*, London: Thames & Hudson (2015).

Kazimiera Szczuka: »Revolutionary Year 1974«, in: Agnieszka Rayzacher, Dorota Jarecka (Hg.): *Natalia LL Doing Gender*, Warschau: Fundacja Lokal Sztuki (2013), S. 45–52.

BILDUNGSKRISE Einschalten, Umschalten, Abschalten

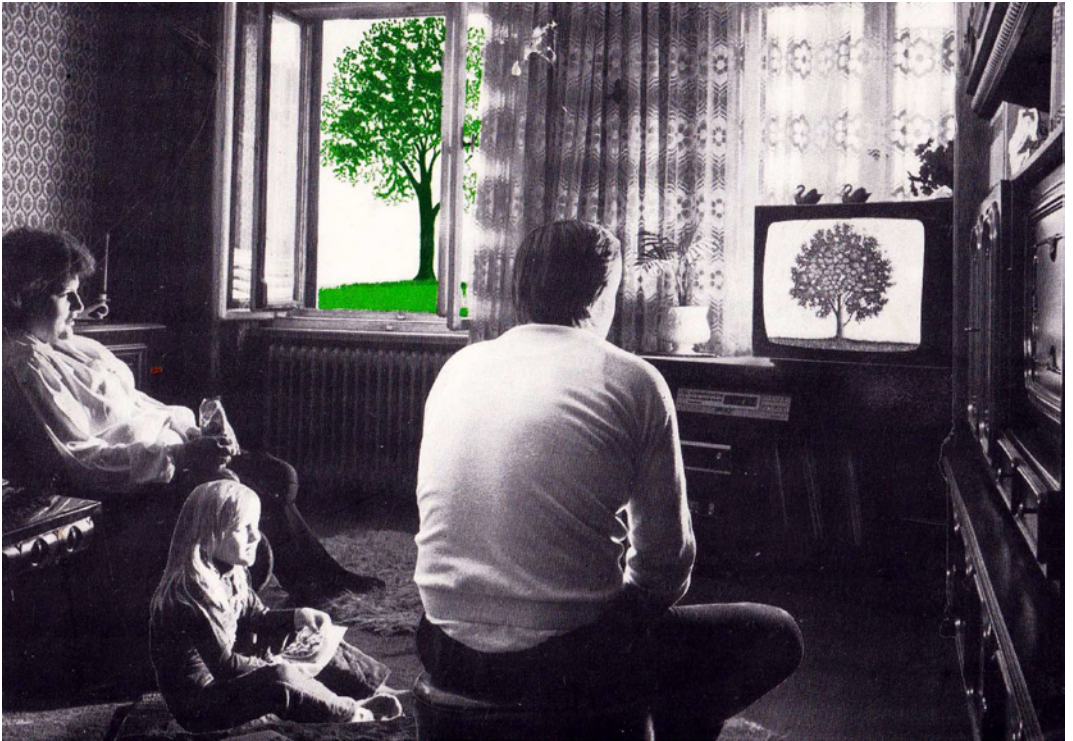
»Und so gelang unter anderem auch einer der bedeutendsten kulturellen Fortschritte unseres Jahrhunderts: Das Fernsehen als Medium der Verinnerlichung im Streben nach geistiger Vollkommenheit. Wir wollen das durch ein Experiment verdeutlichen. *(Er stellt sich hinter ein Ehepaar, das teilnahmslos nebeneinander sitzt. In Reichweite auf einem Tischchen steht ein Becher mit Salzstangen, eine Flasche Bier und zwei halb gefüllte Gläser)*

Diese Ehepartner sind daran gewöhnt, sich spätestens ab 18 Uhr auf ihr Fernsehgerät zu konzentrieren. Jetzt vermissen sie ihren Bildschirm ... sie wirken verstört ... lassen die angebotenen Genußmittel unberührt ... zeigen keine Reaktion *(bewegt seine Hände vor ihren Augen)* und sind nicht ansprechbar. *(Er hockt sich vor das Ehepaar)* Guten Abend ... guten Abend, meine Damen und Herren ... *(das Ehepaar reagiert nicht)* Auch farbige optische Reize bleiben ohne Reaktion ... *(bewegt einen bunten Ball vor ihren Augen hin und her)* Das ändert sich in dem Augenblick ... *(schiebt die Attrappe eines Fernsehgerätes in ihre Blickrichtung)* ... wenn sie die Umrisse eines Fernsehgerätes wahrnehmen.«

Loriots *dramatische Werke*, Zürich: Diogenes (1981), S. 305–306.
VIDEO ► cache.ch/0117

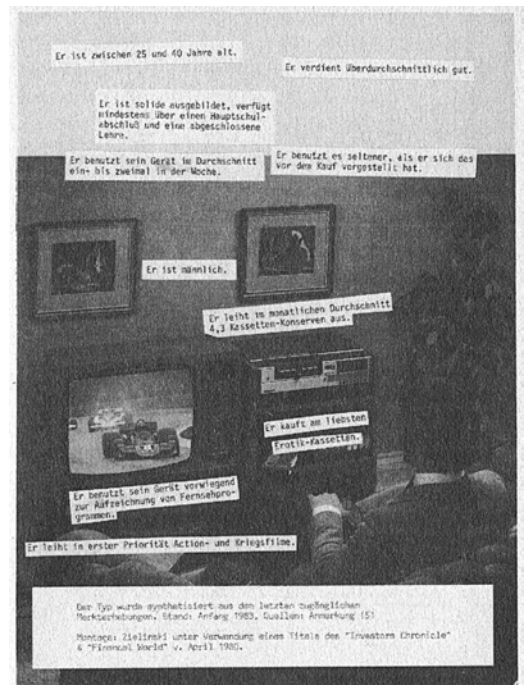
»Solange es nur ein einziges Programm gab, folgten Auge und Ohr gleichsam einem Zeigestock des Moderators, der durch die Sendungen führte. [...] Mit zwei und mehr Programmen beginnt ein elektronisches Blättern – das der Behandlung der Illustrierten verwandt ist. Es tut sich nicht ein Rundblick auf – wie aus einem Panoramafenster –, sondern ein Blick in die Welt ohne Perspektive. Was anfängt zu strömen und zu purzeln, entwischt bald der Ordnung seiner Darstellbarkeit in einer Programmzeitschrift, in der man vielleicht das Wichtige und Interessante angekreuzt hat. Der Zug von Bildern, Tönen, Worten, der vorbeigleitenden Schriften hat die Sogwirkung einer Tunnelbahn... oder eines schwarzen Loches. Die Spannung besteht nicht in der einzelnen Geschichte, die da auf der Mattscheibe abläuft, sondern in der Assoziation der einzelnen Splitter, ihrer Übereinstimmung, in Gegensatz, Wiederholung, Kluft. Sie funktioniert über die Aktivierung von Assoziationen und die Neuverknüpfung von Wahrnehmungen und Resten durch Bild-, Text- und Ton-Metaphern, die gewissermaßen ruckartig an die nächste Einstellung oder Sequenz verkleben.«

Claus Dieter Rath: »Die öffentliche Netzhaut: Das fernsehende Auge«, in: Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): *Das Schwinden der Sinne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1984), S. 59–74, hier S. 62–63.



»Variation zum Thema« (o.V.), in: Künstlergruppe OKTOBER: *Kabelwesen: Die neuen Medien und neuen Technologien*, Berlin: Gruppe OKTOBER (1983), S. 11 (Fotografie: Jörg-Uwe Hohnstein).

Fernsehen benebelt. Zum Abschalten der Fernsehgeräte forderten daher viele Denker*innen auf, prominent etwa die Journalistin Marie Winn, der mit ihrem medienkritischen Buch *Die Droge im Wohnzimmer: Für die kindliche Psyche ist Fernsehen Gift. Es gibt nur ein Gegenmittel: Abschalten!* (Originaltitel: *The Plug-In Drug*) ein Bestseller gelang: »Der Kiefer ist entspannt und hängt leicht geöffnet herab«, hieß es da über die Giftwirkungen von TV. »Die Augen machen einen glasigen, leeren Eindruck.«¹ Vom Abschalten träumte deshalb auch der Literaturkritiker Jörg Drews: »Fast jeder von uns kann zwar schon jetzt abschalten oder nicht einschalten, wie man auf den Autokauf meist verzichten, die Bahn benutzen, Flüge im Überschallflugzeug vermeiden, den Kauf von Plastik-Gegenständen verweigern, die bemannte Raumfahrt für sensationshascherisches Spektakel halten und die Atomkraft ablehnen kann, weil sie nicht nur die Gefahr der Gegenwart, sondern die Pest für kommende Jahrhunderte sind. Aber wir müssen über solche edelvernünftige Einzelhaltungen und -handlungen hinaus. Was wir brauchen, sind mit Argumenten gestützte Tagträume, mit Gedanken untermauerte Utopien. Eine davon ist das Verschwinden des Fernsehens.«²



Horst Holzer, Klaus Betz (Hg.): *Totale Bildschirmherrschaft: Staat, Kapital, Neue Medien*, Köln: Pahl-Rugenstein (1983), S. 133.

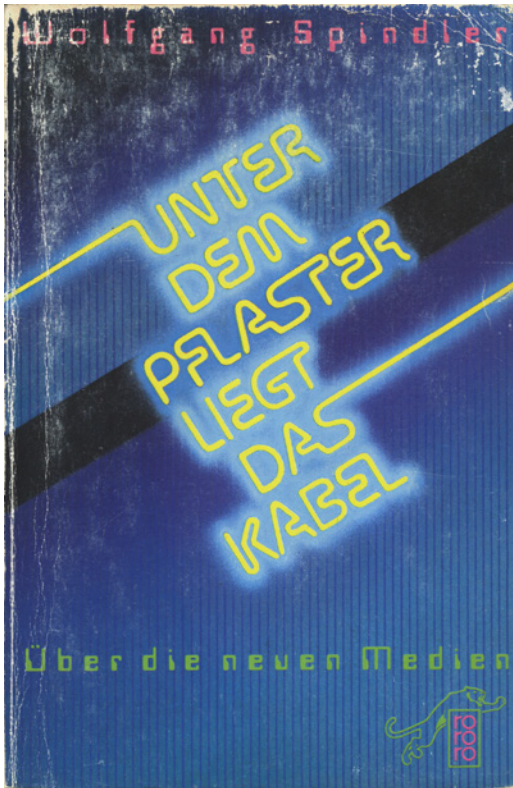
Siegfried Zielinskis Montage »Der Avantgarde-Typ des bundesdeutschen Video-Käufers« war dem Beitrag »Video« zum Sammelband *Totale Bildschirmherrschaft* (1983) beigefügt, und handelte (eben) von diesem »keineswegs neue[n] Medium [...] Neu ist das Medium in seiner spezifischen Ausprägung als Heim-Video«. Die Analyse dieser neuartigen Form des Medienkonsumverhaltens ergab folgendes, ernüchterndes Profil: »Er ist zwischen 25 und 40 Jahre alt«, »Er verdient überdurchschnittlich gut«, »Er ist solide ausgebildet, verfügt mindestens über einen Hauptschulabschluss und eine abgeschlossene Lehre«, »Er benutzt es seltener, als er sich das vor dem Kauf vorgestellt hat«, »Er ist männlich«, »Er leiht im monatlichen Durchschnitt 4,3 Kassetten-Konserven aus«, »Er kauft am liebsten Erotik-Kassetten«, »Er benutzt sein Gerät vorwiegend zur Aufzeichnung von Fernsehprogrammen«, »Er leiht in erster Priorität Action- und Kriegsfilme«. ³

Die »Medien« gaben im Lauf der 1970er Jahre zunehmend Anlass zur Sorge: mehr und mehr entzündete sich diese dabei an Bildschirmen, also nicht zuletzt am Fernsehen, dem damals (noch) unangefochtenen Leitmedium. Weil die Theoriebildung in punkto (neuerer) Medien noch in den Kinderschuhen steckte, dem Phänomen aber offenbar Krisencharakter zukam, geriet die Bildschirmkritik bald zum Spielfeld aller möglichen Warnrufer – Pädagog*innen und Psycholog*innen warnten vor den kognitiven und sozialen Langzeitfolgen übermäßigem Fernsehkonsums; Soziolog*innen, Politikwissenschaftler*innen und Kulturtheoretiker*innen witterten darin einen neuen Tiefpunkt der Konsumgesellschaft; und Vertreter*innen des bildungsbürgerlichen Mainstreams, insbesondere solche mit Nachwuchs, konnten mit dem ausufernden Medienkonsum in der Regel ohnehin nicht viel anfangen. Besserung war kaum in Sicht. Man denke nur an die Videorekorder, die um 1980 in den besser sortierten Medienfachgeschäften auftauchten: Unterlag das Fernsehen immerhin noch »Richtlinien«, galt hier »das Gesetz der Marktwirtschaft« beziehungsweise die »degenerierte Form der Selbstbestimmung des zahlenden Video-Fans«, wie der Berliner Fernsehwissenschaftler Siegfried Zielinski 1983 apropos der anhaltenden »Verrohung und Informatisierung der Wohnzimmer« festhielt. ⁴

Mit solchen Befürchtungen stand er (offensichtlich) kaum alleine da, handelte es sich beim TV/Video-Komplex doch nicht zuletzt um die Intensivierung bestehender Bedrohungsszenarien – Zeichen, Signale, Reklame, Comics: das Regressionspotenzial lauerte überall. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer etwa gab anlässlich des Symposiums *Mensch ohne Hand oder die Zerstörung der menschlichen Ganzheit* (1978) Folgendes zu bedenken: »Bilden ist nicht Machen [...], die Fähigkeit, im richtigen Augenblick auf einen Knopf zu drücken«. ⁵

Das anschwellende Bildschirm-Kommentariat befürchtete ferner: das »Absterben der Sinn- und Symbolwelt«, ⁶ »Verarmung unserer Lebenswelt«, ⁷ »normierte und normalisierte Sinnlichkeit«, ⁸ und einiges mehr. Nicht weniger als eine »Endlösung für die Literatur« sah der Essener Literaturwissenschaftler Horst Albert Glaser deshalb zum Jahreswechsel 1979/-1980 heraufdämmern: »Die mentale Reduktion, die Kinder erleiden, füttert man sie allein mit anschauungslosen Texten banalsten Reflexionsniveaus, wird verschärft durch die Stupidität des anderen geheimen Miterziehers: der elektronischen Medien.« ⁹

Statt *Faust* und *Erdbeben in Chili: Dallas* und *Der Förster vom Silberwald*. Die große Frage war dabei, ob man die große Regression noch stoppen konnte – und vielleicht musste. Immerhin stand das sagenumwobene Jahr 1984 vor der Tür, und (konkreter) die Breitbandverkabelung der Republik. All dies verhieß nichts Gutes. Überhaupt entzog sich das Schalten und Walten dieser Medien tendenziell jeglicher Hermeneutik, wirkten sie doch offenbar unterschwellig, quasi auf psychotechnischer Ebene (ein Wort, das damals nicht von ungefähr einen zweiten Frühling erleben sollte). Klar war eigentlich nur: Die *neuen Medien*, sie machten konform, die Körper schlaff, den Kopf betäubt.



Wolfgang Spindler: *Unter dem Pflaster liegt das Kabel: Über die neuen Medien*, Reinbek: Rowohlt (1984), Cover.

Doch trotz aller Untergangsszenarien gab es (natürlich) auch Stimmen, die der sich anbahnenden Mediengesellschaft etwas abgewinnen konnten. Denn, dagegen tun konnte man ja eh nichts – *Unter dem Pflaster liegt das Kabel*, titelte der Journalist und Btx-Nutzer Wolfgang Spindler 1984 trotzig. Und ob die Medien dem Denken wirklich so äußerlich waren? Wohl kaum. In den trance- und suchartigen Zuständen der Zuschauer*innen konnte man jedenfalls auch Indizien für ganz andere, fast schon archaisch anmutende Formen des Denkens erblicken, ein Denken, das sich jenseits von Schrift, Ratio und Buch, und inmitten der Bilder, Sounds und subkutanen Signalketten bewegte: »Agent[en] [einer] hyperrealen »Operation Mindfuck« in den Worten des Freiburger Musikwissenschaftlers Wolfgang Scherer. Wie zum Beweis verwies Scherer auf den anschwellenden Analphabetismus in den USA: »Wo die neuen Medien die hyperreale Dimension elektrophysikalischer Schwingungen in die apperzeptiven Regelkreise einführen, bricht blinder, wilder Analphabetismus aus.«¹⁰ Mit dem Reden über die Bildungskrise geriet also auch das Bild vom menschlichen Denken in Bewegung. Dieses funktioniert, so betonten selbst die Kritik, nicht autonom – also im Kopf der Individuen –, sondern sei von der technischen Umwelt abhängig und geprägt, genauer gesagt: von den Medien. Und diese ließen sich nicht mehr einfach abschalten.

»Die Protagonisten der traditionellen Ami-Serien sind bestenfalls Helden der Mittelklasse: kleinere und größere Farmer, Rechtsanwälte, Ärzte, Privat-Dedektive [sic] und Kriminal-Kommissare, Journalisten, Tankstellen-Besitzer, Sekretärinnen. Die Superhelden von »Dallas« repräsentieren die herrschende texanische Klasse. Die Familie Ewing gehört zu den oberen Zehntausend der amerikanischen Gesellschaft und zu den Führungs-Clans ihrer Region. Reich und mächtig geworden durch Ölgeschäfte, aber vor allem durch Korruption, Betrug und Bestechung, Rücksichtslosigkeit und berechnendes Kalkül. Dies ist zumindest für den Typ Familien-Serie etwas völlig Neues. [...] Jeder gegen jeden. [...] Unter dieser Oberfläche der Tauschbeziehungen, auf der man sich als Zuschauer genötigt sieht, jeden Kopf, jede Haltung, jede Geste mit einem Preisschildchen in Dollar auszuzeichnen, schwelender Haß, Argwohn, die permanente Angst, einmal nicht der oder die Stärkere zu sein, Hinterlist, Intrige, kurz: all die netten Eigenschaften, welche die Morbidität eines Systems bestimmen, das auf Kauf und Verkauf aufgebaut ist. Und auch dies stellt zweifellos eine neue Qualität in der Tradition der US-Familien-Serien dar: die Kaputttheit fremdbestimmter Individuen und die Unmenschlichkeit von System-Agenten werden nicht verkleistert, mit dem schönen Schein der Intaktheit versehen. Der ganze Abfall wird nach oben geschwemmt, sichtbar gemacht. Man vermeint fast den Gegenstand sinnlich vor dem Bildschirm wahrzunehmen.«

Michael Vogler, Siegfried Zielinski: »Dallas, ein Albtraum«, in: *konkret* 8 (1981), S. 43–44, hier S. 43–44.



Sabine Fröhlich: »Besuch der neuen Zeichen«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 48 (Juni 1982), S. 4–18, hier S. 16.

In einer Welt, die immer mehr (oder immer schon) aus Zeichen, Bildern, Signalen bestand, gab es leider auch jenseits der Wohnzimmer kein Entkommen: »Denn Zeichen verströmen Gutwilligkeit. Sie sind dem Positiven gewogen und verschließen sich dem Mißgünstigen sogleich; den Skeptischen bestrafen sie mit ihrer augenblicklichen Verwandlung in unlösbare Bildrätsel. Überhaupt läßt sich mit

ihnen am besten umgehen, wenn man sich ihnen rückhaltlos öffnet, um nicht zu sagen: gedankenlos. Gedanken erweisen sich als hinderlich, denn sie versuchen zu erkennen, zu interpretieren, zu vergleichen – all das ist dem Zeichen unangemessen, verbildet es, übersetzt es, muß es zwangsläufig verfehlen. Dagegen schenkt es sich dem Auge, umsonst, gibt sich hin für einen dankbaren Blick, versteht sich darauf, mit uns sich zu verständigen wie mit unserem Hund, unserer Fotokamera, ohne daß unser Bewußtsein

dabei beansprucht werden muß. Wir werden Zeichen nie verstehen, aber wir kommunizieren bereits täglich mit ihnen. Sie nehmen eine kleine Utopie vorweg: die Aufhebung der einfachen Kopfarbeit. [...] Unser Auge, unbesonnen und verführungswillig, hat sich seinerseits, wie es heißt, längst mit den Zeichen angefreundet.«

Sabine Fröhlich: »Besuch der neuen Zeichen«, in: *Asthetik und Kommunikation* 48 (1982), S. 4-18, hier S. 11.

BILDUNGSKRISE Kinder vor Bildschirmen



»In der Moskauer Schule Nr. 444«, in: *Kulturmagazin* 57 (1986), S. 5.

»In der Moskauer Schule Nr. 444: »Das mathematische und Programmieren, das die Schule entwickeln soll, muss meiner Meinung nach unbewusst bereits im Vorschulalter herausgebildet werden. Im Kindergarten müssen die Kinder ebenso mit Robotern spielen, wie sie heute mit Autos spielen.« – Die Macher*innen des *Kulturmagazins*, die hier (tongue-in-cheek) das »Akademienmitglied Konstantin Frolow« zitierten, hielten vom neueren Programmieren, das keineswegs nur USSR-Kindern drohte, offenkundig auch nicht allzu viel.



»Aus einer Werbebroschüre der Deutschen Bundespost«, in: Claus Eurich: *Das verkabelte Leben: Wem schaden und wem nützen die Neuen Medien?*, Reinbek: Rowohlt (1980), S. 100 (Zeichnung: Jörg Drühl).

Für den Kommunikationswissenschaftler Claus Eurich war *Das verkabelte Leben* (1980) bitterer Ernst – auch wenn dieses Leben größtenteils noch Zukunftsmusik war, wie man etwa anhand dieser »Werbebroschüre der Deutschen Bundespost« sehen konnte, die Eurich zwecks Kritik an der Bundespost in seinem Buch wiederabdruckte. Fünf Jahre später – da war die BRD, so Eurich, bereits »annähernd voll verkabelt« – legte er mit *Computerkinder: Wie die Computergewelt das Kindsein zerstört* nach. Und einmal mehr ging es dort um das »Aussterben der Schriftkultur« und die Fabrikation »maschinenadäquater« Menschen. Entsetzt war Eurich insbesondere vom (medial sehr präsenten) Informatikprofessor Klaus Haefner, den es scheinbar kalt ließ, dass »Kinder, die mit Bildschirmtext aufwachsen, [...] einfach wissen [werden], daß die wichtigen Dinge dieser Welt nach einem Suchbaum gegliedert sind.«¹¹



Neil Postman: *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt am Main: Fischer (1983), Cover.

Wo Bildungskrise herrscht, da sind Kinder in der Regel nicht weit – und tatsächlich gerieten vor allem die Kinder ins Zentrum der Diskussion um die manipulativen Kräfte der neuen Medien. Der Medienwissenschaftler Neil Postman (oder wahlweise Medienökologe, beides waren um 1980 neue Berufsbezeichnungen) warnte eindrücklich davor, dass die heranwachsende Jugend vor den Bildschirmen der Fernseher und der sich in Schulen und Kinderzimmern ausbreitenden Computer in einer reinen »Guckguck-Welt« aufwache.¹²

Nachdem die BRD bereits einmal eine »Bildungskatastrophe« ereilt hatte (in den 1960er Jahren), folgte 1982 die zweite derartige Krise, diesmal bezeichnenderweise verkündet durch den Bremer Informatikprofessor Klaus Haefner. Auch *Die neue Bildungskrise*, samt Vorwort von Birgit Breuel, der damaligen Niedersächsischen Ministerin für Wirtschaft und Verkehr, sollte beträchtliche Wellen schlagen. Bedeutete doch diese Krise im Kern: »Was soll gelernt werden, wenn die Informationstechnik wichtige Teile des menschliche Handelns und Tuns übernimmt [...]«¹³ Was in den USA als Problem mangelnder *computer literacy* für Kopfzerbrechen sorgte, wurde in der BRD schnell zur Grundfrage einer basalen Kulturtechnik hochstilisiert, der es sich zu bemächtigen galt, allen voran die Jugend. Denn auch wenn, wie Haefner einlenkte, »[b]ereits durch das Fernsehen als ›Droge im Wohnzimmer‹ [...] die Informationstechnik tief in das menschliche Denken eingegriffen [hatte]«, war die BRD immer noch ein Land informationstechnischer »Analphabeten«.¹⁴

Den Eingriffen ins kindliche Denken standen offenbar nicht alle so gelassen gegenüber. »Das ewige leise Flimmern der Bilder macht untergründig nervös; die raschen Bildschnitte sind

jedesmal ein kleiner, brutaler Schlag«, diagnostizierte etwa der bereits erwähnte Jörg Drews,¹⁵ worüber sich Katharina Rutschky, die sich als Autorin des Buchs *Schwarze Pädagogik: Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung* (1977) auf Gewalt verstand, wiederum lustig machte: »Gebildete landauf, landab, die Hochschullehrer, die engagierten Eltern, die Politiker, Psychologen und Alternativen«, sie alle bangten nämlich vergebens um die Kinder, die in Wohnzimmern vor Bildschirmen verkümmerten. Denn, konterte die Soziologin, diese Kinder waren gar nicht so passiv und hilflos, wie das landauf, landab befürchtet wurde. »Die Bedrohung des Lesens, die Vernichtung riesiger Leserpotentiale, die des Buches und die der Literatur selbst – darin besteht quer durch alle Lager [dennoch] weitgehend merkwürdige Einigkeit – geht vom Fernsehen aus«, so Rutschky 1982.¹⁶

Was in der häufig schrill emotional geführten Debatte um die Bildschirmwirkungen wenig Beachtung fand, war die Tatsache, dass der Begriff »Medium« sich damit zunehmend selbstständigte. Oder besser vielleicht: wie er sich nun mit einem Vokabular der Medienanalyse zu überlagern begann, das sich tendenziell noch über Printprodukte hergestellt hatte – wahr/falsch, Inhalte, Begriffe, Manipulation, Bewusstseinsindustrie. Man denkt hier etwa an Arnold Gehlen, dessen 1969 erschienenenes Buch *Moral und Hypermoral* die »Kultur der Massenmedien« unter den Generalverdacht stellte, eine »liberalhumanitäre Mentalität unter Geschäftsleuten, Studenten, Soldaten usw.« zu befördern – also immerhin irgendeine Form des Denkens (wenn auch eine »Simplifizierung des Denkens«).¹⁷ Der Begriff »Medium«, so wie wir ihn heute kennen, schälte sich überhaupt erst in dieser Zeit heraus und geriet darüber hinaus zusehends ins Zentrum vieler Gegenwartsdeutungen. Nicht zuletzt der Diskurs über den Verlust der Kindheit gab »den Medien« eine quasi-anthropologische, psycho-physiologische Dimension; und auch so war »der Mensch« ohne Bildschirm, HiFi-Anlage und Walkman scheinbar bald kaum noch zu denken.

»Zwar vermag den Verlust von sinnlichem Leben, Lebenssinn kein elektronisches Medium wiederherzustellen, geschweige denn aus sich heraus neu zu erzeugen, gleichwohl aber sind die Medien in der Lage, jene sozialen und affektiven Kahlschlag-Territorien zu besetzen, die das Industriesystem dem einzelnen wie der Gesellschaft beigefügt hat und noch beifügen wird. Ist nicht das groteske Zerrbild unserer Übergangsepoche jener Walkman bewehrte Mensch, der sich in einer Masse von Menschen bewegt: abgekapselt, isolierte Monade, auf sich selbst reduziert und doch beim ›Bad in der Menge‹ ohne jedes Gefühl für seine Asozialität?«

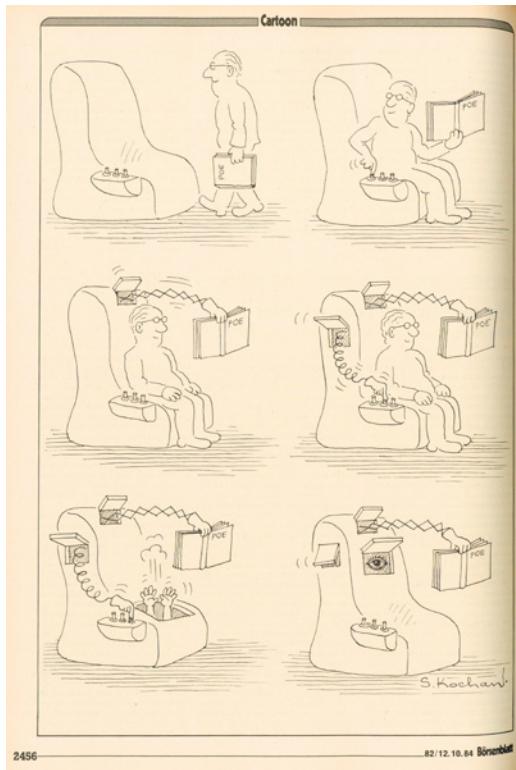
Josef Hohnhäuser: »Sauplan – Vom Verschwinden des Erlebens«, in: *Chips & Kabel: Medienrundbrief* 22 (1985), S. 1-3, hier S. 2.



medium: Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Presse 7/9, Cover.

Auch die Juli-Ausgabe der Zeitschrift *medium* widmete sich 1979 dem Thema »Kindermassenkultur« beziehungsweise dem »Mechanismus, mittels dessen das Bombardement der Sinne gegenwärtig funktioniert« (also vorwiegend dem Fernsehen, dem »Lieblingsmedium« der Kinder).¹⁸ Auf dem Cover hallten die eingeschliffenen Diskurse um die Medien qua »Massenkommunikationsmittel« noch ein wenig nach. Diese standen in Resonanz mit den großen Schlagworten der 1950er und 1960er Jahren: »Massenmensch«, »Spektakel« und »Konsumgesellschaft«, die Invektiven der Frankfurter Schule gegen die »Kulturindustrie« bis hin zu Vance Packards *Hidden Persuaders* (1958), Packards Anklageschrift gegen die florierende Werbeindustrie (dt. *Die geheimen Verführer: Der Griff nach dem Unterbewussten*). In den 1970er Jahren setzte sich allmählich eine andere Form der Gegenwartsdeutung durch: Der Konsum und die viele Freizeit, die Zeitschriften, Autos, Mopeds, Kinobesuche und die neueste Herbstmode entfernten sich aus deren Zentrum; in diesem standen nun vielmehr die Medien: *technische Medien*.

BILDUNGSKRISE Angst um Bücher



ganz langsam und bescheiden mit der Erfindung des Telegrafens angefangen hat und das jetzt, im späten 20. Jahrhundert, in Form von Amerikas leidenschaftlicher Affäre mit dem Fernsehen geradezu perverse Blüten getrieben hat. Wie nirgends sonst auf der Welt haben Amerikaner den Prozeß vorangetrieben, der das Zeitalter des sich langsam bewegenden, gedruckten Wortes zu Ende bringen wird, und sie sind es auch, die dem Fernsehen die Souveränität über sämtliche ihrer Institutionen eingeräumt haben. Amerika hat das Zeitalter des Fernsehens eingeläutet – und damit der Welt den bestmöglichen Einblick in die Huxleysche Zukunft 2000 gewährt. [...] Und weil das Fernsehen ein visuelles Medium ist; weil es in Bildern spricht und nicht mit Worten; weil seine Bilder farbig sind und am vergnüglichsten aufgenommen werden, wenn sie im schnellen Wechsel und dynamisch daherkommen; weil das Fernsehen eine unmittelbare emotionale Reaktion verlangt; weil das Fernsehen in nichts einem Pamphlet, einer Zeitung oder einem Buch gleicht; weil es so ist und nicht anders, muß jeder Diskurs im Fernsehen in der Form von Unterhaltung ablaufen.«

Neil Postman: »Wie man sich zu Tode vergnügt: Wenn die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeiten untergeht (Eröffnungsrrede zur Buchmesse 1984)«, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 82 (1984), S. 2455–2459, hier S. 2456.

Neil Postman: »Wie man sich zu Tode vergnügt: Wenn die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeiten untergeht (Eröffnungsrrede zur Buchmesse 1984)«, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 82 (1984), S. 2455–2459, hier S. 2456.

Auf der Buchmesse 1984 warnte Neil Postman noch einmal eindrücklich vor den fatalen Folgen der »neuen Medien« für die Buchkultur. In Amerika sei man derzeit dabei, »das aufwendigste Experiment der Welt durchzuführen – das heißt, sich total mit den technologischen Zerstreuungen gleichzuschalten, die der elektrische Stecker möglich gemacht hat. Es ist ein Experiment, daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts



Wie die Medien genutzt werden

(Nutzung pro Kopf und Monat)

	Werte unter Einbeziehung von Spezialstudien	
	Stunden	%
Bücher	18,5	9
Zeitungen (einschl. Sonntags-/ Wochenzeitungen)	18,0	9
Zeitschriften	10,5	5
Summe Printmedien	47,0	23
Fernsehen	69,5	35
Hörfunk	69,0	34
Schallplatte/Toncassette/Tonband	5,5	3
Kino	0,3	0
Summe audiovisuelle Medien	144,3	72
Summe insgesamt	191,3	
Telefon	10,0	5
Theater/Oper/Konzert	0,4	0

Quelle: Kommunikationsverhalten und Buch, Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh 1978

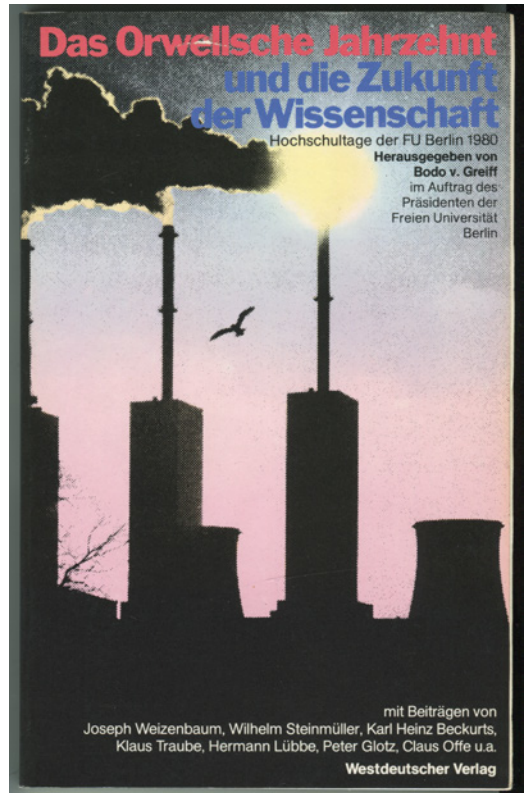
Auch der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt kam in seiner Regierungserklärung im November 1980 nicht um die Frage herum, »[w]ie die Medien genutzt werden (Nutzung pro Kopf und Monat)«: 1978 waren das laut Bertelsmann Stiftung 144.3 Stunden bei audiovisuellen Medien. Und immerhin 47.0 Stunden wurden für Printmedien aufgewendet, davon 18.5 Stunden für Bücher. »Ich möchte an dieser Stelle abermals eine sehr persönliche Bemerkung einschieben«, so Schmidt: »Meine persönliche erhebliche Skepsis gegenüber der zunehmenden Fernsehberieselung der Heranwachsenden und gegenüber der Beeinträchtigung des Familienlebens durch die elektronischen Medien will ich Ihnen nicht verschweigen. [...] Aber ich will gern einräumen, daß sich hier jeder selbst entscheiden muß.«¹⁹

Die Frankfurter Buchmessen der frühen 1980er Jahre standen ebenfalls im Zeichen der »neuen Medien«. Während Neil Postman zur Eröffnung der Buchmesse 1984 einmal mehr zum Rundumschlag gegen die Verflachung durch »visuelle Medien« ausholte – und vor amerikanischen Zuständen warnte (die Liberalisierung des Medienmarkts war dort bereits in vollem Gange) –, hielten die deutschen Journalist*innen Ausschau nach Zeichen, die den endgültigen Untergang des Buches besiegelten. Sie fanden erstaunlich wenig, auch wenn es an Unkenrufen nicht fehlte: »Für aktuelle politische wie auch für wissenschaftliche Information ist das gedruckte Wort zu langsam und zu umständlich geworden«, würde selbst Siegfried Unseld der Frankfurter Buchmesse 1984 mit auf den Weg geben. Was die Berichterstattung hingegen sehr wohl verzeichnete, waren strukturelle Veränderungen auf dem Buchmarkt, die womöglich gravierende Folgen haben würden. Von *publishing on demand* (anfangs übersetzt als »Literatur auf Abruf«) war erstmals zu lesen; und über die wachsende Macht der Großverlage wurde berichtet. Angeblich erreichte den Suhrkamp Verlag damals auch das erste Manuskript »als floppy disc«.²⁰

»Das Buch wird bleiben«, befand schon *Die Zeit* im Nachklang der Buchmesse 1984. Wie genau das Buch in der Medienlandschaft der Zukunft eine Bleibe finden würde, und mit welchen Konsequenzen, stand freilich auf einem anderen Blatt. Der Informatikprofessor Karl Steinbuch zum Beispiel – ein umtriebiger ideologischer Entrepreneur in Sachen »informationelle Unzulänglichkeit des Menschen« – sah bereits eine »erneute kulturelle Aufspaltung« heraufziehen: »Die Mehrzahl lebt vom Fernsehen, Video und Comics und hat nur geringe Sprach- und Codierungskompetenz, kann nicht mit komplizierten Informationssystemen umgehen und wird damit abhängig von der Minderheit; welche diese Fähigkeiten besitzt.«²¹ Andere wiederum befanden, namentlich etwa der Medientheoretiker Vilém Flusser, dass die »Betäubung« des Publikums gar nicht so sehr von den »neuen Medien« ausginge, sondern von den »Bergen von Drucksachen«, die täglich und jährlich fabriziert wurden.²² Vielleicht war dies, vorerst jedenfalls, dann auch die nachhaltigste Konsequenz für die Bildungskultur: Während sich der Typus der Buchliebhaber*in fortan in habitueller Abgrenzung gegenüber dem medialen Massengeschmack gefallen konnte – 1985 lancierte etwa Hans Magnus Enzensberger seine einflussreiche *Andere Bibliothek* –, beflügelte die Flut an schriftlichen, visuellen und sonstigen *Zeichen* die Fantasie angehender Medientheoretiker*innen. Letztere gingen gerade *aufgrund* der »anästhetischen« Zustände des Lesepublikums vermehrt dazu über, sich nun den sub-geistigen Restbeständen der Bildung zuzuwenden. »Medium Buch vielmehr obsolet, »bleierner Nachgeschmack«, notierte etwa Friedrich Kittler bereits im Sommersemester 1977 *apropos* »Lyrik und ihre Adressaten« – einem Seminar, das sich nicht mehr um Sinn, Geist oder Bedeutung drehen sollte, »sondern [darum,] wie überhaupt das Sprechen geschieht.«²³

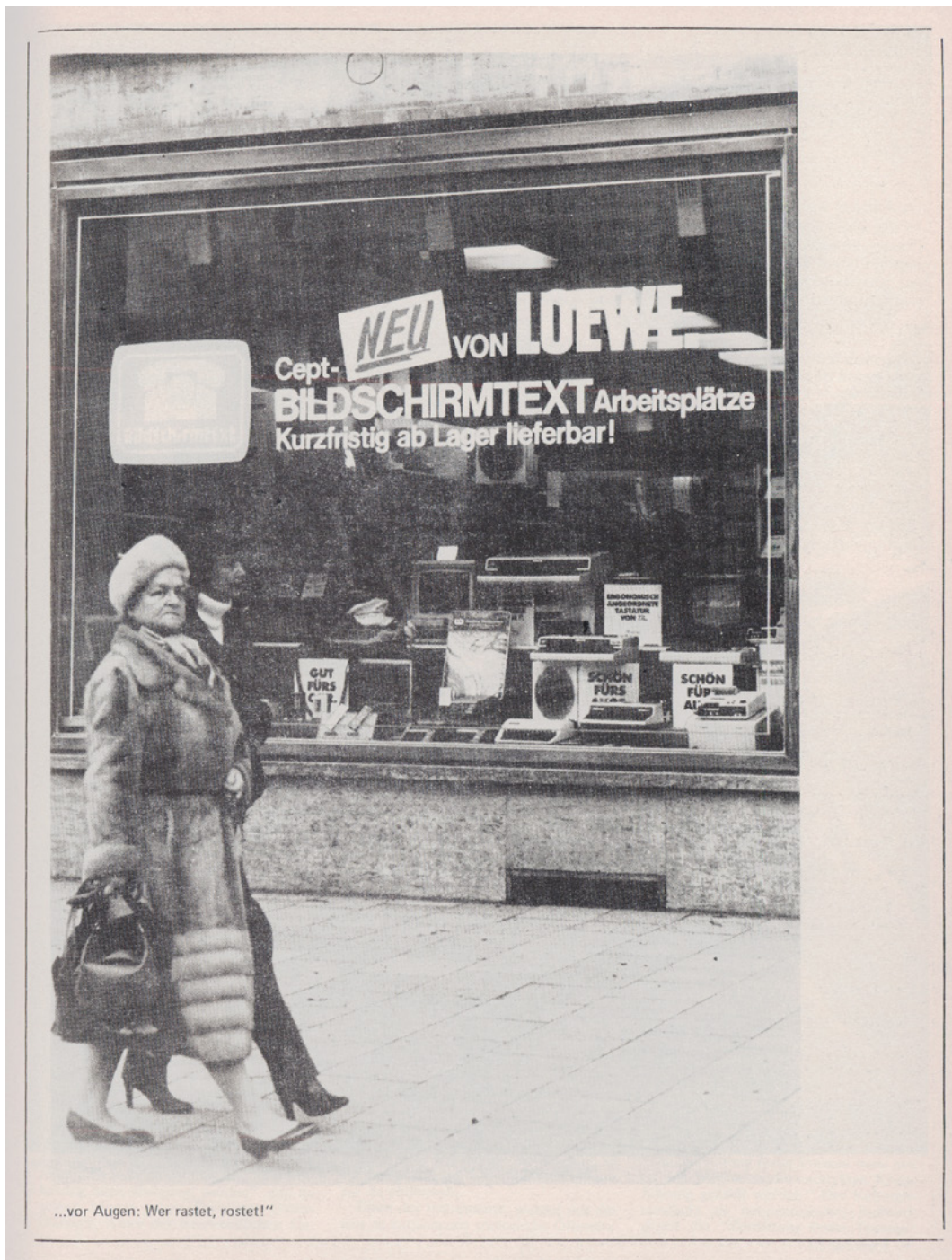
»Eine Buchmesse, bedrängt von den neuen Medien? Von Video-Technik und Kreativ-Computern? In den Fernseh-Nachrichten abends ja, dem Augenschein nach aber nicht. Zwei leibhaftige Roboter sind mir begegnet: Der eine, der beim wissenschaftlichen Springer-Verlag Kaffee ausschenken sollte (nachdem man ihn darauf programmiert hatte), der andere, der als Perry Rhodan sich mit selbständigen Spaziergängen in Halle 8 hervortat. Beide taten mir eher leid, was ihnen nichts sagte. Nein, wie Roboter kamen mir eher einige der Großen im Verlagsgeschäft vor: Ihre schulterstarke Art, sich durch die Hallen zu stemmen, ihre programmierende Blauäugigkeit, ihre Poker-Gesichter beim Nichterkennen unwichtiger Leute, ihr Sonnenaufgangslächeln, wenn die Fernseh-Helle ihnen entgegenstrahlte. Der Typus des »Pushers« unter den Verlegern ist nun auch, sichtbar, körperliche Erscheinung geworden, vielleicht im Training des Buchmessenrubels, dem man manchmal wirklich nur mit Ellenbogen entkommt.«

Dieter Hildebrandt: »Liebesfest Buchmesse«, in: *Die Zeit* 43 (1983), <https://www.zeit.de/1983/43/liebesfest-buchmesse/>.



Bodo von Greiff (Hg.): *Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft: Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1980), Cover.

Nicht nur Buchmarkt, auch die Germanistik nahm damals (quasi proaktiv) Abschied von einer Zeit, »als das Buch Hauptträger und Vermittler von Bildung, Kultur und Wissen« gewesen war. Schon längst setzten sich ja die meisten, so seufzte ein Vertreter der Zunft angesichts von *Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft*, über »Thomas Manns »Buddenbrooks« [...] durch Film und Fernsehen eher denn durch Buchlektüre in Kenntnis«. ²⁴ Mag auf Leser*innen auch kein Verlass mehr gewesen sein, nicht zuletzt die Literaturwissenschaften selbst fühlten sich *den Medien* bald schon merklich hingezogen. In den Romanen der Zwischenkriegszeit konnte man sie zum Beispiel ganz einfach entdecken: Kino, Schreibmaschinen, Radio. Und »die [literaturwissenschaftliche] Beschäftigung mit Leitartikeln, Schlagerliedern, Reklamesprüchen« war ebenfalls salonfähig geworden, auf Augenhöhe »mit Hölderlins Gedichten oder auch nur Hebbels Dramen«. ²⁵ Bekanntlich wurde am Bildungsbegriff kräftig gerüttelt, allen voran, aber keineswegs nur, vom Typus Friedrich Kittler: *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften* (1980).



»N5 im Profil, Fotos von Peter Meier« (o.V.), in: *Kulturmagazin* 46/7 (1984), S. 23.

In Sachen Zukunft des Medienverbands »Buch« wurde gebannt in Richtung USA geschaut – Dieter Prokops *Heimliche Machtergreifung* (1984) etwa berichtete von »Publikumsmanipulation« via Bildschirmtext, welche dort auf Pilotprojektbasis schon Einzug hielt: »Damit nicht genug, nutzt Warner [Communications] die Videotex-

Kanäle für Leseproben künftiger Bestseller der ebenfalls angeschlossenen Buchfabrik. Leser, die nicht mit klebrigen Marmeladenfingern zu lesen lieben, können sich die fertigen Bestseller auch als Bildschirmbuch liefern lassen oder als Lesekassette. Es mag sein, daß sie zwischen den Kapiteln auf Abbildungen der neuesten Sammler-Objekte von »Franklin Mint« stoßen [ein Warner-Tochterunternehmen] [...], oder [auf] ein nummeriertes Exemplar der Blechtrommel,

auf teurem Bütten gedruckt, in nicht minder teures Schweinsleder gebunden, von Günter Grass handsigniert [...]. Ein Buch also, nicht zum Lesen geeignet, doch imposant als dekorativer Staubfänger in der Wohnzimmervitrine.«²⁶

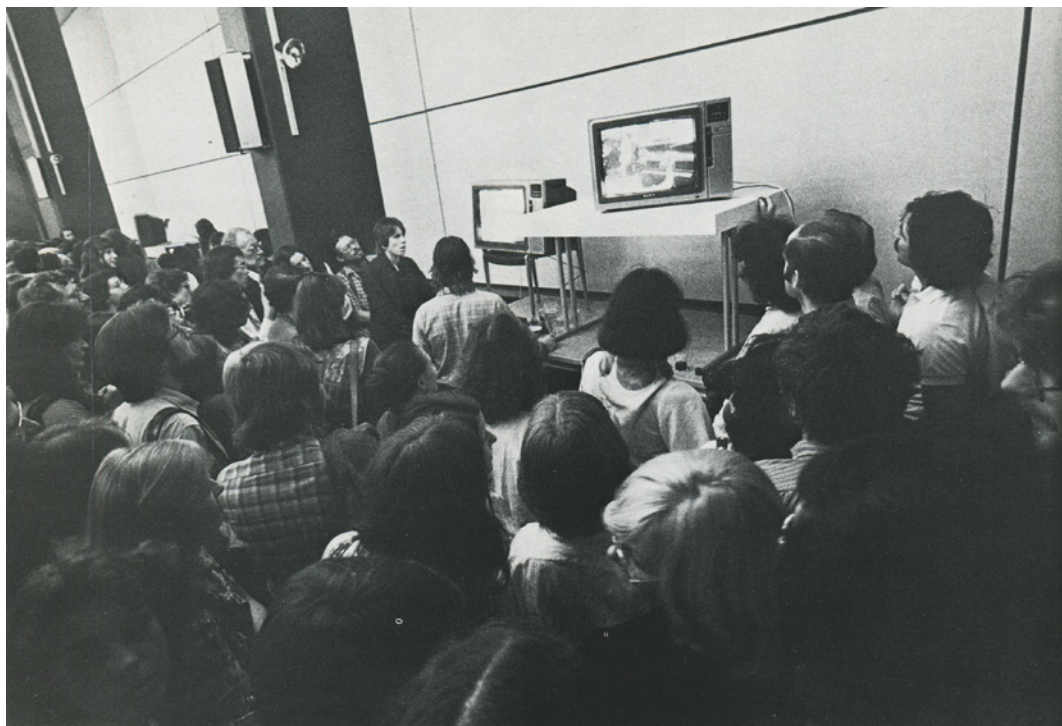
»Die Berge von Drucksachen, die uns täglich ins Haus geliefert werden, der Blätterwald, in dem wir uns in Buchhandlungen verlieren – das sind doch wohl nicht geballte Fäuste, bei denen sich Schreibende und Verleger verschworen haben, uns zu informieren. Es sind vermutlich chloroformierte Wattebausche, die von Verlegern hergestellt wurden, um uns zu anästhesieren (wobei sich diese Verleger Schreibende besorgt haben, die sich für solchen Zweck eignen). Gedruckt wird gegenwärtig meistens, um zu betäuben, und Verleger und Schreibende scheinen nur noch Funktionäre dieses Betäubungsbetriebs zu sein. Funktionäre obendrein, die in absehbarer Zukunft von automatischen Apparaten ersetzt werden können: die Verleger von programmierten Rastern, die Schreibenden von Word processors – bis schließlich das Alphabet als wenig leistungsfähiger Code aufgegeben sein wird und nur noch programmierte tonende Bilder die Gesellschaft informieren (betäuben) werden. Mit anderen Worten: Hat angesichts der Textinflation und der informatischen Revolution das Schreiben, Verlegen, Drucken und Lesen alphanumerischer Texte noch Sinn?«

Vilém Flusser: *Die Schrift: Hat Schreiben Zukunft?*, Göttingen: Immatrix (1987), S. 45.

BILDUNGSKRISE Technische Medien

»Im landläufigen Verständnis stellt unser öffentlich-rechtliches Fernsehen den natürlichen Gegenpol zur Kunst dar. [...] Dabei hatte es gerade in Deutschland begonnen [...]. [D]ie manipulierten Fernseher [Nam June] Paiks oder auch Wolf Vostells [drücken] eine Stellungnahme gegenüber der gesellschaftlichen Bedeutung des Massenmediums aus. Vostells Beitrag war dabei eher destruktiver Natur: er zeigte defekte Fernseher, umwickelte das Gerät mit Stacheldraht, erschoss den Apparat mit einem Gewehr, beerdigte ihn usw.«

Edith Decker: »Fernsehen in der Kunst ist keine Fernsehkunst«, in: Klaus Modick, Matthias-J. Fischer (Hg.): *Kabelhafte Perspektiven: Wer hat Angst vor neuen Medien?*, Hamburg: Nautilus/Nemo Press (1984), S. 90–97, hier S. 90.



»TV-Übertragung, 25.6.«, in: Horst Wackerbarth: *Kunst und Medien: Materialien zur documenta 6*, Kassel: Stadtzeitung und Verlag (1977), S. 14.

Ganz am Puls der Zeit widmete sich die documenta 6 1977 dem »Stellenwert und Standort der Kunst in einer Medien-gesellschaft«. Joseph Beuys – hier bei einer »TV-Übertragung« ins Kasseler Rathaus zu sehen – hatte so seine Zweifel, war doch diese Redeweise »modisch, als wären die Medien auf einmal da, die hat es doch gegeben, solange Menschen da sind. [...] Wenn wir von Medien reden, meinen wir [aber] wohl die, die in der technologischen Entwicklung heute benutzt werden wie Video, Fernsehen usw.«²⁷ Auch *Die Zeit* verzweifelte damals an der »documenta [...] als Mediengespenst«, nämlich der »überwältigende[n] Gegenwart [jenes] Super-Schlagworts und seine[r] konfuse[r] Verwendung: das Wort ›Medium‹ kommt, in allen möglichen und unmöglichen substantivischen Kopplungen und adverbialen oder adjektivischen Verbindungen, auf gut sechs Seiten Konzept 34 mal vor. Das ist schlimmer als die Pocken.«²⁸



II. Die französische literarische Avantgarde im Sog der Attraktivität des Stummfilms

Luis Buñuel, *Un Chien Andalou*, Frankreich (1928/29), Filmstill, in: Staatliche Kunsthalle Berlin, NGBK (Hg.): *absolut modern sein – Zwischen Fahrrad und Fließband: Culture technique in Frankreich 1889–1937*, Berlin: Elefanten Press (1986), S. 209.

absolut modern sein – Zwischen Fahrrad und Fließband war 1986 in Berlin zu sehen. Auch Luis Buñuels *Un Chien Andalou* beziehungsweise die »Avantgarde im Sog der Attraktivität des Stummfilms« durfte dort also nicht fehlen.²⁹ Ohne technische Medien keine Moderne – »Die künstlerische Avantgarde reagiert schon frühzeitig auf die neuen technischen Gegebenheiten, die die sinnliche Wahrnehmung verändern«, hieß es in der Pressemitteilung zur Ausstellung: »die Chronophotographie von E. J. Marey z.B. inspiriert Kubisten wie Duchamp, Villon und Kupka zu gleichfalls ›laufenden‹ Bildern; die Blaustichigkeit der massenhaft fotomechanisch reproduzierten Bildpostkarten vom Anfang des 20. Jahrhunderts assoziiert Picasso in seiner ›Blauen Periode‹; Léger bewundert die glatten Flächen eines Flugzeugpropellers und die präzise gearbeiteten Kolben, Zahnräder und Zylinder der Fabrikmaschinen. Die modernen Objekte aus Fabrik und Kaufhaus ziehen nicht nur in den bürgerlichen Alltag und Haushalt ein, sondern auch in die Ateliers und Schreibstuben der künstlerischen Avantgarde.«³⁰

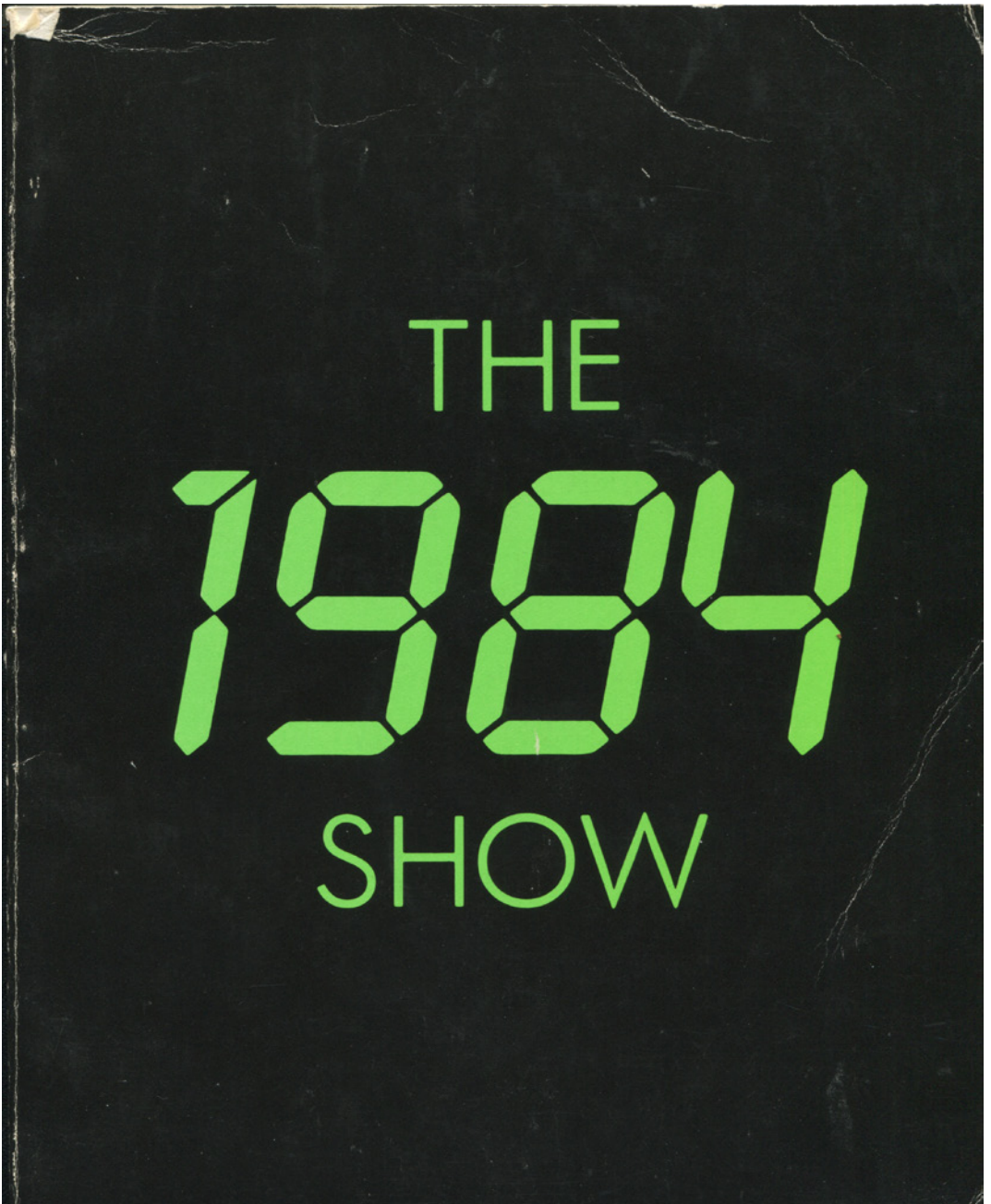
Die von den »neuen Medien« losgetretene Bildungskrise zog immer weitere Kreise: Wohnzimmer, Kinderzimmer, Buchmesse, documenta. Verwunderlich ist dies nicht, auch einmal abgesehen von der realen Diffusion der Kabel und Bildschirme – bedeutete »Medium« doch einerseits immer mehr, nämlich prinzipiell alles, was irgendwie da war »solange Menschen da sind«. Und andererseits meinte es auch immer weniger, nämlich (wie Joseph Beuys 1977 anmerkte) »Video, Fernsehen usw.«.

Konnten »Leitartikel, Schlagerlieder, [und] Reklamesprüche« nun den Anspruch erheben, als Literatur behandelt zu werden, waren ähnliche Mutationen konsequenterweise auch im

Bereich der Künste und Wissenschaften zu beobachten. Die Behauptung etwa, dass ein ganz normales Fahrrad um 1900 nicht weniger als ein »kulturelles Instrument« gewesen sei – ein »Vehikel, das ein ganz neues Bewusstsein transportiert[e]« – war zu Beginn der 1980er Jahre kaum noch Affront.³¹ Ähnlich verhielt es sich mit der Praxis, die entsprechend häufig in Ausstellungen, Essays oder Büchern zum Einsatz kam, altes Radiogerät, Schreibmaschinen und Laborinstrumente – genauer, deren visuelle Erzeugnisse: Kurven, Diagramme, Inskriptionen usw. – mit abstrakten Kunstwerken, Werbegrafik und dergleichen zu kombinieren. Nur so ließ sich jenes neue, moderne Bewusstsein rekonstruieren: die technische Moderne, so wie sie sich ca. 1980 darstellte, war nicht zuletzt eine Sache der technischen Medien ... selbst wenn es sich dabei tendenziell um Maschinen handelte. Oder, wie prominent etwa im Fall von Sigfried Giedions *Mechanization Takes Command* (1948), das 1983 pünktlich in der deutschen Übersetzung erschien, um Mechanisierung – und deren Herrschaft. Das Buch »zeig[e] vor allem, wie [die Mechanisierung] die unmittelbare Umgebung des Menschen, wie sie Wohnzimmer, Küche und Bad verändert«, notierte Wolf Lepenies damals in der *FAZ*; und es trafe entsprechend kaum Unterschiede zwischen »hoher« und »niederer« Kultur.³² Woher rührte das damalige Interesse an den unmittelbaren, künstlichen Umgebungen des Menschen, den Vehikeln des Bewusstseins? Ein Grund dafür war, grob vereinfachend gesagt, dass die neue Medienwelt der Bildschirme die alte, maschinelle Welt, die der Industrie und ihrer Medien und ihrer Bildung, obsolet zu machen drohte, diese womöglich zum »Verschwinden« brachte. Die »Furcht vor der Mikroelektronik« münde »in einer Art Übersprung im Kult ihrer mechanischen Vorgänger«, diagnostizierte der Kunsthistoriker Horst Bredekamp 1982 mit Verweis auf den kulturwissenschaftlichen Trubel um »Lokomotive, Motorrad und Automobil und deren Medien, Autobahn und Schienenstraße«.³³

»Dieser Übergang vom elektromechanischen Zeitalter und seiner Kunst zum elektrischen Zeitalter mit seinen kulturellen Manifestationen ist begleitet von einer neuen Einstellung zur Maschine. Wir haben darüber bereits gesprochen, aber ich glaube nicht, daß ich Ihnen die gesamte Geschichte geben kann, weil man dann über alles sprechen müßte. [...] Die Maschine ist inzwischen so »entmaterialisiert«, daß – und dies ist vermutlich das Einzige, was über die Mikroelektronik absolut klar ist – ein Elektromotor sowohl aus technischer als auch ästhetischer Sicht wenig gemeinsam hat mit einem Mikrocomputer: die Bewegung der mechanischen Teile einer Maschine mit dem nahezu unsichtbaren Dynamismus elektronischer Mikroprozesse, deren Bewegungen sich immer stärker dem Funktionieren des menschlichen Körpers annähern, seinen Sinnen und vor allem dem Funktionieren des menschlichen Gehirns, des menschlichen Denkens.«

Frank Popper: »Referat Mikroelektronik und Kunst«, in: Richard Bachinger (Hg.): *Frankfurter Symposium über Mikroelektronik und die Folgen für die Kreativität 1985*, Frankfurt am Main: Deutsche Olivetti GmbH (1986), S. 76–83, hier S. 80.



Sean Elwood (Hg.): *The 1984 Show*, New York: Ronald Feldman Fine Arts (1983), Katalog-Cover.

Ebenso wenig wie die elektronischen Mikroprozesse machte auch 1984 vor der Kunst nicht halt. Die Ausstellung *1984 – A Preview* etwa, die Anfang 1983 in der New Yorker Galerie Ronald Feldman Fine Arts zu sehen war, stand unter dem Orwell-esquen Motto »pessimism is optimism«. ³⁴ Die Zeitschrift *konkret* sollte berichten: »Daneben – wie schon im ›Atomic Salon‹ – beteiligen sich auch wieder der Kunstlehrer Tim Rollins und seine fünfzehn Schüler aus der Bronx an der Ausstellung. Sie haben ein sechs mal zwei Meter großes Wandbild geklebt, besprüht und bemalt und haben

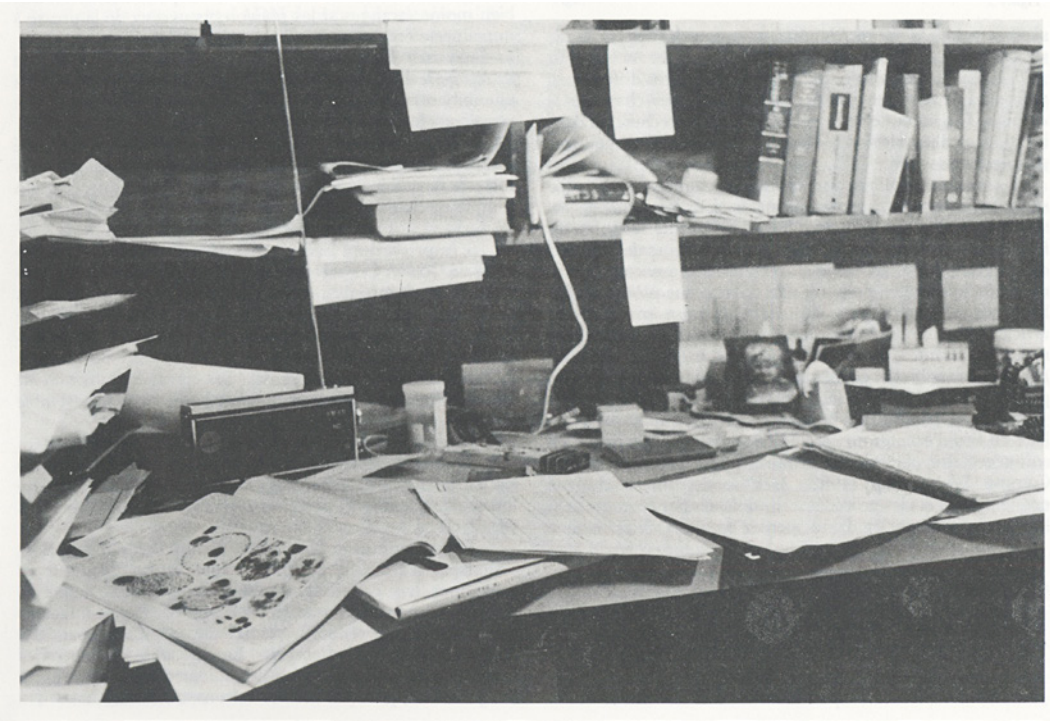
es ›Ignoranz ist Stärke‹ genannt. Auf den 184 Seiten der Taschenbuchausgabe von George Orwells berühmtem Roman haben sie ihre eigene Vision von Zukunft 1984 dargestellt: Angst, Wucher, Schreie, Kontrolle, Panzer, Roboter, Ruinen ... ›Bevor ich mich von einem Computer terrorisieren lasse, sterbe ich lieber im Feuer der Atombombe‹, sagt der vierzehnjährige Puertorikaner Luis, und sein jüngerer Freund, der auch an dem Bild mitgearbeitet hat, meint: ›Klar, es gibt Krieg. Daran kommen wir nicht vorbei [...]‹ [...]. Das bekannteste Stück der Ausstellung war Anfang des Jahres bereits auf dem Titel der Zeitschrift ›Time‹ zu sehen: der Heimcomputer der Firma Apple, der neue Hausgenosse von zehn Millionen Amerikanern, der ›Mann des Jahres‹. Der

Bildhauer George Segal [...] hat die neue US-Kleinfamilie mit seinen Gipsfiguren nachgebaut: Vater hockt vor dem Apple-Luxusmodell und bastelt an der Kostenaufstellung seiner Firma, und Mutti bestellt sich mit dem Billig-Computer beim Versandhaus »Big Brothers.«³⁵
► NO FUTURE / APOKALYPSE



Linzer Stahlsinfonie von Klaus Schulze, Stahlarbeitern und Maschinen der VOEST-Alpine Linz, Ars Electronica Festival 1980, Ars Electronica Archiv (Fotograf: Franz Schramböck).
VIDEO ► cache.ch/0118

Auftakt des Medienzeitalters, Ausklang des Industriezeitalters ... Auch an der blauen Donau waren die Parameter der Bildung (nebst Schwerindustrie) ins Wanken gekommen: »Das Internationale Brucknerfest bezieht mit ARS ELECTRONICA und der »Linzer Stahlsinfonie« nicht mehr nur klassische Musikdarbietung ein«, hieß es programmatisch im Begleitheft. Besagte *Stahlsinfonie*, eine »musikalische Aktion mit dem Elektronikmusiker Klaus Schulze, Stahlarbeitern und Maschinen der VOEST-Alpine Linz«, verstand sich als »kulturpolitisches Experiment sowie [als] Denkanstoß«. Die Uraufführung fand am 8. September 1980 im Rahmen des Internationalen Brucknerfestes beziehungsweise der (nunmehr zweiten) ARS ELECTRONICA statt.³⁶



Bruno Latour: »Les ›Vues‹ de l'Esprit«, in: *culture technique* 14 (1985), S. 4–29, hier S. 8.

»Nouvel avatar des rats en table puis en article«:³⁷ Auch die Bildung schlechthin – nämlich die Wissenschaften – kamen um die technischen (und wie man hier sieht: papierbasierten) Medien nun nicht mehr herum ... jedenfalls aus Sicht einiger Wissenschaftsforscher*innen, die den Wissenschaftler*innen neuerdings ganz genau auf die Finger schauten. Ein Symposium zur visuellen Kultur der Wissenschaften in Paris – der hier abgebildete Labor-Arbeitsplatz entstammt der daraus resultierenden Sondernummer der Zeitschrift *culture technique* – gab Bruno Latour 1984 die Gelegenheit, an seinen häretischen Ansichten zur Gedanken-Bildung zu feilen: »Les ›Vues‹ de l'Esprit« – auf halbem Weg zwischen *Laboratory Life* (1979) und »Visualisation and Cognition: Thinking with Eyes and Hands« (1986).

BILDUNGSKRISE Modellierung der Sinne

»Medien als Epistemologie [...].
Zunächst: Ich behaupte nicht, Veränderungen im Bereich der Medien führten zu Veränderungen in der Struktur des menschlichen Verstandes oder der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit. Es gibt Leute, die diese oder ähnlich lautende Thesen aufgestellt haben (z.B. Jerome Bruner, Jack Goody, Walter Ong, Marshall McLuhan, Julian Jaynes und Eric Havelock). Ich meine zwar, daß sie recht haben, aber für meine Argumentation benötige ich ihre These nicht. [...] Ich begnüge mich mit der Feststellung, daß ein wichtiges neuartiges Medium die Diskursstruktur verändert, und zwar indem es

bestimmte Anwendungsformen des Intellekts fördert, bestimmte Definitionen von Intelligenz und Weisheit bevorzugt und nach einer bestimmten Art von Inhalten verlangt – kurz, indem es neue Formen von Wahrheit und Wahrheitsäußerung hervorbringt.«

Neil Postman: *Wir amüsieren uns zu Tode: Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 39–40.

»The passive consumption that characterized the sixties spectator of images is over. If television then still allowed aleatory experiences of drift and anomie, the VDT [Video Display Terminal] imposes a highly articulated, coercive apparatus, a prescriptive mode of activity and corporal regimentation. Yet this more developed form of sedentarization, of cellular space mapped out on a global scale is less the consequence of new technologies and inventions, than the banal legacy of the nineteenth century, and the dream fabricated then of the complete bureaucratization of society. The compulsory, even carceral underpinning of

cellular space is obscured by the overwhelming mass-marketing of the computer and its sham of ›interactive‹ technology, of the ›extensions of man‹, and the fraudulent homology between the computer ›revolution‹ and the advent of printing.«

Jonathan Crary: »Eclipse of the Spectacle«, in: Brian Wallis (Hg.): *Art after Modernism: Rethinking Representation*, New York: New Museum (1984), S. 283–294, hier S. 293.

»Lebende Systeme sind kognitive Systeme; Leben als Prozeß ist ein Prozeß der Kognition. Der kognitive Bereich besteht nach [Humberto] Maturana aus allen Beschreibungen, die das System anfertigen kann, aus Beschreibungen von Beschreibungen usw., das heißt also aus rückbezüglichen Prozessen. [...] Wahrnehmung und Erkenntnis bilden nicht etwa ›die Welt‹ ab, sondern sie konstruieren kognitive Strukturen, die die Autopoiese des wahrnehmenden und erkennenden Systems sichern und die von der Organisation des Systems determiniert sind. Maturana: ›Die anatomische und funktionale Organisation des Nervensystems sichert die Synthese von Verhalten, nicht eine Repräsentation der Welt.‹ Lebende Systeme werden laufend durch die Umwelt und das System selbst deformiert. [...] Damit ist die erkenntnistheoretische Position des Radikalen Konstruktivismus skizziert: Da sie ausgeht von der Frage, wie unsere Wahrnehmungen und Erfahrungen in der Welt unseres Erlebens organisiert werden, wie Gleichheiten und Ähnlichkeiten erkannt, Schlüsse gezogen und Strukturen aufgebaut werden, kommt sie aufgrund der Analyse der biologischen Organisation des Menschen als eines autopoietischen Systems zu dem Schluß: Der Mensch kann nur (er)kennen, was er selber gemacht hat. Dementsprechend ist die Welt und muß die Welt, die der Mensch erlebt, so sein, wie sie ist, weil der Mensch sie so gemacht hat. Und das gilt auch für alle ›naturgesetzlichen‹ Bereiche, nicht nur für leicht einzusehende Fälle wie selbsterfüllende Prophezeiungen oder Placebos. [...] ›Wir erzeugen daher, sagt Maturana, ›buchstäblich die Welt, in der wir leben, indem wir sie leben.‹«

Siegfried J. Schmidt: »Unsere Welt – und das ist alles«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 406/36 (1982), S. 356–366, hier S. 358–360.

»The experience of railway travel was seen as a series of losses: loss of sensual experience (of the landscape), loss of communication with fellow travellers, and loss of creative activity. Generally speaking, the individual's structure of behavior and perception is gradually modified by industrial-technical appliances.«

Wolfgang Schivelbusch: »The Industrialized Traveller«, in: *Telos* 21 (1974), S. 180–187, hier S. 185.

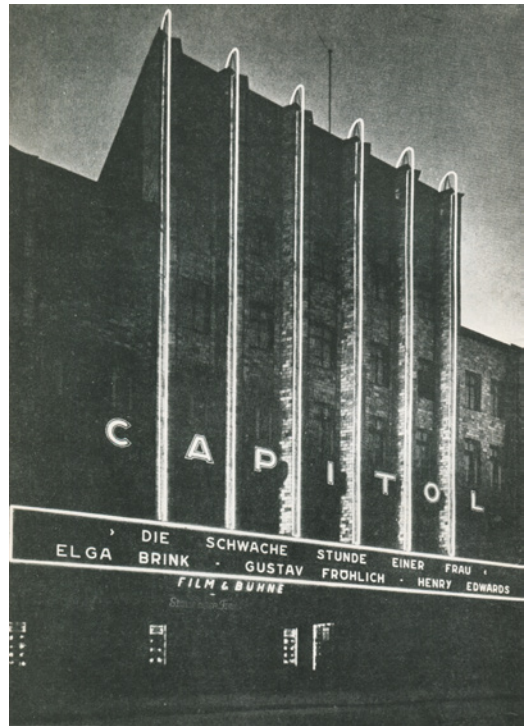
An den technischen Medien führte bald kein Weg mehr vorbei, schon gar nicht für die Gebildeten, wobei auch dort nicht immer zwischen historischer Einordnung und dem Elaborieren von Alltagserfahrungen, Ängsten und Vorurteilen zu unterscheiden war (oder ist); zwischen der Naturalisierung herrschender Verhältnisse und der Kritik am Bestehenden oder dem, was werden sollte oder könnte. Wie auch. Umgekehrt gravitierte, wie gesehen, die Medienkritik, wie sie von besorgten Eltern betrieben wurde, in ähnliche Gefilde wie die Technikkritik der sogenannten Geisteswissenschaften: »Technologisierung des Inneren« und »Gewalt der formalen Logik« hier, »mediendressierte Verhaltensweisen« durch »Fernsehsozialisation« da. So verwundert es nicht, dass Namen wie Schivelbusch, Elias, Foucault, Giedion, McLuhan oder Benjamin bald schon weit über die Welt der Bücher hinaus zirkulierten. In Ausstellungen und ihren Katalogen sowieso, aber auch in der (sozusagen) »niederer« Literatur zum Unwesen der Medien. »Man kann sich leicht vorstellen«, so hieß es z.B. in der *Päd Extra-*

Sondernummer *Bildschirm: Faszination oder Information* mit Verweis auf einige dieser Autoren, »daß es einen beträchtlichen Unterschied macht, ob ein Kind einen Baum mit Fingerfarben auf ein Blatt Papier malt oder ihn auf dem Bildschirm ›zeichnet‹, in dem es mit Hilfe des analytischen, abstrakten Denkvermögens ein Programm entwickelt, durch das Bildpunkt um Bildpunkt gesetzt wird.«³⁸

Was nicht heißen soll, die Bildschirmkritik, ca. 1980, wäre vor allem eine Sache vorausblickender Theoretiker*innen gewesen. Im Gegenteil, dass die Medien »geheime Erzieher« sind, und diese tendenziell untergründig auf die Sinne und das Denken einwirkten, wusste man offenbar auch so. Und auch, dass Kritik, jedenfalls ein Wissen vom Wirken der Medien, deshalb nötig war. Die Sorge um deren Effekte, um die zersetzte Bildung und die glasigen Augen und herabhängenden Kiefer, scheint im Rückblick dennoch etwas antiquiert, ja deplatziert. Denn auch damals wäre eigentlich schon abzusehen gewesen, dass man/frau, von »degenerierte[n] Form[en] der Selbstbestimmung« qua Videothek einmal abgesehen, bezüglich der Form, die die technischen Medien einst annehmen sollten, immer weniger mitzureden hatte. Nicht umsonst verzweifelten die ungeliebten Mitarbeiter*innen der Bundespost ob der grassierenden »Dämonisierung der Informations- und Kommunikationstechnologie«; und noch mehr, ob der sich abzeichnenden »Herrschaft privater Computer- und Telekommunikationsmultis«. Denn »[n]icht die Technik an sich [sei] das Problem, sondern ihre politische Beherrschung und Anwendung, ja auch ihre Gestaltung.«³⁹

»Es gibt vermutlich eine ›natürliche‹ Art des Sehens oder Riechens oder Gehens gar nicht. Denn was auf einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung als Natur gilt, ist stets gesellschaftlich bedingt. Sie als unbedingt und gleichbleibend anzusehen und auszugeben, war dagegen immer herrschaftlich erwünscht. [...] Heute und in Zukunft wird Arbeit ›unstofflicher‹, ›körperloser‹, besteht mehr und mehr in der Überwachung von Anzeigetafeln, Lesen auf Bildschirmen, Warten auf optische Signale. Dazu ist die Fähigkeit notwendig, sich körperlich und geistig zu disziplinieren und alle Konzentration in einer einzigen Sinneswahrnehmung zu sammeln, um dann im Zweifelsfall schnell zu reagieren. Diese Fähigkeit mußte als soziale Voraussetzung für die Durchsetzung der neuen Technologien in Hunderten von Jahren herangebildet werden.«

Birgit Geissler: »Die Modellierung der Sinne«, in: *Wechselwirkung* 26 (1985), S. 51-55, hier S. 51-52.



Heide Schlüpmann: »Kinosucht«, in: *Frauen und Film* 33 (1982), S. 44-52, hier S. 44.

»Heute, wo die Kinos halbhelle Wohnzimmer sind, [und] die Größe der Leinwand der des Fernsehschirms sich annähert«, ließen sich zwischen verflossener Kino- und anhaltender Bildschirmdebatte unschwer Parallelen ausmachen. Handelte es sich dabei um Krisensymptome bürgerlicher Kultur? Um spezifische, medial-induzierte Erkenntnisformen? Oder nicht zuletzt um die Perpetuierung stereotyper Weiblichkeitsvorstellungen als passiv, kindlich, dem Kon-

sum und der Zerstreuung zuneigend, wie Heide Schlüpmann in ihrem Aufsatz »Kinosucht« (1982) zu bedenken gab? – »In dem Begriffs-Arsenal zur Abqualifizierung des Kinos fällt der der »Zerstreuung« auf. »Was die Menge unterhält, richten sie (die Gebildeten) als Zerstreuung der Menge«, schrieb Kracauer 1927. Die Parteinahme für den Film nimmt diesen Begriff auf, wertet ihn um im Interesse einer neuen Erkenntnisfunktion. – [...] Die Parteinahme für die Entzauberung ist [jedoch] scheinradikal. Allzu schnell blendet sie die regressive Funktion des Kinos aus, in dem das Vor-Rationale aktiviert wird, und geht darin mit der Selbstbehauptung bürgerlicher Vernunft durch Ausgrenzung des Anderen, der Sinnlichkeit und des Weiblichen, konform. [...] Das Verhältnis der Frauen zum Kino erschließt sich dem nicht, der lediglich die in den Zwanziger Jahren wachsende Menge der weiblichen Angestellten auf der Suche nach Zerstreuung beobachtet. Kracauer fällt in seinen Reflexionen auf die »Ladenmädchen« hinter die Erkenntnisse zurück, die schon Emilie Altenloh [in *Zur Soziologie des Kino*] über unterschiedliches Verhalten der Frauen gegenüber den Männern, über unterschiedlichen Geschmack, gewonnen hatte: sie erscheinen nur dümmer als ihre männlichen Kollegen, anfälliger für den Betrug, vermutlich, weil sie noch nicht sich auf der Höhe kapitalistischer Rationalität bewegen, wie die Männer. – Würden (nicht erst in den Zwanziger Jahren) die Frauen im Produktionsprozeß zwar gebraucht, in die gesellschaftliche Öffentlichkeit, in die Kultur, integriert werden sollten sie noch lange nicht. Der Zusammenhang des Kinos mit dem Ende der bürgerlichen Kultur wird nicht so sehr von der »Zerstreuung« reflektiert, in der sich der Kapitalismus über den Verlust seiner metaphysischen Überhöhung hinaus erhält, als vielmehr in dem, was Unterbrechung des Produktionssystems ist: in der sich gegen den Betrieb behauptenden Langeweile, der Muße, im Warten.«⁴⁰



82 Volksschulklasse 1914/15, den Sieg in Ostpreußen nachvollziehend

Gert Selle: *Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung: Alltag, Sozialisation, Kunstunterricht in Deutschland vom Kaiserreich zur Bundesrepublik*, Köln: DuMont (1981), S. 129.

»Volksschulklasse 1914/15, den Sieg in Ostpreußen nachvollziehend« – Gert Selle, Kunstpädagoge und Designhistoriker, widmete sich in *Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung* (1981) ausführlich der medientechnischen Disziplinierung der Wahrnehmung zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Bei Selle fand sich die These der Malleabilität der Sinne quasi ins Ethische gewendet, als geistesgegenwissenschaftlicher Beitrag zu jener anderen, »dritten Kultur«, die, jenseits von »bürgerlicher« und »proletarischer Tradition«, hier und da schon zu beobachten war. Alternativ Leben hieß alternativ Wahrnehmen hieß sich die Medienefekte bewusst zu eigen zu machen: »lebenspraktische, sinnliche (freilich auch emotional-undeutliche) Kapitalismuskritik [...] Sie ist vor falschem Bewusstsein keineswegs gefeit, aber sie ist wirkliches Substrat des Protests in Form einer neuen sinnlich-sozialen Wahrnehmungs- und Handlungsfähigkeit [...]. Freilich kann heute niemand behaupten, daß sie in der Lage wären, die traditionellen Wahrnehmungsmuster aus der Erinnerung zu löschen [...]. Insoweit ist die dritte Kultur immer noch Subkultur. Aber Subkulturen sind nicht nur »Subordinationskulturen« (Haug, 1979) [...]. Immer wieder entwickeln sich daher im Zusammenhang mit der dritten Kultur und ihres Kampfes gegen die Verhältnisse Formen der Subkommunikation, der »ästhetischen« Kompetenz, des listigen Mediengebrauchs und der praktischen Solidarität. Wo immer dies geschieht, entsteht punktuell ein »Gegenmilieu«.⁴¹

Anmerkungen

- 1 Marie Winn: *Die Droge im Wohnzimmer: Für die kindliche Psyche ist Fernsehen Gift. Es gibt nur ein Gegenmittel: Abschalten!*, Reinbek: Rowohlt (1979), S. 38.
- 2 Jörg Drews: »Welt ohne Fernsehen: Tagträumerei mit Argumenten«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 373/33 (1979), S. 593–597, hier S. 593.
- 3 Thomas Radevagen, Siegfried Zielinski: »Video«, in: Horst Holzer, Klaus Betz (Hg.): *Totale Bildschirmherrschaft: Staat, Kapital, Neue Medien*, Köln: Pahl-Rugenstein (1983), S. 124–156, hier S. 124, 133.
- 4 Siegfried Zielinski: »Verrohung und Informatisierung der Wohnzimmer«, in: *Kürbiskern: Literatur, Kritik, Klassenkampf (die verkabelte gesellschaft. informiert oder deformiert)* 4 (1983), S. 76–84, hier S. 77–78.
- 5 Hans-Georg Gadamer: »Verlust der sinnlichen Bildung als Ursache des Verlustes von Wertmaßstäben«, in: Hans Wichmann (Hg.): *Der Mensch ohne Hand oder die Zerstörung der menschlichen Ganzheit: Ein Symposium des Werkbundes Bayern*, München: dtv (1979), S. 15–28, hier S. 23.
- 6 Helmut Barz: »Absterben der Sinn- und Symbolwelt durch Brachfallen der sinnlichen Welt«, in: Hans Wichmann (Hg.): *Der Mensch ohne Hand oder die Zerstörung der menschlichen Ganzheit: Ein Symposium des Werkbundes Bayern*, München: dtv (1979), S. 87–105.
- 7 Walter Volpert: »Denkmaschinen und Maschinendenken: Computer programmieren Menschen«, in: *psychosozial* 18/6 (1983), S. 10–29, hier S. 10.
- 8 Dietmar Kamper, Christoph Wulf: »Blickwende: Die Sinne des Körpers im Konkurs der Geschichte«, in: Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): *Das Schwinden der Sinne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1984), S. 9–17, hier S. 16.

- 9 Horst Albert Glaser: »Endlösung für die Literatur: Zur Austreibung von Romanen und Gedichten aus Klassenzimmern und Hörsälen«, in: *Die Zeit* 5 (1980), <https://www.zeit.de/1980/05/endloesung-fuer-die-literatur>.
- 10 Wolfgang Scherer: »Sound – Buchstaben und Diskurse in den Neuen Wellen«, in: Jochen Hörisch, Hubert Winkels (Hg.): *Das schnelle Altern der neuesten Literatur*, Düsseldorf: Claassen (1985), S. 248–286, hier S. 250–252.
- 11 Claus Eurich: *Computerkinder: Wie die Computerwelt das Kindsein zerstört*, Reinbek: Rowohlt (1985), S. 7, 12.
- 12 Neil Postman: *Wir amüsieren uns zu Tode: Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*, Frankfurt am Main: Fischer (1985), S. 99.
- 13 Klaus Haefner: *Die neue Bildungskrise: Herausforderung der Informationstechnik an Bildung und Ausbildung*, Basel: Birkhäuser (1982), S. 15.
- 14 Klaus Haefner: *Die neue Bildungskrise: Herausforderung der Informationstechnik an Bildung und Ausbildung*, Basel: Birkhäuser (1982), S. 14–15, 19.
- 15 Jörg Drews: »Welt ohne Fernsehen: Tagträumerei mit Argumenten«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 373/33 (1979), S. 593–597, hier S. 596.
- 16 Katharina Rutschky: »Über das Fernsehen: An die Gebildeten unter seinen Verächtern«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 404/36 (1982), S. 210–214, hier S. 210–212.
- 17 Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral: Eine pluralistische Ethik*, Frankfurt am Main: Athenäum (1969), S. 29, 177.
- 18 Heinz Hengst: »Von den Medien umstellt«, in: *medium: Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Presse* 7/9 (1979), S. 3–8, hier S. 3.
- 19 Helmut Schmidt, in: Friedhelm Franken, Christian Schmittlein (Hg.): *Mut zur Zukunft: Regierungspolitik 1980–1984*, Bonn: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (1981), S. 133.
- 20 Kurt Weichler: »Das Buch wird bleiben: Die Manager der Verlage richten sich mit den elektronischen Geistern ein«, in: *Die Zeit* 7 (1985), <http://www.zeit.de/1985/07/das-buch-wird-bleiben>.
- 21 Karl Steinbuch: »Kulturelle Probleme der Informationsgesellschaft«, in: Jörg Baetke, Gerhard Neipp (Hg.): *Wirtschaftliche und soziale Auswirkungen neuer Entwicklungen in der Computertechnologie: Ein Round Table-Gespräch*, Berlin: Duncker & Humblot (1985), S. 33–57, hier S. 37.
- 22 Vilém Flusser: *Die Schrift: Hat Schreiben Zukunft?*, Göttingen: Imatrix (1987), S. 45.
- 23 Typoskript »Lyrik 8.1«, »Die Lyrik und ihre Adressaten« (SS 1977), K34, M3, Lehre 1976–79, Nachlass Kittler, DLA Marbach; Typoskript »Lyrik 8.2«, »Die Lyrik und ihre Adressaten« (SS 1977), K34, M3, Lehre 1976–79.
- 24 Dietrich Scheunemann: »Druckerpresse – Kinematograph – Televisor: Literaturwissenschaft und Medienentwicklung«, in: Bodo von Greiff (Hg.): *Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft: Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1980), S. 141–150, hier S. 141, 143.
- 25 Horst Albert Glaser: »Endlösung für die Literatur: Zur Austreibung von Romanen und Gedichten aus Klassenzimmern und Hörsälen«, in: *Die Zeit* 5 (1980), <https://www.zeit.de/1980/05/endloesung-fuer-die-literatur>.
- 26 Dieter Prokop: *Heimliche Machtergreifung: Neue Medien verändern die Arbeitswelt. Das Buch zur Fernsehserie*, Frankfurt am Main: Fischer (1984), S. 141.
- 27 Zitiert in Horst Wackerbarth: *Kunst und Medien: Materialien zur documenta 6*, Kassel: Stadtzeitung und Verlag (1977), S. 59.
- 28 Petra Kippstoff: »documenta VI als Mediengespenst«, in: *Die Zeit* 14 (1976), <https://www.zeit.de/1976/14/documenta-vi-als-mediengespenst>.
- 29 Staatliche Kunsthalle Berlin, NGBK (Hg.): *absolut modern sein – Zwischen Fahrrad und Fließband: Culture technique in Frankreich 1889–1937*, Berlin: Elefant Press (1986), S. 209.
- 30 Staatliche Kunsthalle Berlin, NGBK: »absolut modern sein – Zwischen Fahrrad und Fließband [sic]. Culture technique in Frankreich 1889–1937«, Pressevorankündigung (1986), <https://archiv.ngbk.de/projekte/absolut-modern-sein-zwischen-fahrrad-und-fließband/>.
- 31 Hermann Glaser: »Moderne Nervosität«, in: *Die neue Rundschau* 92 (1981), S. 130–149, hier S. 144.
- 32 Wolfgang Lepenies: »Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (14. April 1983), S. 11.
- 33 Horst Bredekamp: »Lust am eisernen Fleisch: ein neuer Maschinenkult?«, in: *Literatur Konkret* 7 (1982/1983), S. 63–66, hier S. 66.
- 34 Carrie Rickey: »Introduction«, in: Sean Elwood (Hg.): *The 1984 Show*, New York: Ronald Feldman Fine Arts (1983), o.P.
- 35 Fatima Igramhan: »Eine Vorschau: Orwells 1984 in der Kunst«, in: *konkret* 4 (1983), S. 78–80, hier S. 80.
- 36 *ARS ELECTRONICA im Rahmen des internationalen Brucknerfestes Linz* (o.V.), Linz: Linzer Veranstaltungsgesellschaft mbH (1980), S. 1.
- 37 Bruno Latour: »Les «Vues» de l'Esprit«, in: *culture technique* 14 (1985), S. 4–29, hier S. 8.
- 38 Marie-Ann Berr: »Bild-Folgen: Der geschulte Blick und die Fata Morgana der Sinnlichkeit«, in: Gunter Otto (Hg.): *Bildschirm: Faszination oder Information*, Seelze: Friedrich (1985), S. 24–27, hier S. 26.
- 39 Kurt von Haaren: »Sichert die Post – Rettet das Fernmeldewesen«, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 11/37 (1986), S. 678–687, hier S. 680, 684.
- 40 Heide Schlüpmann: »Kinosucht«, in: *Frauen und Film* 33 (1982), S. 44–52, hier S. 45, 50.
- 41 Gert Selle: *Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung: Alltag, Sozialisation, Kunstunterricht in Deutschland vom Kaiserreich zur Bundesrepublik*, Köln: DuMont (1981), S. 237–239.

SYMBIOSEN Das gute, kleine Leben?



Tomás Saraceno, *Webs of At-tent(s)ion*, 2018, Installationsansicht von *ON AIR – Carte Blanche à Tomás Saraceno*, Palais de Tokyo, Paris, 2018. Kuratiert von Rebecca Lamarche-Vadel. Courtesy: der Künstler und Esther Schipper, Berlin. Fotografie: © Studio Tomás Saraceno, 2018.

Webbasierte Kreaturen. Ausstellung *On Air – Carte Blanche à Tomás Saraceno*, Palais de Tokyo, Paris, 2018/2019. »Nous habitons le Palais de Tokyo depuis toujours. [...] Selon vos critères d'humains, nous serions sourdes et aveugles. Nous n'en sommes pas moins extrêmement sensibles.« (»Wir bewohnen das Palais de Tokyo schon immer. [...] Nach euren menschlichen Kriterien wären wir taub und blind. Wir sind dabei nichts weniger als extrem sensibel.«)¹ Saraceno beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit Spinnen, die er in seinem Berliner Atelier züchtet, oder, wie im Palais de Tokyo, mithilfe von Zoolog*innen im Gebäude aufspürt und zur »Mitarbeit« an der Kunstproduktion in seine Arbeit einbindet.² Donna Haraways, Bruno Latours oder Anna Lowenhaupt Tsings Entwürfe zum Verhältnis verschiedener Spezies oder zur Ökologie bilden ein begriffliches Rückgrat seiner Arbeiten.

Eher unscheinbare Lebensformen haben aktuell Hochkonjunktur. Während der Künstler Tomás Saraceno im Pariser Palais de Tokyo die dort lebenden Spinnen zum öffentlichen Netzbau einlädt, begreift die amerikanische Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing Matsutake und andere Pilze als Sinnbild gegenwärtiger ökologisch-ökonomischer Krisen. Passend dazu erfahren die Besucher*innen der jüngst eröffneten, nicht gerade alternativ anmutenden Berliner Technik- und Gesellschaftsbastelstube »Futurium« von Elektrizität oder Leder produzierenden Bakterien und Myzelien. Und Donna Haraway folgend sollten wir uns ohnehin als »Kinder der Kompostisten« (*children of compost*) begreifen.³ Derartige Interessensbekundungen für kleine und eher marginale Lebensformen kreisen

vielfach um mehr oder weniger artikulierte Ideen eines antizerebralen, verteilten Könnens und Wissens – ein Posthumanismus der bescheidenen Art. Oft werden Mikroben oder Pilze nicht nur als Akteure in Stellung gebracht, die biologische Ontologien und Hierarchien auf den Kopf stellen (etwa wenn Effekte des Mikrobioms im Verdauungstrakt auf die Psyche diskutiert werden), sie liefern vielmehr Blaupausen für globale bio-techno-soziale Zukünfte: Sie erscheinen bunter, schlauer und nachhaltiger als das herkömmliche Denken und Handeln. Pilze und ihre sich weit erstreckende symbiotische Mykorrhiza etwa werden zu einer symbolhaften Verkörperung vernetzten und kooperierenden, aber auch richtungslos-widerständigen Lebens, ähnlich zu den mikrobiellen Gemeinschaften in Darm oder Schlamm – und in einer Drehung der üblichen Assoziationskette von Jäger und Gejagtem gilt das auch für Saracenos Spinnennetze. Dass diese Keller- und Moderbewohner dabei zwar blutarm, aber doch dem Boden fragwürdig nah erscheinen können, wenn etwa in Lowenhaupt Tsings *Der Pilz am Ende der Welt* enthusiastisch auf Ökologen der Vorkriegszeit wie Jakob von Uexküll rekurriert wird, steht einigermaßen quer zum grün-liberalen Generalbass dieser Bio-Politiken.

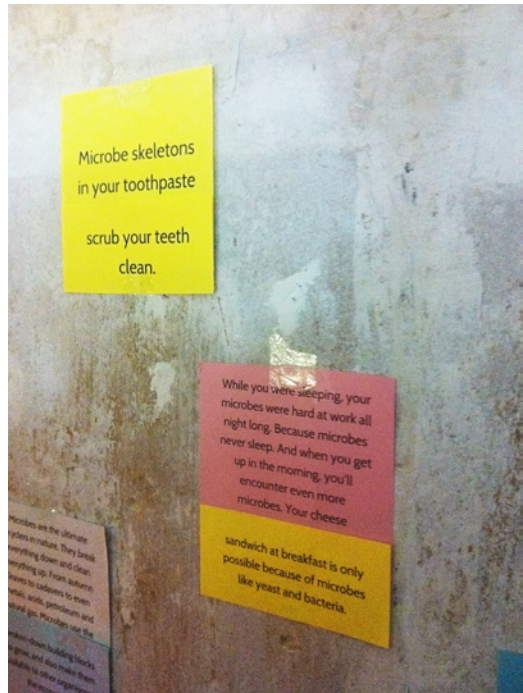
So neuartig und dringlich wie sie angesichts der technologischen Durchbrüche der Genomik oder der Notlage des Klimawandels erscheinen mögen, sind diese Visionen und Entwürfe einer »von unten« belebten und zu verändernden Welt allerdings nicht: Auch um 1980 fanden sich Formen biologischen Wissens, die einen ähnlichen Perspektivwechsel vorschlugen – etwa wenn die US-amerikanische Biologin Lynn Margulis, bekannt als Gaia- und Symbiose-Vordenkerin, in ihren gemeinsam mit Dorion Sagan unter dem Titel *Microcosmos* (1986) verfassten Experimentier- und Mitmachbüchern die Verhältnisse auf den Kopf stellte und Mikroben als die eigentlichen Akteure planetarischen Geschehens von der Besiedelung der Erde bis zur zivilisatorischen Entwicklung begriff.

»Warum erfahren die weltenbauenden Errungenschaften der Fungi so wenig Aufmerksamkeit? Das mag daran liegen, dass man nicht in den Untergrund vorstoßen kann, um die erstaunliche Architektur der unterirdischen Stadt zu sehen. Ein weiterer Grund ist aber auch, dass sich bis vor Kurzem die meisten Menschen – und vielleicht die meisten Wissenschaftler – das Leben als Fortpflanzungsgeschehen innerhalb nur einer Art vorgestellt haben. In dieser Weltsicht war die wichtigste zwischenartige Interaktion die Räuber-Beute-Beziehung, die darin bestand, sich gegenseitig zu eliminieren. [...] Dieser Spielmannszug der Selbsterschaffung übertönte die Geschichten der unterirdischen Stadt. Um die Untergrundgeschichten wiederzuentdecken, sollten wir die Weltsicht, jede Art für sich zu betrachten, überdenken und die neuen Befunde, durch die sie verändert wird, berücksichtigen.«

Anna Lowenhaupt Tsing: *Der Pilz am Ende der Welt: Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*, Berlin: Matthes & Seitz (2018), S. 194.

Pilze und ihre symbiotische Lebensweise als ein Modell der Erklärung des Lebens und der Koexistenz. Die Mykorrhiza als unterirdische, vernetzte, polymorphe Struktur der Pilze

hat in den letzten Jahren weithin Aufmerksamkeit gefunden – bei Philosoph*innen, *radical mycologists* oder im weithin rezipierten Bestseller der in Kalifornien lehrenden Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing avancierten Pilze zum Sinnbild einer alten und stillen, aber in Zeiten von Öko- und Wirtschaftskrisen auch als formwandlerisch-resilient beschriebene Lebensform, deren rätselhafte Komplexität nicht zuletzt Kategorien wie Individualität oder Geschlechtlichkeit infrage stellt und damit alternative Biologien anzudeuten scheint.



Fotografie von Mathias Grote, Berlin 2018.

Fotografie von Mathias Grote, Berlin 2018.

Aushänge der BacteriaBar, Pop-Up-Store in Berlin-Kreuzberg, Juli 2018. Gibt es die guten Mikroben jenseits von Infektion und Krankheit? Gibt es eine warme, nicht-darwinistische Biologie jenseits von Konkurrenz, Herrschaft und vielleicht sogar Tod? Jenseits der Debatten um Zusammenleben und Ökologie am Schnittpunkt von Kunst und Wissenschaft haben Symbiosen derzeit auch in der Küche Konjunktur: Kefirknollen oder Kombuchakulturen als Vergemeinschaftungen von Hefepilzen und Bakterien versprechen gesunde und natürliche Ernährung und werden ähnlich dem Urban Gardening als Vorboten einer postindustriellen, ökologisch vertretbaren Lebensweise in Szene gesetzt.

Diese mikrobiellen Communities sind damit nicht zuletzt Teil einer DIY-Kultur, die Diversität und Selbermachen zelebriert und dabei auch kommodifiziert. Als Pop-up-Store bot die BacteriaBar einem internationalen und urbanen Publikum unter den Slogans der Probiotik saure Kombucha-Bonbons, Fusion-Sauerkraut oder selbst fermentiertes Gingerbeer zum Probieren an und warb für Kurse oder Online-Tutorials.

SYMBIOSEN Gardens of Biological Delights um 1980

Lynn Margulis war sicherlich schon immer eine Renegatin der Biologie: Durch ihren Beitrag zur Gaia-Theorie sowie das von ihr propagierte Modell einer durch Kooperation und Symbiosen getriebenen Evolution wurde die Zell- und Mikrobiologin zur Vorkämpferin einer anderen, der Soziobiologie des späten 20. Jahrhunderts (Stichwort: »*selfish gene*«) diametral entgegengesetzten Biologie. Insbesondere ihre popularisierenden Bücher, wie zuletzt auch ihre kontroversen Positionen zu HIV/Aids, machten sie einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Eines dieser Longseller ist *Microcosmos* (1986), gemeinsam mit Dorion Sagan (ihrem Sohn) und dem Vorwort zufolge auf Initiative des Wissenschaftsverlegers und »Third Culture«-Impresarios John Brockman verfasst.⁴ *Microcosmos*, seither vielfach wiederaufgelegt und übersetzt (allerdings nicht ins Deutsche) beschreibt die planetarische Evolution des Lebens von der Ursuppe bis zu einer besiedelten, menschengemachten Biosphäre, die heute vielleicht als Anthropozän oder Technosphäre bezeichnet würde. Der Knackpunkt von Margulis und Sagan ist, dass sie die Schritte zu höherer Komplexität des Lebens als im Wesentlichen von

Mikroorganismen getrieben darstellen. Die autopoietische Entstehung von Zellen, die Produktion von atmosphärischem Sauerstoff durch massenhafte mikrobielle Fotosynthese, die Bildung komplexer Zellen durch das Zusammenwirken einfacherer Bestandteile, ja sogar kognitive Prozesse menschlicher Gehirne erscheinen hier als wesentlich durch Mikroben und deren evolutionäre Hinterlassenschaften bestimmt. Kurzum, Sagans und Margulis' mit Szenografien einer natürlichen Schöpfungsgeschichte im Kleinen illustriertes, zwischen Wissenschaftspädagogik, Spekulation und politischem Programm oszillierendes Buch entwirft das Bild eines Planeten, auf dem Menschen als Epiphänomen einer von nur scheinbar primitiven oder marginalen Lebensformen getriebenen Evolution erscheinen.

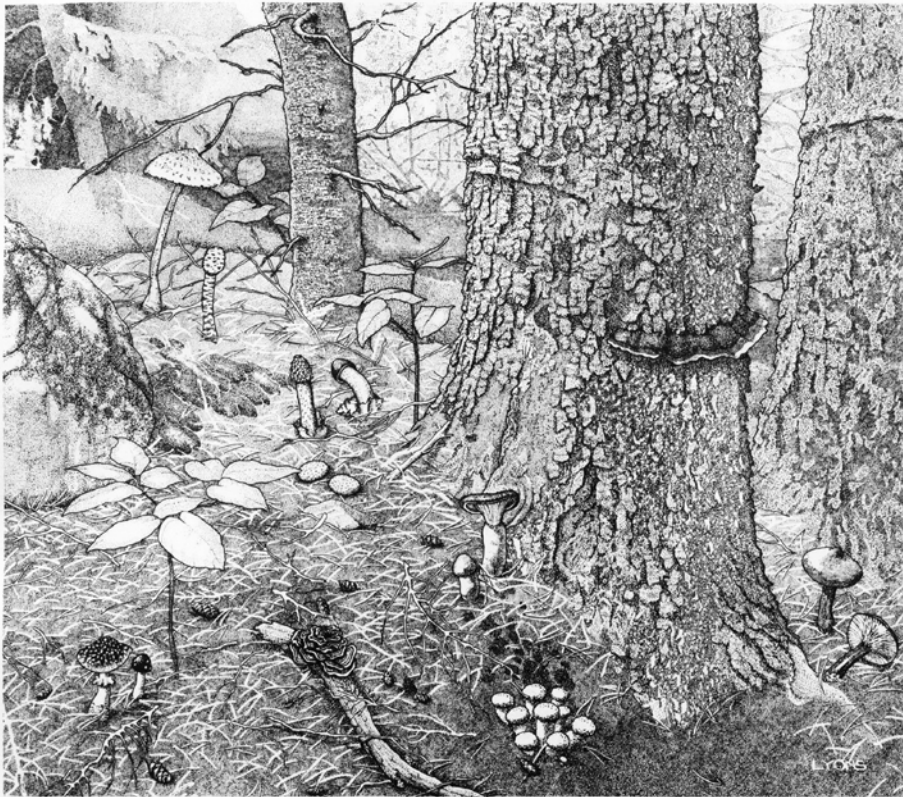


FIGURE 12.0

Common basidiomycetes of a temperate forest: Can you identify *Lepiota procera*, *Heterobasidium annosum*, *Phallus impudicus*, *Scleroderma aurantium*, *Gomphidius glutinosus*, *Lactarius fuliginosus*, *Lycopericon perlatum*, *Polystichus versicolor*, *Amanita muscaria*? (Drawing by Christie Lyons.)

Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 174.

Dioramatische Zeichnung gewöhnlicher Pilze in einem Wald der gemäßigten Klimazone. »Erkennen Sie die abgebildeten Pilze?« Zum *Microcosmos*-Projekt gehörte neben dem beschriebenen *popular science book* ein Malbuch zum Nachkolorieren mikroskopischer Lebensformen sowie ein *practi-*

cal guide – anders ausgedrückt, ein Naturführer fürs Kleine. Dazu zählen neben Mikroben auch Pilze, deren »kulturelle« Fähigkeiten in höchsten Tönen gelobt werden: »Yet fungi [...] have composed a symphony of evolutionary delights to which even the most diehard adman could not turn a deaf ear. They produce the alcohol in champagne, wine and beer; from them come the mind-altering drugs psilocybin and LSD.«⁵ Ohne die »Intimität der Pilze in den Baumwurzeln«

gäbe es kein Holz, sie bildeten »Netzwerke«, die beinahe alles verdauen könnten (sogar Plastik) und mithilfe ihrer Sporen verbreiteten sich diese vermutlich ersten Landlebewesen des Planeten auch durch die Luft.

FIGURE 7.0

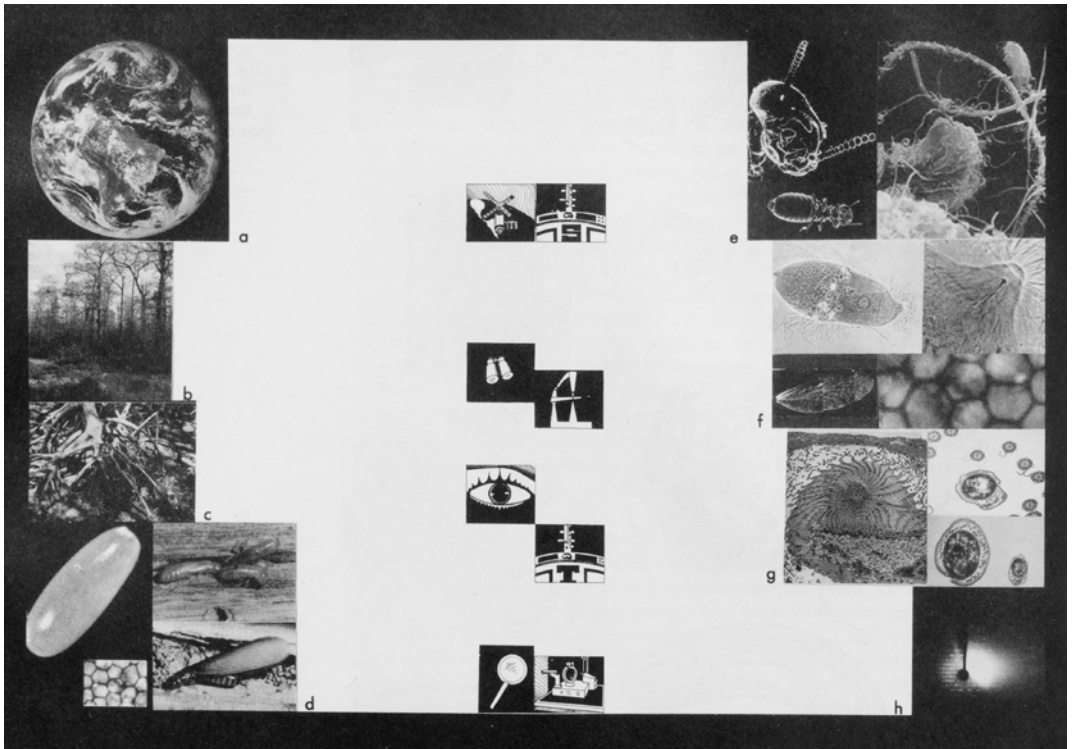
All of these organisms form stalks, yet each belongs to a different kingdom. Shown are *Hydra*, an animal; *Polytrichum*, a plant; *Amanita*, a fungus; *Chondromyces*, a colonial bacterium; and *Sorogena*, a ciliate protist. (Drawing by J. Steven Alexander.)



Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 84.

Die Vielfalt kopfloser Kreaturen – Zeichnungen von evolutionsgeschichtlich verschiedenen Lebewesen ähnlicher Morphologie. Absicht des *Microcosmos*-Projekts war es nicht nur, die Aufmerksamkeit für kleine Lebensformen zu wecken, sondern auch eine neue, von Margulis vorgeschlagene Ordnung (Taxonomie) der Arten zu propagieren. Die hier dargestellten Lebewesen gehören zu verschiedenen »Reichen« (*kingdoms*) – Tiere, Pflanzen, Pilze, Bakterien und den sogenannten »Protocisten« (ein Sammelbecken einzelliger Lebensformen, die in keine bekannte Schublade passten und damit das Potenzial hatten, die seit dem

18. Jahrhundert distinkten biologischen Kategorien durcheinander zu bringen). Die Autor*innen wiesen darauf hin, wie wenig über die Vielfalt der mikrobiellen Welt bekannt sei: »Your chances of finding an organism *new* to science, especially in tropical muds and waters, are very good!«⁶



Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 30.

Von Mikroben und Menschen: Dimensionen des Lebenden von Gaia bis zur DNA, Fotos und Illustrationen. Dargestellt ist eine visuelle Reise vom ikonischen Blick aus dem All bis ins molekulare Herz der Zelle. Ähnlich wie der Animationsfilm *Powers of Ten* von Charles und Ray Eames (1977) stellt das Buch von Sagan und Margulis verschiedene Dimensionen der Vergemeinschaftung des Lebens sowie die zu ihrer Beobachtung eingesetzten Instrumente gegenüber - vom blauen Planeten über einen Mangrovenwald, sein von Termiten besiedeltes Wurzelwerk, den wiederum in deren Verdauungstrakt lebenden, symbiotischen Bakterien (heute wäre dies ihr »Mikrobiom«) bis hin zu Biomolekülen:

»The whole Earth and the tiny protist cell both are products of living together.«⁷ In anderen Worten, unsere »ultimative Herkunft« ist eher das Zusammenleben verschiedener Lebensformen als eine durch Konkurrenz geprägte Evolution. Auf die hier gezeigte Abbildung folgt im Buch ein visueller Verweis auf die chemischen Musterbildungsprozesse der sogenannten »Belousov-Zhabotinsky-Reaktion«. Dabei handelt es sich um ein ikonisches Experiment jener Selbstorganisationstheorien um 1980, die etwa in Isabelle Stengers' und Ilya Prigogines Bestseller *Dialog mit der Natur* (*La Nouvelle Alliance*, 1979) diskutiert wurden, einem Buch, das sich auch mit der Entstehung des Lebens befasste.

► KOPFLOS/KRISE DER VERNÜNFT/Andere Wirklichkeiten



Helmut Golz: *Kombucha: Ein altes Teeheilmittel schenkt neue Gesundheit*, Genf: Ariston (1990), S. 54.

Probiotik, westdeutsch. In einem Ratgeber beschreibt der Kasseler Arzt Helmut Golz die positiven gesundheitlichen Effekte der »Wolgameduse« – dieser auf die äußere Gestalt des Teepilzes anspielende Name bezieht sich auf die Erzählung, dass Wehrmachtssoldaten angeblich Kombuchakulturen von der Ostfront mitbrachten. Kombucha stellt, ähnlich wie die von Lynn Margulis als unsterblich charakterisierte Kefirknolle, eine symbiotische Kultur aus Hefen und Bakterien dar. Gesunde und natürliche Ernährung, Langlebigkeit und sogar eine immer wieder vermutete krebsvorbeugende Wirkung spiegeln die praktische Seite der Faszination für die »guten Mikroben« und zeigen zudem, wie heilkundliches (Gegen-)Wissen von politisch grundverschiedenen Akteur*innen rekrutiert werden konnte.

SYMBIOSEN Kopflos human?

Die Faszination für das Wirken und Können kleiner Lebensformen, ihren netzwerkartigen Aufbau und ihre Formen des Zusammenlebens fand vielfache und verschiedenartige Artikulationen in den 1980er Jahren: Der amerikanische Mediziner und Molekularbiologe Lewis Thomas etwa berichtete in Kolumnen und Büchern fasziniert vom Teilen genetischen Materials durch Viren. Eine viral vermittelte horizontale Vererbung, in den neuartigen Gentechnologien technologisch genutzt, inspirierte auch das rhizomatische Denken von Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Tausend Plateaus* (1980). In Deutschland entwickelte der an der Universität der Bundeswehr München lehrende Biokybernetiker Frederic Vester Theorien und Modelle für Wirtschaft und Gesellschaft, die von symbiotischen biologischen Organisationsformen inspiriert waren. Dieses in gewisser Weise antimoderne und vielleicht sogar antizerebrale Denken sowie seine neuartigen Biologisierungen dessen, was andere als gesellschaftliche Verhältnisse beschrieben hätten, blieben selbstverständlich nicht unwidersprochen.

»This admiring reader of Lewis Thomas, Carl Sagan, Stephen Jay Gould and other popularizers of biology has rarely, if ever, encountered so luminous a prose style in a work of this kind. Clear, evocative and, at its best, dense with realities rather than concepts or opinions, it grips the serious reader in a way that transcends both science and science journalism.«

Melvin Konner: »Bacterial Colonies Like Us«, in: *The New York Times* (13. Juli 1986), S. 13.

»Ms. Margulis and Mr. Sagan have become so steeped in the microcosm, so swept up in the grand course of evolution, that their capacity to comment on any human problem becomes suspect. They scoff at the notion that a major nuclear exchange could end life on earth: »We doubt that the overall health and underlying stability of the microcosm would be affected.« Heck, doesn't *Micrococcus radiodurans* – one of our cherished bacteria again – just thrive in the water used to cool nuclear reactors? People, even higher animals and plants, may be eliminated, sure. But isn't that the fate of countless previous species? And, anyway, aren't we all going to come to an end eventually, when the sun explodes and fizzles out? This is the consolation of philosophy at its most trivial and useless.«

Melvin Konner: »Bacterial Colonies Like Us«, in: *The New York Times* (13. Juli 1986), S. 13.

Trotz stilistischen Lobes wurde die vom *Microcosmos*-Projekt artikulierte inhaltliche Perspektive auf die *big history* des Planeten in einer Rezension der *New York Times* scharf kritisiert. Der Rezensent befand die

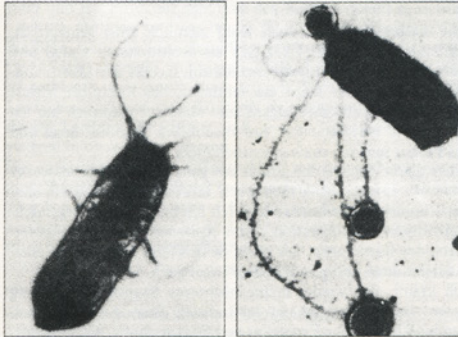
Dezentrierung vom Menschen nicht nur als ungerechtfertigt, sondern als philosophisch fahrlässig, etwa wenn mit Blick auf einen Atomkrieg behauptet würde, Mikroben – und damit der ältere und wichtigere Teil des Lebens – würden diesen sicher überleben (*Micrococcus radiodurans* ist ein extrem strahlungstolerantes Bakterium).
► NO FUTURE / APOKALYPSE / Szenarien

Herbert Mehrtens

Sex - eine Evolutionskrankheit? Wissenschaft - eine Evolutionskrankheit!

Evolution ist in. Artikel darüber sind für den Laien interessant und regen zum Weiterdenken an. So ging es mir mit einem Artikel im NEW SCIENTIST*, über den ich, als abschreibender Wissenschaftsjournalist, berichten will. Es geht nämlich um die spannende Frage, ob Sex nicht als eine evolutionäre Krankheit angesehen werden muß. Ich habe aber auch weitergedacht, und mir dabei die Frage gestellt, ob man nicht auch Wissenschaft als Krankheit sehen muß, und ich habe, weil ich auch Wissenschaftler bin, sogleich eine Theorie dazu gemacht.

Der Artikel stammt aus der Küche molekularer Evolutionsbiologie und befaßt sich mit „parasitischer DNA“ und deren Rolle in der Evolution. Im Genom, dem Lagerhaus genetischen Materials der Zellen, gibt es DNA-Sequenzen, die für den Organismus keine Funktion haben, sich aber über ganze Populationen ausbreiten können. Man kann solche DNA-Sequenzen mit Viren vergleichen, nur daß diese DNA nicht in Zellen eindringen, sich dort sozusagen „vermehren lassen“ und dann weiterziehen. Die parasitische DNA verdoppelt sich selbst, und die freie Kopie kann sich in der Zelle an einem anderen Ort festsetzen. Das Genom kann gesehen werden als ein eigenes Ökosystem.



Aus NEW SCIENTIST. Bildunterschrift: Primitive Sexualität ist eine ansteckende Krankheit. Normalerweise reproduzieren sich Bakterien asexuell, durch Teilung. Aber wenn *Escherichia coli* von einem Segment parasitischer DNA infiziert ist – einem Plasmid, das F-Faktor genannt wird –, beginnt sich das Tierchen zu „paaren“. Ihm wachsen „Sex-Pili“ (links), mit denen dann der F-Faktor und Teile der eigenen DNA in andere Bakterien injiziert werden (rechts). Parasitische DNA könnte die sexuelle Vermehrung erfunden haben, einfach um sich selbst über verschiedene Abstammungslinien auszubreiten.

* Michael Rose und Ford Doolittle: Parasitic DNA – the origin of species and sex, in: NEW SCIENTIST, 16. Juni 1983, 787-789.

in dem viele sich selbst reproduzierende, „eigensüchtige“ Elemente miteinander leben, die bei weitem nicht alle Funktionen für den Organismus ausüben. Man kann darum auch nach der Evolution einzelner DNA-Sequenzen innerhalb dieses Ökosystems fragen und nach deren Rolle für die Evolution der Organismen.

Das ist nicht so neu. Man hat angenommen; daß die frei bewegliche DNA dort, wo sie sich anlagert, Mutationen auslösen kann und daß das evolutionär von Vorteil sei, weil es die genetische Variabilität erhöht. Die beiden Autoren aber meinen, daß dies Argument gerade nicht ziele. Dies sei Gruppenselektion (weil die genetischen Unterschiede vieler Organismen als Vorteil gelten), für die Individuen aber seien Mutationen meistens von Nachteil. Und – nicht weiter begründeter Grundsatz – individuelle Selektion schlägt Gruppenselektion. Außerdem braucht man für die freie DNA keine Erklärung durch Selektion mit Bezug auf den Organismus; es handelt sich schlicht um Parasiten, die meist dem Organismus weder schaden noch nützen und für die Evolution nur innerhalb des Genoms stattfindet.

Krankheit: Artbildung

Interessant sind nun die Folgeüberlegungen, eine Theorie zur Artbildung und eine zur Entstehung sexueller Fortpflanzung. Die Artbildung könnte dadurch erfolgen, daß bei der Kreuzung von Populationen, in denen sich unterschiedliche Parasiten-DNA entwickelt hat, diese plötzlich aktiv werden, so daß Fortpflanzungsgrenzen entstehen. Die Voraussetzung dafür, daß aus zwei Varianten einer Art neue Arten werden, ist, daß die Vertreter beider Seiten ihr genetisches Material nicht mehr vermischen können. Sie müssen miteinander ganz oder wenigstens weitgehend unfruchtbar sein. Beim Lieblingstier der Genetiker, der Fruchtfliege, gibt es das Phänomen, daß zwei verschiedene Linien, wenn sie gekreuzt werden, Nachkommen mit sehr viel Mutationen und vielen unfruchtbaren Individuen hervorbringen. Die Ursache dafür ist ein Stück freie DNA, das sogenannte P-Element, das sich seit 1950 in frei lebenden Populationen verbreitet hat. Wird nun ein Weibchen mit langer Labor-Ahnenreihe, das keine P-Elemente hat, von einem P-Männchen befruchtet, kommt einiges durcheinander. Das P-Element wird im neuen Zusammenhang aktiv und bewirkt pathologische Veränderungen. Auf diese Weise könnte Parasiten-DNA, die sich in einer Population ausbreitet, Fruchtbarkeitsgrenzen zu anderen Populationen bewirken, die dann zu verschiedenen Arten werden. Die Autoren des Artikels haben dafür einen handlichen Namen: Artbildung durch „Genom-Krankheit“.

Herbert Mehrtens: »Sex – eine Evolutionskrankheit? Wissenschaft – eine Evolutionskrankheit!«, in: *Wechselwirkung* 5 (1983), S. 37–39. ►SELBERMACHEN/KANÄLE/Alte Medien, neue Medien

Kritik mikrobenzentrierter Biologisierungen in der *Wechselwirkung*, einem alternativen Wissenschaftsmagazin in der BRD. Mit spitzer Feder griff der Wissenschaftshistoriker Herbert Mehrtens eine evolutionistische Erklärung der Entstehung sexueller Fortpflanzung aus parasitärer DNA an,

die 1982 im *New Scientist* erschienen war. Mehrtens führte die Übertragung mikrobieller Verhältnisse auf den Menschen und die damit vorgenommene Biologisierung des Sozialen ad absurdum, indem er die Entstehung von Wissenschaft als evolutionäres Phänomen karikierte. Zwar richtete sich Mehrtens' Kritik primär gegen die hergebrachten soziobiologischen Erklärungen vom Typus Richard Dawkins und seines *Selfish Gene* (1976), in dessen Fahrwasser der Artikel im *New Scientist* argumentierte, sie gälte wohl auch für »freundlichere« Biologisierungen à la Margulis und Sagan, welche ebenso bestimmte biologische Vorgänge weit weg vom Menschen zu einer Blaupause sozialer oder kultureller Prozesse machten. An dieser Stelle wäre zu fragen, ob unter Geistes- und Naturwissenschaftler*innen in den USA, in Großbritannien oder Deutschland unterschiedliche Rezeptionsmuster derartiger Biologisierungen vorlagen.



Carlos Castaneda: *Die Lehren des Don Juan: Ein Yaqui-Weg des Wissens*, Frankfurt am Main: Fischer (1973), Cover.

Die Schamanismus-Erkundungen des kalifornischen Anthropologen Carlos Castaneda avancierten seit den 1970er Jahren zum Vademecum einer an Spiritualität und archaisierender Naturerfahrung interessierten Alternativkultur und wurde in sechsstelligen Zahlen verkauft. Zentral für die Selbsterfahrung Castanedas in seiner Lehrzeit beim Yaqui-Schamanen Don Juan war die Einnahme von rauscherzeugenden Naturprodukten. Wie von Sagan und Margulis angedeutet, standen Pilze nicht nur symbolisch für eine andere Form des Lebens – als Produzenten psychotroper Substanzen wie Psilocybin waren sogenannte »Magic Mushrooms« Hilfsmittel für Selbsterfahrungen eines angeblich nicht-westlichen, archaischen und a-rationalen Modus des Lebens und des Wissens, die mit einer Feier der Kopflosigkeit etwa in Musik oder Tanz einhergingen. Auf dem Cover des *Don Juan* wurde *Der Spiegel* mit der Aussage zitiert, dass sich gegen die Ernsthaftigkeit von Castanedas Lernversuchen das »gewöhnliche Hippie-Hasch-Brauchtum wie der letzte Tingeltangel« ausnehme.



Sonja Lenz



Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf? Intuition und Wissenschaft

Die Favorisierung und die Überbewertung von Empirie und Logik im 19. Jahrhundert führten dazu, daß der bis dahin in den Wissenschaften als wahrheitsfindende Methode akzeptierte induktive Erkenntnisprozeß aus der Praxis der Wissenschaft heute völlig verschwunden ist. Was tun?

An dem Naturforscher Robert Mayer wird deutlich, welche erheblichen Auswirkungen die Ausgrenzungen von Intuition und Spekulation hatten. Robert Mayer fand das Energieerhaltungsgesetz aufgrund naturphilosophischer Spekulationen; von der Überlegung „In einer Kette von Ursachen und Wirkungen kann (...) nie ein Glied oder ein Teil eines Glieds zu Null werden“, schloß er auf eine Unzerstörbarkeit der Kräfte. Er mußte jedoch auf Druck der „Fachwelt“ seine Arbeitsweise soweit verschleiern, bis der Eindruck entstand, er hätte das Gesetz aus Experimenten (deduktiv) abgeleitet. Nach 1842 wettete er gegen die Spekulation und versuchte schließlich, sich als reinen Empiriker darzustellen, wie J. Pukies ausführlich beschrieben hat. Nicht zufällig landete Mayer in der Zwangsjacke des Irrenhäuslers.

Seit dieser Zeit unterdrückt der autoritäre Charakter, mit dem sich die analytische Wissenschaft durchsetzte, kreatives Denken in den Wissenschaften. In der Praxis des heutigen Forschungsbetriebs gilt alleine das deduktive Vorgehen, wodurch unsere Erlebniswelt auf das Meßbare und formal logisch Kontrollierbare reduziert wird. (In der Wissenschaftstheorie – für die meisten Praktiker freilich nur eine „höhere Form des Schwachsinn“ – sieht das etwas anders aus!)

Induktive Erkenntnis und damit Intuition wird von der westlichen Wissenschaft in die Sphäre des Traumens und anderer Bewußtseinszustände abgedrängt, denen der Makel des Irrationalen anhaftet. Dort darf es dann aber zu unerhörten Resultaten kommen:

So erträumte der Chemiker August Kekulé von Stradonitz (1829–1896) die Idee, die Struktur des Benzols als Ring aufzufassen – eine Schlange, die ihren Schwanz im Maul hat (ein sexuelles und auch alchemistisches Symbol). „Vergleichbare

Beispiele sind Poincarés (1913) Traum, der ihm die Lösung eines schwierigen mathematischen Problems ermöglichte, Descartes' Traum, welcher den Ausgangspunkt für die cartesianische Philosophie bildete, Agassiz' Traum von der Form eines fossilen Fisches, Hilprechts Traum darüber, wie zwei beschriftete babylonische Zylinder zusammenpaßten etc.“ (Devereux) Und eines versteht sich fast von selbst: Auch der frischgebakene „deutsche Nobelpreisträger“ Georges Köhler bekennt sich dazu, im Schlaf zur Erkenntnis gelangt zu sein. Die Idee, monoklonale Antikörper zu erzeugen, habe ihn „unvermittelt beim Einschlafen, wie ein Geistesblitz getroffen“. Kollegen wollen jedoch wissen, daß er diese Vorstellung schon längere Zeit mit sich herumgetragen habe. Köhler selbst empfindet seine Idee als Déjà-vu, das ihm zum richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort zuteil wurde.

Es gehört also zur außergewöhnlichen Leistung mehr als nur der rein analytische, logische Forschergeist. Man haftet sich die Fähigkeit quasi mystischen Erlebens an, und schon kann man sich erfolgreich aus dem Umfeld mitstreitender Konkurrenten abheben! Erkenntnisgewinn durch den „göttlichen Gedanken“, der nicht jedem zuteil wird – was im verschulerten Wissenschaftsbetrieb auch nicht weiter verwundert. Doch um solche Kritik bemüht sich unser Genius Köhler nicht weiter.

Vielmehr geht es ja darum, einem kleinen Kreis von Eingeweihten anzugehören, denen im Schlaf das gelingt, worum sich andere im Vollbesitz aller ihrer geistigen Kräfte, in monatelangem Laborstreß mit rein wissenschaftlicher Methode die Hirne martern. Das Bekenntnis zum induktiven Erkenntnisgewinn als elitäre Attitüde oder doch als Weg zur Wahrheitsfindung schlechthin, das ist hier die Frage!

Tatsächlich scheint die Ablösung deduktiver Methoden und das Zulassen induktiven Erkenntnisgewinns dem Naturwissenschaftler nur unbewußt und während des Schlafes zu gelingen. Hier löst sich das enge Korsett der Methode, hier können Ideen und Erfahrungen frei und ungehemmt kombiniert werden.

Sonja Lenz: »Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf? Intuition und Wissenschaft«, in: *Wechselwirkung* 7/26 (1985), S. 24–25.

Dass die vor allem im Kontext des New Age gelebte Begeisterung für »intuitive« Erkenntnisformen und Naturverhältnisse auch Kritik hervorrief, zeigt ein Beitrag aus der *Wechselwirkung*. Unter dem Titel »Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf? Intuition und Wissenschaft« nahm sich die Autorin nicht einmal Castanedas oder vergleichbare

Entwürfe vor, sondern lediglich den von der amerikanischen Wissenschaftshistorikerin Evelyn Fox Keller als »intuitiv« charakterisierten Umgang der Genetikerin Barbara McClintock mit ihren Versuchspflanzen, der als »eine Form quasi meditativer Versenkung« apostrophiert wurde. Und obwohl auch hier Kritik an einer einseitig rationalistisch verfahrenen Wissenschaft geübt wurde, erkannte die Autorin in der Betonung von Schauen und Intuition auch eine »Gratwanderung zwischen einem unorthodox spielerischen Umgang mit neuen Theorien und einem potenziellen Dogmatismus religiös-mystischer Herkunft à la New Age«. Gefordert wurde vielmehr – ganz im Geiste kritischer Theorie, ließe sich ergänzen – eine »Aufhebung der Machtstrukturen, die das Verhältnis zwischen erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt in den strengen Naturwissenschaften prägen«, und das »zu Gunsten eines emphatischen Verstehens«.

► KOPFLOS / KRISE DER VERNUNFT

Im Rückblick auf die eingangs geschilderte gegenwärtige Begeisterung für Mikroben, Pilze oder Spinnen sowie Versuche des Wahrnehmens von und des Zusammenlebens mit solchen scheinbar marginalen Lebensformen in Zeiten ihrer theoretischen wie praktischen Aufwertung lässt sich vielleicht das Spektrum dessen klarer erkennen, was Naturwissenschaftskritik zwischen alternativen Biologien und Biologismusverdacht um 1980 bedeutete. Wie sich gegenwärtige Formen alternativer Theoriebildung, Gestaltung und Bastelei – von den *New Ontologies* bis zu Spinnennetzen oder Fermentationsverfahren – in die hier angedeutete Genealogie der Aufwertung des kleinen Lebens und seiner vermeintlich planetarischen Effekte einsortieren ließen, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Anmerkungen

- 1 Ankündigung auf der Ausstellungswebsite <http://onair-online.com/>.
- 2 Kito Nedo: »Arachnophilia: Porträt des Künstlers Tomás Saraceno«, in: *Süddeutsche Zeitung* (19. Dezember 2019), <https://www.sueddeutsche.de/kultur/portraet-des-kuenstlers-tomas-saraceno-arachnophilia-1.4728417>.
- 3 Siehe Donna J. Haraway: *Unruhig bleiben: Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, Frankfurt am Main: Campus (2018), Kapitel 8.
- 4 Zu Brockman siehe Max Stadler: »Der Geist des Users. Oder: Vom Ende des »Boole'schen Traums««, in: Andreas B. Kilcher, David Gugerli, Michael Hagner et al. (Hg.): *Digital Humanities* (2013), S. 55–77 (= Nach Feierabend: Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 9).
- 5 Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 175.
- 6 Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 88.
- 7 Dorion Sagan, Lynn Margulis: *Garden of Microbial Delights: A Practical Guide to the Subvisible World*, Boston: Harcourt Brace Jovanovich (1988), S. 36.

Weiterführende Literatur

Interview mit Lynn Margulis, geführt von Jay Tischfield (2004), <https://www.youtube.com/watch?v=KlhW12dGfFk>.

Stefan Helmreich: *Alien Ocean: Anthropological Voyages in Microbial Seas*, Berkeley: University of California Press (2009).

Konstantin S. Kiprijanov: »Chaos and Beauty in a Beaker: The Early History of the Belousov - Zhabotinsky Reaction«, in: *Annalen der Physik* 528/3–4 (2016), S. 233–237.

Lynn Margulis, Dorion Sagan (Hg.): *Lynn Margulis: The Life and Legacy of a Scientific Rebel*, White River Junction, Vermont: Chelsea Green Publishing (2012).

Jan Sapp: *Evolution by Association: A History of Symbiosis*, Oxford: Oxford University Press (1994).

Das europäische Subjekt dekolonialisieren

Rosa Eidelpes, Wien

»Ich ist ein Skandal«, kritisiert der Ethnologe und Verleger Hans-Jürgen Heinrichs in seinem Essay *Erzählte Welt* (1996), verklärt durch die »Systeme der Vernunft und Ratio, der Technik und Technologie«. ¹ Sein Desiderat: Ein *neues*, hybrides Subjektverständnis und ein Subjekt mit dem Willen, »über die Reflexion hinauszugehen, in die Dimension der Phantasie, des Entwurfs, der Vision vorzudringen und sich zu sensibilisieren für alle gedanklichen, emotionalen und physikalischen Veränderungen in der Welt«. ²

Heinrichs bringt hier im Nachhinein den Zeitgeist der späten 1970er und frühen 1980er auf den Punkt, der ganz im Zeichen von Vernunft- und Wissenschaftskritik und der Suche nach einem Subjekt mit »neuer Sensibilität« ³ stand. Der kurzzeitige Erfolg seines 1980 gegründeten, auf unorthodoxe ethnologische Publikationen spezialisierten Qumran Verlags steht exemplarisch für die leitwissenschaftliche Rolle, die der Ethnologie dabei zukam: Mitte der 1970er Jahre stiegen in Deutschland, der Schweiz und in Österreich das Interesse und die Studierendenzahlen der bis dato kleinen Disziplin enorm. ⁴ Im studentischen Milieu und in der Nähe zur linken Alternativszene entstand eine ethnologische »Sub- bzw. Gegenkultur«, ⁵ die sich in »Ethnotreffs« organisierte und in selbstverlegten Zeitschriften im Fanzine-Stil der Pop- und Punkkultur sowie in den Publikationen linksalternativer Kleinstverlage wie Syndikat, Trikont und Heinrichs Qumran Verlag über die radikale, gesellschafts- und bewusstseinsverändernde Kraft einer »alternativen« Ethnologie reflektierte. ⁶ Die Entwürfe zu dieser »alternativen« Ethnologie trugen utopische Züge. Der Philosoph und Ethnologe Hans Peter Duerr, der mit seinem Buch *Traumzeit: Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation* (1978) einen weit über die Fachgrenzen hinaus rezipten Bestseller vorlegte, forderte eine neue Art des ethnologischen »Verstehens«, das »etwas ganz anderes [wäre] als Übersetzen, es wäre nicht die Zurückführung des Fremden auf ein Bekanntes [...], vielmehr das Ergebnis der Initiation in eine fremde Lebensform.« ⁷ Und im Züricher *Ethnologen-Bulletin* von 1977 skizzieren die Studentinnen Ortrud (Handke) und Charlotte (Rutz) ihre Vision einer »alternativen« Ethnologie als »Wissenschaft vom Menschen für den Menschen« die »keinen Platz hat für sogenannte »wissenschaftliche Objektivität«. ⁸ Ortrud, Charlotte und viele andere Studierende versprachen sich von der Ethnologie nicht nur Antwort auf die »Frage, was wir wissen oder was wir wissen werden, sondern wie wir leben und wie wir leben werden«. ⁹ »Ethnologie« war der Name für ein im weiten Sinne als *anthropologisch* zu bezeichnendes Projekt, nämlich für ein Projekt zur Selbstbefreiung: Der Befreiung von den »entfremdeten« westlichen Welt- und Selbstverhältnissen und zur Infragestellung der eigenen Subjektivität. ¹⁰

Utopisch aufgeladen wurde insbesondere die ethnografische Feldforschungsreise: So viel Zeit wie möglich im Feld zu verbringen und so nah wie möglich am Leben der studierten Gesellschaften teilzunehmen galt nicht nur zunehmend als Grundbedingung für die moderne

ethnologische Arbeit, sondern auch als Chance für eine Grenzerfahrung, in deren Zuge die europäische Subjektivität und kulturelle Identität kritisch hinterfragt und aufgebrochen werden konnte.¹¹ In der Begegnung mit der fremden Kultur sollte der/die Ethnolog*in einen Prozess der Selbst-Entfremdung durchlaufen in Form einer »Erfahrung des Irritierseins, ja sogar des Überwältigt- und Ergriffenwerdens, die sehr genau den *passiones* der afrikanischen Fremdbesessenen entspricht [...]«¹² Besessenheitskulte, schamanistische Praktiken und Trancerituale wurden zur zentralen Referenz bei der theoretischen Rekonfiguration des als eurozentrisch kritisierten, Hegelschen Modells der Subjektwerdung und zur Blaupause im Versuch einer neuen »dialektischen Verschränkung von Identität und Alterität«,¹³ in der das Subjekt sich das fremde Gegenüber nicht mehr rationalisierend aneignete, sondern sich im Gegenteil selbst der fremden Wirklichkeit passiv aussetzte.¹⁴

Die Forderung nach einem in hohem Grade affizierbaren, rezeptiven und sensitiven ethnologischen Subjekt knüpfte an ältere »romantische« ethnologische Traditionen an,¹⁵ insbesondere an Leo Frobenius' Stilisierung des Ethnologen zum Avantgardesubjekt mit gesteigerter Fähigkeit zum Sehen, Fühlen und Hören.¹⁶ Sie ist darüber hinaus unschwer als Ausdruck eines kollektiven Begehrens lesbar, in der intellektuell und moralisch engen Nachkriegsgesellschaft die Grenzen eines als problematisch erlebten, europäischen Subjekts zu weiten und es in einer globalisierten Welt auf neue Art und Weise mit der Außenwelt in Verbindung zu bringen. Rückblickend scheint sich die ethnologische Flexibilisierung westlicher Subjektgrenzen in die neoliberalen Umstrukturierungen der Arbeitsmarkt- und Subjektpolitiken einzufügen.¹⁷ Aber nicht alle Fluchtlinien des ethnologischen Experiments, sich durch Mimesis »an etwas an, das man nicht ist und auch nicht sein soll«¹⁸ der dialektischen Arbeit am Subjekt zu entziehen, sind im Neoliberalismus aufgegangen. Die »alternative Ethnologie« muss sich allerdings den Vorwurf gefallen lassen, dass in der Umkehrung der Hegelschen Dialektik das *Andere* – in Form der »fremden Kultur« – zur Quelle von Differenz stilisiert wurde¹⁹ und die Versuche, das eurozentrische Subjektmodell zu *dekolonialisieren*, letztlich doch der Sinnlichkeit²⁰ eben dieses Subjekts verhaftet blieben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hans-Jürgen Heinrichs: *Erzählte Welt: Lesarten der Wirklichkeit in Geschichte, Kunst und Wissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1996).
- 2 Vgl. Hans-Jürgen Heinrichs: *Erzählte Welt: Lesarten der Wirklichkeit in Geschichte, Kunst und Wissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (1996), S. 16.
- 3 Vgl. Herbert Marcuse: »Die neue Sensibilität«, in: ders.: *Versuch über die Befreiung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1969), S. 43–76.
- 4 Dieter Haller: *Die Suche nach dem Fremden: Geschichte der Ethnologie in der Bundesrepublik 1945–1990*, Frankfurt am Main: Campus (2012), S. 263.
- 5 Fritz Kramer: »Der Rand der akademischen Anthropologie: Ein Gespräch mit Fritz Kramer«, in: *Trickster* 17 (1989), S. 56–72, hier S. 68.
- 6 Vgl. bspw. den Bericht von Andrea: »Göttingen 77«, in: *Trickster* 1 (1978), S. 47–54, hier S. 48.
- 7 Hans Peter Duerr: »Über die Grenzen einer seriösen Völkerkunde oder: Können Hexen fliegen«, in: *Unter dem Pflaster liegt der Strand* 3 (1975), in: ders.: *Satyricon. Essays und Interviews*, erweiterte Neuauflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1985), S. 12–27, hier S. 17.
- 8 Ortrud Handke, Charlotte Rutz: »Unwissenschaftliches«, in: *Ethnologen-Bulletin* 5 (1977), S. 46–51, hier S. 48.
- 9 Ortrud Handke, Charlotte Rutz: »Unwissenschaftliches«, in: *Ethnologen-Bulletin* 5 (1977), S. 46–51, hier S. 49.
- 10 Vgl. in diesem Sinne bspw. Werner Petermann: »Nachträgliche Bemerkungen zu einigen der voranstehenden Texte«, in: *Prokrustes* 0 (1977), S. 29–30, hier S. 29.
- 11 Ulla Biermat: *Ich bin nicht der erste Fremde hier: Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945*, Würzburg: Königshausen & Neumann (2004) (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft), S. 106ff.
- 12 Fritz Kramer: *Der rote Fes: Über Besessenheit und Kunst in Afrika*, Frankfurt am Main: Syndikat (1987), S. 236.

- 13 Vgl. Ulla Biernat: *Ich bin nicht der erste Fremde hier: Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945*, Würzburg: Königshausen & Neumann (2004), S. 107.
- 14 Dieselbe Stoßrichtung hat auch Hubert Fichtes literarisch-ethnografisches Großprojekt einer *Geschichte der Empfindlichkeit*, vgl. Diedrich Diederichsen: »Sich entwickeln lassen: Durchlässigkeit statt Differenz«, in: ders., Anselm Franke, Haus der Kulturen der Welt (Hg.): *Liebe und Ethnologie: Die koloniale Dialektik der Empfindlichkeit (nach Hubert Fichte)*, Berlin: Sternberg (2019), S. 18–23.
- 15 Vgl. Dieter Haller: *Die Suche nach dem Fremden: Geschichte der Ethnologie in der Bundesrepublik 1945–1990*, Frankfurt am Main: Campus (2012), S. 268ff.
- 16 Vgl. Leo Frobenius: *Paideuma: Umriss einer Kultur- und Seelenlehre*, München: C.H. Beck (1921), S. 17.
- 17 Vgl. in diesem Sinne Andreas Reckwitz: *Das hybride Subjekt: Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist: Velbrück (2006).
- 18 Vgl. Fritz Kramer: *Der rote Fes. Über Besessenheit und Kunst in Afrika*, Frankfurt am Main: Syndikat (1987), S. 242.
- 19 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: »Can the Subaltern Speak?« in: Cary Nelson, Lawrence Grossberg (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*, Chicago: University of Illinois Press (1988), S. 273–316.
- 20 Vgl. Ute Holl: »Postkoloniale Resonanzen«, in: *Archiv für Mediengeschichte* 11 (2011), S. 115–128.

Crisi della ragione

Onur Erdur, Berlin

Zum Stichwort »Krise der Vernunft« meldet sich prompt der italienische Schriftsteller und Tausendsassa Umberto Eco aus dem cache. Passenderweise heißt sein Artikel, der 1985 in der Zeitschrift *Merkur* erschien, »Über die Krise der Krise der Vernunft«. ¹ Es handelt sich bei dem Text um eine mehr oder weniger ernste Auseinandersetzung mit dem sehr ernst gemeinten zeitgenössischen Befund, »dass die Vernunft heute nicht mehr in der Lage sei, die Welt, in der wir leben, zu erklären, und dass wir dafür auf andere Instrumente zurückgreifen müssten«. ² Bei der Lektüre wird schnell klar: Eco hatte seine Probleme mit diesem Krisenbefund, der damals in Zeitschriften und Feuilletons seine Bahnen zog, und er reagierte darauf mit dem für ihn so charakteristischen Humor. Hier eine Kostprobe: Weil bedauerlicherweise nicht näher angegeben werde, welche anderen Instrumente in Frage kämen, sei es einem selbst überlassen, die Lücke zu füllen und »an das Gefühl zu denken, den Rausch, die Poesie, das mystische Schweigen, einen Öffner für Sardinendosen, den Hochsprung, den Sex oder intravenöse Injektionen von Geheimtinte. Noch bedauerlicher ist, dass zwar jedes dieser Instrumente der Vernunft gegenübergestellt werden könnte, aber jede dieser Oppositionen eine unterschiedliche Definition von Vernunft implizieren würde.« ³

Leider findet sich bei Eco selbst kein Vorgeschmack darauf, wie man sich die alternative Rationalität eines Sardinendosenöffners vorzustellen hat. Stattdessen knüpft er sich das Buch vor, das die ganze Debatte in Italien ausgelöst hat und auch passenderweise *Crisi della ragione* heißt. ⁴ Das von Aldo Gargani herausgegebene Buch entpuppt sich bei näherer Betrachtung als relativ vernünftig. Es spricht bloß von den Krisen eines »klassisch« genannten Modells von Vernunft, was auch immer dieses »klassisch« bezeichnen mag. Die vorgeschlagenen Alternativen – darunter auch Carlos Ginzburgs hypothetisches Verfahren qua Indizien, das sich der deduktiven Vernunft entgegenstellt – bewegen sich immer noch auf dem Terrain des Rationalen und Vernünftigen. Ein Grund zur Freude für Eco. Er findet im Buch durchaus brauchbare »Definitionen einer nicht-klassischen, rationalen Einstellung, die es uns ermöglichen, uns in der Realität zu bewegen, ohne die Aufgaben der Vernunft ans Delirium oder die Leichtathletik zu delegieren«. Es gehe nicht darum, die Vernunft zu morden, sondern darum, die falschen Argumente unschädlich zu machen und den Begriff der Vernunft von dem der Wahrheit zu unterscheiden. »Aber diese ehrenwerte Arbeit nennt sich nicht Hymne an die Krise. Sie nennt sich, seit Kant, ›Kritik‹. Bestimmung der Grenzen.« ⁵

Also Kritik anstatt Krise. Nachdem dies ganz im Sinne Kants richtiggestellt ist, folgt die Zerstörung der Krise. Die »Krise der Vernunft« ist für Eco nämlich ein einziger »sprachlicher Krampf« (da muss man ihm wirklich zustimmen), der dazu nötigt, nicht so sehr die Vernunft zu definieren, sondern vielmehr den Begriff von Krise. Der inflationäre und wahllose Gebrauch des Krisenbegriffs ist für ihn »ein Fall von verlegerischem Krampf«. Die Krise verkaufte sich gut, und sie kam zu Ecos Zeiten auch selten allein: »Krise der Religion, des Marxismus, der Abbildtheorie, des Zeichens, der Philosophie, der Ethik, der Freudschen Psychoanalyse,

der Existenz und des Subjekts (ich übergehe andere Krisen, von denen ich nichts verstehe, auch wenn ich darunter zu leiden habe, wie die der Lira, des Wohnungsmarktes, der Familie, der Institutionen und des Erdöls).«⁶ Was stemmt Eco dieser Pluralisierung der Krisen entgegen? Natürlich einen Witz. Hier Kostprobe Nr. 2: »Gott ist tot, der Marxismus steckt in der Krise, und auch mir geht es nicht besonders gut.«⁷

Eco rührt damit an etwas Grundsätzlichem: Lässt sich das Problem der Vernunft (so wie die Erdöl- oder Industriekrise usw.) mit einem ereignisbezogenen Krisenbegriff angemessen beschreiben? Gewiss gab es um 1980 Tendenzen in- und außerhalb der Wissenschaften, die darauf schließen lassen, »dass der Zeitgeist, das zeitgenössische Bewusstsein irgend etwas Neues mit ›Vernunft‹ im Schilde« führte (Siegfried Unseld). Sowohl die erwähnten neuen Wissensträger (Hexen, Kelt*innen, Schaman*innen, Hebammen, Ethnolog*innen, Gurus, Dalais, Indianer*innen, Neurechte usw.) als auch ihre entsprechenden Bewusstseinszustände (Magie, Rausch, Intuition, Sinnlichkeit, Irrationales, Gefühle) sind für diese Schlussfolgerung die besten Referenzen. Aber die »Vernunftkrise, ca. 1980« war eben keine Krise, weder im medizinischen noch im politischen Sinne des Wortes. Sie war weder »Fieber« noch ein »Ereignis«, mit dem entweder eine Änderung zum Besseren oder zum Schlechteren eintritt. Schon gar nicht war sie ein Moment für letzte Urteile. Wenn überhaupt, so war sie die *longue durée* einer im Denken selbst angelegten Diskussion (z.B. die Grenzen des Denkens zu bestimmen). Mit Eco lässt sich resümieren: Wer in den Jahren 1980 die Krise der Vernunft und anderer intellektueller Aggregatzustände entdeckte, hatte offenbar bewundernswert ungenaue Vorstellungen von der Kontinuität dieser Diskussion. Auch für diese Ungenauigkeit hat Eco einen Witz parat, wenn er die Anekdote jenes Studenten anführt, der über Caesars Tod geprüft wird: »Wieso? Ist er tot? Ich wusste ja nicht mal, dass er krank war!«⁸

Anmerkungen

1 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535.

2 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 530.

3 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 530.

4 Aldo Gargani (Hg.): *Crisi della ragione*, Turin: Einaudi (1979).

5 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 530.

6 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 530–531.

7 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 531.

8 Umberto Eco: »Über die Krise der Krise der Vernunft«, in: *Merkur* 39/436 (1985), S. 530–535, hier S. 531.

Magisches Denken

Magaly Tornay, Zürich

Die Hexen und Schamanen sind zurück. Und mit ihnen die Zaubertränke, magischen Pilze, Ayahuasca-Retreats, die Wildnis und Wälder, die Mythen und Märchen, die Suche nach Transzendenz oder immerhin *mindfulness*. Eine Veranstaltung zum »Mysterium des Bewusstseins« lockte Anfang dieses Jahres mühelos über fünfhundert Interessierte nach Luzern, es wurde meditiert, über Neurowissenschaften und parapsychologische Grenzphänomene¹ diskutiert, und elegante Damen erkundigten sich in der Pause nach Möglichkeiten, an Psilocybin-Experimenten teilzunehmen. Die 1980er Jahre scheinen, in neuer Verpuppung, wieder *en vogue* – zumindest ihre Sehnsucht, die Grenzgebiete des Wissens auszuloten. Die damit verbundenen Praktiken wirken heute jedoch harmloser, apolitischer und eng an eine zeitgenössische Idee des bewussten Konsums geknüpft. Mikrodosiert und in Spa-ähnlichen Settings vermischen sich Selbsterfahrung und Sinnsuche mit einer umfassenden Arbeit am gesunden, ausbalancierten Selbst. Die Ästhetik hat sich gewandelt, und an die Stelle der Zivilisations- und Kapitalismuskritik ist eine Skepsis gegenüber Schulmedizin und industrialisierter Ernährung getreten.

Im Nebel des New Age, der seit den ausgehenden 1970er Jahren immer breitere Kreise der ehemaligen Neuen Linken erfasste, fanden Ideen und Faszinationen zusammen, die heute Ambivalenzen erzeugen: Emanzipatorisches und reaktionäres Denken verschwammen in grünbraunen Inszenierungen keltischer Prähistorie, das technisierte Discofieber mit seinem Strobolicht traf auf den esoterischen Körperrausch, und die Grenzen des Bewusstseins wurden in wilder Natur durchaus mittels synthetischer Stoffe aus dem Labor erkundet. Diese Kontraste konnten im fragmentierten Programm der esoterischen Antivernunft, von dem dieses Kapitel handelt, beinahe konfliktfrei nebeneinander laufen – wobei es laut Herbert Röttgen eben gerade darum ging, dass sich »in unserem Bewusstsein Verwirrung einstellt«. ² Die Flucht vor der urbanen Betonwelt und revolutionären Kollektiven in individualisierte Lebensentwürfe, die den ruralen Rückzug in ferne Länder oder auf die Alm herbeifantasierten, ließe sich auch als Verlagsgeschichte schreiben. Das Programm des Münchner Verlagshauses Dianus-Trikont zieht sich denn auch als stiller Taktgeber durch das Kapitel. Es erlebte einen für die 1980er Jahre typischen Wandel: Entstanden aus der Dritte-Welt-Bewegung und der Neuen Linken, wandte es sich, als der »Schulterschluss mit den arbeitenden Massen« zu bröckeln begann, den »Ego-Trips einzelner Emanzipationsgruppen« zu, wie *Der Spiegel* schrieb. Die esoterische Wende mündete schließlich in »Innenschau und Spiritualismus«;³ Märchen, Magie, Mystik und Mythos wiesen den neuen Weg, der nicht nur von einer Pluralisierung der Themen geprägt war, sondern, unter anderem via Kelten, geradewegs zur »Heimat« führte. Explorationen des Archaisch-Fremden konnten auch in einer Suche nach dem Ursprünglich-Eigenen münden. So lautete das neue Verlagsmotto denn auch: »Wir sind konservativ geworden und revolutionär geblieben«. ⁴ Auch Merve plante damals für eine Nummer der *TUMULT – Zeitschrift für Verkehrswissenschaften* einen Waldspaziergang mit Ernst Jünger.

Allerdings interessierte man sich offenbar nicht so sehr für den rechten, sondern für den kosmischen, den »Drogen-Jünger«.⁵

Das hier beschriebene Denken blieb im Kern auf ein Außerhalb angewiesen, das in Naturmetaphern gefasst wurde und im räumlichen und zeitlichen Anderswo lag. »Doch wo genau?«, fragt man sich unwillkürlich bei so viel Topografie und Territorialität. Im Wald, auf der Alm, bei den Kelten, in der Wildnis, im Lande des magischen Denkens? In »Dschinnistan«, einem Märchenreich, das zugleich weit weg und unmittelbar um uns herum liegt? Die Kritiker der Vernunft verorteten es zeitlich, in der keltischen Vorgeschichte, im kosmischen Jenseits der Bewusstseinsreisen und Trancen oder an den vergessenen, unwägbaren Rändern der Zivilisation, wo weder moderne Hochindustrie noch aufklärerische Rationalität hinreichten.

So passt es gut zu den sich verflüssigenden Ordnungen, dass auch Dianus-Trikont-Mitherausgeber Herbert Röttgen mit Naturmetaphern operierte: Sein Verlag sei ein »Wasserlandschaftsverlag«, durchzogen von »zahlreichen Strömen, die keineswegs alle in die gleiche Richtung fließen: bewaffnete Kampf Flüsse, Indianderrinnsale, Männerbäche, Masenarbeitertümpel, ökologische Stauseen, Kinderquellen. [...] Wir einzelne schwimmen mit. [...] Einige von uns steigen auch hintereinander in mehrere Gewässer.«⁶ Unter den Pflastersteinen lag nun, um 1980, vielleicht gar nicht mehr Sand, sondern flossen Bäche und wuchs Schimmel. *Sous les pavés, le moisi*: das archaische Gegenwissen – ein Schimmelpilz, weder Pflanze noch Tier, der sogar Beton befällt.

Anmerkungen

- 1 Mit Rupert Sheldrake, einem der »abtrünnigen Naturwissenschaftler« des Kapitels »Krise der Vernunft«.
- 2 Peter Brügge: »Kehrt wieder, Kelten, wir brauchen euch«, in: *Der Spiegel* 38 (1984), S. 240–247, hier S. 247.
- 3 »Durst nach Mythen« (o.V.), in: *Der Spiegel* 40 (1982), S. 262.
- 4 Flugschrift von Herbert Röttgen und Christiane Thurn, zit. in Uwe Sonnenberg: *Von Marx zum Maulwurf: Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er Jahren*, Göttingen: Wallstein (2016) (= Geschichte der Gegenwart, Bd. 11), S. 315.
- 5 Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte 1960–1990*, München: C.H Beck (2015), S. 199–200.
- 6 »10 Jahre Trikont«, zit. in Uwe Sonnenberg: *Von Marx zum Maulwurf: Linker Buchhandel in Westdeutschland in den 1970er Jahren*, Göttingen: Wallstein (2016) (= Geschichte der Gegenwart, Bd. 11), S. 314.

female imagery

Julia Pelta Feldman, Berlin

Female imagery beschreibt die Idee, dass Kunst von Frauen, ob abstrakt oder nicht, zu bestimmten formalen Eigenschaften neigen könnte – etwa runden Gestalten, Pastellfarben, negativem Raum oder – wie im Fall Hannah Wilkes – labialen Formen. Sie wurde 1973 von Judy Chicago und Miriam Shapiro postuliert, und von Künstlerinnen in den USA der 1970er Jahre leidenschaftlich diskutiert. Amy Sillman beispielsweise machte sich 1977 in der ersten Ausgabe von *Heresies* über die Vorstellung lustig, ein Kunstwerk hätte ein erkennbares Geschlecht. In ihrem Comic »A Pink Strip« reagieren zwei Frauen auf eine Skulptur. Eine meint: »Die Räume sind Tunnel! Wie persönlich!« – während die andere schwärmt: »Mir gefallen die durchdringenden Ebenen, die harten und universellen Kanten. Eine echte Kritik des Objekts an sich; der MUTIGE vertikale Schub... EINE ECHTE FRAUENKUNST!«¹

Heute wird das Konzept sowohl von Kunsthistorikerinnen als auch Künstlerinnen als rückständig abgelehnt. In den 1970er Jahren aber theorisierten viele Feministinnen eine vermeintliche weibliche Bildsprache nicht als frauenfeindliches Klischee, sondern als wirksames Mittel gegen Ungleichheit.

In ihrem Artikel »Female Imagery«, der im *Womanspace Journal* veröffentlicht wurde, einem jener vielen neugegründeten feministischen Kunstmagazine des Jahrzehnts, äußern Chicago und Shapiro ihr Ziel, den männlichen Künstler als universelles Subjekt durch eine spezifisch weibliche, von den persönlichen Erfahrungen von Frauen geprägte Kunst zu verdrängen: »Es ist unsere Hoffnung, dass eine weibliche Wahrnehmung der Realität, so wie sie nun langsam beginnt beschrieben zu werden, unsere Sprache bereichern, unsere Wahrnehmungen erweitern und unsere Menschlichkeit vergrößern wird.«²

Während Hannah Wilkes ironische Haltung und ihre Verwendung von Abstraktion ihren Ruf sowohl als seriöse Künstlerin als auch Feministin zementierten, war die Rezeption jener anderen Vormütter Chicago und Shapiro ambivalenter. Deren Vorstellung einer »weiblichen Bildsprache« widerspricht aktueller linker Politik, einschließlich meiner eigenen, auf unangenehme Weise. Die Kunsthistorikerin Kelly Baum drückte 2015 die heute vorherrschende Sicht so aus: »Weil er den Begriffen ›feministisch‹ und ›weiblich‹ ausweicht, Politik und Biologie gleichsetzt und sowohl Ungleichheit als auch Sexualität naturalisiert«, diene der Glaube an eine weibliche Bildsprache »letztlich einer konservativen Agenda und bekräftigt viele der patriarchalischen Stereotypen, gegen die Feministinnen lange und bitter gekämpft haben«.³ Baums Haltung stimmt mit den Argumenten von Feministinnen der 1970er Jahre wie Cindy Nemser überein, die sich heftig gegen »biologisch begründete und stereotypisierte Annahmen darüber« wandten, »wie Kunst von Frauen aussehen sollte: zart, sinnlich, exquisit, erdig, blass, und neuerdings auch gebärmutterzentriert«.⁴ *Female imagery* sei also als Hilfsmittel der Frauenemanzipation kontraproduktiv.

Die Ablehnung des Essenzialismus, die Baum und Nemser ausdrücken, ist heute ein unverzichtbarer Teil jenes Feminismus, der Geschlecht von Biologie trennen will. Trotzdem übergeht ihre Kritik die

damit ursprünglich verbundenen politischen Ziele und verkennt Nuancen. Selbst Chicago ist vorsichtig, wenn es um die Frage der Ursprünge der *female imagery* geht: »Vielleicht haben wir tatsächlich eine eigene Art uns auszudrücken, die anders ist, die biologisch begründet und kulturell verstärkt oder kulturell geprägt sein könnte. Ich weiß nicht, woher das kommt.«⁵ Lucy Lippard schrieb für den Katalog von *Women Choose Women* (1973), einer demokratisch organisierten feministischen Ausstellung: »Es bleibt die überwältigende Tatsache, dass die Erfahrung einer Frau in dieser Gesellschaft einfach nicht wie die eines Mannes ist, und wenn sich dieser Faktor in der Kunst der Frauen nicht zeigt, kann das nur daran liegen, dass er unterdrückt wurde.«⁶

Manche Frauen lehnten jede Vorstellung von geschlechtsspezifischer Kunst ab und leugneten einen Zusammenhang zwischen ihrer Weiblichkeit und ihrem Werk. Feministinnen erwiderten, dass die so genannte »geschlechtslose« Kunst tatsächlich eine männliche Diaspora und vertrat die Ansicht, »Frauen werden sich vielleicht vollständig in die männliche Kultur assimilieren oder sie werden beginnen, ihre eigene Kultur anzuerkennen, sie zu verändern, zu modifizieren, zu befreien; und aus dieser neuen, nicht unterdrückten weiblichen Kultur muss notwendigerweise eine neue, nicht unterdrückte weibliche Kunst entstehen.«⁷ Arlene Raven stimmte der Dringlichkeit dieser zweiten Option zu: »Wenn wir die Bestätigung durch ein männlich orientiertes System suchen, erhalten wir sie in den Währungen dieses Systems statt zu unseren eigenen Bedingungen.«⁸ Es ging also darum, eine eigene Kultur zu entwickeln, wie immer sie auch aussehen mag.

Für manche hatte die »weibliche Kunst« ein noch umfangreicheres politisches Potenzial. Lippard meinte, sie könne die Legitimität des herrschenden Kunstsystems in Frage stellen. »Der größte Beitrag des Feminismus zur Zukunft der Kunst war wahrscheinlich gerade sein fehlender Beitrag zur Moderne«, schrieb sie 1980 rückblickend. »Feministische Methoden und Theorien boten stattdessen eine gesellschaftlich bewusste Alternative zur zunehmend mechanischen ›Evolution‹ der Kunst, die nur die Kunst als Gegenstand hat.«⁹ Das Persönliche ist wieder politisch: Für einige Künstlerinnen und Künstler der 1970er Jahre – und nicht nur für Feministinnen – war eine persönliche, körperliche, »weibliche« Kunst eine Möglichkeit, einem erstarrten Kunstsystem zu entkommen und neue Bedeutungssysteme und neue Betrachter*innen zu finden.

Anmerkungen

- 1 Amy Sillman, Deep Six: »A Pink Strip«, in: *Heresies #1: Feminism, Art and Politics* 1/1 (1977), S. 81. Lippard wollte die Zeitschrift ursprünglich *Pink* nennen.
- 2 Miriam Shapiro, Judy Chicago: »Female Imagery«, in: *Womanspace* 1/3, (August 1973), S. 11–14, hier S. 14. Alle Übersetzungen sind von der Autorin.
- 3 Kelly C. Baum: »Earthkeeping, Earthshaking«, in: Emily Eliza Scott, Kirsten Swenson (Hg.): *Critical Landscapes: Art, Space, Politics*, Berkeley: University of California Press (2015), S. 110–121, hier S. 110–111.
- 4 Cindy Nemeser: »The Women Artists' Movement«, in: *The Feminist Art Journal*, 2/4 (1973), S. 8–10, hier S. 8.
- 5 Cindy: »a talk with Judy Chicago«, in: *Lavender Woman* 4/4, (August 1975), S. 11.
- 6 Lucy R. Lippard: »A Note on the Politics and Aesthetics of a Women's Show«, in: *Women Choose Women*, New York: The New York Cultural Center (1973), S. 6–7, hier S. 7.
- 7 Patricia Mainardi: »Feminine Sensibility: An Analysis«, in: *The Feminist Art Journal* 1/2 (1972), S. 9, 22, hier S. 22.
- 8 Arlene Raven: »Women's Art: The Development of a Theoretical Perspective«, in: *Womanspace*, 1/1 (1973), S. 14–20, hier S. 14.
- 9 Lucy R. Lippard: »Sweeping Exchanges: The Contribution of Feminism to the Art of the 1970s«, in: *Art Journal* 40, Nr. 1/2 (1980), S. 362–365, hier S. 362.

Bocklosigkeit

Michael Hagner, Zürich

1979, als nicht nur ein Jahrzehnt der Desillusionierungen, sondern auch die *edition suhrkamp* nach sechzehn erfolgreichen Jahren und 1000 Bänden in ihrer herkömmlichen Form an ein Ende kam, verabschiedete sich die fast schon legendäre Buchreihe mit einer Standortbestimmung, die zwei umfangreiche Bände in Anspruch nahm: *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«*, herausgegeben von Jürgen Habermas. Die Anspielung auf Karl Jaspers' berühmtes Buch von 1931 war gewollt; auch jetzt ging es darum, die großen Tendenzen der Zeit zu beleuchten, wenn auch mehr in kaleidoskopartiger Streuung als in panoramatischer Übersicht. In dem Wissen, dass mit Band 1000 etwas zu Ende ging – das Motto der *edition suhrkamp Neue Folge* lautete: mehr zeitgenössische Literatur und weniger Politik –, bildete Habermas ein gutes Dutzend Stichworte, unter denen die insgesamt 32 Beiträge versammelt wurden. Und die waren noch einmal im strengen theoretischen Grau (Gesellschaft, Politik und Nation) gehalten, ergänzt um einige auflockernde Farbtupfer (Kultur und Geisteswissenschaften).

Nach Medien oder gar technischen Medien sucht man auf den fast 900 Seiten vergeblich, und anstatt von *Bildungskrise* ist von *Bildungsprozessen* die Rede. Damit waren vor allem anderen die Befreiungen aus der Umklammerung des Nationalsozialismus gemeint, der die Kindheits-erfahrungen bestimmt hatte: bei Erika Runge (*Bottroper Protokolle*) als Auseinandersetzung mit der Mutter und dem Vater, der schon im Ersten Weltkrieg beide Beine verloren hatte, was ihn nicht davon abhielt, Ende der fünfziger Jahre für die Aufrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen zu plädieren; bei Heinrich Vormweg als Aufstiegsgeschichte vom Jungen aus dem Arbeitermilieu, der das Ende des Kriegs als siebzehnjähriger Flakhelfer erlebt hatte, zum angesehenen Literatur- und Theaterkritiker der *Süddeutschen Zeitung*.¹ Gut zehn Jahre nach 1968 erwiesen sich zwei etablierte Figuren der Linken als auf- und abgeklärte Intellektuelle, ohne utopischen Überschwang, aber mit einem erfolgreichen Bildungsprozess im Rücken. Der in Deutschland notorisch krisenbehaftete Begriff der Bildung schien sich für einmal zum Guten zu wenden: nicht mehr als Feier des weltabgewandten, kulturkritischen, autonomen Subjekts,² sondern als Möglichkeit zur Emanzipation, die die Verschränkung persönlicher und politischer Belange in Rechnung stellte. Wenn die Bundesrepublik trotz der »tönernen Füße« (Habermas), auf denen sie noch stand, gewisse Anzeichen von Reife vorzuweisen hatte, dann in der erwachsenen Sensibilität ihrer Intellektuellen.

Man könnte vermuten, dass die Diagnostik zur geistigen Situation der Zeit unter dem Stichwort Bildung keine besonderen Vorkommnisse zu vermelden hätte, wenn sich nicht am Ende des zweiten Bandes etwas Neues ankündigen würde. Unvermutet und wie als Kontrast zum Vorangegangenen werden noch einmal ganz andere Stichworte ins Feld geführt, die von A wie Abbilden bis Z wie Zwischenzeitlich einen »Grundwortschatz des wissenschaftlichen Gesamtarbeiters seit der szientifischen Wende« enthalten, den Karl Markus Michel listig als »kleine Forscher-Fibel« für Anfänger darstellte. Nach den abgeschlossenen Bildungsprozessen also ein kleines Bildungs-dramolett, das »den Schülern

den Weg zur Meisterschaft weisen« sollte.³ Wie sehr sich die Zeiten sich im Umbruch befanden, wird in dem Lemma »Bocklosigkeit« deutlich, zu dem Michel vermerkt: »Campussprachlicher Ausdruck für mangelnde Motivation zum wissenschaftlichen Arbeiten, vor allem bei Studenten. Ein wissenschaftssprachliches Äquivalent wäre z.B. »motivationale Dysfunktionalität der kognitiven Disposition bei studentischen Populationsanteilen hinsichtlich sozialstruktureller Statuszuweisungen und Verhaltenserwartungen an den akademischen Nachwuchs.«⁴

Was der hellhörige Michel hier am Wickel hatte, war mitnichten nur die Befindlichkeit einiger Langzeitstudenten, die zu viele Seminare über Marx und Freud mitgemacht hatten. Als bald migrierte der Begriff aus den Ecken und Nischen des Campus in die sozialwissenschaftliche Forschung, um mit einer kleinen begrifflichen Mutation den Habitus einer ganzen *Null-Bock-Generation* zu fassen. Demnach gehörten die Bocklosen zu den Geburtsjahrgängen zwischen 1955 und 1965 und fluteten seit Mitte der siebziger Jahre die Universitäten. Mit Numerus clausus und Massenuniversität, unsicheren Berufsaussichten und ökologischen Megabaustellen konfrontiert, hatte diese Generation längst vor Tschernobyl Utopie gegen Pessimismus eingetauscht, lebte konsum- und umweltbewusst, war vor dem Fernseher und mit Popmusik aufgewachsen und hatte dabei womöglich vergessen, erwachsen zu werden. Theorie war noch eine Option, fand aber vor allem unter der wärmenden Bettdecke der Ästhetisierung statt.

Man könnte sagen, dass sich die Bocklosigkeit genau zwischen der politischen Desillusionierung der Achtundsechziger und den technischen Medien sowie ihren Apologeten und Apokalyptikern einnistete. Nicht mehr so recht Seminar und noch nicht so recht PC, vielleicht mit einem Hang zu Hedonismus und Harmlosigkeit, aber gewiss nicht heroisch und hierarchiegläubig. Kein Wunder, dass die beflissenen Kritiker von Bildungskrise redeten. Nur ist zu beachten, dass es sich bei der Generation Bocklos nicht um eine aufgepfropfte Etikettierung soziologischer Begrifflichkeit handelte, sondern um eine Selbstbeschreibung, die gleichermaßen kritische Distanz zur nie weg gewesenen Restauration suchte wie zu 1968. Sollte diese neue Generation mit ihren Kritikern in ein Gespräch über den Niedergang der Bildung verwickelt gewesen sein, so konnten sie gelassen feststellen: *Ihr nennt es Bildungskrise, wir nennen es Bocklosigkeit*. Und darunter verstanden sie kein alarmierendes Symptom, sondern eine Tugend.

Auch wenn dann alles nicht so locker weitergehen konnte wie in den achtziger Jahren, ist die Zusammengehörigkeit von Bildung und Krise unter den Bedingungen technischer Medien nie schöner gestrickt worden als im Muster der Bocklosigkeit. Mitten in der Cyber-Euphorie der späten neunziger Jahre war ein enthusiastischer Student der Informatik und Psychologie der Überzeugung, Bocklosigkeit auch noch programmieren zu können: »Man sagt auch, daß Agenten oder Roboter dann wirklich intelligent sind, wenn sie sagen können: ›Nein, da hab ich jetzt keinen Bock drauf.« Das ist eigentlich das Ziel, auf das die Forschungen zur Künstlichen Intelligenz hinauslaufen.«⁵ Bartleby 2.0. Darauf warten wir 21 Jahre später immer noch.

Kritik

Siegfried Zielinski, Berlin

1. Kritik benötigt definierte Punkte, von denen aus sie formuliert werden kann. Diese Punkte sind keine Standpunkte, weil sie beweglich sein müssen. Sie können nicht innerhalb des Zentrums des Systems liegen, das kritisch reflektiert wird. Sie haben ihre Orte an der Peripherie, in den Nischen, den Marginalien des Systems. Sie springen nach draußen und bewegen sich von dort wieder durch das kritisierte System hindurch.

2. Kritik setzt das Denken eines Horizonts voraus. Dieser Horizont ist nicht mit den Begrenzungen der Sachsysteme identisch, die der Kritik unterzogen werden. *Horizontdenken* und *Nachvorneträumen* sind miteinander verknüpft in der Tätigkeit der Projektion.

3. Will das Entwerfen, das Gestalten über die Reparatur des Vorhandenen hinausgehen, müssen die Subjekte dieser Tätigkeiten alternative Wirklichkeiten nicht nur denken, sondern auch machen können. Als mediales Paradigma bedeutet Projektion die Erfindung einer Realität, die nicht identisch ist mit derjenigen, die außerhalb des Medialen, z.B. des Kinos erfahrbar ist. Projektion stellt eine imaginäre Realität her und öffnet sich somit prinzipiell zur Utopie.

4. Die Ideen, die dem materialistischen Medienmodell Hans Magnus Enzensbergers zu Grunde lagen, waren ca. ein halbes Jahrhundert alt, als er sie formulierte. Sie entstammten weder den Wissenschaften noch der Technik. Sie wurden von Poet*innen, Künstler*innen, Grenzüberschreiter*innen, Denker*innen von Möglichkeitsräumen entwickelt. Bertolt Brecht, Walter Benjamin, Claude Cahun, Germaine Dulac, Robert Musil oder Dziga Vertov, Aleksej Kručënych und Arsenij Avraamov sind nur einige der bekanntesten Protagonisten und Protagonistinnen des eigensinnigen und radikalen Denkens von Möglichkeitsräumen als Alternative zum Realitätsprinzip.

5. In den frühen Konstellationen von Massenmedien, die sich zwischen den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts entfaltet haben, stritten zwei Konzepte heftig miteinander. Die einen hielten das Eigentum an den Produktions- und Distributionsmitteln für die einzig effektive Lösung einer souveränen und emanzipatorischen Medienarbeit. Die anderen sahen in der Mitbestimmung und dem Marsch durch die Institutionen der etablierten Medieninstitutionen die einzig adäquate, weil nach ihrer Auffassung realistische Strategie. Der Charakter der Medien hat sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts stark verändert. Die Grundsatzfrage ist nach wie vor die gleiche. Auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht, als wären die Sender nun in den Händen der Produzierenden, Spielenden und Dienstleistenden.

6. Positionen wie die Neil Postmans *Wir amüsieren uns zu Tode* bedienten in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre die populären Kanäle und Volkshochschulen mit kulturpessimistischer Weichware in schicker postmoderner Verpackung. Sie waren indessen für die kritische Intelligenzia im westlichen Europa völlig uninteressant. Horst Holzers *Gescheiterte Aufklärung? Politik, Ökonomie und Kommunikation in der BRD* (1971) oder Franz Dröges »WoB«, *Wissen ohne Bewusstsein* (1972) – Katherine Hayles' berühmtes Begriffsspiel »cognition without consciousness« ist eine wörtliche Übersetzung – waren Herausforderungen,

die wir lieber annehmen.

7. Bevor die französischen (Post-)Strukturalist*innen die Deutungshoheit über kulturelle Fragen übernahmen, waren es vor allem drei intellektuelle Bandenbildungen, die die Kultur der Kritik entwickeln halfen: der britische Kulturalismus (Richard Hoggarth, Raymond Williams, Stuart Hall u.a.), aus dem die *Cultural Studies* hervorgingen, die französische Apparatus-Theorie, die sowohl die Ideologie-Kritik Louis Althusser's als auch die Psychoanalyse Jacques Lacans beinhaltet (Jean-Louis Baudry, Jean-Louis Comolli, Marcelin Pleynet und später Laura Mulvey) und die Kritische Theorie der Frankfurter Schule. Diese Banden waren nicht nur untereinander hochgradig kompatibel, sie hatten auch starke Anschlüsse an die neuen historischen, literarischen und psychoanalytisch-philosophischen Meisterdenker, die die Debatten um 1980 stark bestimmten (Michel Foucault, Jacques Derrida, Gilles Deleuze & Félix Guattari).

8. Dialektisch-materialistisch formulierte, marxistische Positionen neigten dazu, in der Kritik der Politischen Ökonomie und den sozialen Klassenverhältnissen die *Aprioris* jedweder Kritik zu sehen. Nach der Verabschiedung des souveränen Subjekts war das für die Denker*innen von Sprache und Struktur als den neuen Determinanten nicht akzeptabel. Bedauerlicherweise konterten sie mit anderen Aprioris. In Deutschland (und mittlerweile als Exportschlager auf dem weltweiten Theoriemarkt) setzte sich vor allem die Kittler-Schule mit ihrem *technischen* Apriori durch. In Radikalisierung einer These Friedrich Nietzsches besagt dieses Apriori, dass die technischen Werkzeuge unsere Texte nicht nur *mitschreiben*, sondern dass die Maschinen die eigentlichen Autoren sind. Medienkritik wurde wesentlich Maschinenkritik. Wobei die erstrebte neue Philologie der Maschinen wesentlich Projektion blieb. Denker*innen der Interdependenzen hatten in den 1980er und 1990er Jahren wenig Chancen.

9. WECHSELWIRKUNGEN zu untersuchen und sich entfalten zu lassen, war ein Anliegen, das weit über die Beziehungen zwischen Natur- und Technikwissenschaften einerseits und den Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits hinausging. Die Verknüpfung von Theorie & Praxis als interdependente Einheit intellektueller Identität und gestalterischer Tätigkeit war ein Feld, auf dem die Idee der *Projektion* konkret gemacht werden konnte. Die vielen alternativen Zeitschriften, Radiosender, Videogruppen, Galerien und Verlage, die seit den 1970er Jahren entstanden, waren hervorragende Experimentierfelder für das Überführen der Kritik in konstruktive poetische Praxis.

10. Zwei Veröffentlichungen/Ereignisse befeuerten den kritischen Diskurs mit neuen Materialien. Beide sind heute bereits vergessen, vielleicht, weil sie die Geschichte von den *Neuen Medien* rasch als Mythos entlarven:

* Zbigniew Brzeziński, Direktor des Forschungsinstituts für kommunistische Angelegenheiten an der New Yorker Columbia University, prägte 1969 mit der *Technetronic Era* einen strategischen Neologismus. »The post-industrial society is becoming a *technetronic* society: a society that is shaped culturally, psychologically, socially and economically by the impact of technology and electronics – particularly in the area of computers and communications.«¹ Mit der Zusammenführung von Tech-

nologie und Elektronik bezeichnete Brzeziński einen Paradigmenwechsel in der Geopolitik. Auf dem Weg vom Zeitalter der industriellen Produktion hin zum Zeitalter der elektronischen Kommunikationstechnologien entstehe eine »globale«, ja, »planetarische« Gemeinschaft vernetzter kollektiver Intelligenzen.

* 1974 setzt die Regierung der Bundesrepublik Deutschland eine Expertenkommission ein, um die Struktur der gegenwärtigen und künftig möglichen technischen Kommunikationsverhältnisse untersuchen zu lassen. Abgekürzt nannte sich die mächtige Gruppe KtK, Kommission für den Ausbau des technischen Kommunikationswesens. Anfang 1976 veröffentlichte sie ihr Resultat, ein aus insgesamt neun Bänden bestehendes Konvolut. Es übt in die Begrifflichkeit der neuen vernetzten, digitalen Medien ein und zeichnet mit einer obszönen Spreizung die Orientierungslinie für die Entwicklung markant vor. »Wirtschaftlich vernünftig und gesellschaftlich wünschenswert« sei der vorgesehene »Ausbau des Telekommunikationssystems der Bundesrepublik Deutschland«. Das Vernünftige und das Wünschenswerte in eine ständige Balance zu bringen, wird in den folgenden Jahrzehnten zum zentralen Diskursfeld von Medienpolitik werden.

11. Das größte Geschenk, aus dem auch unsere Kritiklust und Kritikfähigkeit entstanden, war die unbegrenzte Freiheit des Studiums, der Lehre und der Forschung, die wir zumindest im Westen Berlins erfahren. Geopolitisch war Berlin durch die Mauer extrem eingengt und im Inneren geteilt. Aber die Stadt bot sich für die lernenden Intellektuellen wie ein offener Campus an, durch den man sich frei bewegen und die unterschiedlichsten Wissensbedürfnisse zwischen Natur- und Ingenieurwissenschaft, Kunst, Politik und Philosophie befriedigen konnte: Philosophische Hermeneutik, Soziologie und Historische Anthropologie an der Freien Universität, Technikgeschichte und -philosophie, Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Technischen Universität, Ton- und Bildkünste an der Hochschule der Künste (heute Universität der Künste, UdK) und für die erzieherisch und sozialpolitisch Ambitionierten die Pädagogische Hochschule (PH). Das war ein Paradies, in dem auch Pflanzen wie TUNIX gedeihen konnten. Ich denke, dass das *Foucault-Tribunal* im Februar 1998 an der Berliner Volksbühne mit der Ausrufung eines Lehrstuhls für Wahnsinn den Höhepunkt und zugleich das Ende der Bewegungen der Kritik bedeutete.

Anmerkungen

1 Zbigniew Brzeziński: *Between Two Ages – America's Role in the Technetronic Era*, New York: Viking (1970), <http://www.scribd.com/doc/2520536/Zbigniew-Brzezinski-Between-Two-Ages>, S. 10.

Symbiose

Hans-Jörg Rheinberger, Berlin

1990 veröffentlichte Michel Serres sein Welt-Manifest unter dem Titel *Le Contrat naturel*.¹ Man kann es lesen als die Apotheose der ersten großen politischen Umweltbewegung, die in den 1970er und 1980er Jahren ganz Europa erfasste. Und es steht zugleich am Anfang dessen, was wir heute als die Anthropozän-Bewegung wahrnehmen. In den zentralen Passagen des Buches vergleicht Serres den Naturvertrag mit einem »Vertrag der Symbiose: der Symbiont achtet das Recht des Wirtes, während der Parasit – unser gegenwärtiger Zustand – denjenigen zum Tode verurteilt, den er ausbeutet, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass er sich damit am Ende selbst dazu verdammt, unterzugehen. Der Parasit nimmt alles und gibt nichts; der Wirt gibt alles und bekommt nichts. Das Recht der Beherrschung und des Eigentums reduziert sich auf den Parasitismus. Im Gegensatz dazu definiert sich das Recht der Symbiose durch Gegenseitigkeit: So viel wie die Natur dem Menschen gibt, so viel muss er ihr zurückgeben, die nun zum Rechtssubjekt geworden ist.«²

Symbiose ist dabei nicht zu verstehen als der Inbegriff eines geselligen Zusammenlebens. Sie ist hier vielmehr der Kampfbegriff für die Gestaltung eines neuen Zeitalters, das auf einer menschheitsgeschichtlich entscheidenden Passage beruht: der »Passage vom Lokalen zum Globalen«.³ Serres zufolge verdankt die Menschheit diese Passage der Konstruktion »jener Artefakte, die mindestens in einer ihrer Dimensionen – Zeit, Raum, Geschwindigkeit, Energie – auf der Stufe des Globus stehen«.⁴ Dazu zählen etwa der nukleare Abfall (Zeit), das Internet (Raum), die Satelliten (Geschwindigkeit) und die Atombombe (Energie). Sie machen ein Welt-Handeln erforderlich, mit dem sich die Menschheit in dieser Form noch nie konfrontiert sah. Ebenfalls auf der Stufe des Globus stand und steht – und ist hier hinzuzufügen – der Holocaust.

Mit diesen Welt-Dingen ist die Generation nach dem Zweiten Weltkrieg groß geworden. An ihnen hat sie sich abgearbeitet, vor ihnen hat sie sich versteckt – in jene »Netzwerke des guten, kleinen Lebens«, die in *Gegen/Wissen* zur Sprache kommen. Einer neuen Generation wird ein solches Verstecken nicht mehr gelingen.

Es ergibt sich daraus ein Paradox. Sowohl die Rückzugsformen ins kleine, lokale Leben als auch die Projektionen einer neuen, globalen Welt-Ordnung berufen sich auf einen Begriff, dessen Prägung zwar auf das späte 19. Jahrhundert zurückgeht – er findet sich erstmals bei dem Flechtenforscher Heinrich Anton de Bary (1831–1888) –, ein Begriff, der aber seine evolutionsbiologische Adelung erst durch die von Lynn Margulis (1938–2011) vorangetriebene evolutionäre Endosymbionten-Theorie im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts fand. So wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Charles Darwins Evolutionstheorie die Stichworte für weitreichende soziale Phantasmen lieferte – Konkurrenz und Überleben des Stärkeren – so ist es ein Jahrhundert später wieder ein Begriff aus der Biologie, der mobilisiert wird, um ein Unbehagen an einer Kultur zu artikulieren, die bis heute nicht aufgehört hat, sich vom Erbe des 19. Jahrhunderts zu lösen.

Bleibt als Frage: Warum diese begrifflichen Anleihen? Als wäre nicht die menschliche Lebenswirklichkeit aus einem Stoff gemacht, der sich

weder unter die Physik noch unter die Biologie subsumieren lässt? *Sapere aude*, bildet eigene Begriffe, möchte man all den selbsternannten Biologen philosophischer und anthropologischer Couleur entgegenrufen, die gegenwärtig in diesen trüben Wassern fischen. Michel Serres ist sich dieser Falle sehr wohl bewusst gewesen: Er hat zugleich den Versuch unternommen, mit einer begrifflichen Inversion (*Naturvertrag*) auf das Dilemma aufmerksam zu machen, dem hier nicht zu entkommen ist, und das konzeptuell den entgegengesetzten Weg beschreitet. Er bedient sich nicht nur eines biologischen – Symbiose –, sondern zugleich eines eminent sozial konnotierten Begriffs – Vertrag –, um ein neues Naturverhältnis zu begründen.

Anmerkungen

- 1 Michel Serres: *Le Contrat naturel*, Paris: François Bourin (1990).
- 2 Michel Serres: *Le Contrat naturel*, Paris: François Bourin (1990), S. 67.
- 3 Michel Serres: *Le Contrat naturel*, Paris: François Bourin (1990), S. 67.
- 4 Michel Serres: *Le Contrat naturel*, Paris: François Bourin (1990), S. 34.

MASCHINENSTURM

PROTEST Plattformen

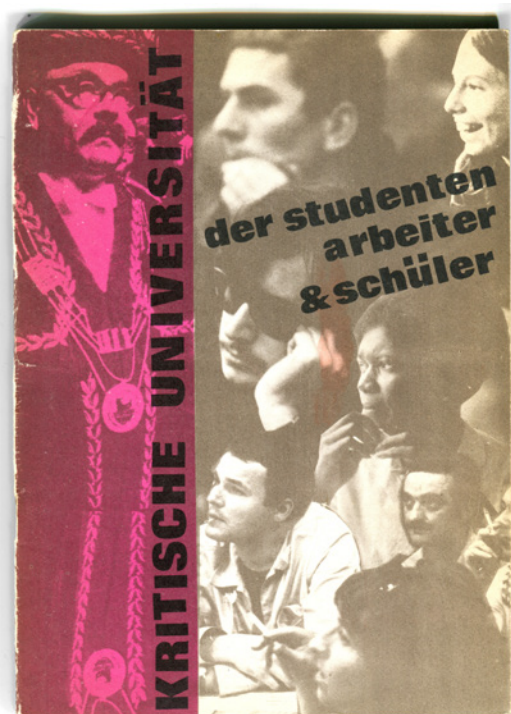
»In dem Bestreben, den demokratischen und sozialen Rechtsstaat zu verwirklichen, stellt sich der Bund demokratischer Wissenschaftler folgende Aufgaben:

1. Das Eintreten für eine ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewußte Wissenschaft, für Erweiterung der Formen von Öffentlichkeit, von Mit- und Selbstbestimmung und gegen antidemokratische Tendenzen in Hochschule, Bildungswesen, Gesellschaft, Wirtschaft und Staat;
2. Schutz wissenschaftlich Tätiger gegenüber ungerechtfertigten Angriffen und Maßnahmen;
3. Förderung der demokratischen Mitwirkung aller Mitglieder der Hochschule in der Selbstverwaltung von Forschung und Lehre;
4. Zusammenwirken mit gleichgerichteten Kräften an Hochschulen anderer Länder.«

Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018), S. 10.

Am 26. Oktober 1968 kamen im hessischen Universitätsstädtchen Marburg achtzehn Hochschullehrer meist jüngere männliche Ordinarien geisteswissenschaftlicher Provenienz – aus verschiedenen Orten zusammen, um sich gegen »antidemokratische Tendenzen in Hochschule, Bildungswesen, Gesellschaft, Wirtschaft und Staat« zum »Bund demokratischer Wissenschaftler« zusammenzuschließen (ab 1985 »Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler«).¹ Sie reagierten damit auf die Verabschiedung der Notstandsgesetze durch den Deutschen Bundestag, gegen die sich im ganzen Bundesgebiet breiter Protest formierte, getragen insbesondere durch die Gewerkschaften und die westdeutsche Studierendenbewegung. Die versammelten Hochschullehrer*innen vermuteten hinter den Notstandsgesetzen einen »faschistischen Vorstoß«² – die rechtsextreme NPD feierte in diesen Jahren beachtliche Erfolge bei Landtagswahlen – und sahen die reale Gefahr, dass der parlamentarische Verfassungsstaat erodiert und nicht zuletzt die Freiheit von Forschung und Lehre stetig eingeschränkt werden würde. Der so genannte Radikalenerlass, mit dem die deutsche Bundesregierung im Jahr 1972 die Ausgrenzung von Bewerber*innen aus dem öffentlichen Dienst aufgrund ihrer politischen Einstellung sanktionierte, gab dem Bündnis weiter

Auftrieb. In diesem Jahr stieß auch die erste Frau zu diesem »Solidaritätsbündnis linksorientierter Hochschullehrer« und »Männerclub«.³



Freie Studienorganisation der Studenten in den Hoch- und Fachschulen von Westberlin (Hg.): *Kritische Universität: Programm und Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68*, Berlin: AStA der Freien Universität Berlin, Politische Abteilung (1967), Cover.

Die Volks- und Gegen-, kritischen und freien Universitäten, die um 1970 aus dem Umfeld der Studierendenbewegung wie Pilze aus dem Boden schossen, entstanden aus einer grundsätzlichen Kritik am Wissenschaftssystem, die Hand in Hand mit Kapitalismuskritik und sozialistischen Utopien ging. Die Geschichte der »Volksuniversitäten« ist dabei lang und reicht bis zur Arbeiter*innenbewegung des 19. Jahrhunderts zurück. Die alternativen, von Studierenden gegründeten Universitäten tauchten Mitte der sechziger Jahre auf: beginnend mit der Free University of California, die gegen ihre Universität rebellierende Studierenden ausriefen, gefolgt von der Free University of New York (FUNY) an der Ostküste, der Anti-University in London und schließlich einer Welle von Gründungen in Ländern wie Kanada, Japan, Dänemark, Holland, Frankreich und Deutschland. Die Ziele waren politisch und radikal: Es ging um die Konstruktion einer neuen Gesellschaft. Als Gegeninstitutionen zum etablierten Universitätssystem verstanden die Protagonist*innen sie als »eine Waffe zur Veränderung der Universität und der Gesellschaft« und als Keim für den Aufbau weiterer »Gegen-Institutionen wie Gegen-Schulen, Gegen-Kindergärten, Gegen-Geschäfte oder Gegen-Zeitungen«. ⁴ »Alle Gegen-Universitäten betonten vorzüglich den engen Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis.« ⁵ Die alternativen Universitäten bewegten sich damit an der Schnittstelle zwischen sozialistischer Studierendenbewegung und dem sogenannten Untergrund, aus dem heraus sich die Alternativ- und Gegenkultur der siebziger Jahre entwickelte.



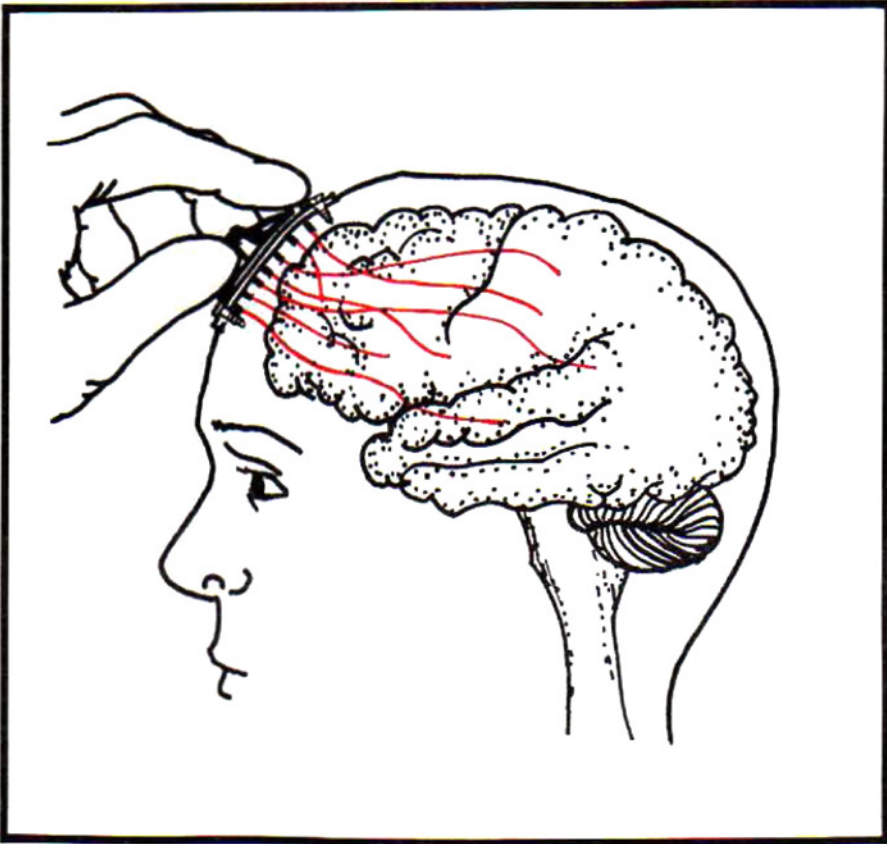
Sozialistisches Patientenkollektiv (SPK): *Aus der Krankheit eine Waffe machen: Eine Agitationsschrift*, München: Trikont (1972), Cover.

»Es genügt nicht, daß Wissenschaftler vorgeben, Wissenschaft für den Menschen zu betreiben. Sie müßten Wissenschaft für die k r a n k e n Menschen (denn andere gibt es nicht) betreiben, indem sie diese Wissenschaft in die Hände derjenigen legen, die die Wissenschaft für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchen, d.h. in die Hände der K r a n k e n. Das kann man aber den Wissenschaftlern nicht zumuten, denn zu dieser »Selbstpreisgabe«, zu dieser Negation ihrer kapitalorientierten Funktion sind sie nicht bereit. Denn für die Kapitaleigner ist Wissenschaft ein Produktionsmittel, über das sie verfügen und weiterverfügen wollen. Deshalb bauen sie den Wissenschaftlern Elfenbeintürme (Universitäten). Und sie machen ihre Wissenschaft so, daß sie nicht aus ihren Elfenbeintürmen raus müssen, ja sogar so, daß sie nicht einmal raus können – d.h. sie bauen sich ihren Elfenbeinturm selbst. Deshalb müssen die K r a n k e n die Wissenschaft selbst in ihre eigenen Hände nehmen. Daraus folgt das Prinzip »Volksuniversität«: ⁶ Ausgehend von ihrer Kritik an der Psychiatrie rief das in Heidelberg formierte Sozialistische Patientenkollektiv (SPK) die »Volksuniversität« aus, als Alternative zum etablierten Wissenschaftssystem. Die üblichen Rollen- und Statusdifferenzen sollten aufgehoben und ärztliches Wissen auch denen zugänglich gemacht werden, die kein Medizinstudium absolviert hatten. Dabei ging es nicht bloß um Theorie, sondern um höchst praktische Ziele: darum nämlich, wer über die Praxis der Theorie zu bestimmen hatte, ebenso um die Aneignung von Forschung und Wissenschaft.

»Gegen-Uni«, »Volksuniversität«, Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi): Um 1970 entstanden verschiedene Initiativen, um die Kritik an elfenbeinturmähnlichen Zuständen in das Wissenschaftssystem hineinzutragen. Wissenschaftler*innen engagierten sich dafür, dass Hochschul-, Forschungs- und Technologiepolitik auch innerhalb ihrer Disziplinen diskutiert wurden – so sollten beispielsweise die politischen - Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Forschung zu Themen wie Abrüstung, Umweltschutz sowie der psychosozialen Versorgung und Gesundheitsdienstleistungen kritisch reflektiert und neues »alternatives und historisches Wissen« erarbeitet werden. Neben Vereinen und Gegen-Unis wurden zu diesem Zweck Zeitschriften, Arbeitsgruppen und andere Plattformen gegründet. Damit war nicht nur politisches Bewusstsein gefragt, sondern ein politischer Auftrag an die Wissenschaften selbst gestellt – womit zumindest potenziell der objektive Charakter des an den Universitäten produzierten Wissens in Frage gestellt wurde. Der BdWi entwickelte sich über die Jahre zu einer festen Institution kritischer Wissenschaftler*innen in der Bundesrepublik als linkes, links-alternatives und rot-grünes Pendant zur gemäßigten und arrivierteren Vereinigung Deutscher Wissenschaftler e.V. (VDW), mit zu besten Zeiten über 2000 Mitgliedern. Politische Wissenschaftspublizistik, Mobilisierung und Lobbying standen im Zentrum der Arbeit. Ab 1984 erschien die BdWi-eigene Zeitschrift *Forum Wissenschaft* als »ein offensives und optimistisches Projekt gegen die Wende«⁷ – gemeint war die vom bundesdeutschen CDU-Bundeskanzler Helmut Kohl ausgerufene geistig-moralische Wende, mit der die Bundesrepublik an die konservativ-neoliberale Politik anderer europäischer Staaten anschloss.

Ähnlich operierte eine Gruppe von Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen in den USA, die 1969 das Netzwerk Scientists and Engineers for Social and Political Action (SESPA), bald umbenannt in Science for the People, gründeten.⁸ Die Proteste gegen den Vietnamkrieg gaben hier den unmittelbaren Anlass, entsprechend stand die Militarisierung wissenschaftlicher Forschung im Fokus der Kritik; man widmete sich aber auch dem Einfluss der Industrie auf die Wissenschaft oder den politischen Implikationen der Soziobiologie. Schnell wuchsen innerhalb des Netzwerkes die verschiedensten Arbeitsgruppen, die ihre eigenen Wissenschaften kritisch unter die Lupe zu nehmen begannen – und damit die Wissensproduktion und das Wissen selbst. Die Gruppen waren vor allem in den siebziger und achtziger Jahren lokal in den Universitäten und auf Bundesebene aktiv, mit Workshops, Produktion von Informationsmaterial und politischen Aktionen. Eine Reihe von Mitgliedern wendete sich in den siebziger Jahren den Science Studies zu, darunter Dorothy Nelkin, Evelyn Fox Keller, Sandra Harding, Emily Martin und Robert Proctor.

SCIENCE FOR THE PEOPLE



VOL. VI NO.3 75¢

**BI-MONTHLY PUBLICATION OF SCIENTISTS AND ENGINEERS
FOR SOCIAL AND POLITICAL ACTION · SESPA · MAY 1974**

Science for the People 6/3 (1974), Cover.

»Science for the People« – so lautete auch der Titel der vom gleichnamigen Netzwerk herausgegebenen Zeitschrift, von der bis zum Jahr 1989 insgesamt 109 Ausgaben erschienen. Die abgebildete Ausgabe thematisierte die neuartigen »Psychotechnologien«. Joe Heath, Al Huebner und Terry Kupers kritisierten die zunehmende Verbreitung neurochirurgischer Interventionen in Heilanstalten, von Psychotechniken im Strafvollzug und von Psychopharmaka in Schulen. Neuro- und Verhaltenswissenschaften stellten sich in den

Dienst gesellschaftlicher Kontrolle und Repression: »In this time of psychosurgery, (remote controlled) electrical stimulation of the brain, chemotherapies and prison »behavior modification« programs, there is real danger that mind-control practices are replacing less sophisticated physical approaches to enforced conformity or repression.«⁹ Sie nahmen dabei die Kritik von Psychiatriepatient*innen auf, die sich in Philadelphia mit einem Statement gegen die gewaltsamen Verfahren der Neurochirurgie an die Öffentlichkeit gewandt hatten. ▶SELBERMACHEN / KANÄLE



E. O. Wilson examines an ant in his Harvard office. His book *On Human Nature* won a Pulitzer but deepened the storm of praise and abuse for his genetic explanations of human as well as animal behavior.

Albert Rosenfeld: »Sociobiology Stirs a Controversy over Limits of Science«, in: *Smithsonian* 11/6 (1980), S. 73-81, hier S. 75 (Fotograf: Peter Angelo Simon).



Fellow Harvard scientist Jonathan Beckwith, here in front of the medical school where he works in

molecular biology, worries that sociobiology could be used to justify new forms of discrimination.

Albert Rosenfeld: »Sociobiology Stirs a Controversy over Limits of Science«, in: *Smithsonian* 11/6 (1980), S. 73-81, hier S. 77 (Fotograf: Peter Angelo Simon).

»Smithsonian's photographer posed E. O. Wilson in his lab, dressed in tie and tweedy jacket, examining his ant colonies, looking like the archetypical Harvard professor. On his visit to my lab, the same photographer suggested that I put on my windbreaker and day-pack to pose for some outdoor pictures. In front of the Harvard Medical School buildings, he took a series of exposures using a fish-eye lens. The published photograph portrayed a somber and humorless man, dressed more like a street demonstrator than an academic, with his nose, enhanced by the fish-ex lens, nearly dominating the picture. [...] The pictorial message: Which of

these men would you trust - the well-dressed, respectable professor or the »arch-radical«?¹⁰ Zu den intensivsten Kampagnen von Science for the People gehörte der Kampf gegen die vom Soziobiologen E. O. Wilson vertretenen Thesen zur biologischen Grundlage menschlichen Verhaltens.¹¹ Zu den beteiligten kritischen Wissenschaftler*innen gehörten Stephen Jay Gould, Ruth Hubbard, Richard Lewontin sowie Barbara Beckwith mit ihrem hier porträtierten und zitierten Ehemann Jonathan. Beckwith war Molekulargenetiker und ein Kollege von Wilson an der Harvard University. Beckwith hatte bereits im Jahr 1970 Aufsehen erregt, als er anlässlich der Verleihung eines vom Pharmakonzern Eli Lilly gesponserten Preises vor dem versammelten Festpublikum den Konzern kritisierte,

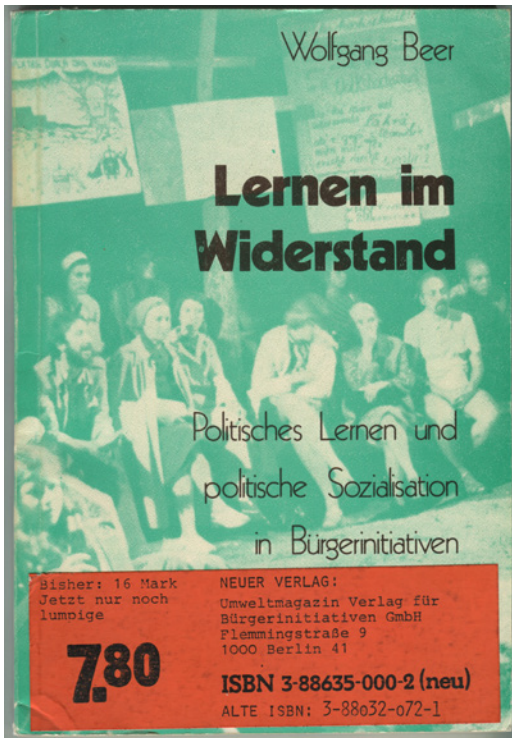
vor der neuen Genetik warnte und das ihm zugesprochene Preisgeld der Black-Panther-Bewegung vermachte. Beckwith erinnert sich in seiner Autobiografie, mit welchen Anfeindungen kritische Wissenschaftler*innen innerhalb der Wissenschaft zu rechnen hatten: »Those of us who publicly raised concerns about the social consequences of science were mistrusted by other scientists. Scientist-activists were dismissed with suggestion that their research had gone down hill.«¹²



*Demonstrationszug der Teilnehmer*innen am Kongress »Naturwissenschaftler warnen vor neuer Atom-rüstung«, 2. und 3. Juli 1983 in Mainz, Berlin: NaturwissenschaftlerInnen-Initiative e.V.*

Konflikte unter den organisierten kritischen Wissenschaftler*innen blieben nicht aus – und immer ging es dabei auch um die Entgegensetzung und Infragestellung von Wissenschaft und ihrer Kritik. Wie im Fall des Kölner BdWi-Mitglieds Peter Starlinger (Dritter von links in der ersten Reihe): Starlinger gehörte zu den Initiator*innen des Mainzer Kongresses »Naturwissenschaftler warnen vor neuer Atom-rüstung« Anfang Juli 1983 in Mainz. »Mehr als 1200 Physiker, Chemiker, Biologen und Mathematiker aus 40 west-deutschen Hochschulen – dazu acht Institutsdirektoren der Max-Planck-Gesellschaft und ihr Ehrenpräsident, Nobelpreisträger Adolf Butenandt – haben sich dem Aufruf Starlingers angeschlossen, gegen die Stationierung von Pershing-2-Raketen und Cruise Missiles in der Bundesrepublik zu protestieren«, berichtete *Der Spiegel*.¹³ Die »akademischen Widerständler« wollten auf diese Weise »den gesamten Sachverstand in die Raketen-Diskussion einbringen«. Den Anstoß zu diesem einmaligen Zusammenschluss von Wissenschaftler*innen hatte die als »Krefelder Appell« bekannt gewordene bundesweite Unterschriftenaktion gegen die neuen Atomwaffen gegeben, der sich rund fünf Millionen Menschen anschlossen.

Starlinger brachte seinen kritischen Sachverstand auch in die kurz darauf heftig entbrannte Diskussion um die Gentechnologie ein, allerdings gegen seine Mitstreiter*innen im BdWi gewendet. Im Beruf war Starlinger nämlich Professor für Genetik und Strahlenbiologie an der Universität Köln und gehörte als solcher zu den Befürworter*innen der Gentechnik. Starlinger gehörte natürlich auch zu den 500 Teilnehmer*innen an der BdWi-Fachtagung zur Gentechnologie im Jahr 1985. Dort schrieb er den Gegner*innen der Gentechnik ins Stammbuch, dass es keine einfachen Lösungen gibt und die Probleme erst einmal von den Spezialisten, sprich den Gentechniker*innen selbst, erforscht werden müssten. »Es reicht nicht, gelegentlich beim abendlichen Bier über allgemeine Fragen zu diskutieren.«¹⁴
 ► MASCHINENSTURM/ALARM/Politische Pflanzen



Wolfgang Beer: *Lernen im Widerstand: Politisches Lernen und politische Sozialisation in Bürgerinitiativen*, Hamburg: Association (1978) (= Reihe Politische Ökologie: Materialien zu Umwelt u. Gesellschaft), Cover.

Die Bildungs- und Wissenschaftsforschung entdeckte das alternative Wissen und seine Institutionen schon gegen Ende der siebziger Jahre als neuen Gegenstand. Besonders interessierten sich die Wissenschaftsforscher*innen für die Infragestellung wissenschaftlicher Institutionen durch die Gegengesellschaft und die genaue Grenzziehung zwischen Wissenschaftskritik und Anti-Wissenschaft. So etwa in dem 1979 erschienenen Aufsatzband *Counter-Movements in the Sciences*: Die österreichische Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny und die Soziologin Hilary Rose, selbst zusammen mit ihrem Ehemann und Neurowissenschaftler Steven Rose Teil der Szene kritischer Wissenschaftler*innen in Großbritannien, machten als Herausgeberinnen keinen Hehl aus ihrer Sympathie für »heretics and outsiders, including practising scientists«.¹⁵

Für viele der an Technologiekritik interessierten Sozialwissenschaftler*innen eröffnete die Infragestellung des naturwissenschaftlichen Expertenwissens ein neues Forschungsfeld, die Technologiefolgenabschätzung, wie es im Fachdeutsch bald heißen sollte. Allerdings mussten sie sich schon bald die Kritik gefallen lassen, dass sich darin der reaktive Charakter des Protestes und der öffentlichen Diskussion über Technik insgesamt spiegele – und damit auch deren Schwächen: denn die gesellschaftlichen Utopien blieben bei alledem auf der Straße.¹⁶

PROTEST Gegen-Institute



Der Vorstand des Öko-Instituts (1981), Nachlass von Hans-George Otto, Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg.

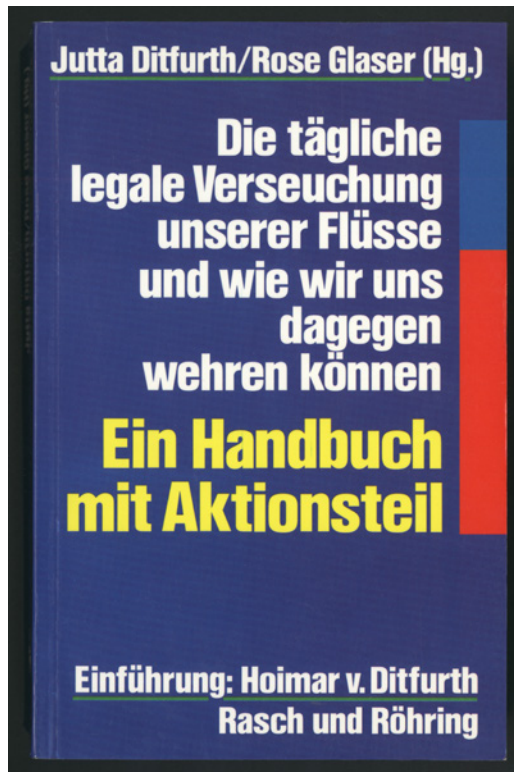
Vieles begann im Länderdreieck zwischen der Schweiz, Frankreich und Deutschland, genauer in der kleinen Gemeinde Wyhl am Kaiserstuhl nahe Freiburg. Der Protest gegen das geplante Atomkraftwerk in Wyhl am Rhein war lange das »Zentrum und Symbol des Widerstands gegen Atomkraft«¹⁷ auch über Deutschland hinaus und bildete in verschiedener Hinsicht den Startschuss der Umweltbewegung in der Bundesrepublik – auch für die Formierung und Institutionalisierung des umweltpolitischen Gegenwissens. Nach den positiven Erfahrungen mit der Volkshochschule Wyhler Wald wurde im November 1977 in Freiburg das Öko-Institut als »eine Vereinigung besorgter Wissenschaftler und Bürger« im Rahmen der Tagung »Rolle des Wissenschaftlers in der Gesellschaft« in der Evangelischen Akademie Baden gegründet.¹⁸

Vorbilder waren die im Jahr 1969 gegründete, erste internationale Umweltorganisation Friends of the Earth, mit der das Freiburger Institut von Anfang an enge Kontakte pflegte, sowie der Zusammenschluss von amerikanischen Jurist*innen und Naturwissenschaftler*innen im Natural Resource Defence Council. Rund 2000 fördernde Mitglieder zählte das Öko-Institut bereits zwei Jahre nach Gründung; sie deckten mit ihren Beiträgen und Spenden fast zwei Drittel des Institutsetats. Den Freiburger Mitarbeiter*innenstamm bildeten zunächst zwei Jurist*innen, ein* Landschafter*in, eine Biologin, ein Chemiker und ein Diplom-Ingenieur, unterstützt von kurzfristigen Aushilfen, Praktikant*innen, über Werkverträge Beteiligte und viele Ehrenamtliche. Es war eine Zusammenarbeit »der etwas anderen Art«:¹⁹ flache Hierarchien, geringe Statusunterschiede, hohe Mitbestimmung und Selbstbestimmung. Im Zentrum der Arbeit stand die Erstellung von Gegenstudien

und Gegengutachten. Einen ersten Höhepunkt bildete der zehntägige Freiburger Wyhl-Prozess im Januar 1977, bei dem fünfzig Pro-Gutachter und Kernenergiebetreiber auf der einen Seite und drei Kernenergiekritiker auf der anderen Seite dem Gericht Rede und Antwort standen. Mit dem sogenannten Gorleben-Hearing, das von der niedersächsischen Landesregierung zu dem geplanten Nuklearen Entscheidungszentrum Gorleben einberufen wurde und an dem auch Mitarbeiter*innen des Öko-Instituts teilnahmen, kam zwei Jahre später die »große Stunde der Gegenexpertise«.²⁰ Doch mit der Zeit nahm die Erforschung von Alternativen- und Zukunftsmodellen die Mitarbeiter*innen des Öko-Instituts zunehmend in Beschlag.²¹ Auf der Abbildung sieht man die Teilnehmer*innen einer »Supervision« des damaligen Vorstandes, die im Juli 1981 auf einer Hütte am Hochfahrn im Schwarzwald stattfand (von links nach rechts: Michael Paula, Renate Jäckle, Gerd Michels, Ulrich Beller, Armin Beckmann, Peter von Gizycki; hintere Reihe, verdeckt: Leo Pröstler, Rainer Grieshammer). ►SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/Vernunft von unten

»In Gerichtsverfahren und Anhörungen trifft der kritische Bürger auf eine Phalanx der Experten, die Verwaltung und Industrie beraten. Immer mehr Bürger erkennen, daß die Wissenschaft nicht frei von Interessen ist. Nur wenige Wissenschaftler sind bislang bereit, Bürger zu unterstützen. Langfristig wird es Bürgerinitiativen aber nur gelingen, ihre Forderungen in Planungen und vor Gerichten durchzusetzen, wenn sie selbst die nötige wissenschaftliche Begründung liefern. Mit dem Institut wollen wir Bürgern helfen, wissenschaftliche Unterstützung für ihre Verfahren zu gewinnen, indem wir Gutachten liefern und Sachverständige vermitteln. Der Kampf für eine menschenwürdige Zukunft erfordert jedoch mehr als nur die Abwehr drohender Schäden. Er verlangt von uns eine positive Antwort auf die Frage, wie wir leben wollen. Wir wissen: Die Forschung von heute entscheidet mit über die künftigen Lebensbedingungen. Wir dürfen diese Forschung nicht länger nur Staat und Industrie überlassen. Wir wollen deshalb selbst Alternativen für die Zukunft erforschen. Diese Forschung muß die Fachgrenzen traditioneller Wissenschaft überschreiten und stets den technischen und sozialen Entwurf als Einheit sehen.«

Gründungserklärung des Freiburger Öko-Instituts, abgedruckt in Jochen Roose: *Made by Öko-Institut: Wissenschaft in einer bewegten Umwelt*, Freiburg im Breisgau: Verlag Öko-Institut (2002), S. 17.



Jutta Ditfurth, Rose Glaser: *Die tägliche legale Verseuchung unserer Flüsse und wie wir uns dagegen wehren können: Ein Handbuch mit Aktionsteil*, Hamburg/Zürich: Rasch und Röhring Verlag (1987), Cover.

»Manche Menschen leben an einem Fluß und kennen ihn kaum. [...] Wir wollen dazu beitragen, daß der kranke Zustand unserer Flüsse, ihre Besonderheiten, ihre Geschichte besser wahrgenommen werden, auch, weil wir wollen, daß gesundes Wasser mit allen Sinnen genossen werden kann. [...] Aber wir wollten nicht einfach die Vergiftung dieser - Gewässer beklagen. Es genügt nicht, ihren Zustand zu beschreiben und traurig oder wütend zur Kenntnis zu nehmen. Menschen müssen ihre Flüsse selber retten. Industrie, Regierungen und Wachstumsparteien werden es nicht tun. Wir wollen zum Handeln anstiften, ohne die Einmischung von vielen aktiven, informierten und phantasievollen Menschen werden unsere Flüsse zu schlammigen Giftkanälen, trüben Giftmülldeponien, allenfalls Wasserautobahnen und unser Trinkwasser wird zur Giftbrühe. [...] Wie retten wir die Flüsse? Immer wieder warnen wir im Buch vor zuviel Vertrauen in offizielle Stellen - den Presseabteilungen der Chemiekonzerne glaubt hoffentlich sowieso niemand mehr. Bis auf seltene Ausnahmen ist die Konfliktbereitschaft staatlicher Stellen gegenüber der Industrie gleich Null. Filz, Korruption und vor allem hemmungsloser Glaube an das Wirtschaftswachstum stehen davor. [...] Wir würden uns freuen, wenn uns Reaktionen auf dieses Buch erreichen: Kritik, Zustimmung, Verbesserungsvorschläge, alle möglichen Ideen. Und wir sind gerne bereit, bei der Vermittlung von Referentinnen und Referenten und von weiteren Informationen zu helfen.«²²

In ihrem *Handbuch mit Aktionsteil* konnten Jutta Ditfurth und Rose Glaser für alle großen Flüsse in Deutschland Expert*innen gewinnen, die über die verheerenden

Schadstoffbelastungen im Wasser und den langfristigen Konsequenzen durch die Begradigung und Industrialisierung der Flüsse berichteten. Rund ein Drittel des 450-seitigen Handbuches bestand aus einem »Aktionskatalog«, in dem von der lokalen bis zur transnationalen Ebene wichtige Ansprechpartner*innen (inklusive Kontaktinformationen) aufgelistet wurden: Umweltinitiativen, Naturschutzverbände und Aktivist*innengruppen, Verbraucherverbände, grüne Parteien, Ministerien und Behörden, »Umwelt(desinformations)telefone«, Datenbanken und andere Informationssysteme. Außerdem fanden die Leser*innen ausführliche Bibliografien – von Anleitungen zum Schnelltest bis hin zu Wasserrundbriefen – sowie das ganze Spektrum nichtschriftlicher Medien: Filme, Videofilme, Diaserien, Tonbildschauen und Foliensätze.

Zwischen dem Gründungsmanifest des Freiburger Öko-Instituts aus dem November 1977 und dem Flüsse-Handbuch der Aktivistinnen und Grünen-Politikerinnen Jutta Ditfurth und Rose Glaser lagen genau zehn Jahre – und in diesen zehn Jahren hatte sich viel getan. Das Öko-Institut war zunächst »ein ganz klares Kratzen am Monopol der etablierten Wissenschaft«²³ gewesen und das *Handbuch mit Aktionsteil* zeigte, dass dieses Monopol gerade im Bereich der Ökologie, zumindest teilweise, aufgebrochen worden war. Dies betraf vor allem die außeruniversitär organisierten Gegeninstitute: An der Schnittstelle zu den Umweltwissenschaften war es zu einer regelrechten Explosion an Einrichtungen gekommen, die Gegenwissen zur Verfügung stellten. Unter der Rubrik »AGÖF« (Arbeitsgemeinschaft ökologischer Forschungsinstitute) listeten Ditfurth und Glaser rund 75 unabhängige – außeruniversitäre – Forschungseinrichtungen.²⁴

Doch die Gründungseuphorie währte nicht lange. Denn wie konnte sich das Gegenwissen behaupten, wenn es sich institutionalisierte? Schon in den frühen 1980er Jahren waren Stimmen innerhalb der alternativen Szene lauter geworden, die die zunehmende »Verwissenschaftlichung der Protestbewegungen«²⁵ kritisch sahen – und damit auch das wissenschaftliche Fundament der ökologischen Bewusstseinsbildung. Mit der (para-akademischen) Wissensproduktion ginge, so der Vorwurf, eine schleichende Entpolitisierung einher. Die politischen Streitfragen würden erneut den Expert*innen zur »objektiven« Beurteilung überlassen; die Wissenschaft ziehe sich gewissermaßen mit gereinigtem Gewissen in den Elfenbeinturm zurück. Hinzu kamen praktische Probleme im Wissenschaftsbetrieb. Die gesellschaftlichen Erwartungen an die AGÖF-Institute waren enorm, die »Arbeitsmöglichkeiten« allerdings nicht.²⁶

Die institutionalisierte Gegenwissenschaft war schnell mit ähnlichen institutionellen Zwängen konfrontiert wie ihre etablierte Variante, insbesondere was das Einwerben von Fördergeldern und Drittmitteln anging – allerdings mit dem zusätzlichen Problem, dass viele Gegenwissenschaftler*innen von den etablierten Kolleg*innen eher belächelt wurden. Staatsknete war sowieso verpönt (im Einzelfall aber durchaus willkommen).²⁷ Auf aktivistischer Seite sah die Situation nicht unbedingt besser aus. Nur noch wenigen Aktivist*innen gelang es wie Jutta Ditfurth, das komplexe Feld der Gegenwissenschaft überhaupt noch zu überschauen. Die »Oppositionsbewegungen« waren so, kritisierte etwa der Biologe und Umweltwissenschaftler Engelbert Schramm, immer mehr vom »natur- bzw. ingenieurwissenschaftlichen Wissen« abhängig geworden, während das »Alltagswissen« in der Bewegung verdrängt worden sei.²⁸ Die Alternative lag für Schramm, der in Frankfurt das Institut für sozio-ökologische Forschungen gegründet hatte, neben der Rückbesinnung auf das Alltagswissen in einer stärkeren Berücksichtigung geistes- und sozialwissenschaftlicher Ansätze in den Naturwissenschaften, ein Ansatz, den er zusammen mit Gernot Böhme als »soziale Naturwissenschaft« bezeichnete.²⁹ In den späten 1980er Jahren stand das Gegenwissen also nur auf den ersten Blick gut da; intern schwelten die Konflikte.

»Die ›alternative Forschung‹ blüht – und macht Schlagzeilen. Die einen laborieren ›in der Quetschzone des wissenschaftlichen Fortschritts‹ – inmitten eines öden Freiburger Industrieviertels; [...] Die anderen werkeln beinahe im Grünen – am Heidelberger Stadtrand. [...] Die dritten schließlich hausen wie Einsiedler in der Klausur – im Souterrain-Zimmer einer Stuttgarter Villa [...]. In schrulligen Behausungen lebt eine Schar von Tüftlern und Denkern, die als Scharlatane geschmäht, aber auch als Vorreiter gepriesen werden: Mal wird ihnen [...] ›wissenschaftliche Kriminalität‹ vorgeworfen. Dann wieder wird ihnen ›Streben nach wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit und soliden Argumenten‹ bescheinigt. Alle [...] verstehen sich als Stätten ›alternativer Forschung‹, als Bürgerseminare und Labors der grünen Bewegung [...].«

»Tüftler im Grünen« (o.V.), in: *Der Spiegel* 36 (1980), S. 225–229, hier S. 225.

»Wenig Zeit bleibt vor allem, um die Rolle als Vorzeige-Wissenschaftler zu überdenken, die die Bürgerinitiativen, aber auch Soziologen wie U. Beck, den Gegenexperten zuweisen. Immer mehr tritt der wissenschaftliche Meinungskampf zwischen Expertinnen und Gegenexpertinnen an die Stelle der politischen Auseinandersetzung. Mittlerweile fördert die Politik diese Verwissenschaftlichung des Konflikts: Expertenhearings und Enquetekommissionen in den Parlamenten ergänzen die Gutachtenkultur vor den Gerichten und in Genehmigungsverfahren. Politische Entscheidungsalternativen werden nicht mehr durch die staatliche Administration (und schon gar nicht von Betroffenen oder den Parlamenten), sondern von Wissenschaftlerinnen formuliert – allerdings in einem Ressortrahmen, den die Verwaltung (z.B. als Wasserversorgungspolitik, Verkehrspolitik oder Industrieansiedlungspolitik) vorgegeben hat und dann kaum noch in Frage gestellt wird.«

Thomas Kluge, Engelbert Schramm:

»Weniger Analytik – mehr Analyse: Für eine sozial-ökologische Forschung«, in: *Wechselwirkung* 40/11 (1989), S. 28–30, hier S. 30.

»Das ungebrochen wissenschaftliche Selbstverständnis der Beteiligten dokumentierte sich auch im Tagungsablauf. [...] Dabei glänzten die Naturwissenschaftler durch ein hochgestochenes Fachvokabular und sparten nicht mit Overheadtabellen und -diagrammen, während die Sozialwissenschaftler zitatenreiche Papiere offerierten und sich in der Kenntnis ihrer Klassiker überboten. In den Pausen stärkten sie sich allesamt mit Getränken aus Pappbechern und Speisen von Einwegtellern, ohne daß irgendeiner der ›Fachökologen‹ daran Anstoß nahm. So konventionell wie der Tagungsverlauf waren auch die meisten Referate. [...] Tatsächlich feierte ein naturwissenschaftlich verkürzter Umwelt-, Gesundheit- und Ursachenbegriff fröhliche Urstände, und die Sozialwissenschaftler kamen in ihrer Analyse zumeist nicht über den BRD-Kapitalismus als Grund allen Übels hinaus. Völlig einig war man sich dabei über die Notwendigkeit vermehrter staatlicher Eingriffe: Die Naturwissenschaftler forderten mehr (naturwissenschaftliche) Präventivkontrolle, die Sozialwissenschaftler mehr (sozialwissenschaftliche) Infrastrukturplanung – alles streng über die Köpfe der Beteiligten hinweg.«

SOZNAT: »Gegenexperten: Fachtagung ›Umweltwissenschaft – Umweltpolitik‹ des Bundes demokratischer Wissenschaftler«, in: *Wechselwirkung* 12 (1982), S. 58–59, hier S. 59.

»Die Gegenwissenschaft ist in ein Dilemma geraten: Mit der Etablierung eigener Institute geriet der anfängliche Anspruch an eine ›andere Wissenschaft‹ im Zuge der alltäglichen Praxis in Vergessenheit. Wurde einst im Anspruch an die Tradition der Arbeiterbewegung angeknüpft, so ist es heute zu einer Verknüpfung konservativer Ideologien gekommen: eine intellektuellenfeindliche Aversion gegen Gesellschaftskritik verbunden mit einem naturalistischen Reduktionismus. [...] So stehen wir heute, da die Gegenwissenschaft nicht mehr nur in lesenden und debattierenden Zirkeln besteht, sondern in einer großen Zahl ›richtiger‹ Institute mit Dachverbänden und allem Drum und Dran, vor einer paradoxen Situation: Eine Bewegung, die genuin wissenschaftskritisch ist und sich dabei insbesondere gegen die Naturwissenschaften richtet – deren ›herrschaftsförmige‹ Logik ist es ja, auf die in letzter Konsequenz alle Naturzerstörung zurückgehen soll –, hat nicht nur eine (relativ gesehen) florierende wissenschaftliche Abteilung wie wohl keine frühere und

gleichzeitig soziale Bewegung, sondern diese Gegenwissenschaft ist überwiegend ausgerechnet vom Typ der kritisierten: Naturwissenschaft. Man diskutiert nicht mehr das ›Kapital‹, sondern experimentiert, mißt Strahlen und konstruiert Geräte.«

Ludwig Trepl: »Was ist alternativ an der alternativen Forschung?«, in: *Wechselwirkung* 40 (1989), S. 15–20, hier S. 15, 17.

PROTEST Andere Archive

»Der Staub von Archiven kann ein Pulverfass sein!«

AGG B.II.1, Sign. 4319: Eröffnungsbroschüre Gen-Archiv.

- Wir haben noch was für Euch in Regal und Keller.
Ihr könnt bei uns entrümpeln! Kommt am bei uns vorbei.
Wir haben Tel.:
- Wir schicken Euch ein Paket mit Büchern, Zeitschriften etc. zu Bewegungsthemen.
 - Porto zahlen wir.
 - Porto zahlt Ihr.
- Wir schicken Euch regelmäßig unsere Publikationen (Bücher, Broschüren, Periodika, Flugblätter)
- Wir sind so frei und spenden Euch einen einmaligen Betrag von auf das Konto 96545-103, Postgiroamt Berlin West (Ku-Bi e.V.)
- Ich interessiere mich für eine (Förder)mitgliedschaft in Eurem Verein. Brauche weitere Informationen.
Ruft mich an. Tel.:



Name
Vorname
Adresse
Tel.:

Unterschrift



„Der Tiger“ erklärt Dario, hat in China eine bestimmte allegorische Bedeutung:
Von Männern und Frauen, ja einem Volk sagt man, sie besäßen den Tiger, wenn sie trotz noch so großer Schwierigkeiten in dem Moment, in dem die meisten sich aus dem Staub machen, den Kampf aufgeben und sich selbst, und alles, was sie vorher gemacht haben, lächerlich machen, an ihren Zielen festhalten, sich widersetzen.“

PAPIERTIGER



Papiertiger

KuKuCKs-Bibliothek & Archiv
Friedrichstr. 31
1000 Berlin 61
☎ 251 62 16

Flyer (undatiert), Papiertiger, Archiv für Soziale Bewegungen Ber-

»F: Wie kam es zu Eurer Idee, wo doch schon seit beinahe zehn Jahren die Gegen-Informationszentren wieder aus der Diskussion verschwunden sind?

A: 1983 war der KuKuCK noch besetzt in Kreuzberg. Einer von uns wohnte da und sammelte alle Bücher, die er finden konnte in einem Raum und nannte das dann KuKuCKs-Bibliothek. Weil der KuKuCK auch etwas mit Subkultur zu tun hatte, waren das natürlich meist Publikationen, die bei den Leuten aus dem Haus auf Interesse stießen und insofern entstand in den Wurzeln die erste subkulturelle Themenbibliothek. [...] Hinzu kam eine Gruppe, die schon längere Zeit an der Idee bastelte, ein Archiv für die Gegenkultur zu machen.

F: Was sollte der Papiertiger bewirken?

A: Wir halten es für nötig, daß die Reaktionen und Medien, die die subkulturelle Bewegung hervorgebracht hat [sic], auch als Gegenpol präsentiert wird [sic] gegen die neuen Mediengiganten, die überall von sich reden machen.

[...] F: Ist der Papiertiger nicht ein sehr »bürgerliches« Projekt: »eigene Spuren sichern«?

A: Im Moment entstehen ja einige Projekte, die das bewahren wollen, was aktuell gewesen ist, ich denke an die Geschichtswerkstatt. Das hat die Intention, daß man vermeidet, was zu Niederlagen geführt hat: wir glauben noch an eine Veränderung der Gesellschaft, wir denken auch, daß durch die Aufbereitung von eigener Geschichte eine

Mobilisierung effektiver sein kann. Das ist die Triebfeder für uns. Wir verstehen uns als Stelle, die diesen Wust von Literatur aufarbeitet, um einen schnelleren und effektiveren Zugang zu finden, die weiterbrungen [sic] und nicht ablenken. [...]

F: Habt ihr auch schon an die Personalcomputer fürs linke Gedächtnis gedacht?

A: Bei uns ist die Frage »mit Computern?« noch nicht angesprochen worden, würde im Moment auch nicht mehrheitsfähig sein. Das soll aber nicht heißen, daß wir technologiefeindlich wären. Langfristig wollen wir zu Themenreadern kommen zu den Materialien, die wir hier aufbewahren, um in aktuelle Prozesse einzugreifen.«

C&K: »Papiertiger: Interview mit Papiertiger«, in: *Chips & Kabel: Medienrundbrief* 18 (Mai 1985), S. 47-48. ► NO FUTURE/ RÜCKBESINNUNG / Heimat und Volk

Die neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre befürchteten, dass ihr gesellschaftliches Engagement keinen Niederschlag in den offiziellen staatlichen Archiven finden würde, weshalb engagierte Gruppen vielerorts begannen, ihre eigene Geschichte zu archivieren. Sie sammelten wichtige Dokumente, die »die Bewegung« repräsentierten, wie beispielsweise Flugblätter, Zeitschriften, Versammlungsmitschriften, »Transpis« und Plakate, die, wenn möglich, in den jeweiligen, den Gruppen zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten untergebracht wurden. Meist wurden diese »Gegenarchive« aber in den Kellern oder auf den Dachböden einzelner Gruppenmitglieder gelagert und waren deshalb den individuellen Entscheidungen ihrer Gastgeber*innen ausgeliefert. Nur in wenigen Fällen gelang es, derartige »Kellerarchive« unabhängig von Einzelpersonen zu institutionalisieren. Auch wenn einige der Archive beispielsweise durch staatliche Zuschüsse unterstützt wurden, ist die Institutionalisierungsform bei den meisten bis heute erhaltenen Gegenarchiven weiterhin an das Engagement von Einzelpersonen gekoppelt. Trotz der oftmals bezugten Notwendigkeit der Wahrnehmung ihres Archivierungsauftrags, bleibt ihre langfristige Existenz angesichts der unklaren Förderungssituation jedoch prekär.



Fotobestand Archiv Soziale Bewegungen, Freiburg.

Das Archiv für Alternatives Schrifttum (Afas) in Duisburg, das Berliner Archiv Papiertiger oder das Archiv für Soziale Bewegungen in Freiburg sind Beispiele für bis heute erhaltene Gegenarchive (eine wichtige Sammlung befindet sich außerdem im Institute of Social History in Amsterdam). Das Foto zeigt das Freiburger Archiv Mitte 1985 in den damaligen Räumlichkeiten in der Spechtpassage.

Auftragsbefehl gegen Journalistin
... (taas) - Opfer der Durch-
... und Verhaftungswelle.
... der BKA zur Zeit des Nor-
... und Norwegen der BRD
... ist am Sonntagabend
... Journalistin und

44 Vermummte in Gewahrsam
... in Hamburg - Die Hamburger Po-
... lösen sich nach einer übermonat-
... in denen Gewalttäter und
... verurteilt worden sind. Nach der
... in diesem Dirk im vollstän-
... die "Krieg" in einem

Schriftstellerin Dr. Ingrid Strobl, Kein kleines Licht
Fortsetzung von Seite 1
... Ingrid Strobl soll nach den Er-
... Wecker für die Zeitbe-
... Kautaus

Frauenbewegung im Visier des BKA
Lötzinn und Blödsinn
Auf der Suche nach Staats-
... feinden hat das BKA einen
... neuen Hero des Terrors aus-
... gemacht: Die technologie-kriti-
... sche Frauenbewegung. Die
... "Rote Zora" ist ein willkom-
... mener Anlaß für die Hatz.

Rebmanns Razzia: Krimi bur

... esanwalt Rebmann ließ 33 Wohnungen, Büros und eine Arztpraxis durchsucht
... mburg durchgekämmt / Angeblich eine Aktion gegen

Neue Taktik der Polizei?

in Bornhöft & Scheub

... im/Hamburg (taas) - Auch
... den großen bun-
... Durchsuchungswelle,
... Ermittlungen wegen "Mi-
... tschaft und Unterstützung
... terroristischen Vereinigung"
... graph (129a) begründet
... die, verweigerten gestern die
... vordien jenseitigen konkrete Aus-
... ste über genaue Anlaß und
... maß der Großfahndung, Bun-
... skriminalamt (BKA) und Bun-
... swaltschaft teilten lapidar
... in, die Aktion richte sich gegen
... Revolutionären Zellen und de-
... feministischen Flügel, die

Verdacht

... Ganz wohl mag es in diesen Tagen nur
... den Fahndungsbehörden sein. Nehezu
... bundesweit haben sie zum Schlag gegen
... Personen ausgehollt, die sich am Rande
... oder im Zentrum terroristischer Aktivität
... bewegt haben sollen. Es wurde fest-
... genommen, daß Rebmann und die
... Redaktion einer Zeitung bekommen be-
... tenen Besuch. In mehreren Städten geriet
... schlagnahm über Hatzbeileuchtwider
... in mehreren Städten geriet er am
... aufzuheben. In mehreren Städten geriet
... alternative Milieu erheblich unter Druck.
... Es war nichts einzuwenden, wenn die
... Notwendigkeit schwerer Einschränkungen
... persönlicher Freiheitsrechte oder die
... Eingriffe in die Privatsphäre jeweils ein-
... leuchtend begründet worden wären. Doch
... manches von dem, was da abgebläut ist,

... die neue Taktik der Hamburger Polizei, mit der Gewalt bei Demon-
... strationen verhindert werden soll, ist gestern abend zum erstenmal in
... (1) im Anhang eingesetzt worden. Es gab Waffenkontrollen, Stürze und
... walterberei wurden in Gewahrsam genommen.
... Anlaß war ein Protestmarsch für
... in der "Roten Zei-
... Freilassung der "Roten Zei-
... angehören soll. Als Veranstalter
... Christa Kuckelka (GAL)
... monstration.



Fahndung per Wecker bestätigt

Rebmann: Überwachung von Käufern rechtlich einwandfrei

Von unserer Mitarbeiterin Ursula Knapp
... KARLSRUHE 18. Februar. General-
... bundesanwalt Kurt Rebmann hat bestä-
... tigt, daß das Bundeskriminalamt der
... Marke "Emes Sonochron" markieren
... und verdächtige Käufer überwachen ließ,
... den Revolutionä-
... ren. Frau Strobl ist unverheiratet. Dieser
... Wecker wurde dann zwei Monate später
... beim Anschlag auf das Luthhaus Ver-
... waltungsgesellschaft in Köln verwendet. Bis
... zur Identifizierung der Käuferin als In-
... grid Strobl habe es noch einmal fünf Mo-
... nate etwa bis zum Frühjahr 1981

Verdacht auf Schutz Bauteil für Sprengsätze selbst

... eines bestimmten Wecker-Typs überprüfen, um die "Revolutionären Zellen" a

... ch Angaben von Rechtsanwalts
... rebach soll der Vertreter der Bundes-
... schaft, Oberstaatsanwalt Heo-
... einem Hauptprüfungstermin am 4. Fe-
... re eine erhebliche

Schafft hüllt sich in Schweigen

... ragraph 129a vom vergangenen Wochenende schotteten sich Bundesgerichtshof und
... Strobl erhielt bislang noch keine Besuchserlaubnis / Bonner Grün

... stisch offenlegt", läge der Ver-
... dacht nahe, daß kritische Positi-
... gen zu gentechnologischen Expe-
... rimenten aus der Öffentlichkeit
... ritten und kriminalisiert



Wake me up, before you go

... Die Spuren des Terrors, so
... wissen wir seit den jüngsten
... Fahndungsmeldungen des Bun-
... deskriminalamts, führen gerade-
... wegs zu so manchem nicht selten jene
... Dort befinden sich nicht selten jene
... heimtückischen Geräte, die Be-
... weis genug sind für die terroristi-
... schen Neigungen der jeweiligen
... und Besitzer. We-

St. Pauli: 44 Frauen bei Demo festgenommen

... 44 Frauen hat die Polizei
... gestern abend bei einer
... Demonstration in der Tal-
... straße auf St. Pauli festge-
... nommen. Die Gefangenen
... wurden in der "Grünen
... Minna" zur Personalien-
... feststellung abtransportiert. Vorher
... Demonstrationen, c
... Vermummte, dur-
... gezogen. Welter

„Eine Frau des Wortes“

... Wer diesen Vorwurf erhoben haben soll,
... wußte das Kleintieramt nicht mitzuteilen.
... Danach war Heiliger Abend. Kein Wort
... mehr zum Fall Strobl. Und nach Weih-
... nachten gab's anderes zu melden.
... Wer Genaueres wissen wollte, der mußte
... sich an bundesdeutsche Zeitungen halten.
... Die wußten anderes zu berichten. Ihnen
... zutolge wurde am Freitag auf Veranlassung
... -also am 18. Dezember- auf Weinanlassung
... des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden
... (BKA) in der BRD eine bundesweite
... Fahndungs- und Durchsuchungsaktion
... durchgeführt. Mehr als 300 Beamte vom
... BKA und lokaler Polizei filzten Wohnun-
... gen, Büros und Betriebe. Insgesamt wurden
... 33 Objekte durchsucht, vor allem im
... Ruhrgebiet und in Hamburg, aber auch in
... Köln, Hannover und Düsseldorf.

... Die Suche fast völlig ergebnislos.
... Aufmerksamkeiten der Medien war
... gering. Am 23. Dezember 1987 fand sich in
... wenigen österreichischen Zeitun-
... gen eine kurze Agenturmeldung. "Öster-
... reichern unter Terrorismusverdacht." Als
... einzige Informationsquelle wurde der
... Generalbundesanwalt Kurt Rebmann in
... Karlsruhe angefragt.

... Demnach ist am Sonntag vor Weihnach-
... ten in Köln die 35jährige Schriftstellerin
... Ingrid Strobl aus Innsbruck wegen des
... Verdachts auf Mitgliedschaft in einer ter-
... ristischen Vereinigung sowie auf Betei-
... lung an einem Sprengstoffanschlag verhaf-

Ulla Penselin, Ingrid Strobl: Anschlag auf die Schere am Gen und die Schere im Kopf, Hamburg: Konkret Literatur Verlag (1988), S. 18. MASCHINENSTURM / ALARM / §129a

Die Sammlung von Zeitungsausschnitten - hier in einer zeitgenössischen gedruckten Collage zu Frauenbewegung und Polizeigewalt - bildete einen wichtigen Teil der Gegenarchive. Vielfach dienten die »Pressespiegel«, die sich noch

heute zuhauf in den Archiven befinden, aber nicht nur der Dokumentation, sondern beflügelten auch den szeneeinternen Wettbewerb: Wer schaffte es mit welcher Aktion in die Medien?

»ARCHIV Gentechnologie: Seit die Diskussion um die Gen- bzw. Reproduktionstechnologie etwas öffentlicher geführt wird, ist die Flut der Publikationen dazu unüberschaubar geworden. Um gezielt der Entwicklung dieser Technologie entgegen treten zu können, ist es notwendig über diese Informationen zu verfügen. Wir halten daher ein Archiv zu diesem Themenkomplex für unumgänglich.«

AGG B.II.1, Sign. 4319: Eröffnungsbroschüre Gen-Archiv.

»Seit Jahren wird in der BRD forciert an der Entwicklung und Anwendung der Gentechnologie gearbeitet. Bis vor kurzem war kaum bekannt, was da für eine Lawine auf uns zurollt, denn die Folgen der Gentechnologie sind für uns, für unser Zusammenleben und für die Natur schwerwiegend und nicht absehbar. In der Öffentlichkeit wird, wenn überhaupt, nur die Spitze des Eisberges diskutiert. Und während sich noch über Moral und Recht gestritten wird, hat sich längst ein Interessenskartell zusammengefunden, das in Politik und Wirtschaft die Weichen stellt. Längst schon gibt es eine Infrastruktur biotechnologischer Forschung und marktgerechter Nutzung, die sich von den Ministerien über die Hochschulen, die halbstaatlichen und privaten Forschungseinrichtungen hinein in die Konzernzentralen der Multis erstreckt und bis in die Kontroll- und Ethikkommissionen personell verflochten ist.

Mit dieser Materialsammlung haben wir versucht, diese Strukturen ein wenig zu verdeutlichen.«

AGG B.II.1, Sign. 4319: Eröffnungsbroschüre Gen-Archiv.

Praktiken zur Herstellung von Gegenwissen wie beispielsweise das Anlegen von Archiven oder die Publikation von Nachrichten »von unten« gingen nicht allen Bewegungsmittgliedern weit genug. Im Widerstand gegen die Gen- und Reproduktionstechnologien forderte die Rota Zora, eine weibliche Splittergruppe der militanten Revolutionären Zellen, den bewaffneten Kampf. Sie verübte u.a. mehrere Anschläge auf biotechnologische und humangenetische Einrichtungen und Forschungsanlagen. Das Ziel: ein möglichst hoher Schaden für das jeweilige Institut. Die Sabotage sollte die Arbeit der Wissenschaftler*innen möglichst lange ausbremsen, Kosten aufwerfen und ein Bewusstsein für die eigene Sache in der Bevölkerung schaffen. Wie in den Bekennungsschreiben vermerkt, ging es bei den Anschlägen aber auch darum, gezielt Wissensbestände »der anderen« zu zerstören: Ausschnittartig erbeutete die Gruppe auch Teile des archivierten Materials, doch die Vernichtung von Wissen als Machtgrundlage war das eigentliche Ziel dieser Protestpraxis. Die Ermittlungen in Bezug auf die Anschläge der Roten Zora wirkten allerdings auch auf das Gen-Archiv zurück, dessen Mitarbeiterinnen unter Verdacht der Mitwirkung gerieten. Kurz vor Weihnachten 1987 wurden die Räume des Gen-Archivs sowie die Wohnungen der dort arbeitenden Frauen polizeilich untersucht. Dabei wurden unter anderem wissenschaftliche Artikel, Broschüren und

Materialsammlungen zum Thema sowie Adressenlisten von Seminaren beschlagnahmt. Das bestärkte die Gen-Archivarinnen in ihrer Überzeugung, über besonders brisante Wissensbestände zu verfügen, die von staatlicher Seite verhindert werden sollten. Die Verhaftungen sorgten für eine internationale Solidarisierungswelle. Die Beschlagnahmungen im Zuge der Durchsuchungen wertete man auch überregional als Zeichen, dass es sich bei den Beständen des Gen-Archivs um einen politisch besonders relevanten Wissensschatz handelte und die kritische Auseinandersetzung mit Gen- und Reproduktionstechnologien von Staatswegen her verhindert werden sollte. ▶MASCHINENSTURM/ALARM

»Klauen wir ihnen die Datensammlungen! [...] Uns ist es auch nicht in erster Linie darauf angekommen, das Archiv auszulagern, wir wollten es vorrangig zerstören, damit die Macht, die Weißkittel aus solchen Archiven ziehen, an einer Stelle gebrochen wird.«

Rote Zora: »Zwei Erklärungen gegen das Humangenetische Institut Münster (Januar 1987)«, in: ID-Archiv im IISG (Hg.): *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora (Band 2)*, Berlin: ID Verlag (1993), S. 619–626, hier S. 621–622.

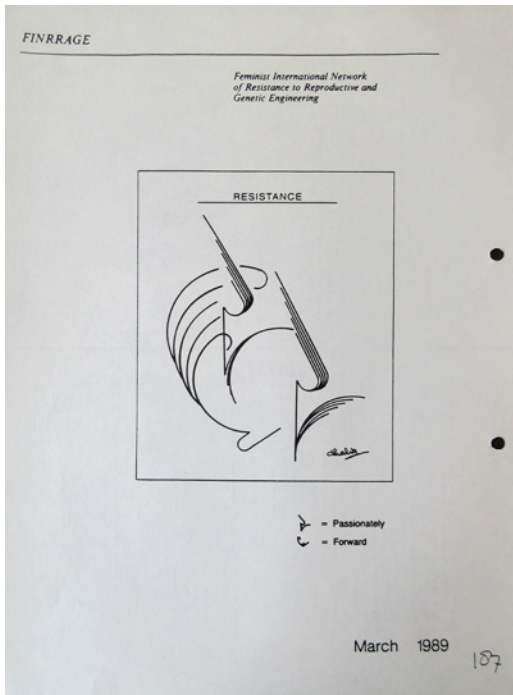
PROTEST Netzwerke

»Klein: But it was Jalna who said, I think from memory at least, it was Jalna who said we need a network, and everybody said yes, YES!«

Stevienna de Saille: *Knowledge as Resistance: The Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering*, London: Palgrave Mcmillan (2017), S. 55.

So beschreibt Renate Duelli Klein 25 Jahre später den Gründungsmoment von FinRRage. Im April 1984 hatte Klein zusammen mit einer internationalen Gruppe von Feministinnen, die sich alle mit den gesellschaftlichen Auswirkungen der neuen Reproduktionstechniken befassten, eine Sektion im Rahmen des Second International Interdisciplinary Congress of Women in Groningen in den Niederlanden organisiert. Unter dem Titel »Death of the Female« behandelten die Vorträge die Auswirkungen neuer Reproduktionstechniken auf die Geschlechterauswahl der zukünftigen Kinder durch ihre Eltern. Die Sektion endete mit einer Stellungnahme, die alle anwesenden Frauen unterzeichneten und die ein neues Netzwerk aus der Taufe hob, noch unter dem Namen FINNRET: »Feminist International Network on New Reproductive Technologies«. Beim nächsten Treffen von FINNRET in Lund 1985 wurde das Netzwerk umbenannt in FinRRage: »Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering«. »Die Umbenennung erfolgte, um eine klare politische Aussage gegen diese Technologien im Namen des Netzwerkes zu haben und um den Widerstand gegen die Gentechnik zu einem Arbeitsgebiet des Netzwerkes zu machen. [...] Die Umbenennung mit einer klaren Aussage gegen diese Techniken wird auch die diese Konferenz z.T. besetzenden Auseinandersetzungen um die ›Use/Abuse‹ Ideologie innerhalb des Netzwerkes abschließen, was zu einer politischen Stärke beitragen wird. Es geht nicht um Widerstand gegen

›Auswüchse‹ dieser Techniken, diese sind sämtlich abgelehnt.«³⁰ Mit der Umbenennung setzte sich im Netzwerk auch eine spezifische Schreibweise durch: FinRRage betonte die Bedeutung des Widerstandes (*resistance*) und den Affekt (*rage*, Zorn, Empörung), der den vereinten Widerstand antrieb. Das Netzwerk wollte also nicht nur durch eigene Forschung Wissen über neue Reproduktionstechnologien generieren, sondern das neue Wissen auch für einen bestimmten Zweck einsetzen, dem radikalen ›Nein‹ gegen jede Form dieser Technik. Mit der expliziten Aneignung eines ›unweiblichen‹ Affekts nahm FinRRage eine wichtige Strategie der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre auf, pejorative Geschlechterdefinitionen (die wütende Frau, die Furie, die Megäre) aktiv für die eigene, feministische Politik einzusetzen. Frauen sollten nicht mehr nur ›lieb sein‹ und weibliche Wut sollte nicht mehr internalisiert und in Autoaggression und Depression konvertiert, sondern öffentlich gemacht werden, um Rassismus und Sexismus zu bekämpfen. Eine andere Aneignung innerhalb der Frauenbewegung war zum Beispiel die Strategie der weiblichen Bandenbildung.³¹ ▶MASCHINENSTURM/ALARM/frauenbanden



thalia: »Resistance« (Passionately Forward)«, visuelles Gedicht, Newsletter FinRRage Australia 1986, FFBIZ – Das Feministische Archiv Berlin, A Rep 400 Internationales, 25b.20.21 FINRRAGE No. 10 (Mai 1990).

Das Netzwerk wuchs schnell: 1986 eröffnete ein Gedicht der australischen visuellen Dichterin thalia die Ausgabe des lokalen Newsletters der australischen FinRRage-Gruppe. Es symbolisiert den Widerstand der Frauen, zusammengesetzt aus den Wörtern »leidenschaftlich« und »vorwärts«. »Widerstand« ist Teil einer Postkartenserie von visuellen Gedichten derselben Autorin, die »Eugenik«, »Rohmaterial«, »Eiererte« oder »In-Vitro-Fertilisation« zum Gegenstand haben – allesamt Themen, die den Widerstand von FinRRage motivierten. Es war der Widerstandsbegriff, der das wachsende internationale Netzwerk zusammenhielt und Verbindungen ermöglichte zwischen den unterschiedlichen Welten von Naturwissenschaftler*innen und Sozialwissenschaftler*innen, Akademiker*innen und Aktivist*innen, zwischen dem globalen Süden und Norden.

»Dear Women,
Please find enclosed the second FINRRAGE packet. It includes a lot of ›gems‹ like the wonderful newsletter from Sweden that Cindy de Wit put together and the Swedish bibliography (the bibliographies from Germany, France, England and Holland seem close to being finished – true??). Of course it would be wonderful if more women could summarise articles from their own countries – especially when they are in a number of languages. For instance there is an enormous amount of material published in Germany [...]. [...] There is also quite a lot of Dutch material and I've got some French papers. Therefore I suggest that you write directly to the national contact women in those countries (I enclose the addresses once more).«

Renate Klein, internationale Koordinatorin FinRRage an die nationalen Kontaktstellen, Anschreiben zum 2. Info-Pack, 20. Dezember 1985, FFBIZ – Das Feministische Archiv Berlin, A Rep 400 Internationales, 25b.20.21 FINRRAGE No.01.

Das Anschreiben ist Teil des zweiten sogenannten »Info-Packs« an die Mitglieder im Dezember 1985. Diese »Info-Packs« wurden von einer internationalen Koordinatorin zusammengestellt und verschickt. Darin enthalten waren Zeitungsausschnitte, Artikel, Rundschreiben, Kampagnenmaterial, Konferenzankündigungen, die von Frauen in den »nationalen Kontaktstellen« gesammelt und an die internationale Stelle geschickt wurden. Nationale Kontaktstelle oder internationale Koordinatorin zu sein war mit keinerlei Privilegien oder Entscheidungsbefugnis innerhalb des Netzwerks verbunden, das vorsätzlich und mit Bedacht nicht hierarchisch strukturiert war. Außerhalb der Verteilerlisten gab es keine offizielle Mitgliedschaft im Netzwerk. Diese konnte auch nicht beantragt werden, weil es keine Vereinsstrukturen gab. Frauen erklärten sich selbst zu Mitgliedern des Netzwerks. Ein Mitgliedsbeitrag wurde nicht erhoben, lediglich ein Unkostenbeitrag für die Kopierkosten der »Info-Packs«.



DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik & Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): *Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik: Dokumentation zum Kongreß vom 19.-21.4.1985 in Bonn*, Köln: Kölner Volksblatt Verlag (1986), S. 46. ►SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/MutterMaschine

Die beiden wichtigsten bundesweiten Treffen in Deutschland gegen Gen- und Reproduktionstechniken fanden 1985 in Bonn und 1988 in Frankfurt am Main statt. Sie wurden von Frauen der nationalen FinRRage-Gruppe mitorganisiert, aber auch von Gruppen, in denen FinRRage-Frauen darüber hinaus aktiv waren, wie beispielsweise dem Gen-Archiv in Essen. FinRRage selbst bestand nicht nur aus einer Anzahl einzelner Frauen, sondern aus organisatorischer Perspektive auch aus völlig heterogenen Gruppen wie anderen informellen Netzwerken, basisdemokratisch organisierten Frauengruppen, die schon lange vor dem Netzwerk existierten, aber auch formal institutionalisierten Gruppen wie UBINIG in Bangladesch. Auf den Konferenzen und Tagungen lernten Frauen voneinander, eigene Perspektiven auf die neueste Forschung im Feld der Gen- und Reproduktionstechniken zu entwickeln, Kampagnen zu planen, als Expertinnen bei parlamentarischen Anhörungen auszusagen, gemeinsam Artikel und Bücher zu schreiben und eine eigene Zeitschrift herauszugeben.

Im Vordergrund des von Anbeginn internationalen Netzwerks FinRRage, das die Infrastrukturen und Organisationsformen der globalen Frauenbewegung nutzte, stand zunächst die Idee des Informationsaustauschs über wissenschaftliche und biomedizinische Forschungen auf dem Gebiet der neuen Reproduktionstechnologien (NRT). Während die gesellschaftspolitische Forderung nach dem Recht auf Abtreibung im Kampf für reproduktive Gesundheit in den westlichen Industrienationen kein spezifisches biomedizinisches Wissen erforderte, war die Abschätzung der sozial- und geschlechterpolitischen Auswirkungen der NRTs ohne solches Wissen nicht möglich. Das Netzwerk wollte diese Arbeit erleichtern, damit Frauen eigenes Wissen und eine spezifische feministische Expertise auf diesem Feld entwickeln und

für politische Aktionen nutzen konnten. Einerseits ging es FinRRage um das Anliegen, so viele Frauen wie möglich an der Basis zu erreichen und diese so weit zu bilden, dass sie in ihren lokalen Kontexten wirken und arbeiten konnten. Andererseits sollten FinRRage-Frauen in der Lage sein, als Expertinnen mit Autorität über ihr Wissensgebiet in öffentliche Debatten einzugreifen oder diese zu initiieren.

FinRRage versammelte schon bald eine einmalige Mischung von Expertinnen: Biologinnen ebenso wie Sozialwissenschaftlerinnen, Politologinnen, Ärztinnen oder Journalistinnen, die sich auf den Workshops, Konferenzen und Kongressen trafen und sich dort gegenseitig fortbildeten. Es gab ein informelles Netzwerk von Doktorandinnen, die durch ihre Beschäftigung mit neuen Reproduktionstechniken neue Themen, neue Methoden und neue Empirie in ihre Fächer einbrachten. Sie ergänzten gründliche, traditionelle sozialwissenschaftliche Forschung mit einer Portion Ungehorsam gegen traditionelle epistemische Kategorien wie die Objektivität und Neutralität der Forschenden. Diese kritische Distanz zur traditionellen Wissenschaft und ihre Akzeptanz verkörperten subjektiven Wissens verband sie mit der zur selben Zeit auftauchenden feministischen Wissenschaftsforschung, die sich eigene Konzepte und Methoden wie »feminist standpoint theory« und »situated knowledges« schuf.³²

► SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / MutterMaschine ► NATURPOLITIKEN / FEMINISTISCHE NATUR



Frauen aus sogenannten Entwicklungsländern war schnell klar, dass die Entwicklung der neuen Reproduktionstechnologien keineswegs nur ein Problem für westliche Feministinnen war. Die globale Arbeitsteilung auf dem Fertilitätsmarkt würde zu einer Auslagerung von Leihmutterchaften in den sogenannten globalen Süden führen. UBINIG organisierte den 2. Internationalen FinRRage-Kongress in Comilla/Bangladesch 1989, der nicht nur eine große Resonanz in der internationalen Presse fand, sondern an dem auch erstmals viele Frauen aus anderen asiatischen Ländern teilnahmen. Bei den Abbildungen handelt es sich um Fotografien, die beim 2. Internationalen Treffen von FINRRAGE-UBINIG entstanden sind.

»Bangladesh - Ein Reise-Bericht. Internationale FINRRAGE / UBINIG-Frauenkonferenz März 1989, Comilla/Bangladesh« (o.V.), in: *E.coli-bri* 6 (1990), S. 12-23, hier S. 12-13.

1984 lernten Finnret-Frauen am IWHM (International Women and Health Meeting) in Amsterdam die Ökonomin und Sozialwissenschaftlerin Farida Akhter kennen. Akhter hatte in Bangladesch eine eigene Forschungsorganisation – UBINIG – gegründet, um unabhängig von internationalen Geldgebern wie der Weltbank und dem IWF empirische Forschung über die drastischen Auswirkungen der internationalen bevölkerungspolitischen Programme auf Frauen in Bangladesch durchzuführen. Zu diesem Zeitpunkt war Bevölkerungspolitik nicht nur in Bangladesch längst zur Staatsangelegenheit geworden. Kredite an die ärmsten Staaten der Welt wurden regelmäßig mit der Forderung nach Bevölkerungskontrolle verknüpft, selbst wenn diese keinen Sinn hatte.³³ Farida Akhter zählte bald zum Zirkel der Gründungsfrauen von Finnret/FinRRage und wurde zur nationalen Kontaktstelle für FinRRage in Bangladesch.



In Comilla während der Konferenz...

Bangladesh - Ein Reise-Bericht. Internationale FINRRAGE / UBI-NIG-Frauenkonferenz März 1989, Comilla/Bangladesh (o.V.), in: *E.coli-bri* 6 (1990), S. 12-23, hier S. 12-13.



Bangladesh - Ein Reise-Bericht. Internationale FINRRAGE / UBI-NIG-Frauenkonferenz März 1989, Comilla/Bangladesh (o.V.), in: *E.coli-bri* 6 (1990), S. 12-23, hier S. 18.

Logo des 2. Internationalen FINRRAGE-UBINIG-Treffens in Comilla/Bangladesch im März 1989. So unterschiedlich UBINIG und FinRRage auch organisiert waren, verband sie im Kern ein epistemisches Programm, nämlich ihr Interesse an Wissen und Forschung als zentralen Formen der Bewusstseinsbildung und des Widerstands gegen geschlechterpolitische und soziale Ungerechtigkeit.³⁴ Für beide Organisationen stand unter anderem der Kampf gegen die

injizierbaren Kontrazeptiva auf der Agenda, ob im Kampf gegen Depo-Provera oder später gegen Norplant in Brasilien.³⁵ Diese Form der Langzeit-Kontrazeptiva – mit bis zu fünfjähriger Wirkungsdauer – wurde in den meisten Fällen an Frauen in Entwicklungsländern getestet. Oft wurden sie trotz bekannter Nebenwirkungen weiter angewandt. Da sie unter die Haut implementiert wurden, konnten die betroffenen Frauen diese nicht selbst entfernen und waren aufgrund ihrer ökonomischen Situation auch nicht in der Lage, sie entfernen zu lassen.



Cartoon zum Artikel »In the Twilight World of Depo-Provera« von Dr. Linda Hancock in der Tageszeitung *The Age*, Melbourne (Dezember 1986), in: FFBIZ – Das Feministische Archiv Berlin, A Rep 400 Internationales, 25b.20.21 FINRRAGE No.10 (Mai 1990).

»In diesem Fall, [...] kann man sagen, daß die Frauen der Dritten Welt von der multinationalen Drogenindustrie als Versuchskaninchen mißbraucht wurden. Es ist billiger, schneller und politisch einfach, ein »Crash-Programme« gegen die Fruchtbarkeit durchzuführen, um dabei gleichzeitig die Langzeitwirkungen der Verhütungsmittel zu testen, als eben jene Resultate durch Reihentests an westlichen Frauen in westlichen Kliniken zu erhalten. Genau in diesem Sinne wurden eine Reihe von Dritt-Welt-Ländern als Laborkaninchen für die transnationale Drogenindustrie mißbraucht. Aber Dritt-Welt-Frauen werden auch in einem engeren Sinn zu Versuchskaninchen gemacht, indem an ihnen überwiegend Verhütungsmittel getestet werden, die noch keine Lizenz für den Gebrauch in den westlichen Familienplanungsprogrammen haben. Dies ist z.B. der Fall mit den »injizierbaren Kontrazeptiva, IC's«. Nachdem Depoprovera in den USA verboten wurde, nachdem festgestellt wurde, es sei krebserregend und wegen anderer Langzeitwirkungen, heißt das neue IC, das jetzt propagiert wird, NET-OEN [...].«

Maria Mies: *Wider die Industrialisierung des Lebens: Eine feministische Kritik der Gen- und Reproduktionstechnik*, Pfaffenhofen: Centaurus (1992), S. 73.

»With this first issue, we welcome you to a new feminist, multidisciplinary and international journal on the subjects of the new reproductive technologies and genetic engineering. Discussion

on the implications of reproductive and genetic engineering has become a new growth area in institutions of higher education, and in research and professional circles. Internationally,

»In the sterilization camps and clinics of Bangladesh when a woman undergoes surgery for ligation, she allows her body for mutilation not because she wants to emancipate herself from reproductive responsibilities but in most cases for money and a piece of apparel [sic], known as a sari which is received as an incentive. These add to her ability to survive for a few more days because they can be exchanged for food. Nowhere the rights of women becomes the concern. The lives of women are different from their sisters of the west.«

Farida Akhter: *Depopulating Bangladesh: Essays on the Politics of Fertility*, Dhaka: Narigrantha Prabartana (1992), S. 2.

governmental committees and task forces are proposing policy and legislation. Despite the fact that it is women who are the experimental population in this modern drama of the

reproduction of the species, feminist analysis has been largely omitted from these accepted avenues of discourse and debate. Professional and public channels give scarce recognition to the use and abuse of women that are central to the development and proliferation of these new technologies. [...] The purpose of *Reproduction and Genetic Engineering* is to make a feminist analysis of the technologies more consistently central in the educational, public policy, and informational realms [...]. [...] We invite contributions from all academic disciplines and professional areas, from those involved in health care, community work, and violence against women projects. In publishing a critical feminist journal that will be accessible to both scholars and laypersons, *Reproduction and Genetic Engineering* hopes to take a pioneering public role in focussing discussion and debate on the feminist dimensions of these issues; on the social, legal, ethical, and economic impacts of these technologies on women; on 'First World' / 'Third World' interdependencies; on redefinitions and alternatives in science and medicine; and on the creation of women-centered policy and legislation.«

The Editors: »Editorial«, *Reproductive and Genetic Engineering* 1 (1988), S. 1.

Auszug aus dem Editorial der 1988 erschienenen ersten Ausgabe von *Reproductive and Genetic Engineering* (RGE). Die Herausgeberinnen waren entweder Teil der Gründungsinitiative von FinRRage oder als nationaler

Kontakt für FinRRage aktiv.³⁶ Die Zeitschrift bot dem Netzwerk eine Plattform, um das generierte Wissen in alle disziplinären Richtungen zu verteilen und neue Methoden empirischer feministischer Forschung zu publizieren. RGE wurde als wissenschaftliche Zeitschrift etabliert und unterschied sich klar von den Infopacks und Newslettern, die das Netzwerk weiterhin zirkulierte. 1990 wurde die Zeitschrift in IRAGE (*Issues in Reproductive and Genetic Engineering*) umbenannt. Wieder wurde der gemeinsame Affekt betont.

Während des Treffens in Comilla 1989 waren allerdings die wachsenden Differenzen innerhalb des Netzwerks deutlicher hervorgetreten. Das Netzwerk hatte durch seine Arbeit immer differenzierteres Wissen erzeugt, das sich mit dem radikalen »Nein« gegenüber den NRTs immer weniger in Einklang bringen liess. Die Radikalität des Widerstandes war auch nie als extre-

me Ideologie zu verstehen gewesen, sondern vielmehr als eine pragmatische Position, als einen gemeinsamen Nenner des aus diversen internationalen Initiativen entstehenden Netzwerks. Es waren aber nicht so sehr die unterschiedlichen Leben der Schwestern im Süden und im Norden, die Farida Akther in ihrem Kommentar erwähnt, die die Arbeit von FinRRage nach 1989 immer mehr lähmten. Es war vielmehr die Struktur des Netzwerkes selbst, die es nicht erlaubte, unterschiedliche oder gar veränderte Positionen auszuhandeln und zu vertreten. Trotz verschiedener Initiativen hatte sich das Netzwerk nie einen formalen Rahmen gegeben, geschweige denn Strukturen zur internen Konfliktbewältigung geschaffen. Es waren unter anderem die informellen und flachen Hierarchien, die der Entstehung und Ausbreitung des Netzwerks so förderlich waren, die nun zu seiner langsamen Inaktivierung führten. IRAGE wurde 1992 eingestellt. Das Netzwerk selbst löste sich nie offiziell auf, aber die internationale Kontaktgruppe stellte Ende 1997 die Arbeit ein. Danach gab es nur noch lokale und regionale Aktivitäten unter dem Namen FinRRage, vor allem in Südostasien.

Anmerkungen

- 1 Aus der Einladung von Werner Hofmann, zitiert in Thorsten Bultmann, Steffen Käthner: »Vorwort«, in: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018), S. 5.
- 2 Herbert Claas: »BdWi-Gründung im Jahre 1968, eine 68er Gründung?«, in: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018), S. 8–11, hier S. 9.
- 3 Gisela Notz: »BdWi und Feminismus – ein schwieriges Verhältnis«, in: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018), S. 33–37, hier S. 33.
- 4 Organisator*innen der Kritischen Universität an der Universität Hamburg, zitiert in Walter Hollstein: *Der Untergrund: Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen*, Neuwied: Luchterhand (1969), S. 142.
- 5 Organisator*innen der Kritischen Universität an der Universität Hamburg, zitiert in Walter Hollstein: *Der Untergrund: Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen*, Neuwied: Luchterhand (1969), S. 141.
- 6 Sozialistisches Patientenkollektiv (SPK): *Aus der Krankheit eine Waffe machen: Eine Agitationsschrift*, München: Trikont (1972), S. 18–19.
- 7 BdWi, zitiert in Rainer Rilling: »Auf & Ab: Die Entwicklung des BdWi ab 1983«, in: Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018), S. 27–32, hier S. 29.
- 8 Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alyssa Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*, Amherst: University of Massachusetts Press (2018), S. 1–9.
- 9 Joe Heath: »Violence Center: Psychotechnology for Repression«, in: *Science for the People* 6/3 (1974), S. 17–21, hier S. 17.
- 10 Jonathan R. Beckwith: *Making Genes, Making Waves: A Social Activist in Science*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2002), S. 256.
- 11 Jonathan R. Beckwith: *Making Genes, Making Waves: A Social Activist in Science*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2002), S. 59–64; Sigrid Schmalzer, Daniel S. Chard, Alyssa Botelho (Hg.): *Science for the People: Documents from America's Movement of Radical Scientists*. Amherst: University of Massachusetts Press (2018), S. 94.
- 12 Jonathan R. Beckwith: *Making Genes, Making Waves. A Social Activist in Science*, Cambridge, MA: Harvard University Press (2002), S. 158.
- 13 »Besorgte Bürger« (o.V.), in: *Der Spiegel* 23 (1983), S. 50.
- 14 Peter Starlinger: »Gentechnik und Öffentlichkeit«, in: *Forum Wissenschaft* 4 (1985), S. 3–6, hier S. 4.
- 15 Helga Nowotny, Hilary Rose (Hg.): *Counter-Movements in the Sciences: The Sociology of the Alternatives to Big Science*, Dordrecht: Springer Netherlands (1979) (= *Sociology of the Sciences: A Yearbook*). S. VII.
- 16 Claudia Weber: »Rezension von Werner Rammert, Gotthard Bechmann, Helga Nowotny, Richard Vahrenkamp (Hg.): *Technik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Campus (1983) (= *Jahrbuch 2*)«, in: *Das Argument* 148 (1984), S. 943–945.
- 17 Dieter Rucht: *Von Wuhl nach Gorleben: Bürger gegen Atomprogramm und nukleare Entsorgung*, München: Beck (1980), S. 86–87.
- 18 »Tüftler im Grünen« (o.V.), in: *Der Spiegel* 36 (1980), S. 225–229, hier S. 225; Jochem Roose: *Made by Öko-Institut: Wissenschaft in einer bewegten Umwelt*, Freiburg im Breisgau: Verlag Öko-Institut (2002), S. 99.
- 19 Michael Sailer, zitiert in Doris Knoblauch, Linda Mederake: »Die Anfänge der nichtstaatlichen Umweltpolitikforschung und -beratung«, <https://geschichte-umweltpolitikberatung.org/info/schlaglichter-und-meilensteine> (2014).
- 20 Frank Uekötter: *Am Ende der Gewissheiten: Die ökologische Frage im 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Campus (2011), S. 99.
- 21 Siehe insbesondere Florentin Krause, Hartmut Bossel, Karl Friedrich Mueller-Reissmann: *Energie-Wende: Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran: Ein Alternativ-Bericht des Öko-Instituts Freiburg*, Frankfurt am Main: S. Fischer (1980). Die im Jahr 1980 publizierte Studie zur Energiewende war in vielerlei Hinsicht bahnbrechend und bot viel Diskussionsstoff für die energiepolitische Diskussion in der Bundesrepublik. Finanziert wurde sie u.a. vom internationalen Netzwerk Friends of the Earth.
- 22 Jutta Ditfurth, Rose Glaser: *Die tägliche legale Verseuchung unserer Flüsse und wie wir uns dagegen wehren können: Ein Handbuch mit Aktionsteil*, Hamburg/Zürich: Rasch und Röhring Verlag (1987), S. 11–12.
- 23 So Michael Sailer, zitiert in: Doris Knoblauch, Linda Mederake: »Die Anfänge der nichtstaatlichen Umweltpolitikforschung und -beratung«, <https://geschichte-umweltpolitikberatung.org/info/schlaglichter-und-meilensteine> (2014).
- 24 Siehe auch Reinhold Reith, Dorothea Schmidt (Hg.): *Kleine Betriebe – angepasste Technologie? Hoffnungen, Erfahrungen und Ernüchterungen aus sozial- und technikhistorischer Sicht*, Münster: Waxmann (2002).
- 25 Engelbert Schramm: »Die Verwissenschaftlichung der Oppositionsbewegungen«, in: *PROKLA: Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 79/20 (1990), S. 22–36.
- 26 Rainer Brämer: »AGÖF am Scheideweg: Alternative Wissenschaft zwischen Staat und Basis«, in: *Wechselwirkung* 14 (August 1982), S. 49–50.
- 27 Manche der Neugründungen verfügten durchaus über einen solventen Hintergrund. So war das »Umweltwissenschaftliche Institut« (UWI) in Stuttgart ein direkter Ableger des Bundesverbands Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU).
- 28 Engelbert Schramm: »Die Verwissenschaftlichung der Oppositionsbewegungen«, in: *PROKLA: Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 79/20 (1990), S. 22–36.
- 29 Thomas Kluge, Engelbert Schramm: »Weniger Analytik – mehr Analyse: Für eine sozial-ökologische Forschung«, in: *Wechselwirkung* 40/11 (1989), S. 28–30.
- 30 Sarah Jansen: »Bericht über die Konferenz des FINNRET/FINRRAGE 3.–8. Juli 1985 in Schweden«, in: *DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik & Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.* (Hg.): *Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnik: Dokumentation zum Kongreß vom 19.-21.4.1985 in Bonn*, Köln: Kölner Volksblatt Verlag (1986), S. 193–195, hier S. 193.
- 31 Audre Lorde: »The Uses of Anger: Women Responding to Racism« (1981), in: dies.: *Sister Outsider: Essays & Speeches by Audre Lorde*, Berkeley: Crossing Press (2007), S. 124–133; Adrienne Cecile Rich: »The Phenomenology of Anger«, in: Barbara Charlesworth Gelpi, Albert Gelpi, Brett Millier (Hg.): *Adrienne Rich: Poetry and Prose*, W.W. Norton & Company (2018), S. 212–234. Zur kollektiven, gesellschaftlichen und historischen Konfiguration von Gefühlen aus feministischer Perspektive vgl. Sara Ahmed: *The Cultural Politics of Emotions*, Edinburgh: Edinburgh University Press (2004). Zur Aktualität des Topos der »weiblichen Wut« vgl. Soraya Chemaly: *Rage Becomes Her: The Power of Women's Anger*, New York: Simon & Schuster (2018).
- 32 Nancy Hartsock: »The Feminist Standpoint: Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism«, in: Sandra Harding, Merrill Hintikka (Hg.): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science*, Dordrecht: Reidel (1983), S. 283–310; Sandra Harding: *The Science Question in Feminism*, Ithaca: Cornell University Press (1986); Donna Haraway: »Situated Knowledge: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial
- 34 Zur Geschichte und Aufgabe von UBINIG siehe auch Farida Akther, Wilma van Berkel, Natasha Ahmed (Hg.): *Declaration of Comilla. FINRRAGE/UBINIG International Conference 1989: Proceedings*, Dhaka: UBINIG, 1990, S. V. Zur Situation in Bangladesh vgl. Farida Akther: *Depopulating Bangladesh: Essays on the Politics of Fertility*, Dhaka: Narigrantha Prabartana (1992). Die Panels und internationalen Konferenzen, die FinRRage organisierte, wurden gemeinsam publiziert. Dazu gehören u.a. Rita Arditti, Renate Duelli Klein, Shelley Minden (Hg.): *Test-Tube Women: What Future for Motherhood?*, London: Pandora Press (1984); Gena Corea, Renate Duelli Klein, Jalna Hanmer, Helen B. Holmes, Betty Hoskins, Madhu Kishwar, Janice Raymond, Robyn Rowland, Roberta Steinbacher (Hg.): *Man-Made Women: How New Reproductive Technologies Affect Women*, London: Hutchinson (1985); Patricia Spallone, Deborah Lynn Steinberg: *Made to Order: The Myth of Reproductive and Genetic Progress*, Oxford: Pergamon (1987)

(=The Athene series).

- 35 Ana Regina Gomes dos Reis: »Norplant in Brazil: Implementation Strategy in the Guise of Scientific Research«, in: *Reproductive and Genetic Engineering: Journal of International Feminist Analyses* 3/2 (1990), S. 111-118; Elizabeth Siegel Watkins: »From Breakthrough to Bust: The Brief Life of Norplant, the Contraceptive Implant«, in: *Journal of Women's History* 22/3 (2010), S. 88-111.
- 36 Das Herausgeberinnenkollektiv bestand 1988 aus Farida Akhter, Robyn Rowland, Renate Klein, Rita Arditto, Gena Corea, Jalna Hanmer, Patricia Spallone und Janice Raymond. Die Soziologin Maria Mies, ebenfalls eine frühe internationale FinRRage-Aktivistin, gehörte zum Advisory Board.

Weiterführende Literatur

Jürgen Bacia, Claudia Wenzel (Hg.): *Bewegung bewahren: Freie Archive und die Geschichte von unten*, Berlin: Hirnkost KG (2003).

Cornelia Brink: *Grenzen der Anstalt: Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860-1980*, Göttingen: Wallstein (2013).

Cornelia Brink: »Psychiatrie und Politik: Zum Sozialistischen Patientenkollektiv in Heidelberg«, in: Klaus Weinhauer, Jörg Requate, Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): *Terrorismus in der Bundesrepublik: Medien, Staat und Subkulturen in den 1970er Jahren*, Frankfurt am Main: Campus (2006), S. 134-153.

Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) (Hg.): *Gegen den Strom schwimmen: 50 Jahre BdWi*, Marburg: BdWi (2018).

Herbert Gottweis: »1968 und die Folgen: Wissenschaft und öffentliche Kritik. Opposition oder Interaktion?«, in: Mitchell G. Ash, Christian H. Stifter (Hg.): *Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit: Von der Wiener Moderne bis zur Gegenwart*, Wien: WUV (2002), S. 353-366.

Alison Kraft, Carola Sachse: *Science, (Anti-)Communism and Diplomacy: The Pugwash Conferences on Science and World Affairs in the Early Cold War*, Leiden: Brill (2020).

Michelle Murphy: *The Economization of Life*, Durham: Duke University Press (2017).

Helga Nowotny, Peter Scott, Michael Gibbons: *Re-thinking Science; Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty*, Cambridge: Polity Press (2001).

Anna Maria Schmidt: »Der Staub von Archiven kann ein Pulverfass sein!« Das Gen-Archiv«, in: Jan-Hendryk de Boer (Hg.), *Praxisformen: Zur kulturellen Logik von Zukunftshandeln*, Frankfurt am Main, New York: Campus (2019), S. 106-117.

Stevienna de Saille: *Knowledge as Resistance: The Feminist International Network of Resistance to Reproductive and Genetic Engineering*, London: Palgrave Mcmillan (2017).

Malte Schophaus: *Der Kampf um die Köpfe: Wissenschaftliche Expertise und Protestpolitik bei Attac*, Baden-Baden: Nomos (2009).

ALARM all'arme



Taschen-Reisewecker EMES Sonochron mit Zeitanzeige, im Weckzustand (2020) (Fotografie: Pit Arens).

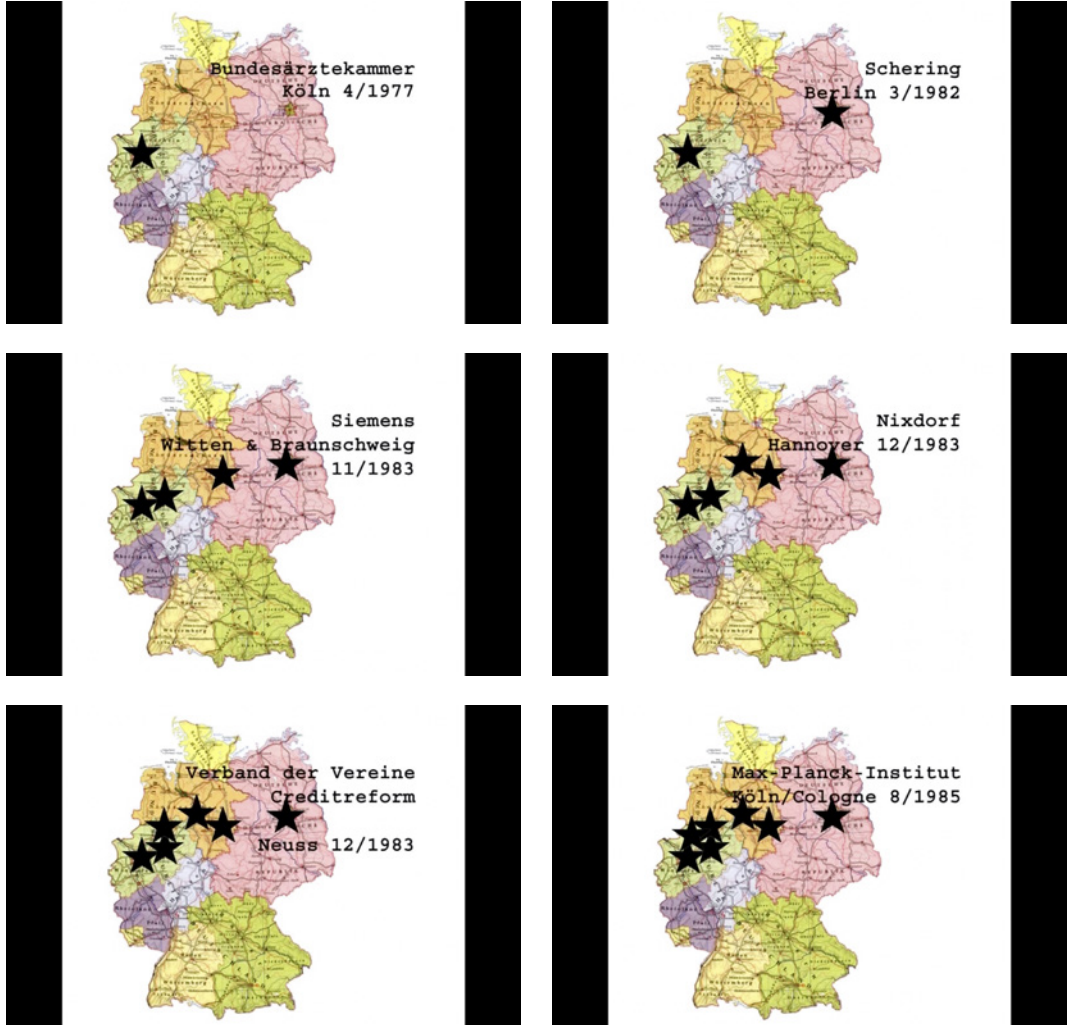
»Ein Alarm ist ein akustisches oder optisches Notsignal. In einem allgemeineren Sinne wird als Alarm jedwede Warnung bezeichnet, die auf eine drohende Gefahr aufmerksam macht und zu erhöhter Wachsamkeit aufruft, oder auch der Zustand akuter Gefährdung und erhöhter Bereitschaft (»einen Alarm verhängen/aufheben«). Das Wort wurde im 15. Jahrhundert aus dem Italienischen (*allarme*) ins Deutsche entlehnt und geht auf den militärischen Weckruf »*all'arme!*« (»Zu den Waffen!«) zurück; durch Wegfall des Anlauts entwickelte sich hieraus etwas später auch das Wort Lärm (»Krach, Getöse«).«

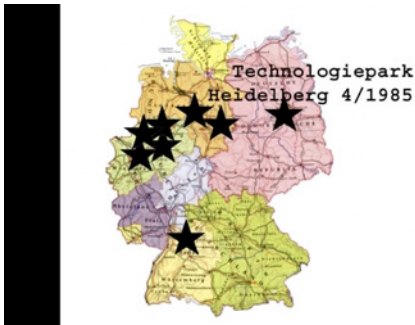
Wikipedia-Eintrag »Alarm«, <https://de.wikipedia.org/wiki/Alarm>.

»Alarmieren: zu Hilfe rufen, aufschrecken, warnen, beunruhigen; Synonyme: Alarm auslösen/geben/schlagen, zu Hilfe rufen, zum Einsatz rufen, aufhorchen lassen, aufschrecken, beunruhigen, in Unruhe versetzen, warnen, mahnen, aufrütteln, aufscheuchen, aufwecken, bestürzen, erschrecken, schrecken, schreien, wachrufen«

Thesaurus, Microsoft Word für Mac, Version 16.34.

ALARM frauenbanden





Screenshots aus: Oliver Ressler, *Die Rote Zora*, Österreich (2000), <http://www.ressler.at/de/die-rote-zora/>, mit freundlicher Genehmigung.

Anschlagsserie der Roten Zora zwischen 1977 und 1988. Bei den Sprengsätzen wurden umgebaute Wecker vom Typ EMES Sonochron als Zündzeitverzögerer eingesetzt.

»Zora 2: Die ›rote zora und ihre bande‹ – das ist die wilde göre, die die reichen bestiehlt, um's den armen zu geben. Und banden bilden, sich außerhalb der gesetze zu bewegen, das scheint bis heute ein männliches vorrecht zu sein. Dabei müßten doch gerade die tausend privaten und politischen fesseln, mit denen wir als mädchen und frauen kaputtgeschnürt werden, uns massenhaft zu ›banditinnen‹ für unsere freiheit, unsere würde, unser menschsein machen. Gesetze, recht und ordnung sind grundsätzlich gegen uns, selbst wenn wir uns ein paar rechte schwer erkämpft haben und täglich neu erkämpfen müßen. Radikaler frauenkampf und gesetzestreue – das geht nicht zusammen! [...] [...] Unser traum ist, daß es überall kleine frauenbanden gibt – wenn in jeder stadt ein vergewaltiger, ein frauenhändler, ein prügelnder ehemann, ein frauenfeindlicher zeitungsverleger, ein pornohändler, ein schweinisher frauenarzt damit rechnen und sich davor fürchten müßten, daß eine bande frauen ihn aufspürt, ihn angreift, ihn öffentlich bekannt und lächerlich macht – also z.b. an seinem haus steht, wer er ist, was er getan hat – an seiner arbeitsstelle, auf seinem auto – frauenpower überall!«

Peter Hein: *Stadtguerilla/bewaffneter Kampf in der BRD und Westberlin: Eine Bibliographie mit den ersten programmatischen Erklärungen und Interviews der Gruppen: RAF, Bewegung 2. Juni, Revolutionäre Zellen und Rote Zora*, Amsterdam:

»Widerstand ist möglich«: In einem Selbstinterview, das an die Zeitschrift *Emma* geschickt wurde und im Juni 1984 erschien, spricht die Rote Zora über ihr Selbstverständnis.

»Zora 1: Der legale weg ist nicht ausreichend, denn die gewöhnlichen unterdrückungs- und gewaltstrukturen sind ja die legalität: wenn ehemänner ihre frauen schlagen und vergewaltigen, dann ist das legal. Wenn frauenhändler unsere schwestern aus der ›3. welt‹ kaufen und an deutsche bieder männer weiterverkaufen, dann ist das legal. Wenn frauen für ein existenzminimum eintönigste arbeit machen müssen und dabei ihre gesundheit ruinieren, dann ist das legal. Alles gewaltverhältnisse, die wir nicht länger bereit sind zu ertragen und hinzunehmen, die nicht allein dadurch abzuschaffen sind, daß wir sie anprangern. Die öffentliche bewußtmachung des ausmaßes an gewalt gegen frauen ist ein wichtiger schritt, der aber nicht dazu geführt hat, sie zu verhindern. Es ist ein phänomen, daß den schreien den ungerechtigkeiten, denen frauen ausgesetzt sind, ein unglaubliches maß an ignoranz entgegenschlägt. Es ist eine toleranz, die männliches nutznießertum entlarvt. Dieser ›normalzustand‹ hängt damit zusammen, daß es wenig militante gegenwehr gibt. Unterdrückung wird erst sichtbar durch widerstand. Deswegen sabotieren, boykottieren wir, fügen schaden zu, rächen uns für erfahrene gewalt und erniedrigung, in dem wir die verantwortlichen angreifen. [...]

Frage: Bei euren aktionen gefährdet ihr unter umständen das leben unbeteiligter. Wie könnt ihr das verantworten?

Zora 1: Woher kommt eigentlich die unterstellung, daß, wer mit unkraut-ex oder mit sprengstoff hantiert, all das über bord werfen würde, was für euch, für die frauenbewegung, für die linke wie selbstverständlich gilt. Umgekehrt! Gerade die möglichkeit, leben zu gefährden, zwingt uns zu besonderer verantwortlichkeit. Du weißt genauso gut wie wir, daß wir einpacken könnten, wenn du mit deiner frage recht hättest. Es wäre doch paradox, gegen ein system zu kämpfen, dem menschliches leben nur soviel wert ist, wie es verwertbar ist, und im zuge dessen ebenso zynisch, ebenso brutal zu werden, wie die verhältnisse sind. Es gibt zig aktionen, die wir wieder verworfen haben, weil wir die gefährdung unbeteiligter nicht hätten ausschließen können«.

Peter Hein: *Stadtguerilla/bewaffneter Kampf in der BRD und Westberlin: Eine Bibliographie mit den ersten programmatischen Erklärungen und Interviews der Gruppen: RAF, Bewegung 2. Juni, Revolutionäre Zellen und Rote Zora*, Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG) (1989), S. 131-134, hier S. 133, 134.

12/1993

BRD 20.21.22/1993

Mili's Tanz auf dem Eis¹

Von Pirouetten, Schleifen, Einbrüchen, doppelten Saltos
und dem Versuch,
Boden unter die Füße zu kriegen.



Rote Zora: »Mili's Tanz auf dem Eis: Von Pirouetten, Schleifen, Einbrüchen, doppelten Saltos und dem Versuch, Boden unter die Füße zu kriegen«, Dezember 1993, Cover, FFBIZ-Berlin, A Rep. 400 BRD 20.21.22 Rote Zora.

Die Rote Zora trennte sich 1977 von den Revolutionären Zellen (RZ), um eigenständige Aktionen durchzuführen. Sie verstand sich als militante feministische Gruppe, als Bindeglied zwischen Frauenbewegung und der militanten, linken Szene: »Wir sahen keine Hierarchie in verschiedenen Aktionsformen. Flugblatt verteilen, Besetzungen, Sprühaktionen, Schlösser verkleben, Steine schmeißen, Spreng- und Brandsätze legen – alles war wichtig, wenn es zusammengriff.«¹ An den Aktionen der Roten Zora und anderer militanter, autonomer Feministinnen zeigt sich – laut Katharina Karcher – dass es voreilig ist, Feminismus per se als friedfertig und gewaltfrei zu definieren.² Zwischen 1977 und 1988 verübte die Rote Zora mehr als zwanzig Anschläge mit Zeitbomben gegen Forschungseinrichtungen (um bestimmte Forschungen zu verhindern oder zu verzögern, z.B. Gentechnik oder Automatisierung im Fall von Nixdorf) sowie gegen Einrichtungen, die mit Sextourismus, Frauenhandel, und Asylpolitik in Verbindung gebracht wurden.³ Sie verursachte Sachschaden in Millionenhöhe, war dabei aber peinlichst darauf bedacht, niemals Menschenleben in Gefahr zu bringen. Die Ziele ihrer Attacken lagen im Zentrum dessen, was die Bundesanwaltschaft 1987 (u.a. in Anlehnung an die Angriffe) »anschlagsrelevante Themen« nannte.

Anders als die RAF lebten die Mitglieder der Roten Zora nicht im Untergrund, sondern arbeiteten und zahlten Steuern. Die Rote Zora bediente sich der Taktik, sich in der Öffentlichkeit, in der Masse zu verstecken (*hiding in the public*). Das traf sogar auf die Bestandteile ihrer Sprengsätze zu, die alle aus der Massenproduktion stammten und vom Bundeskriminalamt (BKA) nicht zurückverfolgt werden konnten. Neben der Verlangsamung der zu störenden Abläufe war es das Ziel dieser militanten Aktionen, zu alarmieren, aufzurütteln, auf Missstände und strukturelle Gewalt aufmerksam zu machen und zum Nachdenken anzuregen. Ihre internen Debatten kreisten um das Konzept einer feministischen Gegengewalt, die sich nicht aus aggressiven, sondern aus defensiven Gründen gegen strukturelle, verborgene wie offene Formen von Gewalt gegen Frauen richtete. Zum anderen diente das Konzept der feministischen Gegengewalt auch dazu, sich von der »Mackermilitanz« der linken Szene abzugrenzen. Für die Rote Zora war eine Mystifizierung von Militanz und Gewalt, die nicht mit dem dominanten, patriarchalen Gewaltbegriff bricht, inakzeptabel. Sie verstand Militanz nicht als heroische, revolutionäre – männlich konnotierte – Taktik der Stadtguerilla, sondern eher wie einen (Mili's) Tanz auf dem Eis oder einen Seiltanz, auf jeden Fall als fortwährenden Balanceakt auf unsicherem Terrain.

ALARM Politische Pflanzen

DOKUMENTATION**Die „Rote Zora“ zum Anschlag auf das „MPI“ in Köln****»Pflanzen-Genetik«
gegen die Dritte Welt**

Den Hunger beseitigen — das behaupten sie alle: Die Politiker, die Wissenschaftler, die Chemiefirmen — doch es wird immer perfekter organisiert. Der Hunger — die beste Waffe der Metropolen gegen die „3. Welt“.

Eine neue Dimension, die Macht über Nahrungsmittel und ihre Produktion zu erlangen, bietet die Gentechnologie. Das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln-Vogelsang ist Genzentrum für „Grüne Gentechnologie“. Am Genzentrum Köln sind die Universität Köln, die Bayerwerke Leverkusen und das Bundesforschungsministerium beteiligt, es hat den Schwerpunkt Pflanzengenetik, vorallem die Entwicklung neuer Arten und Methoden.

Das MPI produziert Pflanzenarten, die in der Natur nicht vorkommen, die hohe Erträge haben und trotzdem nicht anfällig gegen Schädlinge sein sollen. Den Pflanzen werden mithilfe der Gentechnik Erbanlagen fremder Arten oder Lebewesen übertragen. So werden z.B. Bakterien, die den Stickstoff aus der Luft verwerten können, genetisch ins Getreide manipuliert, dadurch könnte dann der Stickstoffdünger für diese Sorten verringert werden. Ebenso werden

Pflanzen entwickelt, die widerstandsfähig gegen giftige Pestizide sein sollen. Diese Experimente ziehen eine Zerstörung der natürlichen Artenvielfalt und unverhersehbare ökologische Probleme nach sich. Mit ihrer Wissenschaft dehnen die Herren ihre Macht auf die innere Struktur des Lebens aus, natürlich ohne zu klären, welche Folgen daraus erwachsen. Bayer Leverkusen sichert sich die Patente/Rechte auf die im Genzentrum Köln entwickelten Genstrukturen, womit die Neuschöpfungen zu ihrem Eigentum werden. Eine Konsequenz haben diese neuen Arten deshalb auf jeden Fall: Ihre profitable Nutzung setzt den sozialen Zerstörungsprozess der „Grünen Revolution“ fort und erhöht die Macht der Agro-, Nahrungsmittel- und Chemiemultis, den Hunger beseitigen sie nicht.

Hier werden 'Politische Pflanzen' gezüchtet, deren Folge die weltweite Kontrolle der Agrarwirtschaft durch einige multinationale Konzerne und deren Profitsteigerung sind.

Auf dem Gelände des MPI wird mit Landesmitteln ein neues Laborgebäude — ein Ausdruck des derzeitigen Booms in der Genforschung.

Wir haben am 18.8.85 hier einen Sprengsatz gelegt, um ihre Arbeit zu behindern.

Rote Zora: »Pflanzen-Genetik« gegen die Dritte Welt«, in: taz, die tageszeitung (21. August 1985), S. 4. ►SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / Bewusste Ernährung

Bekennerschreiben der Roten Zora nach dem Anschlag auf das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln, dokumentiert in der taz vom 21. August 1985.

Ein Schwerpunkt der Aufmerksamkeit der Roten Zora lag in den 1980er Jahren auf den entstehenden Gen- und Reproduktionstechnologien und den globalen soziopolitischen Folgen dieser wissenschaftlich-technologischen Innovationen. Die Rote Zora glaubte nicht an die Neutralität von Technologien, sondern daran, dass wissenschaftliches und technisches Wissen nie objektiv und neutral, sondern in Machtverhältnisse eingebettet ist und dazu dient, diese zu reproduzieren und zu erhalten. Der Anschlag auf das Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln war flankiert von Angriffen auf die sich neuformierenden Technologieparks in Heidelberg, Braunschweig und Berlin. Solch ein Park »[...] geplant nach dem amerikanischen Vorbild silicon valley, zeichnet sich durch die enge Verfilzung von öffentlichen Forschungseinrichtungen und privater Wirtschaft aus, personifiziert durch die Professoren. [...] Die Firmen BASF, Boeringer, Merck bestimmen über die ›Gesellschaft zur Förderung molekularbiologischer Forschung in Heidelberg e.V.‹ maßgeblich, welche Grundlagenforschung an der Uni betrieben wird. Im Technologiepark Heidelberg ist es vor allem die Firma BASF aus Ludwigshafen, die auf alle Forschungsergebnisse ihre direkten Zugriffsmöglichkeiten gesichert hat. [...] Frauen, stört ihr Programm, laßt die Herren nicht in Ruhe forschen, schafft für dieses Land ein ungünstiges Investitionsklima auf allen Ebenen!«⁴

► MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerke ► SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / MutterMaschine

»[Es liegt] in der Notwendigkeit des Kapitals, für seine Akkumulation alle Tätigkeiten, Lebensäußerungen und Lebensgrundlagen des Menschen zur Ware zu machen und sie letztendlich zu zerstören. In diesem Argumentationszusammenhang steht für uns die Gen-Technologie. Wir sehen hier besonders die Tatsache, daß sämtliche lebendigen Prozesse von Tieren, Pflanzen und Menschen vom Kapital einverleibt und verwendet werden. Die Bio-Technologie hat für das Kapital strategischen Wert, um auf technologisch erhöhter, profiträchtiger Stufe die Akkumulationskrise zu überwinden. Das gilt besonders für die Bereiche: Genetische Manipulation von Landwirtschaft, in der Pharma-Industrie, in der militärischen Nutzung und in den bevölkerungspolitischen Maßnahmen. Zu diesen Themen gibt es mittlerweile ausführliche Diskussionen im gesamten Spektrum der Frauenbewegung. Eine wesentliche Einrichtung für diese Technologie ist die *Gesellschaft für biotechnologische Forschung mbH* (GBF) in Braunschweig-Stöckheim. Die GBF ging aus der 1976 von der Stiftung Volkswagen gegründeten Gesellschaft für Molekularbiologische Forschung (GMBF) hervor. Sie wird zum nationalen Zentrum der biotechnologischen Forschung ausgebaut, das alle wesentlichen Bereiche der Biotechnologie umfaßt. Hier stellt der Staat die Gelder für die Grundlagenforschung in der Bio- und Gentechnologie bereit.«

nären Zellen und der Roten Zora, Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (1993), 2. Band, S. 627-628, hier S. 627 (Hervorhebung im Original).
► SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / Bewusste Ernährung

»Das gewaltige Engagement der Öl- und Chemie-Multis (Hoechst, BASF, Bayer, Schering, Sandoz, Ciba Geigy) für Forschung und Entwicklung der Bio- und Gentechnologie ist logisch, da diese Technologie zusammen mit der Mikroelektronik das profitabelste Zukunftsprojekt fürs internationale Kapital ist. Bezeichnend ist, daß die vier hier existierenden Gen-Zentren wesentlich von den BRD-Konzernen mitfinanziert werden und die dortigen Forschungsvorhaben unter der Voraussetzung stattfinden, daß sie transnational sind und eine Beteiligung der Industrie ermöglichen. [...] Geforscht wird – außer an den Genzentren – in fünf Großforschungsanlagen (Gesellschaft für biotechnologische Forschung mbH Braunschweig, Kernforschungsanlagen Jülich und Karlsruhe, Krebsforschungszentrum Heidelberg, Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung) an 10 Max-Planck-Instituten und 34 Universitäten.«

Rote Zora: »Anschlag auf das biotechnologische Institut an der TU Berlin (Februar 88)«, Bekennerschreiben in: ID-Archiv im IISG/Amsterdam (Hg.): *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora*, Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (1993), 2. Band, S. 631-633, hier S. 631-632.

Rote Zora: »Anschlag gegen die Gesellschaft für biotechnologische Forschung, Braunschweig (September 86)«, Bekennerschreiben in: ID-Archiv im IISG/Amsterdam (Hg.): *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutio-*

»Rationalisierung ist wichtigstes Mittel zur Profitsicherung in sämtlichen Produktions- und Dienstleistungsbereichen. Gerade im Bürosektor werden Frauenarbeitsplätze wegrationalisiert, es entstehen neue Arbeitsplätze als Teilzeitarbeit, Aushilfen, Heimarbeit, die enorme Verschlechterungen mit sich bringen. *Siemens* ist auch hier ganz vorn: es läuft bei *Siemens* ein Pilotversuch mit Frauen, die ihre Schreibarbeiten zu Hause am selbstfinanzierten Telegarät machen. Erste Ergebnisse: sehr günstig für *Siemens* – geringerer Preis pro Seite, keine Sozialabgaben, keine Arbeitsplatzkosten. Durch die Vernichtung von Arbeitsplätzen konnte der Konzern 1982 seine Gewinne um 16% steigern – 30.000 verloren in den letzten Jahren bei *Siemens* ihren Arbeitsplatz. Durch die Vernichtung von Arbeitsplätzen trägt *Siemens* dazu bei, einen Markt von entrechteten, noch billigeren, immer verfügbaren Arbeitskräften zu schaffen.«

Rote Zora: »Anschlag gegen Siemens, Witten + Braunschweig (November 83)«, Bekennerschreiben in: ID-Archiv im IISG/Amsterdam (Hg.): *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora*, Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (1993), 2. Band, S. 612-613 (Hervorhebungen im Original).

Neben der Gentechnik richtete sich die Aufmerksamkeit der Roten Zora auch auf Mikroelektronik und Informationstechnologien, wie die Bekennerschreiben nach Anschlägen auf Niederlassungen von Siemens und Nixdorf zeigen. ►MASCHINENSTURM/HIGH TECH ►MASCHINENSTURM/UMBRUCH/Telearbeit

»Als wir das gelesen haben, konnten wir nur den Kopf schütteln«, sagt Professor Dr. Heinz Saedler. Der Geschäftsführer des Max-Planck-Instituts für Züchtungsforschung in Vogelsang betrachtet den Bekennerbrief der Gruppe »Rote Zora«, die am vergangenen Montag einen Sprengstoffanschlag auf das Institut verübt hatte. Fröhligens war die Bombe in einem Neubau, der die Abteilung Biochemie aufnehmen soll, explodiert. Die Täter hatten den Sprengsatz im Schacht der Luftaufbereitungsanlage deponiert. Der Schaden wird auf 120 000 bis 150 000 Mark geschätzt. In dem Bekennerbrief werden schwere Vorwürfe gegen die Arbeit der Forscher erhoben. Im Vogelsanger Institut, einem der größten seiner Art in Europa, werden Grundlagenforschungen zur pflanzlichen Gentechnologie betrieben – Forschungen, an deren Ergebnissen jeder, vom Züchter bis zur Agrarindustrie, teilhaben kann. Und die Gentechnologie habe es immer gegeben, betonte Saedler. Beispiel »Mais«: Vor Zehntausenden von Jahren wurde er von den Indianern gezüchtet – aus einem Strauch. Die heutige Form der Maispflanze – so Saedler – sei in der Natur nicht überlebensfähig – »das haben alle manipulierten Pflanzensorten gemein«. Von einer Zerstörung der Artenvielfalt, wie es in dem Bekennerbrief heiße, zugunsten manipulierter Pflanzensorten könne nicht die Rede sein. Außerdem sei Gentechnologie, zumindest in diesem Bereich, nichts anders als Züchtung, nur die Zeiträume ließen sich durch neue Methoden verkürzen. Das Max-Planck-Institut mit seinen rund 300 Mitarbeitern, davon 120 Akademiker aus ganz Europa, wird hauptsächlich von der Max-Planck-Gesellschaft finanziert, die ihre Gelder von Bund und Ländern erhält. Weitere Mittel fließen aus Stiftungen und Stipendien. Der Rest kommt von der Bayer AG. Daß sich der Chemiekonzern damit auch die Rechte und Patente an den Forschungsergebnissen sichere, davon könne überhaupt keine Rede sein, widerspricht Saedler einem weiteren Vorwurf in dem Bekennerbrief.«

Michael Basche: »Schon die Indianer manipulierten Gene – und züchteten den Mais: Das Max-Planck-Institut in Vogelsang betreibt Grundlagenforschung bei Pflanzen«, in: *Kölnische Rundschau* (27. August 1985), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft Berlin-Dahlem IX, 2/MPI für Züchtungsforschung 1985. ►SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/Bewusste Ernährung

»Eine Terroristenbombe, die zwischen Gewächshäusern und Gemüsefeldern explodierte, lenkte die Aufmerksamkeit auf das »Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung« in Vogelsang. Zur Begründung des Anschlags hieß es, das Institut ver helfe multinationalen Konzernen zur »weltweiten Kontrolle« der Agrarwirtschaft. Die Kölner Wissenschaftler sind da anderer Ansicht: Ihre Forschungsergebnisse könnten – sinnvoll angewandt – ein wichtiger Beitrag im Kampf gegen den Hunger sein. »Uns war gar nicht klar, daß wir hier etwas zu sichern hätten. Wir betreiben keine geheime Forschung und deswegen gibt es auch keine Mauern und Zäune bei uns«, sagt Doktor Christoph Meyer, der Bevollmächtigte der Vogelsanger Institutsleitung. Im übrigen zeigte man sich in der Forschungsstätte, in deren Räumen auch Plakate der Umweltschutzorganisation »Greenpeace« hängen, verblüfft von dem Anschlag. [...] Wir betreiben Grundlagenforschung und stellen Industrie und Landwirtschaft Methoden zur Verfügung«, sagt Professor Heinz Saedler, der geschäftsführende Direktor. Und sein Kollege Professor Klaus Hahlbrock: »Ob wir zum Beispiel die Entwicklung in der Dritten Welt positiv beeinflussen können, haben wir selber nicht in der Hand. Wie der Hunger zu bekämpfen ist, das ist eine politische Entscheidung. Wir legen zwar Grundlagen für diese Möglichkeit, machen das aber nicht zur Begründung unserer Aktivitäten.«

Rainer Rudolph: »Auf der Spur der dicksten Kartoffel: Laborarbeit für eine bessere Ernährung in der Welt«, in: *Kölnischer Stadtanzeiger* (5. September 1985), Archiv der Max-Planck-Gesellschaft Berlin-Dahlem IX, 2/MPI für Züchtungsforschung 1985.

ALARM Wecker-Fahndung



*Wecker Sonochron, EMES, Schwennigen (1970er Jahre),
Furtwangen: Deutsches Uhrenmuseum, Inv. 12-4002.*

EMES Sonochron in der Ausstellung des Deutschen Uhrenmuseums. In der Legende zum Exponat heißt es: »Als Zeitzündler der 1970er entdeckt: Wecker Sonochron, EMES, Schwennigen«.

»Um den gefährlichen RZlern auf die Spur zu kommen, knobelten BKA-Spezialisten an Methoden, die den alten Traum der klassischen Ermittlungsarbeit erfüllen sollten – den ›Rückschluß vom Tatmittel auf den Täter‹, so ein Fahnder. Ansätze gab es nicht viele. Die selbstgebastelten Bomben waren zwar brisant, in ihrer Zusammensetzung aber simpel. Alle Bauteile stammten aus unterschiedlichen Massenproduktionen, die Batterie im Zeitzündler ebenso wie Drähte und Gasflaschen, die als Hülle verwendet wurden – bis auf eine Ausnahme: In 40 Fällen wurde als Zeitverzögerer ein bestimmter Wecker benutzt – ›Emes Sonochron‹, hergestellt von einer Schwarzwälder Firma. Ende 1984 lief das damalige ›Emes‹-Modell, das sich mit wenigen Handgriffen zur sekundengenauen Explosionshilfe umbauen ließ, beim Produzenten aus. Das Bundeskriminalamt brachte die Firma mit einer Ausgleichszahlung dazu, den Restposten, wohl etliche tausend Stück, geschlossen einzulagern. Wochenlang gab es keinen dieser Wecker auf dem Markt. In dieser Zeit verpaßte ihm der Hersteller gleichlautende Zahlenkombinationen auf der Rückseite des Ziffernblattes und auf einem Uhrwerksteil. ›Bei der Auslieferung an die Geschäfte, so die

Bundesanwaltschaft, wurden die Ziffern vom Werk registriert. Zugleich wurden 40 Uhrenfachgeschäfte in Städten, die als RZ-Hochburgen gelten – etwa Bochum, Dortmund, Essen und Köln –, mit Videokameras ausgestattet. In manchen Geschäften verbargen sich auch Observanten. Die Kameras wurden ausgelöst, wenn auf Kunden eine Polizeibeschriftung paßte: Frau, Alter zwischen 18 und 45, dringender Wunsch nach genau diesem Uhrentyp, intellektuell auf der Höhe.«

»Gottverdammter Zufall« (o.V.), in: *Der Spiegel* 8 (1988), S. 95–96, hier S. 96.

»Der Hauptkommissar des Wiesbadener Bundeskriminalamtes (BKA) übte sich in fremdem Handwerk. Wie ein Feinmechaniker brannte er mit einem Spezialgerät vierstellige Nummern in die Zifferblätter kleiner Wecker – jede Zahl drei Millimeter hoch. [...] Da Uhrteil und Summer dieses mechanischen Modells voneinander getrennt waren, ließ es sich mit wenigen Handgriffen zur sekundengenauen Explosionshilfe umbauen. [...] Die Kennzeichnung kostete, nach Angaben des Bundesinnenministeriums, exakt 22 743,17 Mark; unter dem BKA-Haushaltstitel ›Besondere Fahndungskosten‹ wurde die Aktion abgebucht. Wesentlich teurer kam mit 105 495,70 Mark eine zweite, für den erhofften Fahndungserfolg ebenso wichtige Investition: die Installation von Videokameras in 30 Geschäften, die Kunden beim Kauf eines amtsmarkierten Weckers filmen sollten. Ladeninhaber und Verkaufspersonal waren eingeweiht.«

»Falsch bombadiert [sic]« (o.V.), in: *Der Spiegel* 7 (1989), S. 64–65, hier S. 64.

»Stattdessen mit dem Wecker. Der allerdings muß auch in ›Massenproduktion‹ hergestellt worden sein, denn der ›Stern‹, dessen Informationen offensichtlich aus gut unterrichteten, also Staatsschutzkreisen stammen, berichtet, daß das BKA 1984, als die Produktion des Emes-Sonochron-Weckers eingestellt worden sein soll, den Restposten von 50.000 Exemplaren aufgekauft habe. Der ›Spiegel‹ hat, ebenfalls erkennbar nicht aufgrund eigener Recherchen, sondern durch Staatsschützer präpariert, eine in wichtigen Details andere Version parat: ›Das BKA brachte die Firma mit einer Ausgleichszahlung dazu, den Restposten, wohl etliche tausend Stück, geschlossen einzulagern. Wochenlang gab es keinen dieser Wecker auf dem Markt.‹ In ihrer Antwort auf die Kleine Anfrage von Ellen Olms behauptet die Bundesregierung, das BKA habe die Wecker nicht aufgekauft, ›allerdings in besonderer Weise gekennzeichnet‹ und eine ›Ausgleichszahlung‹ von 22.743,17 Mark geleistet.«

Oliver Tolmein: »Die Fabrikation eines Verdachts«, in: *konkret* 6 (1988), S. 30–33, hier S. 30.

ALARM §129a

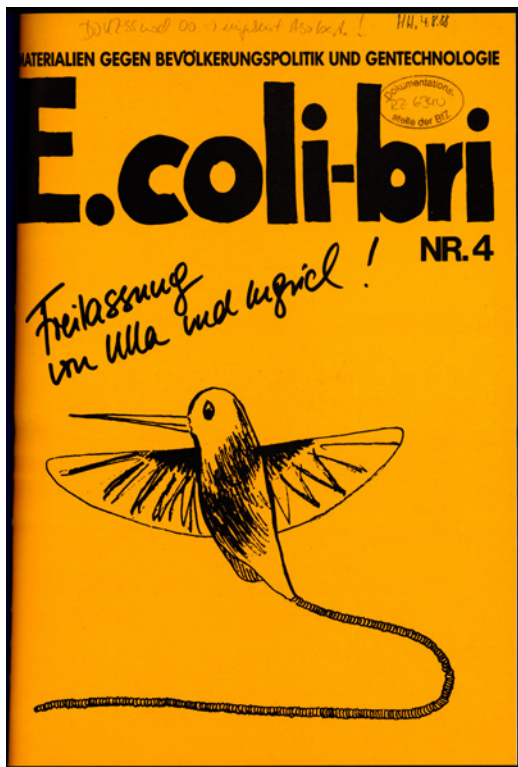
»Dezember 1987: Bei der ›Aktion Zobel‹ handelte es sich nicht um eine Invasion von Pelztieren, sondern um eine relativ mißglückte Fahndungsoperation des Bundeskriminalamtes gegen die Revolutionären Zellen. Hamburg, Hannover, Düsseldorf, Ratingen, Köln, Duisburg, Essen und Bochum: Zwischen dem 18. und 21. Dezember 1987 wurden in einer groß angelegten Durchsuchungs- und Fahndungsaktion 33 ›Objekte‹ von etwa 300 Beamten heimgesucht, meist Privatwohnungen, aber auch eine lokale taz-Redaktion, eine Druckerei, ein Fotolabor, eine Ärztinnenpraxis und das Essener ›Gen-Archiv‹, ein damals neu gegründetes Frauenprojekt gegen Gen- und Reproduktionstechnologien. Ziel der ›Aktion Zobel‹ [...]: 23 Männer und Frauen, gegen die zum Teil Ermittlungsverfahren eingeleitet worden waren, sowie die Beschlagnahme von Unterlagen, ›Druckwerken‹ und Materialien, die sich kritisch mit Gentechnologie, Flüchtlings- und Bevölkerungspolitik auseinandersetzten. Und Wecker der Marke Emes.«

Elisabeth Winkelmann: »Wenn der Wecker zweimal klingelt: Wo ist Zora?«, in: *Junge-World*, 51 (1997), Dossier (o.P.).

»Wie zweifelhaft die strafrechtliche Qualität solcher Indizien ist, zeigte sich im Fall Ulla Penselins. Erst fünf Monate nach ihrer Verhaftung – im Mai 1988 – gewährte die Bundesanwaltschaft Einsicht in die Ermittlungsakten. Zu diesem Zeitpunkt erst erfuhr Ulla Penselin, mit welchen Erkenntnissen ihre ›Mitgliedschaft in der Roten Zora‹ belegt wurde, einer Gruppe von Frauen, die in den vergangenen Jahren Brand- und Sprengstoffanschläge auf Forschungsinstitute der Gen- und Reproduktionstechnik und auf Filialen der in Südkorea produzierenden Textilkette ›Adler‹ verübt hatte. Bei einem Haftprüfungstermin im August führte die Beschuldigte den Gegenbeweis. Nachdem die ›konspirativen‹ Treffen, hinter denen die Bundesanwaltschaft die Vorbereitung von Anschlägen vermutete, sich als Redaktionssitzungen der feministischen Zeitschrift *E. colibri* entpuppten, brach das Indiziengebäude zusammen. Ulla Penselin kam frei – nach acht Monaten Untersuchungshaft. Die dennoch von der Bundesanwaltschaft erhobene Anklage wurde vom 5. Strafsenat des Oberlandesgerichts Düsseldorf [...] nicht zugelassen. Seither aber wird gegen die Zeitschrift *E. colibri* ermittelt. In einem Artikel über die Durchsuchungsaktion sollen

die Frauen für die Rote Zora geworben haben.«

Eva-Maria Thoms: »Der Freiheit eine Falle«, in: *Die Zeit* 6 (1989) (Hervorhebungen im Original). ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Netzwerk



E.coli-bri: Materialien gegen Bevölkerungspolitik und Gentechnologie 4 (1988), Cover, Baden-Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Zeitschriftenbestand.



E.coli-bri: Materialien gegen Bevölkerungspolitik und Gentechnologie 8 (1992), Cover, Baden-Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Zeitschriftenbestand.

»In der Begründung der Durchsuchungsbeschlüsse [für die Aktion Zobel] wird erstmals der Begriff der »*anschlagsrelevanten Themen*« genannt. Alle diejenigen Personen, die sich kritisch mit Themen auseinandersetzen, zu denen Anschläge durchgeführt wurden oder aus der Sicht der Ermittlungsbehörde zu erwarten sind, geraten so unter einen generellen »Terrorismusverdacht.«

Edith Lunnebach: »Der Weckerkauf und seine Folgen - »Beschäftigung mit anschlagsrelevanten Themen oder geistige Nähe zum Terrorismus«, in: Helmut Jansen, Michael Schubert (Hg.): *Staatssicherheit: Die Bekämpfung des politischen Feindes im Innern*, Bielefeld: AJZ (1990), S. 140 (eigene Hinzufügung).
 ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Andere Archive

»Diese sprachliche Neuschöpfung [»anschlagsrelevante Themen«], verbreitet vom höchsten Ankläger der Republik, suggeriert eine Verbindung zwischen Anschlägen und politischer Arbeit, zwischen Gewalttaten und Menschen, die sich mit brisanten Themen beschäftigen. Der Schritt zu Ermittlungen nach Paragraph 129a ist dann - das zeigt der Fall Ulla Penselin - nicht mehr weit. [...] Geschaffen wurde der Paragraph 129a im Juni 1976 unter dem Eindruck des Stammheimer Verfahrens gegen die RAF-Gründungsmitglieder Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe. Vorausgegangen waren dem neuen Strafgesetz schon tiefgreifende Veränderungen der Strafprozeßordnung: Der Ausschluß von Verteidigern wurde erleichtert, die Verteidigung mehrerer Angeklagter durch einen Anwalt verboten. In einer Situation, in der Politiker, Sicherheitsbehörden und ein Teil der Presse von »Krieg« sprachen, wurde die neue Regelung ohne große Bedenken verabschiedet. Das Gesetz, versicherte seinerzeit der SPD-Rechtsexperte Fritz-Joachim Gnädinger für die Regierungskoalition, sei »der Abschluß

der justizpolitischen Gesetzgebung auf diesem Gebiet«. Nach dem vermeintlichen Schlußpunkt aber wurden die Mordanschläge des Jahres 1977 zum Anlaß für eine weitere Debatte um noch schärfere Gesetze. So folgten zunächst das Kontaktparagrafen-Gesetz, später Verschärfungen im Demonstrationsstrafrecht, das ZEVIS-Gesetz, die Legalisierung der »Schleppnetz«-Fahndung und schließlich eben die Neufassung des Paragraphen 129a zum 1. Januar 1987. [...] Mit der Neufassung des Paragraphen 129a wurde 1987 nicht nur das Strafmaß erhöht, auch der Katalog der als terrortypisch angesehenen Straftaten wurde erweitert. Die Liste der Neuaufnahmen ist bei näherer Betrachtung den radikalen Strömungen der Anti-Atomkraft-Bewegung geradezu auf den Leib geschneidert, die nach der Katastrophe von Tschernobyl im April 1986 Zulauf erhielt. [...] Und so schließen - was die Ermittlungen der Bundesanwaltschaft angeht - seit der Neufassung die terroristischen Vereinigungen wie Pilze aus dem Boden. [...] Allein die Liste der Zeitschriften, die durchsucht und beschlagnahmt, deren Mitarbeiter angeklagt und wegen Werbens oder

Unterstützung verurteilt wurden, liest sich wie ein Branchenbuch der linken Presse. Der Abdruck von Bekenner-schreiben – selbst wenn sie kritisch kommentiert werden –, zieht bis heute unweigerlich Ermittlungsverfahren nach Paragraph 129a nach sich.«

Eva-Maria Thoms: »Der Freiheit eine Falle«, in: *Die Zeit* 6 (1989) (eigene Hinzufügung).

»Tatsächlich stellt der für die RAF-Fahndung eingeführte Paragraph alles auf den Kopf, was sonst im Strafrecht gilt – etwa, daß nur die Tat bestraft werden darf und nicht schon deren Vorbereitung. Im Gegensatz dazu beginnt bei 129a-Delikten, so der BGH noch 1978, die »Strafbarkeit bereits weit im Vorfeld der Vorbereitung konkreter strafbarer Handlungen« – es genüge mithin, kritisierte Cobler, bereits »die Disposition« für eine Tat. Das aber sei »Gesinnungsstrafrecht«. Staatlichen Sanktionen ausgesetzt sind nicht nur die Rädelsführer und Mitglieder einer terroristischen Vereinigung, sondern schon deren Sympathisanten – mit drastischen Folgen: Wer wie die Journalistin Strobl in Verdacht steht, verliert zugleich alle Schutzrechte, die mutmaßliche Täter normalerweise genießen. Untersuchungshaft, nur bei Flucht- oder Verdunklungsgefahr erlaubt, ist bei 129a-Verfahren obligatorisch. Obendrein unterliegt der U-Häftling einer scharfen Isolation. Der Schriftverkehr mit seinem Anwalt wird überwacht, der mündliche Kontakt durch Trennscheiben auf ein Minimum reduziert. Das Bündel rigoroser Vorschriften ist geradezu eine Ermunterung für Hardliner in der Justiz, jeden Verdächtigen aus dem Dunstkreis der Szene erst mal wegzuschließen. Wer als »Mitglied einer terroristischen Vereinigung« nach Paragraph 129a verfolgt wird, muß sich zudem Morde oder Attentate des Vereins wie eigene anrechnen lassen.«

»Erstmal wegschließen« (o.V.), in: *Der Spiegel* 21 (1990), S. 68–73, hier S. 72.

»Das Ganze ist ja kein Produkt wildgewordener Juristen, sondern politisch gewollt, von der sozialliberalen Koalition 1976 auf den Weg gebracht, von obersten Juristen abgesegnet und – wie die Debatte im Bundestag vor wenigen Wochen unter dem Stichwort »10 Jahre deutscher Herbst« belegt, von den drei großen Parteien in seiner Praxis und Fortsetzung gebilligt.«

Falko Werkentin: »Kein Produkt wildgewordener Juristen«, in: *clockwork 129a* 9 (13. April 1989), S. 3.

ALARM Indizien

»Ähnlich vage ist die Beweislage gegen die österreichische Journalistin Ingrid Strobl. Seit mehr als einem Jahr zieht sich nun ihre Untersuchungshaft hin; drei Monate davon war sie in strenger Einzelhaft. Der Prozeß gegen Ingrid Strobl wird am 14. Februar vor dem Oberlandesgericht Düsseldorf beginnen. Vorgeworfen wird ihr die »Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung / Revolutionäre Zellen«. Verhaftet wurde sie, wie Ulla Penselin, im Zusammenhang mit der Fahndung nach Mitgliedern der Revolutionären Zellen und der Roten Zora. Auch die langjährige *Emma-Redakteurin* befaßte sich mit »anschlagsrelevanten Themen«, zum Beispiel als Kritikerin der bundesdeutschen Ausländerpolitik. Auch in ihrem Fall macht die Anklage die »subjektive Tatseite« geltend. Selbst ein Buch über den (auch bewaffneten) Widerstand europäi-

scher Frauen gegen die deutsche Besatzung während der Nazizeit, das sie im Gefängnis München-Neudeck fertigstellte und das demnächst im S. Fischer Verlag erscheint, wird in der Anklageschrift gegen sie verwandt. Als objektives Indiz dient der Anklage der Kauf eines Weckers. Eben dieser Wecker soll sechs Wochen später von den Revolutionären Zellen bei dem Anschlag auf das Verwaltungsgebäude der Lufthansa [...] in Köln verwendet worden sein. Die Ankläger halten die Mitgliedschaft von Ingrid Strobl in den Revolutionären Zellen für erwiesen: Wenn sie diesen Wecker gekauft habe, dann sei sie Mitglied. Denn die Revolutionären Zellen arbeiten nach den Erkenntnissen der Bundesanwaltschaft streng abgeschottet; sie besorgen sich ihre Tatwerkzeuge grundsätzlich selbst. Diese These soll offensichtlich den genauen Nachweis der

Mitgliedschaft ersetzen. In den zehn Monaten, die Ingrid Strobl vor ihrer Verhaftung observiert wurde, hatten sich nicht die geringsten Anhaltspunkte für strafbares Verhalten oder eine Mitgliedschaft ergeben.«

Eva-Maria Thoms: »Der Freiheit eine Falle«, in: *Die Zeit* 6 (1989) (Hervorhebung im Original).

»Akribisch genau, im Schulterstrich auf den Knien haben wir das Gelände durchsucht.« Polizeikommissar Ernst Peter Setzer brauchte – wie sich bei seiner Vernehmung am 5. Tag des Strobl-Prozesses am 1. März herausstellte – mit seinen KollegInnen vom BKA trotzdem anderthalb Tage, um das Zifferblatt des Emes-Sonochron-Weckers nach dem Anschlag der Revolutionären Zellen auf das Verwaltungsgebäude der Deutschen Luftwaffe zu finden. [...] Obwohl kein Bekenntnisschreiben eingegangen war, noch sonst irgendwelche Belege konkret dafür sprachen, daß der Anschlag von den RZ durchgeführt worden war, reiste noch in der Nacht der Explosion eine Tatortermittlungsgruppe des BKA von Wiesbaden nach Köln und hatte ein auseinandergebautes Modell eines Emes-Sonochron-Weckers im Gepäck [...].«

»BKA hat immer einen Wecker im Gepäck« (o.V.), in: *clockwork 129a* 4 (2. März 1989), S. 1.



Katharina Karcher: »Feminism on Fire: Adrienne Gerhäuser, Corinna Kawaters and the ›Red Zora‹«: <http://dangerouswomenproject.org/2016/09/01/red-zora/> (Fotografie: Katharina Karcher, mit freundlicher Genehmigung).

Wecker EMES Sonochron, der für einen Sprengsatz der Roten Zora gebraucht wurde, als Beweismaterial bei der Polizei landete, und schließlich an Corinna Kawaters zurückgegeben wurde.

»Als ähnlich verdachtssüchtig [...] erwies sich am folgenden Tag auch dessen u.a. für die Telefonüberwachung zuständiger Kollege Preßler [vom BKA]. Auf ein von ihm überwachtes Telefongespräch zwischen Ingrid Strobl und dem damaligen taz-Redakteur Oliver Tolmein angesprochen, erinnerte er sich sofort an die hohe Brisanz und Gefährlichkeit dieses Gesprächs, das unter anderem als Begründung für eine Verlängerung der Telefonüberwachung diente: um Chile sei es gegangen, um Ausländer- und Asylpolitik und nach dem Gespräch habe er befürchtet, jetzt stünden neue Anschläge kurz bevor. Tatsächlich, das wurde in der Vernehmung und nach Verlesung des Gesprächs deutlich, ging es um eine Rezension, die Ingrid Strobl über Simone de Beauvoirs Essayband ›Auge um Auge‹ verfaßt hatte.«

»BKA-Zeugen: wenig wissen, viele verdächtigen« (o.V.), in: *clockwork 129a 3* (23. Februar 1989), S. 1 (eigene Hinzufügung).

»Auch das ›Indiz‹ des Weckerkaufs (das allererst eines werden kann, wenn es gelungen ist, den Weg eines markierten Weckers vom Kauf bis zum Anschlag zu verfolgen) wird längst gehandhabt, als sollte den Untergeordneten die Vernunft ihrer Flucht noch nachträglich bestätigt werden: ›Sie sind des Kaufes eines solchen Weckers dringend verdächtig; heißt

es schlicht im Haftbefehl gegen Corinna K. und Juliane B. Beweis: ›Die Wecker sind bei den Durchsuchungen der Wohnungen der Beschuldigten gefunden worden.‹ Sie wurden also offensichtlich nicht zum Bau von Bomben, sondern zweckfremd zum Wecken benutzt und nach erfolgter Warnung als außerordentlich verärräterisches Beweismittel von den

Verdächtigten sorgfältig aufbewahrt.«

Oliver Tolmein: »Fabrikation eines Verdachts«, in: *konkret 6* (1988), S. 30–33, hier S. 33.

Dokumentation

Postanhaltbeschlüsse

Beschluß

In der Strafsache

gegen die Schriftstellerin Dr. Ingrid Strobl aus Köln (...)

wegen des Verdachts der mitgliedschaftlichen Beteiligung an einer terroristischen Vereinigung und des Herbeiführens einer Sprengstoffexplosion

Aus der Postsendung des Peter N., ..., Köln, vom 30. Juni 1988 wird das Buch „Dialektik der Aufklärung“ von Horkheimer und Adorno von der Aushändigung an die Angeklagte ausgeschlossen und ist zu ihrer Habe zu nehmen. Im übrigen ist die Postsendung an die Angeschuldigte auszuhändigen.

Gründe:

Das bezeichnete Buch enthält eine Vielzahl von handschriftlichen Unterstreichungen. Die sich hieraus ergebende Gefahr der Übermittlungen verdeckter Nachrichten führt zum Ausschluß der Aushändigung des Buches an die Angeschuldigte.

Düsseldorf, den 4. Juli 1988

Der Vorsitzende des 5. Strafsenats des Oberlandesgerichts i.V. Spangenberg
Richter am Oberlandesgericht

★

clockwork 129a 1 (4. Februar 1989), S. 6.

Auch die *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno gerät unter Verdacht.



clockwork 129a 1 (4. Februar 1989), S. 3.

EMES Sonochron und seine verschiedenen Nutzungsmöglichkeiten.

»Zuerst möchte ich etwas über die Rolle sagen, die ich de facto in diesem Verfahren spiele. Die BAW [Bundesanwaltschaft] wirft mir die ›Mitgliedschaft in der terroristischen Vereinigung Revolutionäre Zellen‹ (kurz: RZ) vor. Sie stützt diesen Vorwurf allerdings auf eine Reihe grotesker, sich zum Teil selbst ad absurdum führender ›Argumente‹. Ich muß davon ausgehen, daß die BAW ebensogut wie ich weiß, daß dieser Vorwurf nichts als ihre eigene Erfindung ist. Daß sie dennoch, selbst noch in der Anklageschrift darauf beharrt, hat nur einen Grund: Ich soll als potentielle Auskunftsperson eingeschüchtert werden, ich soll mit einer langen Haftstrafe bedroht werden, damit ich sage, für wen ich das corpus delicti, um das sich alles dreht, den Wecker der Marke Emes Sonochron, gekauft habe. Da ich diese Auskunft verweigere, befinde ich mich also de facto in einer Art Beugehaft. Diese Beugehaft dauert nun schon acht Monate. Der einzige konkrete Vorwurf, den die BAW in der ganzen umfangreichen Anklageschrift gegen mich erheben kann, der einzige konkrete Vorwurf, der tatsächlich aus 13 üppigen Ermittlungs-Aktenordnern hervorgeht, ist der Kauf dieses ominösen Weckers. [...] [A]m 12.02.1987, kam mich eine Kollegin von Emma, Cornelia Filter, mittags besuchen und erzählte mir von einem seltsamen Anruf. Eine Frau L. habe ihr nach längerem Hin und Her gesagt, ich hätte etwas mit ›Terroristen‹ zu tun, mein Telefon werde abgehört [...]. Es sei sozusagen Gefahr in Verzug, jeden

Moment könne etwas passieren. [...] Ich fand die Geschichte ziemlich absurd. Was mich beunruhigte war allerdings, daß ich für den Fall, daß die Anruferin keine Verrückte sei, wohl davon ausgehen mußte, irgendwie überwacht zu werden. [...] Diese Anrufgeschichte kam mir erst wieder zu Bewußtsein, als ich nach dem 18.12.1987 im Fernsehen und im Rundfunk hörte, daß im ganzen Bundesgebiet 33 Wohnungen durchsucht worden waren, davon einige auch in Köln, und zwar alle aufgrund eines RZ-Verdachts. Ich habe natürlich angenommen, daß die ›Herren des Morgenrauens‹ auch bei mir waren. Als ich dann noch in einer Zeitung las, in Köln sei eine Wohnung in direkter Nähe des Neumarktes durchsucht worden, war ich mir ganz sicher. Ich bin trotzdem nach Hause gefahren. – Ein untrüglicher Beweis für meine offenbar ziemlich vertrackte ›Konspirativität‹? [...] Ich habe inzwischen meine Erfahrungen mit der ›Argumentation‹ in diesem Verfahren. Ich habe gelernt, daß man sich verhalten kann, wie man will – es wird auf jeden Fall gegen einen verwendet. Ich selbst habe mich nach der ›Warnung‹ durch Frau L. auf eine Art verhalten, die für jeden wirklich illegalen selbstmörderisch und wohl indiskutabel wäre. Und genau daraus versucht nun die BAW einen Strick zu drehen. Mit ›Argumenten‹, die jeden Sinn für Logik beleidigen, die durch ständiges Wiederkäuen auch nicht einleuchtender werden, die mich aber bereits acht Monate meines Lebens gekostet haben. [...] Während Ulla Penselin vorgeworfen wird, sie sei bereits politisch in Erscheinung getreten, habe einen politischen Gefangenen besucht etc., wird mir vorgeworfen, daß ich polizeilich noch nie in Erscheinung getreten bin. Was denn nun? [...] Ständig wiederholt das BKA in den Ermittlungsakten, daß ich die ganze Zeit über nichts Verdächtiges gesagt und getan habe. Weder die Durchsuchung meiner Wohnung, noch das Abhören meines Telefons, weder die Auswertung der Notizen in meinen diversen Kalendern, noch die Observation meiner ›Bewegungen‹, weder die Durchleuchtung meines Freundeskreises, noch die Durchsicht meiner Konten haben auch nur das Geringste ergeben. [...] Da mir die staatlichen Verfolgungsbehörden von Wiesbaden bis Karlsruhe wohl eine gewisse Intelligenz zutrauen und ich wiederum ihnen nicht jeglichen Verstand absprechen möchte, gibt es wie schon gesagt, nur einen Grund für dieses Konstrukt: Es soll als ein Damoklesschwert über mir schweben nach der

Devise: Das alles hängen wir dir an, wenn du nicht endlich sagst, wem du den Wecker gegeben hast. Verfahren nach dem § 129a StGB dienen in erster Linie der Ausforschung linker und feministischer Zusammenhänge. Die ›Szene‹ soll durchleuchtet, unzählige Menschen sollen bespitzelt werden. Allein in meinem Fall wurde das Ermittlungsverfahren gegen mich zum Vorwand genommen, die Flüchtlingsgruppen in Köln und anderen NRW-Städten ›aufzurollen‹. Allein in meinem Fall wurden mindestens 28 Menschen in die Ermittlungen verwickelt. Menschen, die ich zum Großteil nicht einmal kenne.«

Ingrid Strobl: »Ein Weckerkauf mit Folgen: Überarbeitete Einlassung von Dr. Ingrid Strobl für den Haftprüfungstermin am 9.1.1988« in: *clockwork 129a* 1 (4. Februar 1989), S. 3–4 (eigene Hinzufügung).

ALARM Gegen-Gegenwissen

Der Wecker EMES Sonochron kann sowohl als symbolische als auch materielle Schnittstelle verstanden werden, an der sich die wechselseitige Alarmiertheit der Konfliktparteien kreuzte und an der ihre Ängste eskalierten. Auf der einen Seite stand die Angst, dass die Angriffe auf die fdGO (freiheitliche, demokratische Grundordnung) durch den Terror von links abgewehrt werden mussten, um die Demokratie zu erhalten, auch wenn diese dabei immer »wehrhafter« und »militanter« werden⁵ und paradoxerweise die eigentlichen Grundrechte, die verteidigt werden sollten, immer stärker einschränken musste, wie die permanente Ausweitung des §129a zeigte. Auf der anderen Seite fand sich die Warnung, dass eben diese »wehrhafte« Demokratie den immer noch vorhandenen, nur mühsam verborgenen faschistischen Kern der Bundesrepublik Deutschland enthüllte und das Abrutschen in den völligen Faschismus mittels linker Militanz verhindert werden musste. Beide Seiten beriefen sich auf das Erbe der Vergangenheit und die Verpflichtung, die sich daraus ergab. Die Ausweitung des §129a wiederum verstärkte ein Klima der Verdachtssucht, das es immer schwieriger machte »eigene Töne in schrillen Zeiten« zu produzieren, wie die erste Ausgabe von *clockwork 129a* titelte. Der Name dieser Zeitung *clockwork 129a: Informationen über den Prozeß gegen Ingrid Strobl und andere 129a-Verfahren*«, ist Programm für den Versuch Gegenöffentlichkeit schaffen zu wollen, um Sand in das gut geölte Räderwerk von Justiz und Staat zu streuen. Gleichzeitig kann der §129a und seine Ermittlungsmethoden – ob nun Weckerprogramm, flächendeckende Ermittlung oder Schleppnetzfangung – auch als epistemische Operation verstanden werden, die dazu diente, Einblicke in politische Strukturen und Organisationsformen zu bekommen, in denen Gegenwissen hergestellt und praktiziert wurde. Der EMES Sonochron wiederum ist der materielle Effekt einer »Politik präventiver Eskalation politischer Konflikte«,⁶ einer epistemischen Spirale, die Gegen-Gegenwissen produzieren sollte.



E.coli-bri 5 (1989), S. 29.

Transparent bei der Demo in Essen am 11. Februar 1989 vor Eröffnung des Prozesses gegen Ingrid Strobl.

Anmerkungen

- 1 Rote Zora: »Mili's Tanz auf dem Eis: Von Pirouetten, Schleifen, Einbrüchen, doppelten Saltos und dem Versuch, Boden unter die Füße zu kriegen«, Dezember 1993, S. 4, FFBIZ-Berlin, A Rep. 400 BRD 20.21.22 Rote Zora.
- 2 Katharina Karcher weist zu Recht darauf hin, dass es vereinfachend wäre, militanten Aktionen generell feministische Aspekte abzusprechen. In der Forschung ist das jedoch bis heute oft der Fall. Statt zwischen »gutem Feminismus« und »schlechter Militanz« zu polarisieren, schlägt Karcher vor, feministische Militanz auf Grundlage der Militanzdebatten der linken Bewegung begrifflich besser zu erfassen. Siehe Katharina Karcher: *Sisters in Arms: Militanter Feminismus in Westdeutschland seit 1968*, Berlin: Assoziation A (2018), S. 29–39.
- 3 Die genaue Anzahl der Anschläge lässt sich anhand der Literatur nicht klären. Das hängt zum Teil damit zusammen, dass an einigen Anschlägen auch die Revolutionäre Zellen mitbeteiligt waren. In der 1993 erschienenen Text- und Materialsammlung *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora*, Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (1993), 2 Bd. Karcher bezieht sich auf einen Artikel, der 2007 in der *Berliner Zeitung* erschien, und geht auf dieser Grundlage von 45 Anschlägen aus, wobei einige davon erst in den 1990er Jahren stattfanden. Katharina Karcher: *Sisters in Arms: Militanter Feminismus in Westdeutschland seit 1968*, Berlin: Assoziation A (2018), S. 112.
- 4 Rote Zora: »Aktion gegen den Technologiepark Heidelberg (April 85)«, Bekennerschreiben in: ID-Archiv im IISG/Amsterdam (Hg.): *Die Früchte des Zorns: Texte und Materialien zur Geschichte der Revolutionären Zellen und der Roten Zora*, Berlin, Amsterdam: Edition ID-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte Berlin-Amsterdam (1993), 2. Band, S. 616–617, hier S. 616–617.
- 5 Karl Loewenstein: »Militant Democracy and Fundamental Rights«, in: *American Political Science Review* 31/3 (1937), S. 417–433 und 31/4, S. 638–658.
- 6 Falko Werkentin: »Kein Produkt wildgewordener Juristen«, in: *clockwork 129a* 9 (13. Februar 1989), S. 3.

Weiterführende Literatur

Katharina Karcher: *Sisters in Arms: Militanter Feminismus in Westdeutschland seit 1968*, Berlin: Assoziation A (2018).

Ingrid Strobl: *Vermessene Zeit: Der Wecker, der Knast und ich*, Hamburg: Edition Nautilus (2020).

UMBRUCH Strukturwandel

Die Alpen waren seit dem 18. Jahrhundert Projektionsraum für Vorstellungen über utopische Gesellschaftsformen, natürliches Zusammenleben oder reine Natur. Mitten im wirtschaftlichen Strukturwandel der 1970er und 1980er Jahre wurden sie erneut zum Raumlabor: Im Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft schien in den sich im »Umbruch« befindenden Bergregionen nochmals eine »alte Welt« auf, in der »anders« gearbeitet und gelebt wurde. Diese Arbeits- und Lebensformen wurden von Wissenschaftler*innen beobachtet und beschrieben, von Aussteiger*innen angewendet und von Naturschützer*innen als Beweis für mögliche Alternativen zu Großindustrie und Rationalisierung angeführt. Die Bergwelt stand damit Modell für Wohnen, Leben, Arbeit und Natur in der Wissensgesellschaft – trotz und wegen ihres »Entwicklungsrückstandes«. Ein Blick in die Berge, insbesondere in den Schweizer Kanton Wallis, weist so auf eine wenig beachtete Karriere des Gegenwissens hin: Gegenwissen als Teil einer (innereuropäischen) Entwicklungspolitik, die von der Land- und Energiewirtschaft über den Tourismus bis hin zur erprobten Zukunft, der »Telearbeit«, reichte.

UMBRUCH Wiederbevölkerung der Alpen

Electrode piante plant et Chippis (Switzerland)



Alusuisse (o.V.), Zürich: Swiss Aluminium Ltd. (1964), S. 128.

»Dieses Land, erkennt ihr es noch? Die Alte an ihrem Spinnrad, wie RITZ und RAPHY DALLÈVES sie gemalt haben, der Ziegenhirt, der sein Bockshorn bläst, der Wunderdoktor, der mit Kräutertee und Gottvertrauen salbadert, und das lange Schweigen der Zeit, welches das ungebändigte Wasser des Flusses wiegt: Museumsstücke! Sie sind gekommen, die Beherrscher von Raum und Energie. Sie haben den Weg gebahnt. Das Rad des Lastwagens verwischte die Spuren des Maultiers im Staub. Statt des Stalds und der Scheune bauten sie Garage und Werkstatt. Die elektrische Lampe und die Neonröhre ersetzen die alte Petrolpfunzel und verscheuchten aufgestöberte Gespen-

ter. Eine neue Epoche beginnt, voll Bewegung und Leben. Sie lebten in der Vergangenheit; wir erschliessen die Zukunft.«

Mit diesen Sätzen zeichnet der Walliser Dichter MAURICE ZERMATTEN das Bild des gewaltigen Umbruchs, der sich heute in seinem Heimatkanton vollzieht. Wer heute ins Wallis fährt, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus: Der ganze Kanton gleicht einer einzigen grossen Werkstatt, wo der Hammerschlag des industriellen Zeitalters millionenfach von den Viertausendern widerhallt. Eine fieberhafte Stimmung hat sich der Bevölkerung bemächtigt. Wohin man schaut, herrscht intensive wirtschaftliche Geschäftigkeit. Baustelle reiht sich an Baustelle. Modernste Wohn- und Geschäftshäuser schießen wie Pilze aus dem Boden. Grossdimensionierte Fabrikanlagen beleben die Silhouette der Ebene, während das Bergland mit riesigen Stauauern und Druckleitungen überzogen wird. Bäuerliche Nester verwandeln sich über Nacht zu angesehenen Industriedörfern, Industriedörfer zu bedeutenden Wirtschaftszentren. Rindviehalpen werden zu Kurorten, Kurorte zu Hochgebirgsstädten. Wohlausgebaute Strassen führen bis in die hintersten Siedlungen und kühne Seilbahnen hissen Menschen und Güter über die steilsten Felsschründe empor. Bis hinauf zu den entlegensten Alphütten dringen die Errungenschaften der modernen Technik. Der Lebensstandard der Bevölkerung steigt, und die Konsumgewohnheiten passen sich grosstädtischen Verhältnissen an. Breite Kreise finden auf einmal Zugang zu den Annehmlichkeiten des modernen Lebens. Die Leute können sich Dinge leisten, die sie früher nur vom Hörensagen kannten.«

Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. 1.

»Nachdem die längste Zeit das Rosa-färben die Bergbauerndiskussion beherrscht hat, war es interessanterweise ein Volkskundler (Richard Weiss), der darauf hinwies, dass inmitten der Hochkonjunktur das Proletariat und die Slums heute in den Bergtälern zu suchen seien. [...] Untersuchungen zeigen, dass die sozialen Beziehungen in reinen Bergdörfern von Jahr zu Jahr schrumpfen: die Nachbarschaftshilfe lässt nach, das Zusammensitzen vor dem Haus hört auf, zum Teil als Folge der Abwanderung und der dadurch oft erzwungenen Mechanisierung, die die einzelne Familie zu sehr anspannt und isoliert. [...] Die Landflucht ist im Steigen [...]. Es entwickeln sich, – weil die Mädchen von der Abwanderung besonders stark betroffen sind – ausgesprochene Männerreliktgebiete: Junggesellen und alte Leute bewirtschaften Höfe. Die Frauen spüren zu gut die Überbeanspruchung: sie haben die Kinder zu betreuen, müssen den Stall besorgen und daneben noch Feldarbeit verrichten. [...] Die Gebiete mit ländlicher Industrialisierung (Gewerbe, Fabriken, Fremdenverkehr) bieten denn auch einen günstigeren Eindruck. Industrie und Fremdenverkehr sind eindeutig »Motor der Wohlstandsförderung«. [...] [Es] gilt [...] Entwicklungsmaßnahmen zu finden [...] die Dorfentwicklung als Ziel haben; und auch das heisst dann – man mag es bedauern – in gewisser Weise Verstädterung. Jedoch: die Einfachheit, Bedürfnislosigkeit und Primitivität zum »Urwüchsigen« zu erheben, überzeugt heute zuletzt die Bewohner dieser Gebiete.«

Urs Jaeggi: »Die Ansicht eines Soziologen«, in: Forum Alpinum (Hg.): *Karger Boden – Schöne Heimat*, Zürich: Forum Alpinum (1965), S. 12–16, hier S. 13, 14, 16.

»Auffallend ist im weiteren der schroffe Übergang von den demographischen und wirtschaftlichen Ballungszentren zu den »leeren« oder sich entleerenden Räumen; ein weiteres Anzeichen für die ungeheure Sogkraft der städtischen und industriellen Agglomerationen und die ständige, den natürlichen Bevölkerungsüberschuss kompensierende Abwanderung der Bevölkerung aus den ländlichen Gemeinden nach den örtlich stark begrenzten Ballungen. [...] Hier hat die Landes-, Regional- und Ortsplanung einzusetzen. Nur sie ist in der Lage, eine ungesunde Übersteigerung der sich unter völlig freien marktwirtschaftlichen Bedingungen immer wieder durchsetzenden und beschleunigenden Konzentrationstendenzen zu verhindern und ein gleichmässigeres demographisches und wirtschaftliches Wachstum aller Landesteile, auch der Berggegenden, zu gewährleisten.«

Francesco Kneschaurek: »Die Bedeutung der Landesplanung für die Berggebiete«, in: Forum Alpinum (Hg.): *Karger Boden – Schöne Heimat*, Zürich: Forum Alpinum (1965), S. 396–400, hier S. 397–398, 399, 400.

Das im Nachgang der schweizerischen Nationalausstellung *Landi 64* entstandene, großformatige Buch *Karger Boden – Schöne Heimat* (1965) versammelte neben Bild- und Textdokumentationen verschiedener Bergregionen der Schweiz zehn Essays von Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen (vertreten waren neben Soziologie, Volkskunde und Ökonomie beispielsweise ein Kulturgeograf, ein Agrarwissenschaftler sowie eine Psychologin).

»Das Freiheitsstreben, welches die sogenannten »freien Walser« im Hochmittelalter, sicher im Zusammenhang mit den religiösen Bewegungen jener Zeit, bewog, sich in den bisher unbewohnten »obersten wilden höhen« anzusiedeln und alle Mühen und Gefahren auf sich zu nehmen, hat heute seine Kraft verloren, ähnlich wie der aus dem Glauben erwachsende Pioniergeist der Pilgerväter in der späteren Erschliessung der neuen Welt anderen Motiven gewichen ist. Kann man vom durchschnittlichen Menschen unserer Zeit Zivilisationsaskese oder Zivilisationsabstinenz aus religiösen Gründen fordern – fordern von unserm Standpunkt der Begünstigten und Besitzenden aus? – Die Alpinisten in ihrer Bergflucht – einer Flucht aus dem Tiefland in die Berge – zeigen eine solche Tendenz zur Zivilisationsaskese in den mehr oder weniger unwirtlichen Bergen; der Alpinist ist eine Art Bergmönch, aber eben nur für einige Tage oder Wochen, je nach Belieben; nachher geniesst er um so mehr den schnellen Wagen, das heisse Bad, die frischen Früchte, das weiche Bett... Vielleicht gibt es doch, wenn der Zivilisationsfortschritt im heutigen Masse weitergeht, in Zukunft einmal ein Bedürfnis nach ernsthafter und dauernder Askese, und wenn diese in den Bergen den ihr gemässen Zufluchtsort finden sollte, entstehen auch bei uns Bergklöster wie im Tibet, wer weiss...«

Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 232–254, hier S. 248.

Im Schweizer Kanton Wallis konnte der Umbruch von naturnaher Subsistenzwirtschaft zu industrialisierten Arbeitsverhältnissen besonders direkt mitverfolgt werden – zumindest scheint es so, wenn man die rege Forschungstätigkeit von Schweizer Volkskundler*innen nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet. Eine Gruppe um den Zürcher Professor Richard Weiss operierte dort im alpinen Spannungsfeld von Industrie euphorie, Naturwüchsigkeit und Zivilisationsflucht: Die Wissenschaftler versuchten, den »Wirbel von Folgeerscheinungen« der sich verändernden Arbeits- und Lebenswelten ethnografisch zu erfassen, zu dokumentieren und einzuordnen. Den technisch-zivilisatorischen Fortschritt sahen sie durchaus angebracht, um der »Proletarisierung« und dem ungleichen Lebensstandard der Bergbevölkerung Abhilfe zu verschaffen, sie warnten aber auch vor den Kosten des Umbruchs. So »verändert

sich das ganze soziale und geistige Gefüge dieser Täler revolutionär, keineswegs nur im schlechten Sinn, aber doch immer mit den schmerzlichen und unharmonischen Begleitumständen jeder Revolution«. Insbesondere die traditionell-kooperativen Arbeitsformen des »Alpinen Menschen« sahen sie dem Verschwinden ausgesetzt. »Wer seine Arbeit geldwirtschaftlich nach Stundenlöhnen einschätzt, leistet nicht nur kein Gemeinwerk mehr, sondern auch andere Gemeinschaftsformen und Gemeindeorganisationen werden für ihn unzweckmässig, unrentabel und überlebt. Individualistisches, unternehmerhaftes Denken setzt sich gerade bei den Begabtesten durch, und diese, soweit sie nicht abwandern, verdrängen oft die alte Gemeindegastrie mit ihren konservativen überlebten Anschauungen und Daseinsbewertungen aus den Dorfämtern. In den Augen der meisten haben die Sieger recht.«¹

Der Bau von Kraftwerken, Staumauern und Hochspannungsleitungen – im Wallis und anderen »unterentwickelten« Schweizer Kantonen – war von Anfang an begleitet von lokalen Widerständen und sich artikulierendem Unmut ob der Nebenfolgen der Industrialisierung und Technisierung. Gegen die von der Aluminiumverhüttung verursachten »Giftschäden« etwa – Fluorose bei Kühen, von Fluoremissionen lädierte Wälder, Obst und Gemüse – protestierten Bäuer*innen im aargauischen Fricktal schon in den späten 1950er Jahren, wenig später auch im Wallis: der sogenannte »Walliser Fluorkrieg«. Die »industrielle Dezentralisation«² der Schweiz wurde im Wallis insbesondere von Firmen wie Lonza (Chemie/Elektrizität), Ciba (Pharma) und Alusuisse (dem wichtigsten Arbeitgeber der Region) vorangetrieben und erschienen als Teil der Entwicklungsmaßnahmen, die in den Nachkriegsjahrzehnten für die abgehängten, sich »entleerenden« alpinen Regionen gefordert wurden. Was »Entwicklung« genau heißen sollte, war also sehr umstritten, auch wenn zunächst die Modernisierungseuphorie überwog: »Niemand soll es arg anfechten oder zu sehr betrüben«, so der Walliser Schriftsteller (und ehemalige Revierförster) Adolf Fux 1961 apropos »Wallis im Umbruch«, »dass [...] immer mehr Betonmasten und Fabriken in der ›heroischen‹ Landschaft stehen; dass Starkstromleitungen wie Riesenspinngewebe zwischen schlanken Kirchtürmen und Trümmern einstiger Zwingburgen hängen und Isolatorenäugen ins stille Dasein der Dörfer glotzen«.³

Umbrüche gab es bald viele zu konstatieren. Es verknüpften sich darin (seit den frühneuzeitlichen Expeditionen von berühmten Naturforschern schon lange zirkulierende) romantisierende Vorstellungen der Alpen als »ursprünglicher« und naturbelassener Raum mit zeitgenössischen Debatten um Landschaftsschutz, Energie- und Industriepolitik sowie der Verteilung von Arbeit entlang von Geschlechter- und Raumgrenzen.⁴ Im schweizerischen Berggebiet als besonders exemplarische »Peripherie« wurden diese Fragen ab den 1960er Jahren intensiv verhandelt (eine andere solche vieldiskutierte Peripherie war etwa »der Süden«, innerhalb Europas als mediterraner Raum, global gesehen als »Dritte Welt«).⁵ Und spätestens ab den 1970er Jahren waren dann Wasserkraft, Aluminiumindustrie und infrastrukturelle Aufrüstung der Bergkantone heftig umstritten. Migrationen traten als Auswirkung der sich verändernden Arbeitswelten besonders in den Fokus. Die Frage, wie Männer und Frauen sich Arbeit teilten und ob sie auch dort wohnten, wo sie arbeiteten, gemeinsam oder alleine, mit oder gegen die Natur, drängte sich insbesondere in peripheren Räumen wie den Bergen und in Berufszweigen, in denen die gemeinsame (Familien-)Arbeit gerade erst anfang, durch die Technisierung

in Frage gestellt zu werden – wie der alpinen Landwirtschaft.

Während die Diagnose in den 1960er Jahren noch eindeutig ausgefallen war – Entvölkerung der Berggebiete und damit des Raumes, der anteilmäßig die größte Fläche des Schweizer Territoriums ausmachte –, konnte Martin Schuler in der 1984 publizierten multidisziplinären Studie *Umbruch im Berggebiet* feststellen, dass sich die Abwanderung aus den Berggebieten der Schweiz in den 1970er Jahren verlangsamt hatte – aus verschiedenen Gründen: »[...] der wirtschaftliche Einbruch von 1974, vermehrtes Arbeitspendeln in entferntere Gebiete, ein geringeres natürliches Bevölkerungswachstum, aber auch die Schaffung neuer Arbeitsplätze in verschiedenen Regionen. Wie weit auch Einstellungsänderungen mitgespielt haben, lässt sich nur schwer feststellen: doch schneidet das Berggebiet in jüngeren Untersuchungen nicht nur hinsichtlich seines Wohnwertes überdurchschnittlich gut ab.«⁶ Der »Wohnwert« von Bergregionen schien aber nicht nur Alteingesessene zu überzeugen. Ab den 1970er Jahren wurde das Hochland auch zum Ort von Gegenkultur, als nämlich Aussteiger*innen sich vom städtischen Leben zurückziehen und die scheinbare Einfachheit der Alpwirtschaft erfahren wollten.



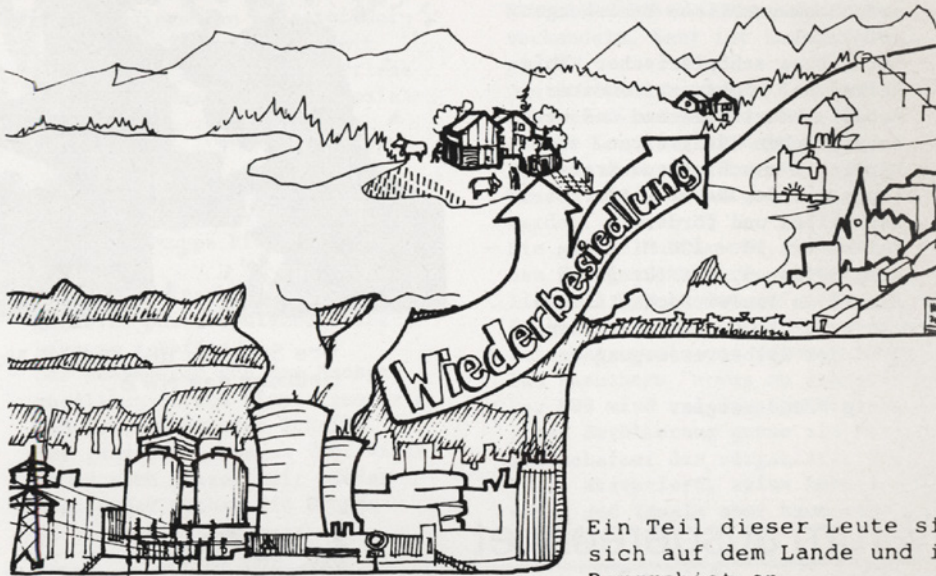
»Fluorkrieg im Fricktal, Demonstration mit Kühen gegen Fluorschäden, vor dem Verwaltungsgebäude der Alusuisse Zürich«, Comet Photo AG (Zürich), 1963, Com_L12-0378-0002-0005, ETH Bildarchiv.

Widerständige Landbevölkerung: Der Unmut gegen die Alusuisse regte sich (nicht nur im Wallis) früh – wie hier zu sehen beim Aufmarsch Fricktaler Bäuerinnen und Bauern samt Kühen in Richtung Alusuisse-Verwaltungsgebäude in Zürich 1958. Sie protestierten gegen den badischen Ableger der Aluminium Industrie Aktien Gesellschaft, wie die Alusuisse zu diesem Zeitpunkt noch hieß, bzw. gegen die durch die am Rheinufer gelegene Aluminiumhütte verursachte Fluorose. Die Geschichte des »Walliser Fluorkriegs« arbeitete der Journalist Urs P. Gasche 1981 auf: *Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse: Wie eine Industrie ihre Macht ausspielt, Beamte den Volkswillen missachten und die*

Umwelt kaputt geht. Eine wahre Schweizer Geschichte – »ein Stück dreckiger Walliser Geschichte«, wie die Oberwalliser Zeitschrift Rote Anneliese berichten sollte, »geschrieben vom grössten Industrie-Konzern in unserem Kanton – der Alusuisse. Nicht auf Pergamentpapier, sondern auf den Körpern von Mensch und Tier, auf Pflanzen und Gewässern. Helden gibt es keine in dieser Geschichte, aber Gewinner und Verlierer. Auf der einen Seite stehen die jährlichen Riesengewinne der Alusuisse, auf der anderen Seite aber die grossen, ziffernmässig nicht genau abklärbaren Schäden am Menschen und seiner Umwelt.«⁷ Die Liste der konstatierten Schäden war eindrücklich: »Langjährige Arbeiter der Walliser Aluminiumhütten erkrankten noch heute an Skelettfuorose. Nonnen des Bernhardinerklosters Gêronde klagten über Schwindel und schlaflose Nächte. Kühe und Rinder bekommen braune, weiche Knochen und Zähne,

geben weniger Milch und müssen vorzeitig geschlachtet werden. Zwischen Sierre und Martigny sterben Zehntausende von Föhren ab. Der naturgeschützte Pfywald ist schwer beschädigt. Aprikosen verkümmern tonnenweise. Reben bräunen sich. Die Weinbauern um Chippis müssten ihren Fendant, Johannisberg, Malvoisie und Dôle als »fluorhaltig« anpreisen, wenn für Wein die gleichen Gesetze wie für Mineralwasser gelten würden. Das Heu ist streckenweise so stark verseucht, dass es dem Jungvieh nicht verfüttert werden darf.«⁸ ►SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/
 Bewusste Ernährung ►NO FUTURE/APOKALYPSE/Verseuchte Landschaften

DIE WIEDERBESIEDLUNG DER BERGGEBIETE



Ein Teil dieser Leute siedeln sich auf dem Lande und im Berggebiet an.

Immer mehr Leute aus der Stadt können ihre Bedürfnisse nach Ruhe, Beziehung zum Lebendigen, Ursprünglichkeit, schöpferischer Entfaltung nicht mehr befriedigen und suchen nach alternativen Lebensformen.

So entstanden verschiedene Gemeinschaften, deren Grundlage die Landwirtschaft und handwerkliche Tätigkeiten bilden, wie zum Beispiel der Neue Walser Bund (NWB)

Arbeitsgemeinschaft Umwelt (AGU): *umdenken - umschwenken: Alternativen. Wegweiser aus der grosstechnischen Zivilisation?*, Zürich: AGU (1975), S. L VI 2.

Richard Weiss' 1962 ausgesprochene Vermutung, dass die entvölkerten Berge dereinst als »Zufluchtsort« für zivilisationsmüde Schweizer*innen ihr Comeback erfahren könnten, sollte sich bald bestätigen. Knapp zehn Jahre später war die Gegenbewegung bereits in vollem Gange, wie man 1975 im Ausstellungsband *umdenken - umschwenken: Alternati-*

ven. Wegweiser aus der grosstechnischen Zivilisation? in Erfahrung bringen konnte:

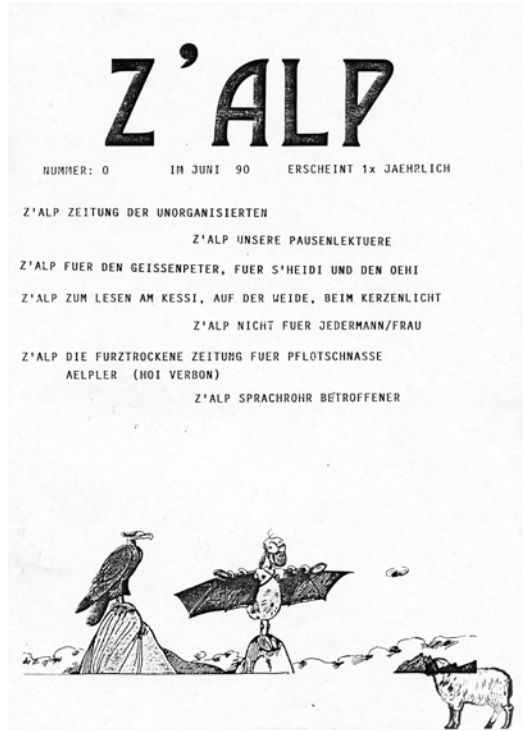
- »Was will der NWB [Neue Walser Bund]?
- Harmonisches Verhältnis zur Natur und zu sich selbst.
- Im Gruppenprozess intensive zwischenmenschliche Beziehungen entwickeln.
- Entfaltung schöpferischer Fähigkeiten bei nicht entfremdeter Arbeit, künstlerischen und wissenschaftlichen

Tätigkeiten.

- Möglichst geschlossene Kreisläufe mit der Natur wiederherstellen und fördern.
- Zellen von 50-100 Mitgliedern aufbauen, die für ihren Bedarf an landwirtschaftlichen und gewerblichen Gütern einen hohen Grad der Selbstversorgung erreichen.
- Wenig Fremdenenergie.

Warum ausgerechnet im Berggebiet?

- In der Stadt bestand keine Möglichkeit ihre sozialen und ökologischen Ideen zu verwirklichen.
 - Wie vor Jahrhunderten den Alten Walsern wird dem Neuen Walser Bund ein Freiraum für seine Lebensweise von der einheimischen Bevölkerung gewährt, die froh ist um die Wiederbewirtschaftung des vergandeten Landes.⁹
- NO FUTURE/RÜCKBESINNUNG/Urerfahrung



z'alp 0 (1990), Cover.

»Regelmässig und »pfleglich« genutzte Alpweiden bilden die Grundlage für eine funktionierende, alpine Kulturlandschaft, wie sie schon seit ca 2000 Jahren besteht. Ohne die regelmässige Bestossung in den Sommermonaten würden die Alpweiden mit hohen Gräsern, Stauden, Gebüsch und z.T. auch Bäumen verganden. Der natürliche Pflanzenwuchs wird durch ein Zusammenspiel der am jeweiligen Standort gegebenen Klima-, Boden- und Vegetationsfaktoren und der bestehenden Geländeform gebildet. So gibt es von Natur aus fruchtbare und unfruchtbare Standorte und somit Flächen, die sich intensiv als Weiden nutzen lassen, Flächen die sich nur für eine extensive Nutzung eignen und für jegliche Weidenutzung ungeeignete Flächen. Die Pflege und Düngung der Alpweiden sollte immer im Zusammenhang mit der gesamten Alpnutzung gesehen werden. Es wäre sinnvoll, für jede Alp eine Nutzungs- und Weideplanung aufstellen zu lassen. (Die Forschungsanstalt Reckenholz berechnet ca Fr. 4000.- für einen Weideplan, was ja z.B. im Verhältnis zu Meliorationskosten ein verschwindend geringer Beitrag ist. Der Weideplan kann von der Gemeinde über das Meliorationsamt in Auftrag gegeben werden.)«

Gudrun Hoppe: »Die Alpweide – ihre Pflege und Nutzung«, in: z'alp 0 (1990), S. 19–21, hier S. 19.

Das Zitat ist Teil eines Berichts über einen Vortrag von Walter Dietl (der an der ETH über »nachhaltige Alpvorbesserung im Kanton Obwalden« geforscht hatte) der Eidgenössischen Forschungsanstalt für landwirtschaftlichen Pflanzenbau Reckholz, der im Restaurant Cooperativo in Zürich als »Weiterbildung für Aelplerinnen und Aelpler« stattgefunden hatte. Neben dem »Neuen Walser Bund«, der Kooperative »longo mai« oder auch den »Bärglütli«¹⁰ entstand mit der Zeitschrift z'alp und dem 1989 gegründeten Alparchiv (das, als Verein organisiert, zuerst in Zürich betrieben wurde und wo landwirtschaftliche Bücher, Flugblätter und anderes Informationsmaterial gesammelt wurde) ein alternativer Wissenskorpus über Alpwirtschaft – oder das »z'alp«-Gehen. Das Archiv und die Zeitschrift waren der Vernetzungsort für eine Gruppe von Unterländer*innen und Städter*innen, die regelmäßig ihre Sommer – und teilweise auch ihre Winter – in den Bergen verbrachten, oft mit der Absicht, »der Zivilisation zu entkommen«.¹¹ Neben Informationen zur alpinen Landwirtschaft zirkulierten in der z'alp auch Rezepte über alternative medi-

zinische Behandlungsmethoden für kranke Tiere oder »Chemiefreies Spühlen [sic] von Milchgeschirr«, Recherchen über »gentechnisch produziertes Lab« in der Käseproduktion, oder auch Tipps zum Umgang mit alpinen Schießübungen des Schweizer Militärs (»Findet eine Solidarisierung zwischen dir und den Bauern statt, so hast du schon fast gewonnen«).¹²

UMBRUCH Nutzungskonflikte

»Grundsätzlich gibt es im Dreieck Lebensraum – Wirtschaftsraum – Naturraum nur eine Optimierung – nie die einseitige Ausrichtung auf ein Prinzip. Die Sicherheit des Lebensraums und die Funktionsfähigkeit des Wirtschaftsraumes müssen mit Einbusse an Schönheit des Naturraumes erkaufte werden – aber nicht mit dem totalen Verlust.«

Georges Grosjean: »Visuell-ästhetische Veränderungen der Landschaft«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 105–138, hier S. 106.



»Die Steinfrau Graubündens auf der Alp Preda Sovrana, Val Madris/Avers – Mahmal der Hirten gegen den geplanten Stausee für die Umlagerung von (Atom)Strom«, Postkarte, Schweizerisches Sozialarchiv, F Ka-0001-267.

Das »Mahmal der Hirten gegen den geplanten Stausee für die Umlagerung von (Atom)Strom« gehört zu den pittoreskeren Erscheinungen alpiner Widerständigkeit – es zierte unter anderem das Titelbild des (ebenfalls mahnenden) Wanderführers *Wandert in der Schweiz solange es sie noch gibt: Ein Wanderbuch für 35 Lokaltermine* (1987). Auch *Die Zeit* berichtete wenig später von jenem »alten Brauch«, dem Auftürmen von Steinen, den »moderne Alpenschützer« revitalisiert hätten: »Seit August 1985 steht

auf der Alp Sovrana im Schweizer Kanton Graubünden eine Steinfrau. Sie heißt ›Lange Heidi‹, und das mit Recht, denn sie ist 3.60 Meter hoch. Eine ›Steinfrau‹ – wohl die erste nach vielen tausend alpinen ›Steinmännern‹ – als Mahmal gegen die Zerstörung der Alpen und Almen durch Speicherseen und Militärübungsplätze. In der Inschrift heißt es: ›Diese Steinfrau widmen wir allen vergangenen und zukünftigen Hirten von Preda Sovrana, im Kanton und zwischen Alaska und Tasmanien; den Ingenieuren der Kraftwerke Hinterrhein AG und deren Unterländer [sic] und italienischen Aktionären. Möge ihnen der Himmel auf den Kopf fallen, noch bevor sie ihr Projekt verwirklichen können.«¹³

»Es begab sich, daß ein Elektro-
konzern /
Lust verspürte, /
auch dieses Tal /
mit einer 380-kW-Leitung [sic] zu
zerstören; /
unersättlich warten sie nicht, /
bis auch der Fluß trocken /
noch mit 10 Kubikmeter in der Sekun-
de rinnt /
und tausend Geschirrspüler
mehr verkauft sind /
und Elektroheizungen /
Eierkocher /
elektrische Zahnbürsten; /
kauft Schneemaschinen!

Noch wachsen die stählernen Masten
im Osten /
85 Meter hoch /
übers Sanderer Joch /
und die Menschen im Süden wehren
sich. /

Verlier nicht die Geduld, /
wenn du siehst, /
wie sie Millionen machen /
mit dem Verkauf von Atomstrom. /
Ihre Aktion sind wie das Heu auf den
Wiesen. /
Beneide nicht die Kohn's und Kunz's, /
die am Fernsehen reden /
im Hilton essen /
und in Luxusvillen wohnen /
mit automatischem Garagetor /
und elektrischer Alarmanlage. /
Bald wird man ihre Namen in keiner
Zeitung /
mehr lesen, /
denn sie werden abgemäht wie das
Heu auf den Wiesen.

Laß dich nicht beunruhigen /
von ihren Erfindungen, 380 kW [sic], /
noch von ihrem technischen Fort-
schritt, /
den Wirtschaftsführer, den du heute
siehst, /
wirst du bald nicht mehr sehen, /
du wirst ihn suchen /
in seinem Büro aus Glas - /
und nicht finden. /
Die neuen Führer werden die Wälder
beschützen /
und friedliche Menschen sein.

Noch werden neue Kraftwerke
gebaut /
und Hochspannungsleitungen
gezogen. /
Aber der Herr spottet ihrer, /
weil Er weiß, wie bald sie ihre Macht /
verlieren werden. /
Ihre eigene Zerstörungswut wird sich
gegen /
sie selber richten. /
Und ihre Söhne und Töchter Zürichs /
Geschäfte plündern. /

Und wertlos sind dann die Pläne ihrer
Techniker. /

Die Konzerne sind /
wie die Blumen auf den Wiesen /
und die Verbundgesellschaften /
wie Rauch.«

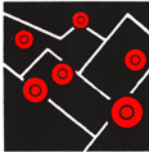
Hans-Peter Dür: »Noch wachsen die
stählernen Masten«, in: Schweizerischer
Evangelischer Missionsrat (Hg.): *Frieden*,
Basel (1981) (= Missionsjahrbuch der
Schweiz 48), S. 25.

Hans-Peter Dür (nicht zu Verwechslern
mit dem Ethnologen Hans-Peter
Duerr) war Pfarrer im Unterengadiner
Dorf Tschlin, engagierte sich für die
Erhaltung des Bergtals und geriet
nach der Publikation dieser Psalm-
Nachdichtung vor allem wegen des
vermeintlichen Aufrufs zu Gewalt in
Kritik: »Psalm 37, in der Fassung von
Dür, hat in Graubünden zu sehr schar-
fen Reaktionen geführt. Aufgrund
seiner Veröffentlichung im Missions-
jahrbuch ›Frieden‹ (1981) wurde er
vom Präsidenten des Bündner Regie-
rungsrates in einem durch viele Kopien
verbreiteten Brief an Pfarrer Dür als
›Aufruf zum Anschlag‹ interpretiert.«¹⁴
Doch wie die Verse genau gemeint
waren, blieb umstritten: »Dürs Psalm
ist eben gerade nicht ein Aufruf zur
Gewalt [...]. Eben gerade nicht wir
selbst, wir Menschen, werden das
Hochspannungsprojekt verhindern,
mit unserer Macht, sondern Gott wird
es tun. Er ist's, ›der mäht‹ und den
Mächtigen dieser Welt das Handwerk
legt.«¹⁵ Mit den »Kohn's und Kunz's«
war wohl der Schweizer »Atompapst«
und Direktor der Alusuisse Michael
Kohn gemeint.
► NO FUTURE/ APOKALYPSE / Bedrohte
Schöpfung



ATOM PUMP WASSER KRAFT SPEICHER SEE WERK ALP ?

FEUER
AUF DEN ALPEN
12. AUGUST 1989



FEST
IM VAL MADRIS
12./13. AUGUST 1989

Res Keller, *Atom Pump Wasser Kraft Speicher See Werk Alp?* (1989), Alparchiv, https://www.zalp.ch/downloads/flugblaetter_1988-89_300dpi.pdf.

»Die Alpen sind eine uralte Landschaft. Ihr Eigenwert ist das im Laufe der Generationen langsam Gewachsene. [...] Die Botschaft, die von Gipfel zu Pass, von Alp zu Tal gesendet wird, ist eine persönliche und gemeinsame zugleich: Die Gemeinschaften in den Tälern lebendig und eigenständig erhalten und sich tälernerübergreifend für eine Entwicklung der Alpen ohne Zerstörung einsetzen. Dass diese Zerstörung allenthalben droht, ist bekannt. Sei es der »Endausbau der Wasserkraft« [...], die Wegationalisierung der Berglandwirtschaft unter dem Druck der EG oder die Transitverkehrslawine, die sich je länger je schlimmer ins Rheintal, die Leventina und das Urner Reusstal ergiesst.«¹⁶ Gegen geplante Stauseen protestierten die alternativen Bergler*innen zusammen mit Umweltschutzverbänden wie dem WWF oder dem Bündner Naturschutzbund – allerdings oft in einem angespannten Verhältnis zur lokalen Bevölkerung, denn der Bau der Großprojekte versprach Arbeitsplätze und vor allem Steuereinnahmen für die wirtschaftlich schwachen Berggemeinden. Die Protestler*innen veranstalteten jährliche Alpfeuer: »Wir hoffen, Eure Alpenfeuer leuchten mit! Im Oberhalbstein für das Val Bercla (EWZ-Projekt). Im Engadin und Puschlav dem Kraftwerksdirektor Karl Heiz in die Stube (Kraftwerke Brusio, Projekt Bernina). In Mittelbünden ins Thusner Büro von Direktor Ulrich Burckhart (Kraftwerke Hinterrhein, Projekt Madris). Im Oberland für das Val Mulin (Elwerke Bündner Oberland) und die Lampertschalp (KW Sernf-Niedererbach). Und leuchten soll's das Rheintal hinunter, weiter durch's St. Galler Oberland – bis nach Zürich. Der Feuerschein wird in der EWZ-Fassade, der Elektrowattpyramide und in den Fenstern der Kreditanstalt spiegeln.«¹⁷



Landschaftsschutz in der Schweiz 1982. Tätigkeit der SL, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), Cover.

Energie-historiografisch bringt man die 1980er Jahre wohl vor allem mit der Anti-Nuklear-Bewegung in Verbindung, eventuell mit den Anfängen von Wind- und Solarenergie. Die Mobilisierung gegen die (ungezügelterte) Hydroelektrizität sollte aber keineswegs versanden – eher im Gegenteil. Denn der »Endausbau der Wasserkraft«, wie der Tätigkeitsbericht *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982* einmal mehr konstatierte, war leider nicht in Sicht: »Im Jahre 1976 erinnerte Nationalrat Ruedi Schatz, der verstorbene Präsident der SL [Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz], als erster daran, dass die Wasserkraft der Schweiz im wesentlichen schon ausgebaut sind und die letzten grossen Kraftwerke mit dem Versprechen gebaut wurden, die wenigen noch freifliessenden Wildwasserabschnitte blieben nun unangetastet. Sein Ruf blieb nicht ungehört. [...] Leider haben trotzdem einige Kraftwerksgesellschaften mit dem Bau weiterer Kraftwerke begonnen [...]«¹⁸

Waldsterben im Wallis

Oft hindern uns kluge Sätze und lange Studien rechtzeitig das Wesentliche zu tun. Unsere Wälder gehen zur Zeit kaputt, ohne dass jemand grundsätzliche Änderungen der Politik auch nur ins Auge fasst. Statt dessen werden Studien angeordnet, Berichte eingeholt, Experten beauftragt.



Seit über zwei Jahren führt Dr. Genoud vom kantonalen Umweltschutzamt Messungen der Walliser Luft durch. Das Resultat: Selbst in Ortschaften wie Gammien und Vion ist die Luft weit besser als in Schweizer Städten. Erfreulich möchte man dies gerne nennen, wenn nicht ...



Umgekehrt nimmt das Waldsterben im Wallis immer beängstigendere Ausmasse an. In gewissen Regionen sind in den Höhenlagen zwischen 500 und 1'200 Metern der Grossteil der Bäume tot oder leiden an Wachstumsstörungen. Die Zahlen stammen vom Kantonsforster Dr. Gotthard Blötzer, ein unverdächtig Zeuge.



Eine der Normen entsprechende Luft auf der einen Seite und sterbende Wälder auf der anderen Seite lassen nur einen vernünftigen Schluss zu: Die heutigen Normen sind für das Wallis zu barmherzig, weil unsere Wälder wegen den extremen Klimaunterschieden und dem kargeren Boden empfindlicher sind als anderswo. Dies lehrte bereits das Fluorproblem.



Umgekehrt sind die Folgen des Waldsterbens in unserer Region mittelfristig viel folgenschwerer als im Mittelland: Rutschende Hänge können das Leben und Wirtschaften in unseren Regionen finanziell erschweren, wenn nicht gar verunmöglichen. Wir haben künftigen Generationen ungedeckte Wechsel auf.



Dabei kann anhand der Schadenkarten niemand den Zusammenhang zwischen der bestehenden Belastung der Luft durch Industrie und Kehrichtverbrennungsanlagen, durch Heizungen und Autos bestreiten. Trotzdem machen wir weiter, als wenn nichts geschehen wäre.

- ♣ HÄUSER ISOLIEREN
- ♣ HEIZUNGEN SANIEREN
- ♣ ALTERNATIV-ENERGIE
- ♣ WIEDERVERWERTUNG

STATT VERBRENNUNG

Wir haben besondere Verhältnisse und nur ein Wallis. Deshalb müssen wir dieser unserer Landschaft durch eine weitergehende Politik in Sachen Umweltschutz Rechnung tragen. Keine Generation hat das Recht eine Moollandschaft zu hinterlassen. Umdenken würde auch Arbeitsplätze schaffen.

+

Der allmächtigen Industrie hat es gefallen, sein Leben nach vielen Millionen Jahren auszulöschen: Plötzlich, aber nicht unvorhergesehen stirbt nach kurzer schwerer Krankheit

Der Wald

In tiefer Trauer
Mensch und Tier

»Waldsterben im Wallis« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 70/71 (14. Dezember 1983), S. 10.

Während in den Tälern einige Stadtmenschen die Berge als alternatives Utopia entdeckten (wie der Neue Walser Bund), oder jedenfalls als Wochenendreiseziel, organisierten sich auch die abtrünnigen Bewohner*innen der Bergregionen, namentlich etwa die 1971 lancierte Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Sozialisten im Alpenraum (AVA) oder – im Wallis – die Partei Kritisches Oberwallis (KO). Die *Rote Anneliese (Analyse)*, die Hauszeitschrift des KO, erschien erstmals 1973 – mit einer Nummer zur geplanten Übernahme des Chemiekonzerns Lonza durch die Alusuisse. Die Zeitschrift sollte Vehikel sein für »sachliche Opposition für Arbeiter und Angestellte«. ¹⁹ In den Seiten der *Roten Anneliese* fand sich also das volle Programm: Berichterstattung (u.a.) zu Fluorimissionen und »Alusuissefreundlichen Staatsräten«; zu Gewässerverschmutzung (Quecksilber u.ä.); zu Waldsterben und Luftbelastung; zu Landspekulation und »touristischem Wettrüsten«; zu den Machenschaften »Schweizer Multis«, »Vetterlipolitik« und Sozialabbau; zu Autobahnprojekten (»umweltfeindlich«) und Tunnelbau (»Rawil nie!«); zur Lage der Frauen (»Wallis – Land der schlechtbezahlten Frauen«) und der Schweizer Ausländerpolitik (»kein Ruhmesblatt«); zu Mängeln im Schulwesen, Jugendarbeitslosigkeit, der 40-Stunden-Woche; und natürlich zur Energiepolitik: von »Nein zum Atomgesetz« bis hin zur Selbstbereicherung der Elektrizitätsproduzenten durch viel zu niedrige Wasserzinsen ... »Man hat beim Festlegen der Wasserzinsmaxima während all den Jahren immer eine Politik betrieben, die in erster Linie den Wirtschaftsbossen und den schweizerischen Ballungszentren billige elektrische Energie sicherte.« ²⁰



Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), o.P. (Bildteil Abbildung 41).

In *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis* (1987) sah Hans Weiss (Sohn des Volkskundlers Richard Weiss) nur noch »Triviallandschaft[en]« und

»lieblose Normarchitektur« als Resultat der neuen Straßen, Tunnels, Kraftwerke, Stau Mauern, in der Kanalisierung von Flüssen, der Melioration des Bodens, der Zonierung von Bauland. Weiss hatte an der ETH Zürich als Kultur- und Vermessungsingenieur promoviert und arbeitete zunächst als erster Leiter des Amtes für Landschafts- und Naturschutz des Bergkantons Graubünden. Ab 1972 war er als Geschäftsleiter der 1970 gegründeten Stiftung für Landschaftsschutz tätig, die fortan zu einer wichtigen Akteurin in der schweizerischen Raumplanung werden sollte. Es genügte dabei nicht, von »Zeit zu Zeit ein Zeichen zu setzen«, dieses oder jenes »Einzelobjekt« zu verhindern oder hier und da »einige Hecken« zu pflanzen.²¹ Überhaupt, so Weiss, war fundamentales Umdenken nötig. Denn »[...] wiederum als Spätfolge des ›cartesianischen Denkens‹ glaubt man den zahlenmäßig darstellbaren Dingen mehr als den empirischen und beschreibenden Wissenschaften. Bei der geistigen Konzipierung von neuen Umweltvorschriften dominiert das technisch-analytische Denken. Ein neues Bundesgesetz, das die Sicherung angemessener ›Rest- oder ›Pflichtwassermengen‹ in Bächen und Flüssen garantieren soll, wurde erst neun Jahre nach der Annahme [...] in Angriff genommen. Der Entwurf basiert im wesentlichen auf einer mathematischen Formel und diese wiederum auf einer ›magischen‹ Zahl: Q 347. Das ist die Wassermenge, die in einem Fluß- oder Bachbett während 347 Tagen nicht unterschritten wird. Wir begegnen hier, wo es um die natürlichen Lebensgrundlagen ginge, einem Denken, dem die Statistik der Wasserwirtschaft wichtiger ist als die Tatsache, daß Fische an 365 Tagen im Jahr genügend Wasser und Nahrung haben müssen.«²²

Das Engagement gegen Wasserkraftprojekte in den Schweizer Alpen war ein zentraler Bestandteil der alternativen Bergler*innenbewegung, aber deren Alpfeuer waren nur ein Ort des Widerstandes gegen diese Art der Berglandnutzung (und wurde von lokalen Kritiker*innen zuweilen als Einmischung empfunden). Das hydrologische Ausbaupotential der Schweizer Alpen galt nach der großen Ausbauwelle der Nachkriegsjahrzehnte – filmisch verewigt in Jean-Luc Godards *Opération béton* (1958) – zwar als quasi-erschöpft. Um den eskalierenden Strombedarf der großtechnischen Zivilisation abdecken zu können, setzte die Schweizer Elektrowirtschaft zudem verstärkt auf fossile und nukleare Energiequellen, die, zunächst jedenfalls, als (noch) billiger, zukünftiger, moderner galten. Es sollte dennoch etwas anders kommen, wie nicht zuletzt die Proteste um das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst zeigen sollten. All das – Energiehunger, wachsendes Umweltbewusstsein, Profiteurum der (in den Tälern ansässigen) Stromkonzerne, die Interessen der Berggemeinden usw. – verkomplizierte auch die politische Ökonomie der Wasserkraft. Im »Wasserschlosskanton« Wallis wurden im Laufe der 1970er und 1980er Jahre nicht nur zunehmend Umweltschutzorganisationen aktiv, unter anderem die 1970 lancierte Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, sondern auch linke Gruppierungen wie das Kritische Oberwallis (KO). Die *Rote Anneliese*, das Organ der KO, berichtete seit 1973 regelmäßig über die Missstände im Kanton, also auch über den »Brennstoff Wasser«.²³

Während die »Alternativen« also in der alpinen Landwirtschaft die Wiederentdeckung von naturnahen Arbeitsformen außerhalb der Zivilisation suchten, sich deshalb gegen landschafts- und lebenszerstörerische Nutzungen der Berge wandten und dabei praktisches und theoretisches Wissen über alpine Landwirtschaft im Alparchiv sammelten, produzierte der Widerstand gegen Staudämme, Wasserkraftwerke und touristischen Ausverkauf andernorts ökologisches Wissen. Die Häufung ganz alltäglicher »Nutzungskonflikte« – etwa im Zusammenhang mit Gefahrenzonierung, Bauverbotszonen, usw. – tat ihr übriges, intensiviert durch die gesteigerte Sensibilisierung in punkto »anthropogen bedingte[r] Gefahrenpotential[e]«. ²⁴ Einige dieser Stränge sollten sich etwa im Dunstkreis des 1971 in die

Wege geleiteten *Man and Biosphere*-Programms der UNESCO verdichten, darunter das interdisziplinäre Sammelwerk *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht* (1984). Im Austausch mit Mountain-Ecosystems-Forschung aus aller Welt brachen sich hier ökologisch-systemische Perspektiven die Bahn; auch Vermittlungsversuche zwischen prinzipiell gegenläufigen Nutzungsmustern: »Wirtschaftlicher Nutzwert«, »Selbstwert der Natur«, »psychologischer Erlebniswert.«²⁵ Andere, wie den Kulturlandschaftsforscher Werner Bätzing, verschlug es auf der Suche nach einem »Gegenpol zum Überangebot und zur Hektik der Grossstadt« in die Berge – nur um dort (ebenfalls) Mehr-als-bloss-unberührte-Natur zu entdecken: »Der Alpenraum dient Bätzing [1984] auch als Beispiel dafür, dass der Mensch zur Natur auch in einem friedlichen Verhältnis stehen kann. Homo sapiens, der grundsätzlich immer als Störfaktor in der ›unversehrten‹ Natur herumtappt – dieser Vorstellung so mancher Naturschützer wird in dem vorliegenden Buch [*Die Alpen: Naturbearbeitung und Umweltzerstörung. Eine ökologisch-geographische Untersuchung*] überzeugend entgegengetreten.«²⁶ Das Wissen um den Zusammenhang von Arbeitsformen (der alpinen Bodenbewirtschaftung oder der Bergkooperativen), quasi-invasiver Großindustrie und menschengemachter Umwelt floss nicht zuletzt in zwei neue Arbeits- und Untersuchungsfelder von Human-Ökolog*innen, Geograf*innen und Volkskundler*innen ein: in die Raum- und Regionalplanung und den »sanften« Tourismus.

► NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG ► MASCHINENSTURM / PROTEST / Andere Archive



Aussichtspunkt Tschuggmatt und auf einem schmalen Höhenweg entlang den steilen Hängen ins Tal hinein, zum Aussichtspunkt 2112. Gegenüber sieht man all die stolzen Bäche die heute noch vom Weissmies-Massiv und im Gebiet von Hosaas aus den Moränen über die steilen Wände zu Tale stürzen und sich in der Laggina vereinigen. »Mit dem Projekt Laggin soll ein Beispiel geschaffen werden, wie man ein Kraftwerk in die Natur hineinstellen kann, ohne dass es für alle Zeit einen störenden Eindruck hinterlässt; schwafeln die Interessenten. [...] Dass für die Entwicklung einer Gemeinde Arbeitsplätze wichtiger sind [...], stimmt zweifellos. Die Frage ist nur, was langfristig tatsächlich Arbeitsplätze bringt. Das Projekt Laggintal verbaut in dieser Hinsicht mehr, als es bringt. Kraftwerkanlagen werden heute ferngesteuert, Personal braucht es fast nur noch für Kontrollgänge. Wetten, dass es im Laggintal trotz den heutigen Versprechungen schliesslich weniger als drei bis vier Arbeitsplätze sein werden? Selbst wenn es so viel wären: Entscheidender ist, dass der Ausverkauf der einzigartigen Laggin-Landschaft die mittel- und langfristige Entwicklung eines sanften Tourismus fatal behindert, also der Schaffung von guten Arbeitsplätzen im Wege steht. Aus der Tatsache, dass die Übernachtungszahlen anfangs der 80er Jahre rückläufig waren, wurde wohl etwas schnell der Schluss gezogen, da liege halt nichts drin.«

Jürg Frischknecht: *Wandert in der Schweiz solange es sie noch gibt: Ein Wanderbuch für 35 Lokaltermine*, Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft (1987), S. 193, 196–198.

Arnold Pfamatter: »Simplonpost«, in: *Die Schweiz: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 4/52 (1979), S. 35–54, hier S. 45.

»Bequem und leicht ersteigt man heute im Auto den 2000m hohen Pass«, lese ich auf der Wanderkarte. Fürwahr. Die wintersichere N9, die zum Nationalstrassennetz gehört, ist eine der klotzigsten Autopisten in den Alpen, die vor allem auf der Nordseite bald nur noch durch Galerien führt. [...] Der Höhenweg auf der linken Flanke der Südseite und zwei abgeschiedene Täler machen diese Gegend trotz allem noch immer zu einem Wanderparadies: [...] Die Laggin-Wanderung [...] führt von Furggu hinauf auf den



unterschiedlich genutzter, architektonisch mehr oder minder anspruchsvoller Bauten. Neben den für den Transit notwendigen Bauten ist die Siedlungslandschaft des Simplons auch geprägt von

Gletscherstürze die Strasse verschüttet, grosse Kulturlandflächen verwüstet und ganze Siedlungen hinweggefegt. In Erinnerung bleibt das tragische Ereignis von Gando, wo am 14. Oktober 2000 ein

Der Stockalperweg beim Weiler «Maschihuis» (Simplon-Süd) mit originaler gepflasterter Wegoberfläche und seitlichen Begrenzungsmauern.

Klaus Anderegg: »Heimat« erfahrbar machen: Das Ecomuseum Simplon«, in: *NIKE-Bulletin* 18/2-3 (2003), S. 4-11, hier S. 7.

Wasserkraft als Bergdorfentwicklungsmaßnahme blieb umstritten: Im Simplongebiet – Randzone der Randregion Wallis – etwa wurde Mitte der 1980er Jahre der Bau eines neuen Kraftwerks mittels eines Gegenprojekts verhindert. Gegenstand der Kontroverse war das Laggintal, das erst kürzlich ins Inventar der zu erhaltenden Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung (KLN) aufgenommen worden war: »Mit dem Projekt [...] soll ein Beispiel geschaffen werden, wie man ein Kraftwerk in die Natur hineinstellen kann, ohne dass es für alle Zeit einen störenden Eindruck hinterlässt«, argumentierten die Befürworter*innen; es würde der »Verwilderung« des Tals vorbeugen, »fachgerechte Bealpfung« ermöglichen und Arbeitsplätze schaffen.²⁷ Die Projektgegner – eine Allianz diverser Interessen, plus der eine oder andere ortsansässige Hotelier – setzten auf humangeografisch informierten Tourismus: Beginnend mit der »Rettung« einer historischen Handelsroute, »Stockalperweg« getauft, wurde das Gebiet zum »Ecomuseum« erklärt und die Gemeinde durch die »sanfte« touristische Nutzung wirtschaftlich erschlossen. Zwei Infrastrukturprojekte der etwas anderen Art waren Teil dieser Entwicklung: als »Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz« (IVS) sollte der Berner Geografie-Professor Klaus Aerni (im Auftrag des Bundesamts für Forstwesen und Landschaftsschutz) »alte Wege« in das Netz der Schweizer Wanderwege integrieren;²⁸ in den frühen 1990er Jahren entstand daraufhin das Projekt des Simploner Ecomuseums, das »Themen vor Ort auf[s]pürt] und versucht

Geschichte da aufzuarbeiten, wo sie passiert und wo sie in der Landschaft sichtbar ist«; dabei stehe »die unspektakuläre Bewältigung des alltäglichen Lebens [im Vordergrund]: wie eine lokale Gesellschaft die Umwelt als Lebens- und Wirtschaftsraum gestaltet hat«, so der Mitinitiator und Volkskundler Klaus Anderegg. »Der vom Ecomuseum angestrebte Einbezug von human- und naturgeschichtlichen Objekten führt zu einem umfassenden Verständnis eines definierten Gebietes als Lebensraum. Indem die historischen Spuren an Ort und Stelle belassen werden, bleiben sie – im Gegensatz zum Freilichtmuseum – auch gänzlich der Veränderung der Zeit ausgesetzt.«²⁹ Vorbild war indes das Ecomusée des französischen Volkskundlers Georges-Henri Rivière und des Museologen Hugues de Varine, das sie zwischen 1971 und 1984 in Creusot-Montceau in der Region Bourgogne-Franche-Comté aufbauten. Das Museum hieß zunächst *Musée de l'Homme et de l'Industrie* – der Begriff Ecomusée diente hier dazu, alternative Finanzierungswege über das französische Umweltministerium zu generieren, weil die nationale Museumsdirektion das Konzept nicht als Museum anerkannte und deshalb eine Förderung ausschloss.³⁰

UMBRUCH Erholungslandschaft



Ein Beispiel für viele: Im Skigebiet Furtschellas im Oberengadin befördern eine Luftseilbahn und vier Skilifte die Wintergäste zu den Abfahrtspisten (Bild oben: Schweiz, Verkehrszentrale), für die eine ganze Landschaft umgestaltet wurde (Bild rechts: W. Roelli).



Hans Weiss, Georg Brosi, Hans Hostettler: »Wintersport – ein Alp(en)traum?«, in: *Heimatschutz = Patrimoine* 72 (1977), S. 1-15, hier S. 2, 3.

»Volkswirtschaftlich betrachtet ist der Tourismus für unser Land sowohl in nationaler als auch regionaler Hinsicht bekanntlich sehr wichtig [...]. Viel weniger bekannt ist aber etwas anderes, nämlich dass der Tourismus seinerseits von den genannten Erholungsfunktionen lebt und dass diese nicht einfach das sich selbst erneuernde Geschenk des lieben Gottes bzw. der Natur sind. Sie sind vielmehr das Resultat jahrhundertealter *bäuerlicher Bewirtschaftungssysteme*. Der Tourismus zehrt von diesem Erbe. So sind beispielsweise Skipisten unterhalb der Waldgrenze nur befahrbar, weil hier im Sommer das Gras gemäht wird oder weil man das Vieh weidet, was das Aufkommen eines geschlossenen Waldmantels verhindert. Das gleiche gilt für die Existenz fast aller Aussichtslagen, Wanderwege, Picknickplätze und zum Verweilen einladender Waldränder usw.«

Hans Weiss, Georg Brosi, Hans Hostettler: »Wintersport – ein Alp(en)traum?«, in: *Heimatschutz = Patrimoine* 72 (1977), S. 1-15, hier S. 1f.

»Der Fremdenverkehr hat sich zum drittichtigsten Zweig der schweizerischen Volkswirtschaft entwickelt (nach der Industrie und dem Bank- und Versicherungswesen). Die Beteiligung am Tourismus bedeutete für die davon berührten Gebiete [...] einen gewissen Wohlstand, indem er Arbeitsplätze – vor allem für Frauen – schafft und die Abwanderung bremst. [...]

Im Bereich der Ökologie und Landschaft ergeben sich Probleme wie Bodenerosion (durch Anlegen künstlicher Skipisten), Kulturlandverlust durch Zersiedelung in der Form von Zweitwohnungen, die den größten Teil des Jahres leerstehen, und Luftverschmutzung. Der Zweitwohnungsbau führt außerdem zu einer drastischen Verteuerung des Bodens für die Einheimischen, die selber bauen möchten. [...]

Die Ortsansässigen liefern dann nur noch die Berge, den Schnee und untergeordnete Hilfskräfte im Dienstleistungsbetrieb, als Küchenpersonal, beim Pistendienst, bei der Bedienung der Skilifte, bestenfalls als Skilehrer oder Bergführer. So bedeuten die Implantationen des Massentourismus in den verstäderten Bergdörfern zwar Modernisierung, aber nicht eigentliche Entwicklung, wenn man

unter Entwicklung Wachstum aus eigener Kraft und Selbstbestimmung versteht.«

Arnold Niederer: »Soziokulturelle und wirtschaftspolitische Prozesse im schweizerischen Alpenraum«, in: Siegfried Becker, Andreas C. Bimmer, Ingeborg Weber-Kellermann: *Ländliche Kultur*, Göttingen: Schwartz (1989), S. 24–38, hier S. 36–38.

»Ungeachtet ihrer wirtschaftlichen Unrentabilität ist die Berglandwirtschaft in der Schweiz Gegenstand zahlreicher und stets noch zunehmender staatlicher und privater Hilfemaßnahmen. Anfänglich handelte es sich um Beiträge zur Bekämpfung der ungenügenden Wohn- und Hygieneverhältnisse, dann um solche zur Produktionssteigerung durch Mechanisierung. Später setzte sich die Einsicht durch, daß sich die öffentlichen Beiträge nicht nur nach der Menge der Produktion an Milch und Getreide richten sollen, sondern nach der Arbeitsleistung schlechthin. So wurde dem reinen Rentabilitätsdenken eine neue Orientierung entgegenstellt. Es gibt heute für Bergbauern sogenannte Bewirtschaftungsbeiträge, das sind Flächenbeiträge für die Bewirtschaftung von Parzellen mit 18 und mehr Prozent Hangneigung. Ferner gibt es sogenannte Sömmerungsbeiträge für die Inhaber von Alpbetrieben, das heißt ein paar Hundert Franken für jede während des Sommers auf der Alm weidende Kuh. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß dort, wo die Alpweiden nicht mehr genutzt werden, die vom Menschen durch Rodung und Weidpflege geschaffene Kulturlandschaft versteppt und verkarstet und daß damit die Lawinengefahr wächst.«

Arnold Niederer: »Soziokulturelle und wirtschaftspolitische Prozesse im schweizerischen Alpenraum«, in: Siegfried Becker, Andreas C. Bimmer, Ingeborg Weber-Kellermann: *Ländliche Kultur*, Göttingen: Schwartz (1989), S. 24–38, hier S. 33.

Die Ansiedlung der Industrie in den Alpen, so hatten Volkskundler*innen die Veränderung der alpinen Arbeitswelt um 1960 beschrieben, habe einen neuen »Bauerntypus« hervorgebracht: den »Arbeiterbauer oder »Rucksackbauer«.³¹ Zusätzlich zum Landwirtschaftsbetrieb, der nun hauptsächlich von Frau und Kindern betrieben wurde, pendelte der Bauer in die Fabrik, eine Erscheinung, die sich vor allem im Wallis häufte. War diese erste Generation noch im Bergdorf verankert, trugen die Produktivitätsbestrebungen der Agrarpolitik und deren Auswirkung auf die Unrentabilität der Pflege von alpinem Kulturland dann in der zweiten Generation dazu bei, dass sich die Abwanderung und die Aufgabe von Bergbetrieben verstärkte. Mit dem Einzug des Tourismus und dem neuen »staatspolitischen«³² Auftrag, nun wertvolles Kulturland zu pflegen,³³ wurden die alpinen Bewohner*innen ab den 1970er Jahren zu Dienstleister*innen, was sich in den Direktzahlungen pro gepflegte Fläche wie auch

in den neuen Nebenerwerbsmöglichkeiten wie Skilehrer und Bergführer, Koch und Serviceangestellte zeigte.

Der »Umbruch« im Berggebiet und der Streit um die Nutzung der peripheren Gebiete der Schweiz war nicht nur eine Debatte um Industrie versus alpine Landwirtschaft, um industrielle Erschließung versus vorindustrielle Landschaften. Schnell bemerkten Akteure wie Hans Weiss, dass auch ein anderer Wirtschaftszweig die Berggebiete einschneidend veränderte: Der Massentourismus drohte die Marginalisierung hergebrachter Existenzweisen noch zu beschleunigen. Indes schien Tourismus als Massenphänomen selbst ein Epiphänomen der gleichen modernen – rationalisierten, automatisierten – Arbeitsverhältnisse zu sein, vor denen die Aussteiger*innen noch gehofft hatten, in den Bergen zu entkommen.



Weder die unseren Alltag bestimmende Zivilisationslandschaft ...



... noch die eintönige, ausgeräumte Agrarlandschaft mit den landwirtschaftlichen Produktionsbetrieben im industriellen Stil ...



... noch die Wildnis, welche in die vom Landwirt verlassenen Gebiete zurückkehrt, kommen als Erholungslandschaft in Frage

Städten ihre Landschaft als noch intakten, das heisst naturnahen Erholungsraum zur Verfügung. Sie weisen einen relativen wirtschaftlichen Entwicklungsrückstand gegenüber den Industrieregionen und den ausgebauten Fremdenverkehrsgebieten. Es fehlt ein landschaftserhaltender Finanzausgleich zugunsten der im intakten Erholungsgebiet ansässigen Bevölkerung und zu Lasten der an der Erholung interessierten Mehrheit. Somit öffnen sich alle zurückgebliebenen Regionen einer kurzfristige Gewinne versprechenden Erschliessung, welche die wirtschaftlichen Probleme überhaupt nicht oder nicht nachhaltig löst und in der Regel zu schweren, teilweise irreparablen Landschaftsschäden führt.«

Hans Weiss: »Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege«, in: *Schweizerische Bauzeitung* 89/50 (1971), S. 1242-1249, hier S. 1243.

Hans Weiss: »Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege«, in: *Schweizerische Bauzeitung* 89/50 (1971), S. 1242-1249, hier S. 1245.

»Ein Boom der neuen Erschliessung für den Verkehr und Tourismus ist im Begriff, sozusagen ausnahmslos alle noch wenig besiedelten Gebiete zu erfassen. Diese Regionen stellen aber den dichtbesiedelten Agglomerationen und den

»Letztes Jahr [1982] haben in Mörel junge Leute ein Initiativkomitee ›zum Schutz und zur Erhaltung des Bau-landes für die einheimische Bevölke-rung – gegen die Spekulation‹ ge-gründet und in der Gemeinde Unter-schriften gesammelt. Die Initiative zielte insbesondere gegen die durch die Spekulation angeheizten Boden-preise und verlangte den Verzicht auf jegliche Ausländer-Kontingente. [...] Zielsetzung ist, wie es im Arbeits-papier heisst, ›Formen eines Touris-mus zu fördern, die einen möglichst hohen Nutzen für alle Beteiligten brin-gen und zwar im Rahmen leistungs-fähiger touristischer Einrichtungen in einer intakten Umwelt mit Berück-sichtigung der Interessen der ortsan-sässigen Bevölkerung. Bis heute habe der Tourismus in erster Linie die Spekulation gefordert und die Boden-preise so hoch getrieben, dass es der einheimischen Bevölkerung zuse-hends verunmöglicht sei, im eigenen Dorf zu bauen.«

p.v.: »Spekulanten-Tourismus macht Bauen für Einheimische unmöglich«, in: *Rote Anneliese* 65 (23. Februar 1983), S. 10.

»Nennt mir das Land, am Betonstrand, das Land, wo Speku-lanten blühen. Wenn wir die Spekulanten weiter machen lassen, haben wir im Jahre 1994 doppelt so viele Fremdenbetten wie heute. Das heisst: Doppelt soviel Umweltzerstörung, doppelt so viel Beton.«

»Nennt mir das Land, am Betonstrand, das Land, wo Spekulanten blühen« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 50/51 (4. Juni 1981), S. 7.
► NATURPOLITIKEN / BETON

»Nach dem Boom der 70er Jahre ist die Attraktivität der Retorten-Ski-städte nicht mehr ungebrochen. ›Dezentralisierung heisst die Devise, mehr Naturnähe wird angestrebt, und die Architektur soll sich wieder deutli-cher an menschlichen Maßen messen lassen. Valmorel heisst ein Skiort der ›vierten Generation‹, ebenfalls auf dem Reißbrett geplant und nach neuzeit-lichen Bautechniken konstruiert. Doch das Erscheinungsbild von Valmorel ist das eines Dorfes, es wurde dem Modell alter savoyardischer Gebirgs-dörfer nachgebaut, die Häusergrup-pen sind, wie früher, in kleinen Weilern verteilt und passen sich den Linien der Landschaft an.«

Dieter Kramer: *Der sanfte Tourismus: Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen*, Wien: Bundesverlag (1983), S. 134.

Überall waren Vorstellungen von unberührter alpiner Natur im Spiel: Aussteigergruppen wie der Neue Walser Bund waren in die Berge geflohen, um genau die arbeitskraftintensive Landwirtschaft zu betreiben, die über die Jahrzehnte gegenüber der »Rationalisierung« an Terrain verloren hatte, und die nun von Seiten von Vertreter*innen eines kleinen, »sanfte[n] Tourismus«³⁴ auch als ökologisch sinnvolle Variante angesehen wurde. Alpiner Tourismus per se war kein neues Phänomen; was aber noch lange eine Luxusbeschäftigung für vermögende Eliten gewesen war, hatte sich nun in eine Massenerscheinung transformiert, mit katastrophalen Konsequenzen für die alpine Natur, wie Landschaftsschützer*innen wie Hans Weiss oder Volkskundler*innen wie Arnold Niederer klagten. Weiss: »Kurzum, mit Trax, Grader und Sprengstoff bringt der Mensch gleich einem Elefanten im Porzellanladen ein hochkompliziertes natürliches Gefüge durcheinander. Die ökologischen Folgen sind noch keineswegs abzuschätzen, und sie könnten irreversibel sein.«³⁵

Die Aussteiger*innen waren bald nur noch einige unter vielen, die sich für alternatives Leben in den Bergen interessierten, denn sie wurden schon bald Vorbilder für Urlauber*innen, die nun eher den kleinen, traditionellen Bergbetrieb besuchen wollten, als sich in alpinen »Retortenstädten« aufzuhalten. Vieles von dem, was damals durchaus mit kritischem Impetus und gegen einen vollständigen Einbezug des alpinen Raums in die modernen Wirtschaftsformen lanciert wurde, wurde schnell selbst zum treibenden Faktor der ökonomischen »Entwicklung«. Die touristisch genutzte, aber umweltgerecht gepflegte »Erholungslandschaft« entstand dabei in Wechselwirkung mit der infrastrukturellen Erschließung der Berge (mittels Skilift und Schneemaschine), aber auch mit einem neuen Phänomen, das in der sogenannten Wohlstandsgesellschaft vermehrt zu beobachten war, nämlich der *Freizeit*. Auch der wirtschaftliche Einbruch Mitte der siebziger Jahre in der Schweiz spielte hier eine Rolle: Arbeitszeitverkürzung, der vielbeschworene Wertewandel usw. ließ die »Problematik des ›Freizeit-Menschen‹« virulent werden.³⁶



»Also setzt man im Sommer Baumaschinen ein. Je länger desto mehr geschieht dies nicht nur punktuell, sondern grösserflächig und kommt so der Umfunktionierung zur skipistengerechten Landschaft [...] ein. [...] Der Bau ganzer ausgeebneter Pistensysteme entspricht weder einer sportlichen Zielsetzung noch einem touristischen Bedürfnis. Er ist paradox und gleichzeitig anachronistisch. [...] Anachronistisch aber sind sie, weil sie [...] ausgerechnet in die Jahre einer weltweiten Trendumkehr fallen, nämlich in die Zeit der Abkehr von einem Freizeitbetrieb in künstlich konditionierter Umgebung und der Zuwendung zu naturverbundeneren, aktiven Erholungsformen [...]. [...] Die künftigen Chancen des Tourismus liegen weder im Bau von touristischen Expressstrassen, noch künstlich meergesalzenen Hallenbädern, noch im geländeunabhängigen Strand- oder Gebirgsfahrzeug, und sie liegen auch nicht im Pistenbau. Die Chancen liegen vielmehr im Erhalten, Wiederentdecken und Gestalten von Freiräumen, die von solchen Suprastrukturen wegführen; weg von künstlich abgeschirmten Systemen zu natürlicher Unmittelbarkeit und von technischer Gleichförmigkeit zu organischer Vielfalt, und weg von programmierter Unterhaltung zu spontanem Erleben. Für all das ist und bleibt die naturnahe Landschaft die einzige und auch unersetzbare Grundlage.«

Hans Weiss: »Rückschritt zum ›Steinzeitlichen Tourismus?‹«, in: *Plan: Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik* = *revue suisse d'urbanisme* 33/11 (1976), S. 6–9,

René Gisli, *Die Schneemaschine*, in: *Nebelspalter: Das Humor- und Satiremagazin* 107/8 (1981), S. 42.



Jost Krippendorf: *Die Landschaftsfresser: Tourismus und Erholungslandschaft – Verderben oder Segen?*, Bern: Hallwag (1975), Cover.

»Countdown der Landschaftszersiedelung« – Jost Krippendorf, seit 1971 Direktor des Berner Forschungsinstituts für Fremdenverkehr (FIF), gehörte mit zu den ersten, die die Tourismusforschung von ihren volks- und betriebswirtschaftlichen bzw. raumplanerischen Anfängen in interdisziplinäre, ganzheitlichere und vor allem nachdenklichere Gefilde führte: bald schon lag das »Schwergewicht [des FIF] eindeutig auf dem Gesellschafts- und Umweltbereich«. ³⁷ So waren – auch das Ausdruck eines erweiterten und anderen Zugriffs auf die Bergregionen (oder überhaupt »Ökosysteme«) – zu Beginn der 1980er Jahre Teilprojekte des *Man and Biosphere*-Programms der UNESCO am FIF angesiedelt, genauer: Teilprojekte des »Gebirgsprogramms«, »Man's impact on mountain ecosystems«. Krippendorfs wegweisendes Buch *Die Landschaftsfresser* (1975), das auch in der *Roten Anneliese* rezipiert wurde, war 1981 bereits zum dritten Mal wiederaufgelegt worden. Es erschien zu einer Zeit, so *Die Zeit* 1985, als vielen die »schöne Urlaubswelt noch heil und grenzenlos« schien: ³⁸ »Gegner des Tourismus«, so hieß es da 1975, »hat es schon immer gegeben. Bis vor wenigen Jahren noch beschränkten sie sich jedoch auf einige wenige berufsmäßige Kulturkritiker, Landschaftsschützer und vereinzelte andere ›Rufer in der Wüste‹ – von der Öffentlichkeit kaum beachtet. Diese Situation hat sich inzwischen grundlegend geändert. [...] Man spricht von Wachstum Null (›Stillstand ist Fortschritt‹), von Lebensqualität, Konsumaskese und Konsumverzicht, von Nostalgie, vom mehr oder weniger offenen Konflikt Wirtschaft gegen Landschaft.« ³⁹

»Ein Beispiel eines geschlossenen Phänomens der Freizeit und der Kreativität sind die Schrebergärten. [...] Nicht zufällig entstanden die Schrebergärten [...] im 19. Jahrhundert während der rasanten Entflechtung von städtischen und ländlichen Produktionsgemeinschaften und während der Industrialisierung. Wie das Einfamilienhaus der Industriearbeiter waren und sind sie Gegenstand der Sozialkritik, indem die Schrebergärten als Alibi-Freiraum zur Festigung der Ausbeutungsverhältnisse am Arbeitsplatz gedacht seien. Sie sind aber auch tatsächlich ein Freiraum, der mit billigsten Mitteln, mit Abfall und Abbruchmaterial, zum ›Eigen‹ gestaltet wird. Diese Herausforderung an die Phantasie hat zu einer eigentlichen Schrebergarten-Kultur geführt.«

Hans-Ulrich Schlumpf: »Hobby« (Arbeitstitel). Gesuch um einen Drehbuch-Beitrag für eine mittellange bis lange dokumentarische Film-Recherche«, 31. März 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-04, S. 6-7. VIDEO ► cache.ch/0127

»Die Freizeit ist historisch eine Folge der Arbeitsteilung. [...] In der Freizeit kommt all das zum Zuge, was an Trieben, Fähigkeiten und Lebensmöglichkeiten aus der Arbeitswelt verdrängt wurde. Immer weniger Menschen können ihre Möglichkeiten, ihre Entfaltung und vor allem [sic] ihre Lust etwas zu tun mit der existenzsichernden Arbeit verbinden. Die auf Leistungssteigerung und Ertragsmaximierung angelegte Arbeitswelt verträgt sich schlecht mit dem Bedürfnis, ein ›ganzer Mensch‹ zu sein. Das zu tun, was man Lust hat zu tun, das zu schaffen, was man schaffen möchte, in der Arbeit sich selbst verwirklichen – das ist der Ansatz für jene schwer zu benennende Fähigkeit, die man mit einem Modewort Kreativität nennt. [...] Unterdessen ist die Freizeit selbst Gegenstand der Vermarktung, Industrialisierung, Arbeitsteilung und Entfremdung geworden. Und die Faszination des Fernsehens erscheint derart stark, dass ein grosser Teil der freien Zeit mit passiver Bildkonsumation verbracht wird.«

Hans-Ulrich Schlumpf: »Hobby« (Arbeitstitel). Gesuch um einen Drehbuch-Beitrag für eine mittellange bis lange dokumentarische Film-Recherche«, 31. März 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-04, S. 2-3.



»Die Stadt der Arbeit« (o.V.), in: *Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 52/1 (1979), S. 30-39, hier S. 35.

Und wie alle Püntiker ist auch [der hier abgebildete Herr] Stadelmann ein Idealist, der sich ein kleines Eigenreich, ein Stück heile Welt aufgebaut hat.⁴⁰

Der 92 Meter hohe Büroturm des (bald schon kriselnden) Industriekonzerns Sulzer AG, erbaut zwischen 1962-1966, prangt hier symbolschwanger über einer Winterthurer Arbeitergartensiedlung oder auch »Püntenrevier«. »Heute«, hieß es 1979 im Begleittext, »ist die Pünt [Schrebergarten] nicht mehr Lebensnotwendigkeit, sondern ein reines Freizeithobby. Man sucht den Ausgleich zur meist mechanisierten Arbeit in einer sinnvollen Tätigkeit in der frischen Luft.

UMBRUCH Telearbeit

»Wir betreten das ›kleine Zwicky-Haus‹, Baujahr 1620, dessen Eingang wie ein Museum ausgestattet ist. Da steht eine alte Waage, Heugabeln und Druckmodel hängen an den Wänden, Säbel, eine Flinte, Hobel und Kupferkessel. Die Vergangenheit lässt grüßen. Eine Tür, eine Treppe, und wir stehen in einer weiten modernen Bürolandschaft. Der vierte Software-Ingenieur des Teams ist gerade abwesend. Während des Sommers führt er den Bauernbetrieb seiner Eltern im Kleintal, und im Winter geht er halt, statt zum Holzen oder Skiliftbügel reichen, zum Programmieren. So stellt man sich die Zukunft der Arbeit vor: Landwirtschaft und High-Tech in Symbiose. [...] Das ist das Grundprinzip: Daten sollen reisen, nicht Menschen; denn elektronische Impulse sind schnell, leicht und schonen die Umwelt. Sie machen es möglich, dass Arbeiten wie Programmieren dezentral geleistet werden können. Das Satellitenbüro Mollis ist ein hervorragendes Beispiel dafür. Peter Kistler fährt jetzt mit dem Velo ins Büro. Die Telematik verschafft ihm die Möglichkeit, seinen Beruf in der Heimat auszuüben, statt auszuwandern. [...] Alcatel gilt mit seinen zwei Softwaregruppen ›auf der grünen Wiese‹ als Pionier. Sonst sind es vor allem Banken und Versicherungen, die da und dort Satellitenbüros geschaffen haben. Eine Studie kommt auf lediglich 700 Satellitenarbeitsplätze in der ganzen Schweiz. Dazu bemerkte Eberhard Ulich, Professor am Institut für Arbeitshygiene und Arbeitspsychologie der ETH, an einer Tagung über Telearbeit: ›Schweizer Unternehmen lagern Arbeit lieber nach Malaysia oder Indien aus. Sie glauben, dass sie dort die Kontrolle besser behalten als in einer Schweizer Bergregion.«

Emil Zopfi: »Pionier in der Provinz«, in: *Wir Brückenbauer – Wochenblatt des sozialen Kapitals* 48 (25. November 1992), S. 48–49.

Der Computerveteran, Schriftsteller und passionierte Bergsteiger Emil Zopfi bereiste um 1990 diverse »Satellitenbüros« und Telearbeit-Versuchseinrichtungen, die neuerdings in Schweizer Randregionen eingerichtet worden waren – unter anderem im Thurgau, in Sumvitg (Graubünden), Mollis (Glarnerland) und im Oberwallis. Die Erfahrungen mit solchen neuen alten Formen der Heimarbeit – die »Telematik« machte es möglich – waren durchmischt, wie Zopfi betonte: »Als Problem nennt Hans Rudolf Erz-

berger von der SKA [Schweizerische Kreditanstalt] [...] das ›Ghetto-Gefühl‹, das ›draussen im Grünen‹ entstehen kann, weil der ›informelle Informationsaustausch als wichtige soziale Komponente im Berufsleben‹ weniger gut spielt als in den Zentren.«

Stu-
140
rn
das

isi-
m
die
auf

Büros

ztes
ren

n

und

uns

ie

und

er



Verdrängt der Computer in der heimischen Küche bald das nostalgische Bild der bis tief in die Nacht hinein arbeitenden Schneiderinnen in der wirtschaftlich benachteiligten Bergregion?
Bilder Lothar Jeck, KeyColor

»Bildschirm contra Nähmaschine«, in: *Wir Brückenbauer - Wochenblatt des sozialen Kapitals* 34 (24. August 1988), S. 14-15, hier S. 14, mit freundlicher Genehmigung des Migros-Genossenschaftsbundes. Alle Rechte vorbehalten.

»In Fällen isolierter Telearbeit in der Schweiz (es handelt sich vorwiegend um Texterfassung) hat sich gezeigt, dass die entsprechenden Heimarbeiterinnen sogar weniger private Kontakte pflegten als Frauen, welche eine vergleichbare Arbeit im Betrieb ausführen. Die klassische Heimarbeit des letzten Jahrhunderts war noch eingebettet in eine dörfliche Kultur, in der berufliche Identität eine untergeordnete Bedeutung hatten. Das hat sich gewaltig geändert, und es scheint weder wünschenswert noch möglich, diesen Wandel rückgängig zu machen.«

Carlo Jaeger, Lisbeth Bieri: *Satellitenbüros: Eine soziotechnische Innovation. Hinweise zu Einführung und Organisation*, Zürich: vdf: Verlag der Fachvereine (1989), S. 6.
► NO FUTURE / DORF / Dorfleben

»Die unbestreitbaren Möglichkeiten der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (I&K-Technologien) zur Dezentralisierung von Tätigkeiten, verleiten zur Hoffnung, dem unerwünschten Trend in der Raumentwicklung (zunehmendes Verkaufsaufkommen, weitere Zersiedelung und damit Verbrauch knapper Landressourcen, Abwanderungsprobleme von Berggebietsregionen) durch den gezielten Einsatz dieses neuen Instrumentariums erfolgreich begegnen zu können. Dieser Glaube an die Gestaltbarkeit des Technologie-Einsatzes und damit auch seiner Wirkungen mündet in einen immer stärkeren politischen Druck, die Telekommunikation als Lenkungsinstrument in der Raumordnungspolitik einzusetzen. So wird beispielsweise ein rascher Ausbau der Telekommunikationsinfrastruktur in den Berggebieten verlangt. Stellvertretend für diese Bestrebungen sei hier Nationalrat Domeni Columberg zitiert: »Die neuen leistungsfähigen Netze stellen eine Art Autobahnen dar, und in diesem Sinne haben die Berggebiete eine echte Chance, an Autobahnen angeschlossen zu werden. [...] Danach ist es möglich, Teilarbeiten in entfernten Regionen auszuführen – durch bessere und leistungsfähigere Transportwege – und dennoch mit dem Hauptsitz, mit der Agglomeration, verbunden zu sein« (D. Columberg,

Markus Würth: *Telematik und räumliche Arbeitsteilung: Räumlich-funktionale Disparitäten dargestellt am Beispiel des schweizerischen Bankensektors*, Zürich: vdf. Verlag der Fachvereine (1989) (= Schriftenreihe des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung 41), S. 1-2.

»Es ist zu vermuten, dass, in Analogie zu den Autobahnen, auch diese neue Form der Raumüberwindung den Berggebieten nicht nur Vorteile – beispielsweise neue, qualitativ hochstehende Arbeitsplätze – bringen wird.«

Markus Würth: *Telematik und räumliche Arbeitsteilung: Räumlich-funktionale Disparitäten dargestellt am Beispiel des schweizerischen Bankensektors*, Zürich: vdf. Verlag der Fachvereine (1989) (= Schriftenreihe des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung 41), S. 2.

»Heimarbeit: Trotz Wirtschaftskrisen und Automatisierung hat der Broterwerb am Stubentisch bis zum heutigen Tag überlebt. Und könnte gar zur Arbeitsform der Zukunft werden. Telefonanschluss und Personalcomputer: Mehr braucht's grundsätzlich nicht für den neuen Heimarbeitsplatz, von dem aus die fertig gestellten Texte, Daten und auch Bilder über das Fernmelde-netz zum Arbeitgeber gelangen.«

Menschen Technik Wissenschaft (7. November 1986), SRF Archiv, Min. 0:13-0:48. VIDEO ► cache.ch/0128

»[V]om Grossraumbüro aus der Zürcher Zentrale in die Region ver-
setzt [...]«; Auch die SRF-Sendung
Menschen Technik Wissenschaft
berichtete 1986 von der neuen Heim-
arbeit, zu der es nicht viel mehr
brauchte als einen Heimcomputer plus
Modem – u.a. vom Projekt MANTO,
dem Baden-Württemberger Modell-
versuch und einem Telearbeitszentrum
der Schweizerischen Kreditanstalt:
»Und niemand fühlt sich von der
Außenwelt abgeschlossen. [...]]
Gehören die täglichen Blechlawinen
der Pendler bald der Vergangenheit
an? Oder ändert sich gar das Freizeit-
verhalten? Findet Kultur und Zerstreu-
ung nicht mehr ausschließlich in den
Ballungszentren statt?«

»Noch vor Toffler hatte der Amerikaner Harkness 1977 darauf
hingewiesen, daß man mit Telearbeit nicht mehr dort zu leben
brauche, wo man Arbeit hat, sondern daß man sich die Tele-
arbeit dorthin holen könne, wo man leben möchte: Skifahrer in
die Alpengegend, Segler an die Waterkant, Kulturfreaks nach
Berlin oder München [...].«

Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen:
Westdeutscher Verlag (1987), S. 31.

»Telecommuting, also Telependeln,
war die erste Bezeichnung. Sie
stammt von Jack Nilles (1976), dem
Pionier dieses Themas, und wurde
insbesondere durch Alvin Toffler
(1980) verbreitet. Telecommuting ist
eine in erster Linie verkehrs-, energie-,
städtebau- und raum-ordnungspoliti-
sche Konzeption. Prägend dafür war
eine Konstellation, wie sie besonders
in Kalifornien – und dort insbesondere
im Ballungsgebiet um Los Angeles –
wohl mehr als sonst auf der Welt ge-
geben ist: eine Arbeitswelt mit einem
hohen Anteil an Dienstleistungs-,
Verwaltungs-, Planungs-, Wissens-
und Kulturberufen im weitesten Sinne;
eine ›individualistische‹ Wohn- und
Lebensweise; eine großräumige Ag-
glomerationsbildung mit entsprechen-
den Verkehrsproblemen und Proble-
men der Luftverschmutzung, verstärkt
durch eine allgemeine Automobil-
Monostruktur; extrem hohe Grund-
stückspreise und Mieten; und dies –
mit dem ›Ölschock‹ 1973 – zusammen-
treffend mit der Befürchtung, Benzin
und überhaupt Energie werde sich
dramatisch verknappen und verteuern.
[...] Leute, die in den USA daraus einen
Trend und gar eine soziale Bewegung
machen wollen, organisieren sich in
Vereinen und nennen sich ›electronic
cottagers‹ oder ›worksteads‹ (Kern
1984a u. b; Edwards 1984). ›Workstea-

ding« ist eine Anlehnung an die populäre ›homesteading‹-Bewegung der 70er Jahre, einer kommunal geförderten Selbsthilfebewegung zur Revitalisierung vom Verfall bedrohter Häuser und Wohnviertel. Mit ›remote office work‹ wird das Konzept verallgemeinert. [...] In Europa fanden derartige Konzepte besonders im spitzentechnologisch ambitionierten Frankreich früh öffentlichen Widerhall. Richtungsweisend war insbesondere die Studie von Nora/Minc ›Die Informatisierung der Gesellschaft‹ (1978). Bald nach ihrer inzwischen auch eingedeutschten Wortschöpfung ›télématique‹ verbreiteten sich die Ausdrücke ›télétravail‹ und ›travail à distance‹ (Metayer 1982a, 118/1982b, 119).«

Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 17–18.

Joseph Huber – Experte für Alternativ-Ökonomie und Autor von *Wer soll das alles ändern: die Alternativen der Alternativbewegung* (1980) – wandte sich in der Folgezeit der »Telearbeit« zu (im Rahmen des Programms *Sozialverträgliche Technikgestaltung* des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung des Landes Nordrhein-Westfalen). Die Studie *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum* (1987), abgeschlossen 1985, verdankte sich dabei, so Huber, »kollegial-unbürokratische[r] Unterstützung und Zusammenarbeit in der Bundesrepublik und der Schweiz«. ⁴¹ Insbesondere die Ergebnisse des am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der ETH Zürich angesiedelten Projekts MANTO (Mensch-Angebot-Nachfrage-Transport und Telekommunikation-Ökonomie und Ökologie) flossen dort etwa mit ein.

Die »Wende der Migrationstendenzen«, die Schweizer Raumplaner*innen in den 1970er Jahren verzeichneten – »positive Wanderungssaldi« in Richtung Peripherie –, begann sich zu Beginn der folgenden Dekade mit den Szenarien jenes neuerlichen, nämlich postindustriell-telematischen Umbruchs zu überlagern. ⁴² In den Tälern leerten sich nun die Fabriken und mehrten sich die freistehenden Büroflächen – die Konvergenzen von Information und Kommunikation, die I&K-Technologien, würden, dezenter als Autobahnen, Staumauern oder Aluminiumhütten, allerdings auch vor den abgelegenen Regionen nicht halten machen. Im Gegenteil: So wie die Telematik überhaupt für Entballung, Dispersion und Dezentralisierung sorgen würde, jedenfalls diese Tendenzen, wenn nicht schon ermöglichte, intensivierte, so würde auch den Randregionen neues Leben eingehaucht werden. Verwirrung der Kategorien: von Peripherie und Zentrum, von Stadt und Land, und, qua Teleheimarbeit, von Arbeits- und Freizeit.

Derartige Visionen standen jedenfalls im Raum. »Man spricht in diesem Zusammenhang von Counterurbanization bzw. Entstädterung, ebenso von Reruralization bzw. Wiederverländlichung«, notierte Joseph Huber in *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*. ⁴³ Andere setzten

auf die Wiederkehr »kleine[r] überschaubare[r] Einheiten«, neue Formen der »Selbsthaftigkeit«, sowie »stärkere Identifikation mit der Gemeinde, ein intensiveres Interesse an kommunalen Ereignissen«. ⁴⁴ Und wiederum andere, darunter Lisbeth Bieri, Gregor Dürrenberger und Carlo Jaeger vom Geographischen Institut der ETH Zürich (Humanökologie), setzten gar auf neue »Verhältnisse von Mensch und Umwelt im Zusammenhang mit dem sich anbahnenden gesellschaftlichen Wandel (Übergang zu einer postindustriellen Gesellschaft)« – auch wenn sie Mitte der 1980er Jahre unter 2000 Schweizer Unternehmen »nur ein Dutzend Fälle elektronischer Fernarbeit ausfindig machen« konnten. (Vor allem problematische Fälle: »Isolation« war die Regel). ⁴⁵

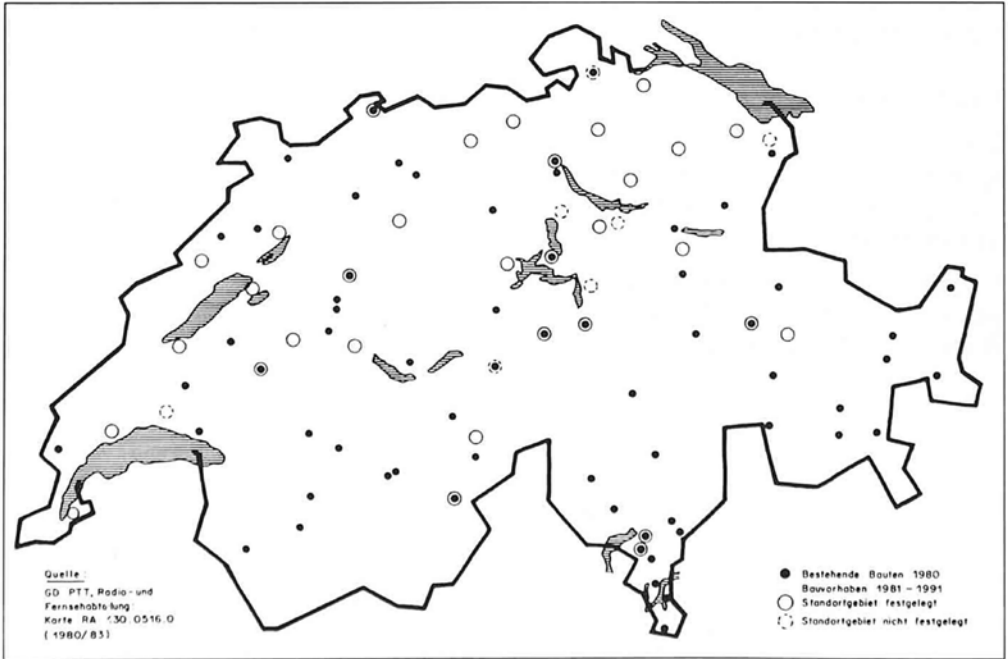
An Visionen, Konzeptpapieren sowie (alsbald) Modellversuchen zu Telearbeit, Telecommuting, Teleshopping, Telebanking usw. mangelte es nicht. Wer vom sanften Umbruch träumte, der oder die konnte sich etwa auf Manuel Castells berufen. ⁴⁶ Oder auf diverse Studien der California Energy Commission. Oder auf den unvermeidlichen Alvin Toffler, der in *Die dritte Welle* (1980/1983) »electronic cottages« beschwörte. Oder, wie die Schweizerische Zentralstelle für Heimarbeit, auf Control Data Corporation (CDC), Minneapolis: »Neue Formen der Heimarbeit« (1983), Texterfassung statt Textilverarbeitung und Platinen-Bestückung. ⁴⁷ Auch in der Schweiz wurde also experimentiert: im Lötschental (Wallis) entstand bereits 1975 ein »Datenerfassungszentrum« (1980 mangels Aufträgen wieder geschlossen); in Benglen bei Zürich entstand ein »Satellitenbüro«, betreut von MANTO (1983–1987); im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms »Arbeitswelt: Humanisierung und technologische Entwicklung« (1983–1989) wurden in »einer Schweizer Bergregion, der Surselva, eine Reihe von Entwicklungen in Richtung Telearbeit angeregt«; die Schweizer PTT selbst lancierte 1987 »Kommunikations-Modellgemeinden« (KMG), unter anderem in Disentis (Surselva), Brig (Oberwallis), Sierre (Unterwallis) und im Engadin (St. Moritz). Nicht zuletzt die Privatwirtschaft wurde aktiv, experimentierte: Alcatel STR (Standard Telephon und Radio Zürich); Winterthur Versicherungen; die SKA unterhielt zwischenzeitlich sechs Teleworkzentren auf der »grünen Wiese« (eines davon in Illanz). ⁴⁸

Die anfängliche Euphorie verflog freilich zusehends. Das abschließende Urteil der MANTO-Forscher*innen blieb verhalten, wie auch dasjenige Joseph Hubers: »Der diesbezügliche allgemeine Befund ist eindeutig negativ. [...] Hoffnungen auf Einsparungen durch geringeren Büroflächenbedarf, weniger Verkehr und weniger Luftverschmutzung erfüllen sich nicht.« ⁴⁹ Immerhin schien sich abzuzeichnen, dass die »neuen I&K-Techniken ›raumneutral‹ seien, daß sie also sowohl räumliche Zentralisierung als auch räumliche Dezentralisierung ermöglichen« würden. ⁵⁰ Martin Rotach etwa, Leiter des MANTO-Projekts, hegte zumindest die Hoffnung, »daß der ›Gelbe Riese‹ [die PTT] nicht wegen der großen Kunden zuerst die wichtigsten Zentren verbindet, sondern den Berggebieten Priorität einräumt«. ⁵¹ Auch wenn Tarifpolitik der Schweizer PTT der peripheren Telearbeit ohnehin nicht besonders förderlich war – Stichwort: distanzabhängige Tarife –, sollten auch diese Wunschträume eher nicht eintreten: Der *service public* wurde tendenziell demontiert, ländliche Post- und Bankfilialen geschlossen; und die Einführung von Videotex, ein System das keine*r brauchte, im »vorpolitischen Raum mit den Lobbies ausgehandelt«, wie der Journalist Jürgen Frischknecht, Autor u.a. von *Wandert in der Schweiz solange es sie noch gibt* (1987), monierte. ⁵²

Wie dem auch sei: Die These der telematisch induzierten Wiederverländlichung, jene Freisetzung räumlicher Umbruchsphantasien, hat in der Computer-Historiografie (oder der der alpinen Randregionen) bislang wenig Beachtung gefunden. Und womöglich zurecht: Ein »Sturm im Wasserglas« sei der Trubel um die Telearbeit, urteilten schon Zeitgenoss*innen. ⁵³ Und doch waren (offensichtlich) sehr gewichtige Fragen damit verbunden, nicht zuletzt die Hoffnung auf weniger Verkehr, weniger Energieverbrauch, weniger Autobahnen – dafür mehr individuelle Entfaltung und Selbstbestimmung ... Auch dieser Umbruch allerdings, so sahen das nicht wenige Kritiker*innen, wäre in jedem Fall nicht identisch mit Fortschritt. Nicht nur, dass Heimarbeit (zumal in den Bergen) ohnehin gar nicht so wirklich verschwunden war; die

Rückkehr ins Heim, in den Schoss der Familie, könnte sich für viele Betroffene, allen voran die Frauen, als Rückschritt entpuppen: »Mit der Möglichkeit zur elektronischen Heimarbeit wird bezahlte Büro-Arbeit von Frauen ›unter das Dach der Familie‹ zurückgeholt. Während Frauen ›draußen‹ in den Betrieben zu Hunderttausenden ihre Arbeitsplätze verlieren, dürfen einige – in Zukunft sollen es viele werden – ›drinnen‹ Unternehmerinnen spielen: Sie arbeiten am Heimcomputer auf eigenes Risiko, müssen Sozialabgaben und Arbeitsausfall selbst finanzieren und sie sollen ihre Kinder versorgen oder Hausarbeit erledigen, wenn der Computer mal eine Sendepause einlegt.«⁵⁴

Bild 1. Bauten der drahtlosen Dienste der PTT, welche das Landschaftsbild beeinflussen



Hans Elsasser, Andreas Schraft: »Umwelt und Telekommunikation«, in: *Schweizer Ingenieur und Architekt* 40/103 (1985), S. 976-977, hier S. 976.

Auch die schwerelose I&K-Maschinerie der PTT würde das Landschaftsbild beeinflussen (wenn auch womöglich weniger drastisch als Autobahnen und Staumauern). Deutlich schlimmer, jedenfalls in den Augen des Landschaftschützers Hans Weiss, war, dass die Aufregung um die Telematik wichtige Ressourcen abzweigte: »Für die Erforschung und Entwicklung neuer Systeme, beispielsweise auf dem Gebiet der Telekommunikation, werden Hunderte von Millionen Franken jährlich ausgegeben. Fieberhaft wird daran gearbeitet, daß dank neuer Bürokommunikationssysteme, Videokonferenzen, Teleshopping, Teleconsulting und Telebanking dem ›total verkabelten Menschen‹ bald nichts mehr im Wege steht. Ein einziges größeres Forschungsprojekt hat sich unter dem Namen ›Manto‹ mit den möglichen Chancen und Risiken für Verkehr und Siedlung in der Schweiz befaßt. Sonst aber bestehen keine konzeptionellen Vorstellungen über die Inhalte dieser vom Staat kräftig unterstützten Tendenz. Wozu das letzten Endes alles gutes sein soll, weiß niemand. Für [...] die Erforschung der Auswirkungen von Tempolimiten auf Autostraßen und ähnliches werden viele Millionen ausgegeben. Datenbanken und

Kartierungen über die Fauna und Flora sind aber erst in Erarbeitung. Lehrstellen über den wissenschaftlichen Naturschutz gibt es kaum oder höchstens als Nebenfach. [...] Die Situation ist paradox: Auf der einen Seite herrscht Akademikerüberfluß. Auf der anderen Seite sind zu wenig Fachleute da, welche die Natur kennen [...]. Es rächt sich heute mehrfach, wie einseitig an Universitäten und Technischen Hochschulen bis jetzt die technischen, physikalischen und chemischen Wissenschaften gegenüber der ökologischen Biologie, der Ingenieurbiologie und dem wissenschaftlichen Naturschutz vorgezogen wurde.«⁵⁵



Frau Schulz macht Knödel. Und so nebenbei die Fakturierung, Buch-



haltung, Kalkulation. Herr Schulz mag Knödel. Und macht Umsatz.

Ilse Lenz: »Frauenarbeits-Futurismus-Tango: Zum Einfluß der neuen Mikroelektronik-Technologien auf die Zukunft der Frauenarbeit«, in: *Neue Verhältnisse in Technopatria: Zukunft der Frauenarbeit*, Köln: Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftlicher Forschung & Praxis für Frauen (1983), S. 75–91, hier S. 91.

verarbeitung ›melden‹ – könnte in dieser reellen Subsumtion die Arbeits- und Lebenswelt noch tiefergehend kapitalistisch geprägt und zergliedert werden als bisher.«⁵⁶

Auch die Soziologin Ilse Lenz, Mitherausgeberin der Zeitschrift *Peripherie: Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, beschäftigte die historische Wiederkehr der *cottage industries*, die Bewegung »zurück ins Heim«, die »Auswirkungen der neuen Technologien auf die Frauen und ihre Chancen«. Aus guten Gründen, weil »Technopatria« sich zu Beginn der 1980er Jahre über immer größere Distanzen zu erstrecken begann: von den »Freien Produktionszonen« samt Frauenwohnheim in Südostasien hin zu den Randlagen westlicher Metropolen und – »wegen der niedrigen Lohnkosten« – sogar in die »ländlichen Kleinstädte«. »Zugleich verändert sich die bisherige Industriearbeit in ihrer *Form*, ihrem *Ort* und ihrer *Zeit*. An die Stelle eines auf einen Gegenstand orientierten, wenn auch entfremdeten Arbeitsprozesses, in dem die Menschen ihrem Produkt noch gegenüberstehen, tritt die Funktion der Kontrolle, die Distanz ermöglicht. Durch die Verknüpfung von automatisiertem Produktionssystem und Informations- und Datenverarbeitungssystem, die die Mikroelektronik erlaubt, können nun Arbeitsort und Beaufsichtigung (Supervision) getrennt werden. [...] Zugleich ist ein deutlicher Trend zur Veränderung der Zeitstruktur festzustellen. Die hohen Kosten der neuen Technologien führen zu einer Renaissance der Schichtarbeit [...]; Nachtarbeit ist regulär. [...] Die Trennung von Heim und industrieller Produktion wird tendenziell aufgehoben [...]. [D]a die neuen Technologien die rasche, jederzeitige Verfügbarkeit über die sie bedienende, kontrollierende Arbeitskraft sowohl ermöglichen als auch erfordern – die Heimterminals stehen in Wohn-, Schlaf- oder Arbeitszimmer und können sich Tag und Nacht entsprechend der rund um die Uhr erfolgenden Produktion oder Informations-

Anmerkungen

- 1 Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 232–254, hier S. 238, 254.
- 2 Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. 95f.
- 3 Zitiert in Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. 153.
- 4 Siehe Jon Mathieu: *Die dritte Dimension: Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit*, Basel: Schwabe (2011) (= Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte (WSU)), insb. Kapitel 1.1 und 1.5; Zur Auswirkung von agrarpolitischen Maßnahmen wie der Förderung von rationell geführten Betrieben auf Bergbauernbetriebe in der Schweiz vgl. Rahel Wunderli: *Berglandwirtschaft im Strukturwandel: Bauern/Bäuerinnen aus Ursern (UR) und politische Institutionen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Altdorf: Verlag Gislser Medien (2016), insb. S. 202–211.
- 5 Vgl. Matthias Schmelzer: »Entwickelter Norden, unterentwickelter Süden? Wissenseliten, Entwicklungshilfe und die Konstruktion des Westens in der OEEC und OECD«, in: *Comparativ: Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 5/25 (2015), S. 18–35.
- 6 Martin Schuler: »Migrationsentwicklung im schweizerischen Berggebiet«, in: Ernst Brugger (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht = Les Régions de montagne en mutation; le développement des régions de montagne en Suisse: autonomie et dépendance du point de vue économique et écologique*, Bern, Stuttgart: Haupt (1984), S. 353–371, hier S. 354.
- 7 »Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 52/53 (2. September 1981), S. 14.
- 8 Urs P. Gasche: *Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse: Wie eine Industrie ihre Macht ausspielt, Beamte den Volkswillen missachten und die Umwelt kaputt geht. Eine wahre Schweizer Geschichte*, Gümliigen: Zytglogge (1981), S. 9.
- 9 Arbeitsgemeinschaft Umwelt (AGU): *umdenken - umschwenken: Alternativen. Wegweise der grosstechnologischen Zivilisation?*, Zürich: AGU (1975), S. L VI 3 (eigene Hinzufügung). Siehe hierzu Kim Förster: »Umdenken Umschwenken: Environmental Engagement and Swiss Architecture«, in: Farhan Karim (Hg.): *Routledge Companion to Architecture and Social Engagement*, Routledge: New York, London (2018), S. 271–288.
- 10 Siehe zu den »Bärglütli« Eva Locher: »Keimzellen einer einfachen, gesunden, friedlichen Lebensweise: Zur Interaktion zwischen alten Lebensreformen und jungen Alternativen in der Schweiz in den 1970er Jahren«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019), S. 151–171, insb. S. 164–169.
- 11 Ina-Maria Greverus, Erika Haindl (Hg.): *Versuche, der Zivilisation zu entkommen*, München: Beck (1983). Die Gruppe von Volkskundler*innen der Universität Frankfurt am Main besuchten im Rahmen ihrer Forschung zur Zivilisationsflucht insbesondere Schweizer Aussteiger*innen. Zur Schweizer Bergaussteiger*innenszene der 1980er Jahre siehe Markus Schütz: *Die Alp als Ort der Gegenkultur*, Lizentiatsarbeit Universität Basel (2010), https://www.zalp.ch/aktuell/suppen/suppe_2011_09_01/bilder/Die_Alp_als_Ort_der_Gegenkultur.pdf.
- 12 Flugblatt *Schweizer Armee und Alpen / l'armée suisse et les alpes* (o.J.), in: *Alparchiv* 4 (1988/1989), https://www.zalp.ch/downloads/flugblaetter_1988-89_300dpi.pdf.
- 13 Thomas Kleine-Brockhoff: »Mythen aus den Alpen«, in: *Die Zeit* 12 (1991), <https://www.zeit.de/1991/12/mythen-aus-den-alpen>.
- 14 Huldrych Blanke: »Psalm 37: drei Nachdichtungen – nachgeprüft«, in: *Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus* 76/10 (1982), S. 289–297, hier S. 296.
- 15 Huldrych Blanke: »Psalm 37: drei Nachdichtungen – nachgeprüft«, in: *Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus* 76/10 (1982), S. 289–297, hier S. 296–297.
- 16 »Alpfest 1991«, in: *z'alp* 1 (1991), S. 28–29, hier S. 28.
- 17 »Curciosa dem Leben erhalten – Feuer auf den Alpen am 11. August«, in: *z'alp* 0 (1990), S. 30–35, hier S. 35.
- 18 *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982: Tätigkeit der SL*, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), S. 5.
- 19 »Solidarität!« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 3 (Dezember 1974), S. 4.
- 20 »Müssen Walliser von den Arabern lernen?« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 12 (Juni 1976), S. 8.
- 21 *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982: Tätigkeit der SL*, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), S. 4.
- 22 Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), S. 106.
- 23 Siehe z.B. »Dossier Energie: Wasserzins am Beispiel Mattmark« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 76 (14. September 1984), S. 6–7.
- 24 Hans Kienholz: »Naturgefahren: Eine zunehmende Bedrohung?«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 563–588, hier S. 585.
- 25 Georges Grosjean: »Visuell-ästhetische Veränderungen der Landschaft«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 105–138, hier S. 110.
- 26 e.st.: »Ohne Bauern keine Zukunft in den Bergen«, in: *Rote Anneliese* 86 (24. Januar 1986), S. 9.
- 27 Wasserkraftnutzung im Laggintal, Stellungnahme der Konzessionsgemeinden, Juli 1982, BAR Dossier E8170D-01#2015-239#488, S. 1–2, 11.
- 28 Hans Schüpbach: »Historische Verkehrswege als attraktive Bereicherung der Wanderwegnetze«, in: *Anthos: Zeitschrift für Landschaftsarchitektur* 27/4 (1988), S. 30–34, hier S. 33.
- 29 Klaus Anderegg: »Heimat- erfahrbar machen: Das Ecomuseum Simplon«, in: *NIKE-Bulletin* 18/2–3 (2003), S. 4–11, hier S. 8, 9.
- 30 Siehe Octave Debarry: »Un entretien avec Hugues de Varine«, in: *Culture & Musées* 1/17 (2000) (Special issue: L'écomusée: rêve ou réalité), S. 203–210.
- 31 Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 237.
- 32 Walther Ryser: »Bevölkerungsprobleme des Berggebietes«, in: *Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur* 45/3 (1965/1966), S. 213–218, hier S. 217.
- 33 Im Landwirtschaftsbericht 1976 wurde die »Brachlegung von Kulturland wurde als »Gefahr für die landschaftsästhetische Entwicklung« bezeichnet«. Siehe Rahel Wunderli: *Berglandwirtschaft im Strukturwandel: Bauern/Bäuerinnen aus Ursern (UR) und politische Institutionen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Altdorf: Gislser Medien (2016), S. 207.
- 34 Dieter Kramer: *Der sanfte Tourismus: Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen*, Wien: Bundesverlag (1983), S. 9.
- 35 Hans Weiss: »Rückschritt zum »Steinzeitlichen Tourismus?«, in: *Plan: Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme* 33/11 (1976), S. 6–9, hier S. 7.
- 36 Hans-Ulrich Schlumpf an Alex Bänninger, 21. August 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-02.
- 37 »Das Forschungsinstitut für Fremdenverkehr der Universität Bern« (o.V.), in: *Geographica Helvetica* 2/38 (1983), S. 92–94, hier S. 93.
- 38 Klaus Viedebant: »23 Thesen«, in: *Die Zeit* 11 (8. März 1985), <https://www.zeit.de/1985/11/23-thesen>.
- 39 Jost Krippendorf: *Die Landschaftsfresser: Tourismus und Erholungslandschaft - Verderben oder Segen?*, Bern: Hallwag (1975), S. 9–10.
- 40 »Die Stadt der Arbeit« (o.V.), in: *Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 52/1 (1979), S. 30–39, hier S. 34.

- 41 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 7.
- 42 Huib Ernste, Carlo Jaeger: »Neuere Tendenzen schweizerischer Migrationsströme. Teil 2: Entstädterung in der Schweiz«, in: *Geographica Helvetica: Schweizerische Zeitschrift für Geographie* 1/42 (1987), S. 27–34, hier S. 29.
- 43 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 72.
- 44 Eike Ballerstedt, zitiert nach: Dieter Eißel: »Antithesen zum bürokratischen Kapitalismus: Chancen und Risiken dezentraler Steuerung der Wirtschaftspolitik im Kontext der neuen Informationstechnologien«, in: Udo Bullmann, Mike Cooley, Edgar Einemann (Hg.): *Lokale Beschäftigungsinitiativen: Konzepte. Praxis. Probleme*, Marburg: SP-Verlag (1986), S. 224–242, hier S. 230.
- 45 Gregor Dürrenberger: *Menschliche Territorien: Geographische Aspekte der biologischen und kulturellen Evolution* (1987) (= Dissertation ETH Nr. 8483), Vorwort, S. 144–145; Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 59.
- 46 Manuel Castells: *Towards the Informational City?*, Institute of Urban and Regional Development, University of California, Berkeley (1984) (= Working Paper Nr. 430).
- 47 https://www.bild-video-ton.ch/bestand/objekt/Sozarch_F_9048-003.
- 48 Einen Überblick bieten: Carlo Jaeger, Lisbeth Bieri: *Satellitenbüros: Eine soziotechnische Innovation. Hinweise zu Einführung und Organisation*, Zürich: vdf: Verlag der Fachvereine (1989).
- 49 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 10.
- 50 Huib Ernste, Carlo Jaeger: »Neuere Tendenzen schweizerischer Migrationsströme. Teil 2: Entstädterung in der Schweiz«, in: *Geographica Helvetica: Schweizerische Zeitschrift für Geographie* 1/42 (1987), S. 27–34, hier S. 34.
- 51 »ETH - Projekt Manto zur Schweizer Telekommunikation: Entscheidungsträger sind am Zug« (o.V.), in: *Computerwoche* (20. März 1987), <https://www.computerwoche.de/a/eth-projekt-manto-zur-schweizer-telekommunikation-entscheidungstraeger-sind-am-zug>, 1158897.
- 52 Jürg Frischknecht: »Von der Medienpolitik das Amen!«, in: *vt. Magazin für Bildschirmtext* 5/6 (1985), S. 27–31.
- 53 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 59.
- 54 Michaela Huber: »Schöne neue Welt der elektronischen Heimarbeit?«, in: *Psychologie Heute* 5 (1984), S. 60–67, hier S. 61.
- 55 Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), S. 103–104.
- 56 Ilse Lenz: »Frauenarbeits-Futurismus-Tango: Zum Einfluß der neuen Mikroelektronik-Technologien auf die Zukunft der Frauenarbeit«, in: *Neue Verhältnisse in Technopatria. Zukunft der Frauenarbeit*, Köln: Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftlicher Forschung & Praxis für Frauen (1983), S. 75–91, hier S. 80–81.

Sarah Bennett Farmer: *Rural Inventions: The French Countryside After 1945*, New York: Oxford University Press (2020).

Kim Förster: »Umdenken Umschwenken: Environmental Engagement and Swiss Architecture«, in: Farhan Sirajul Karim (Hg.): *The Routledge Companion to Architecture and Social Engagement*, Routledge Taylor & Francis Group: New York, London (2018), S. 271–288.

Monika Gisler: *Wie die Umwelt an die ETH kam: Eine Sozialgeschichte der Umweltnaturwissenschaften*, Zürich: vdf Hochschulverlag (2020).

Eva Locher: »Keimzellen einer einfachen, gesunden, friedlichen Lebensweise: Zur Interaktion zwischen alten Lebensreformern und jungen Alternativen in der Schweiz in den 1970er Jahren«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019), S. 151–171.

Markus Schütz: *Die Alp als Ort der Gegenkultur*, Lizentiatsarbeit Universität Basel (2010), https://www.zaip.ch/aktuell/suppen/suppe_2011_09_01/bilder/Die_Alpe_als_Ort_der_Gegenkultur.pdf.

HIGH TECH Fabrik der Zukunft

»Viele Fragen zum Fortschritt, von dem Adorno sagt, er ereigne sich dort, wo er endet.«

Georg Christoph Tholen: *Technischer Fortschritt als Gewalt und Ideologie: Zur Kritik systemtheoretischer Bildungsplanung*, Gießen: Focus-Verlag (1975), S. 114.



Chemie-Feuerwehrmänner in San Jose: „Wir wissen nie, was uns erwartet“

Peter Schille: »Die dreckige Arbeit am sauberen Chip«, in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 100–108, hier S. 107.

»Wir wissen nie, was uns erwartet« – »Glasschreine, Marmortempel, stählerne Paläste, Bauwerke, so unirdisch wie Raumstationen; in ihren geschliffenen Fassaden spiegeln sich Sonne, Mond und Sterne. Die Ästhetik der Produktionsstätten von Silicon Valley dementiert die Anwesenheit von Industrie. [...] Am 20. Januar 1982 las Mrs. Ross, 33, Mutter von drei Töchtern, daß sich bei Fairchild Camera & Instrument, laut- und geruchlos, eine Katastrophe ereignet hatte. Aus einem unterirdischen Tank waren 222000 Liter giftige organische Säuren ins Erdreich gesickert, ein furchtbares Gemisch aus Trichlorethan (TCE), aus Dichlorethylen (DCE), aus Xylol und anderen toxischen Chemikalien [...]. Das Weltzentrum der Mikroelektronik; das Paradies der Computer; das Tal der Talente: eine Giftmüllgrube?«

Peter Schille: »Die dreckige Arbeit am sauberen Chip«, in: *Der Spiegel* 33 (1985), S. 100–108, hier S. 100–102.

»Es ist ein und dieselbe [sic] Technologie, mittels derer produziert und verwaltet wird.«

Projektgruppe Automation im Arbeiterleben: *ZerreiBproben: Automation im Arbeiterleben*, Berlin: Argument (1983), S. 160.

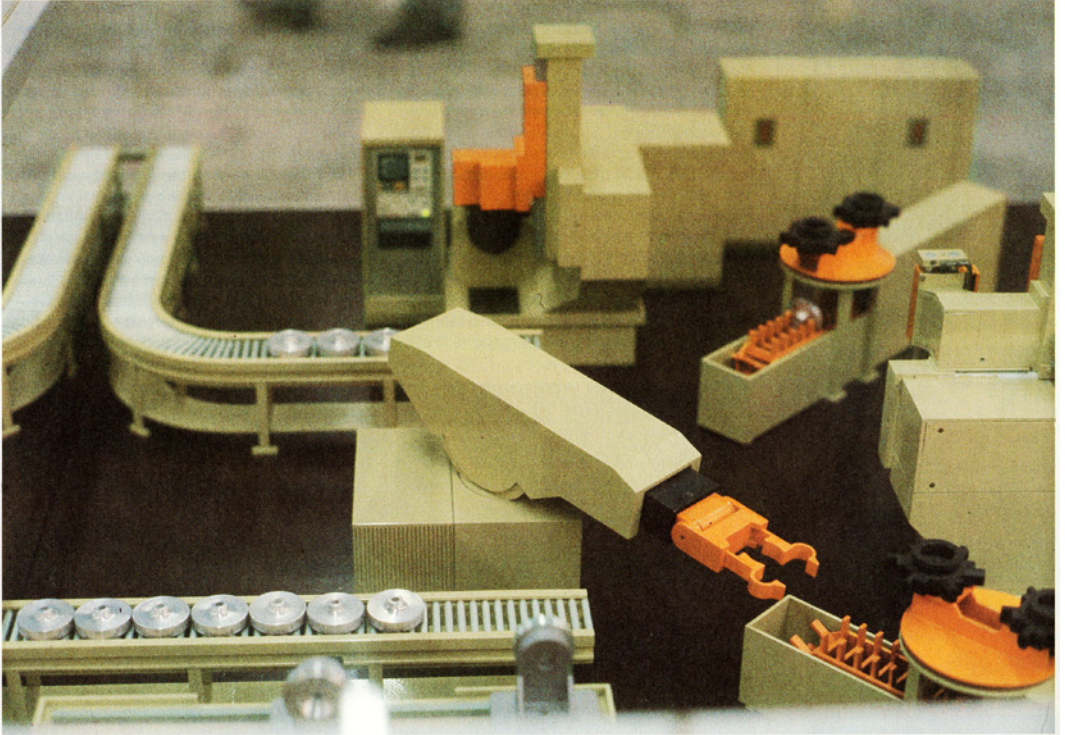
»Das dezentralisiert-zentralisierte Leben *diffundiert*. Es ist ein an und für sich diffuses Leben, dem ununterbrochen Gestalt abgerungen werden muß.

Fabrik und Büro diffundieren mit. Im Italienischen gibt es den Begriff der ›fabbrica diffusa‹. Fabrik und Büro lösen sich als bauliche Absonderungen teilweise wieder auf, um nach überall zu diffundieren und sich dezentral da und dort und noch woanders wiederzufinden. Wird damit die Arbeit wieder ins Ganze des Lebens eingebettet, oder wird jetzt überall alles zur Fabrik?«

Joseph Huber: *Die verlorene Unschuld der Ökologie*, Frankfurt am Main: S. Fischer (1982), S. 173.

»Alles begann 1969 mit der Einführung der EDV. Sie wurde zwar von der Belegschaft, dem Vertrauensleutekörper und dem Betriebsrat argwöhnisch betrachtet, jedoch bald wieder vergessen, zumal die damalige Geschäftsleitung diese EDV als einen zur Zeit sehr teuren, aber noch nicht nutzbaren Gemeinkostenfaktor abwertete. ›Hand- und Kopfarbeit sowie Kreativität werden in diesem, ja unserem Werk immer großgeschrieben. Die EDV wird uns einmal eine Stütze sein, aber mehr auch nicht‹, rief unter dem Beifall aller Kolleginnen und Kollegen ein Vertreter der Geschäftsleitung auf einer Betriebsversammlung im Jahre 1969 aus. Die EDV geriet deshalb in Vergessenheit, weil sie sehr abgekapselt und isoliert vom übrigen Betrieb angesiedelt war. Man durfte den Raum nur mit Erlaubnis des Abteilungsleiters betreten, da alles ›geheim‹ war, was sich dort abspielte. So benahmen sich auch die dort arbeitenden Kollegen: Sie fühlten sich als Elite, zumal sie Berufe hatten, die einen völlig neuen Charakter aufwiesen und für die Interessenvertretung kaum erfaßbar waren. So kam es, daß kein Betriebsrat oder Vertrauensmann/frau mit diesem Personalkreis Kontakt hatte. Somit blieb die Arbeit in der EDV tatsächlich im dunklen und geheimnisvollen Umfeld einer durch Klimaanlage gekühlten Kunstlichtwelt.«

Klaus R. Müller: »... da könnt Ihr gar nichts machen!« *EDV und Rationalisierung in einem Betrieb: Eine Fallstudie*, Stuttgart: Alektor (1981) (= Produktion - Ökologie - Gesellschaft), S. 5.



Gabriele Horn, Cornelia Klein (Hg.): *Rationalisierung 1984: Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. und der Staatlichen Kunsthalle Berlin*, Berlin: Staatliche Kunsthalle Berlin (1983), S. 274.

»Flexibles Bearbeitungszentrum der Firma Diedesheim. 5. Europäische Werkzeugmaschinenausstellung in Paris 1983« – »Was in den nächsten Jahren auf uns zukommt, ist grauenhaft. Wir haben nur die Wahl, vor der technischen Entwicklung einen Knicks zu machen oder halt moralisch dagegen zu sein. [...] Die Automatisierung wird in wahnsinnigem Tempo weitergehen, und der Mensch wird immer mehr an den Rand gedrängt. Aber wenn wir es nicht machen, machen es die anderen. Denken Sie an die Japaner. Wir haben keine Wahl.« Der das sagt, ist nicht irgendein Angestellter. Der dies sagt, ist der Abteilungsleiter [...], der bei Zeitaufnahmen ab und zu vorbeisieht. Während wir diskutieren, zieht der Teilestrom an uns vorüber von Transfermaschine zu Transfermaschine. Zerbohrt, zersägt, ausgedreht, wieder zusammengeschraubt, geschliffen, gewogen und austachiert, entgratet und gehont in endloser Folge. Wenn ich auf einer der Brücken über der Linie stehe, komme ich immer wieder ins Zweifeln. Kann man den [sic] Neckar gebieten, gen Süden zu fließen? Sie sind so stur, diese Maschinen, so logisch und unangreifbar. Sie machen müde, brechen jeden Widerstand, jede Ablehnung durch ihr bloßes Dasein. Kann man sie denn überhaupt ablehnen?«

Jochen Sonn: »Auf der Suche nach alternativer Industriearbeit«, in: Otto Jacobi, Eberhard Schmidt, Walther Müller-Jentsch (Hg.): *Starker Arm am kurzen Hebel: Kritisches Gewerkschaftsjahrbuch 1981/1982*, Berlin: Rotbuch (1981), S. 58–65, hier S. 64–65.

Arbeiten ohne Sinn und Perspektive?, Arbeit ohne Arbeiter: Wem nützt der technologische Fortschritt?, Totale Bildschirmherrschaft? ... – die Fülle an Fragen, die der technologische Fortschritt – oder war es nur ein »Wandel«? – nach sich zog, war immens. Dass, ca. 1980, so viel über Hintergründe, Zustände und mögliche Folgewirkungen insbesondere der neueren Hochtechnologien nachgedacht (und geschrieben) wurde, mag dabei auch daran gelegen haben, dass die einmal entfesselte, mikroelektronische Rationalisierungswelle früher oder später auch die Schreibstuben der Gehirnarbeiter*innen erreichen würde, jede*r also irgendwie betroffen war oder sein würde; und dass die Mikroprozessoren scheinbar (aber auch eher nur scheinbar) keine Unterschiede zwischen Kopf- und Handarbeit, Büro und Fabrik, Mann und Frau, Freizeit und Arbeitszeit machten.

Dass sich da etwas im Umbruch befand und nicht alle gleichermaßen von der »Siliziumzeit« profitieren würden,¹ lag in jedem Fall ziemlich deutlich auf der Hand. Und auch, dass die neue Welt der neuen Technologien keineswegs so schön, sauber und steril sein würde, wie postindustrielle Ideolog*innen das vielleicht gerne geglaubt hätten. Ob dies alles – der ungebremste Fortschritt – wirklich notwendig war: Dies lag schon weniger deutlich auf der Hand. Und noch diffuser gestaltete sich die Lage in punkto Alternativen. Denn die neuen Technologien fügten sich nur bedingt in etablierte Feindschemata.

Überhaupt entzog sich hier vieles der unmittelbaren Wahrnehmung und damit einer Erfahrung, die Anstoß hätte nehmen können. Die »technologische Gewaltstruktur kapitalistischer Information und Kommunikation« war fluide und verteilt;² und die neuen Maschinen selbst, sie waren »so clean and light«.³ Der »militärisch-industrielle Komplex« etwa, so eine zeitgenössische Analyse zum *Ende der militärischen Techno-Logik*, hätte sich bereits zu einer Art »sozial-industrielle[m] Komplex« gewandelt (durch »Diversifikation«, »Erschließung neuer Märkte«, Unterhaltungselektronik usw.).⁴ Die Fabriken weigerten sich, wie Fabriken auszusehen – »Produktion« fand nun jedenfalls tendenziell woanders statt, in fernen Ländern.⁵ Und war die Bildschirmarbeitswelt, gemessen am alten Fabriksystem, nicht tatsächlich die »humanere«? Kurzum: Die Maschinenstürmerei, ca. 1980, sollte sich schwierig gestalten.



Kreuzberg Neuköllner Anti-Kabelgruppe (KNAK) (Hg.): *Der letzte Schrei: Kabelfernsehen*, Berlin (1983), Cover.

Die neuerliche Undurchschaubarkeit der mikroelektronischen Maschinenwelt verdankte sich auch bestimmten terminologischen Fallstricken oder, wie manche Beobachter*innen meinten, einer wohlkalibrierten, intendierten Begriffsverwirrung. Denn bei »Medientechnologien« (etwa Kabelfernsehen) und »Informationstechnologien« (Datenfernübertragung u.ä.) handelte es sich nur um scheinbar verschiedene Dinge. Die Medien der Unterhaltung waren, wie auch die Kreuzberg Neuköllner Anti-Kabelgruppe KNAK zu bedenken gab, identisch mit den Instrumenten der Rationalisierung. »Warum Berlin an's Kabel soll[te]« war jedenfalls unklar: Die »Diskussion über die Auswirkungen der ›Neuen Medien‹ findet – wenn überhaupt – lediglich unter Medienwissenschaftlern, Technokraten und Politikern statt. [...] Wer hat Interesse an den ›Neuen Medien‹? Die Bürger bestimmt nicht! [...] Die wahren Interessenten für die Einführung der ›Neuen Medien‹ sind Industrie und Post. Die Elektronikindustrie verspricht sich höhere Gewinne durch vermehrten Absatz von elektronischen Geräten. In sehr vielen Wirtschaftszweigen und im Dienstleistungsbereich ergeben sich ungeahnte Rationalisierungsmöglichkeiten. [...] Die Rationalisierung durch die neue Technologie trifft [dabei] in erster Linie die Frauen. Es sind überwiegend Frauen, die in den Büros arbeiten [...]. Sie werden so zu Handlangerinnen des Computers.«⁶

►KOPFLOS/BILDUNGSKRISE/Modellierung der Sinne

»So einfach die Forderung nach einem Stopp des ISDN-Ausbaus ist, so stellt sich natürlich sofort die Frage, wie dieses Ziel erreicht werden könnte. Vergleicht man zwecks Suche nach entsprechenden Strategien die Anti-AKW-Bewegung mit den Möglichkeiten einer Kampagne gegen das ISDN, dann fällt zunächst einmal auf, daß es keine geeigneten Objekte für zentrale Demonstrationen wie z.B. »ISDN-Bauplätze« gibt, sondern daß es sich beim ISDN um eine weitgehend unsichtbare Struktur handelt, die nur in Einzelteilen, nämlich Vermittlungszentralen, Verstärker, Leitungen und Endgeräte [sic] wie Telefon, Teletex, Telefax, BTX und PC sichtbar wird.«

Günter Schäfer: »Urlaub vom Telefon: Keine Computerisierung des Telefonnetzes!«, in: *Chips & Kabel: Medienrundbrief* 19 (Juni 1985), S. 3-6, hier S. 5.



Walter Keller, Hans-Peter Siffert: »My Terminal is my Castle: Computer-Schmuck im Grossraumbüro«, in: *Der Alltag* 1/8 (1985), S. 62-79, hier S. 71.

Kaum regte sich der Widerstand, wurden die neuen Technologien auch schon Alltag – wie etwa hier zu sehen in der Fotoserie »My Terminal is my Castle«, erschienen Anfang 1985 in (eben) *Der Alltag*: »Was geschieht? – Nach Pierre Bourdieu (französischer Soziologe), dessen Buch *Die feinen Unterschiede* als das Buch über Geschmack gelten darf, ist nichts »distinguierter [...] als die Fähigkeit, in den gewöhnlichen Entscheidungen des Alltags – dort, wo es um Küche, Kleidung und Inneneinrichtung geht – und in vollkommener Umkehrung der populären Einstellung die Prinzipien einer »reinen« Ästhetik spielen zu lassen.«⁷ ►NO FUTURE/ ALLTAG/ Sensationsblatt des Gewöhnlichen

HIGH TECH Sympathy for the Devil

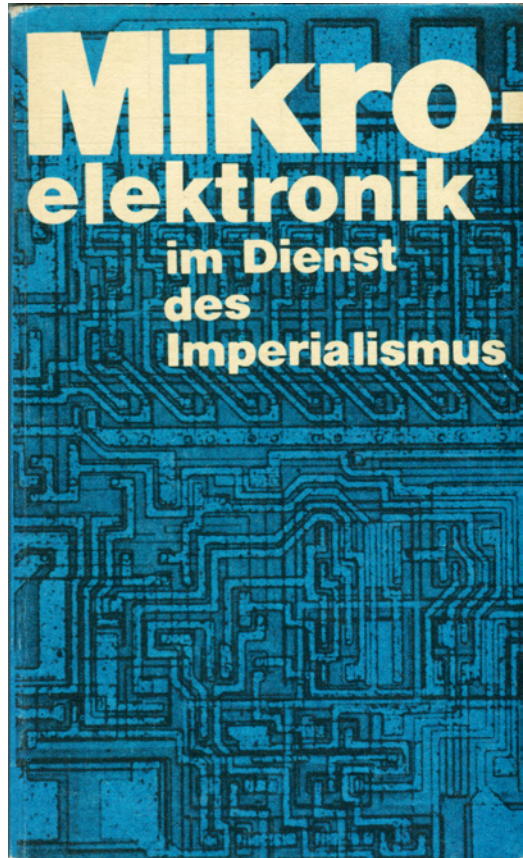


Graffiti, Heidelberg, in der Nähe des kommunalen Datenverarbeitungszentrums

Werner Siebel, Volker Röske: »Der Computer kommt: Erfahrungen mit den neuen Informationstechnologien«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 43/10 (März 1981), S. 54–66, hier 55.

»Schreckensvision oder Utopie? Die Rechnersysteme sind umfangreicher, als allgemein angenommen wird, und eine Begrenzung ihres Anwendungsfeldes ist kaum abzusehen. Die unbegriffene Technologie, mehr noch aber die Mentalität ihrer Verwender machen Angst.«

Werner Siebel, Volker Röske: »Der Computer kommt: Erfahrungen mit den neuen Informationstechnologien«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 43/10 (März 1981), S. 54–66, hier S. 54.



Autorenkollektiv unter der Leitung von Emil Rechtziegler: *Mikroelektronik im Dienst des Imperialismus: Tendenzen, Gefahren, Widersprüche*, Berlin: Dietz (1982), Cover.

»Bei aller Vielfalt dieser Bemühungen wird deutlich, daß es dabei in erster Linie um ein Suchen nach Auswegen aus der Krisensituation des Kapitalismus, um ideologische Anstrengungen zum Systemerhalt geht. Dabei zeigt sich ein breitgefächertes Angebot: Dämonisierung der Technik und düstere Katastrophenvoraussagen wechseln mit optimistischen Modellen und Prognosen, großangelegte Visionen der Welt von morgen wechseln mit Detailvorstellungen über technologische, soziale und kulturelle Entwicklungen. Wurde in den sechziger Jahren der wissenschaftliche Fortschritt von den bürgerlichen Ideologen noch vergöttert, als Mittel zur Heilung aller Gebrechen des Kapitalismus gepriesen, so scheint er sich nunmehr für einige von ihnen in einen Dämon, in eine ›Furie des Fortschritts‹ verwandelt zu haben. Schlagworte wie ›Jobkiller Mikroelektronik‹, ›moderne Elektronik schafft Arbeitslosigkeit‹, ›Dämon Technik‹ machen in bürgerlichen Massenmedien die Runde. Dadurch werden die sozialen Wirkungen ihrer kapitalistischen Anwendung als unabänderlich dargestellt.«

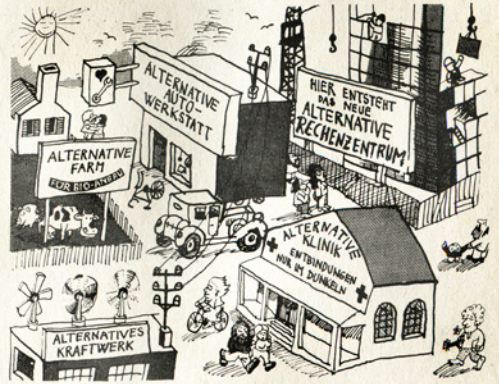
Autorenkollektiv unter der Leitung von Emil Rechtziegler: *Mikroelektronik im Dienst des Imperialismus: Tendenzen, Gefahren, Widersprüche*, Berlin: Dietz (1982), S. 183–186.

»Staunen löste bei den eher skeptischen Tagungsteilnehmern die unbefangene Art aus, mit der amerikanische Alternativ-Projekte Minicomputer für die vielfältigsten Zwecke einsetzen: Die Energie- und Nahrungsmittel-unabhängige Arche der NEW ALCHEMISTS überwacht damit Temperatur und Sauerstoffgehalt ihrer Fischbecken und tauscht Informationen mit anderen Projekten über ein Datennetz der Control Data Corporation (CDC) aus; auch mit der bekannten Landkommune TWIN OAKS. In Californien [sic] wird die Konstruktion einfachster, passiver Solarhäuser [...] mit Hilfe von Computersimulationsmodellen an der Universität von San Franzisko [sic] optimiert; und in Berkeley organisiert eine computerunterstützte Recycling Börse die Wiederverwertung jeglichen »alternativen« Abfalls. Dabei nehmen die neuen Alchimisten z.B. in Kauf, daß CDC Zugang zu allen von ihnen abgerufenen und eingegebenen Daten hat, obwohl sie genau wissen, daß Konzerne wie CDC vorhaben, sich langfristig in die Alternativprojekte einzukaufen. [...] Dagegen stecken die ersten zaghaften Computerversuche in der Bundesrepublik noch in den Kinderschuhen: Über viel mehr als eine bessere Buchhaltungs- und Adressensortiermaschine kommt der Einsatz der Computer (so jedenfalls die Berichte) nicht hinaus. [...] Die Herstellung der TAZ (von einigen als alternativer Musterbetrieb gesehen, von den meisten allerdings von der Alternativskala gestrichen) ist ohne computerisierten Fotosatz mit Datenfernübertragung und EDV-gesteuertem Postvertrieb [etwa] nicht mehr möglich.«

Ulrich Tietze: »Auf der Suche nach der Welt von morgen: Computer in alternativen Projekten?«, in: *Wechselwirkung* 14/4 (1982), S. 56-57, hier S. 56-57.
 ▶ SELBERMACHEN / LÄDEN / Mehringhof

LITERATURHINWEISE :

Andrew Clement: "If small is beautiful, is micro marvelous?" in "People's Computers", Nov 1977
 "Computopia-Gesellschaft am Draht" in "Sanfte Alternativen", Rüdiger Lutz (Hrsg), Weinheim 1981



Bammé u.a.: "Maschinen-Menschen, Mensch-Maschinen" Reinbeck 1983
 "Computer in Alternativprojekten", Wissenschaftsladen Berlin, Berlin 1983

77

Gruppe programmiertes Leben (Hg.): *Rechnerzeit: Das Orwellsjahr. Kalender 1984*, Berlin (1983), S. 77.

Weil es schon lange kein Entkommen mehr gab, stieß man, neben allerlei Bedenkenswertem zu maschinenlesbaren Personalausweisen, Künstlicher Intelligenz und Telearbeit, auch im Taschenkalender *Rechnerzeit* (1984) über den unvermeidlichen, ja »alltägliche[n] Kompromiß mit der Technik«. ⁸ Norbert Müllert, Mitglied der Gruppe programmiertes Leben, sah es so: »Wo sind die Ansprüche geblieben, die für eine menschengemäße Technologie als notwendig erachtet wurden, daß sie nämlich klein und überschaubar, einfach und reparierbar, kapitalsparsam und gewaltlos zu sein hatte? Was ist geschehen, daß Computer als alternativ oder ungefährlich für die Entfaltung neuartiger Betriebs- und Arbeitsformen hingestellt werden können? [...] Für mich ist erschreckend zu hören, daß es Alternativ-Unternehmen noch nicht einmal fertiggebracht haben, eigene Software, geschweige denn eine eigene Hardware-Konfiguration zu entwickeln.«⁹

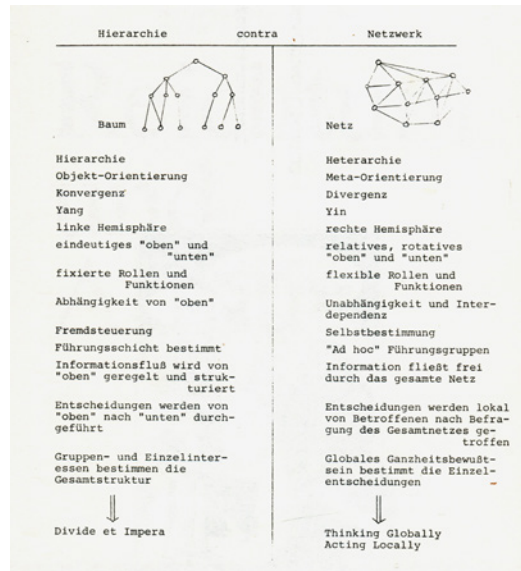
Konnten sich die meisten links-alternativen Zeitgenoss*innen noch irgendwie darauf einigen, dass man/frau sich in der *Sackgasse des Industriesystems* befand, schieden sich die Geister in Sachen möglicher Exit-Strategien offenbar beträchtlich. Zwar ließ sich die These – dass man sich in einer Sackgasse befand oder aber, qua Computerisierung und Automatisierung, *Wege ins Paradies* betreten hatte¹⁰ – überhaupt anzweifeln. Die Diagnose hätte so ja auch der (neokonservative) Postindustrietheoretiker Daniel Bell oder der baden-württembergische CDU-Ministerpräsident Lothar Späth unterschreiben können. Der »Verdienst« solcher Abrechnungen mit dem Industriesystem bestand aber immerhin darin, so räumten selbst Widerwillige ein, »[...] daß es die Linken im Kapitalismus auffordert, an die Zukunft zu denken«. ¹¹ (Und tatsächlich ließen sich ganz gute Gründe dafür anführen, warum man mit Windmühlen und Verweigerung allein nicht weit kommen würde – der Futurologe Alvin Toffler

etwa hielt genau dies »naiven« Adepten *sanfter* Technologien vor: »Today, we are beginning to realize that neither big nor small is beautiful.«¹²

Die neuen Technologien – wenn nicht schon sanft, so immerhin filigran – weckten in dieser Hinsicht also schnell die Hoffnung, dass sich Aus- und Einsteigen vielleicht gar nicht so sehr widersprechen mussten. Losungen wie »Micro is Beautiful« sorgten, wie könnte es anders sein, dabei mitunter für heftige Auseinandersetzungen in der Szene. Unreflektiert kaufte man sich nicht in die digitale Zukunft ein: »Micro is beautiful« erzeugte wie in jeder Redaktion, die sich nicht darauf beschränken will, Gemeinplätze zu verbreiten, so auch bei uns eine Kontroverse«, hieß es etwa in der Zeitschrift *Wechselwirkung*, die noch 1979 einen eponymen Artikel publiziert hatte. »Angesichts der Befürchtungen, die neue Technologien wie die Mikroprozessoren bei entsprechend sensibilisierten Leuten erzeugen, erschien den meisten von uns die Leichtfertigkeit, mit der die Autoren die Perspektive einer demokratischen, dezentralisierten Gesellschaft mithilfe von Mikroprozessoren aufzeichnen, schwer nachvollziehbar und wenig belegt.«¹³

»Einem Projekt, das die Sicherung der kapitalistischen Herrschaftsfunktion anstrebt und im vorher beschriebenen Ausmass durchgeführt werden soll, muss ein entsprechend breiter Widerstand entgegengesetzt werden. Um die Einführung zu stören, die Akzeptanz in der Bevölkerung zu verhindern und eine Gegeninformation zu schaffen, müssen alle Formen des Widerstands zur Anwendung gebracht werden [...]. Der Widerstand gegen die IT kann nicht losgelöst von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen geführt werden. Individuelle und kollektive Sabotage als Rache, zum Stören und als Propaganda sind ebenso wichtig wie Öffentlichkeitsarbeit durch Parteien und Gewerkschaften. Einige Tendenzen im Widerstand – die politisch ebenso fragwürdig sind wie das Sammeln von Alufolie gegen den Atomstaat – scheinen auch in der Linken an Boden zu gewinnen. Dazu gehört das Hochjubeln der Hacker als »Computerguerilla«, das fromme Geise vom Datenschutz und von der »richtigen« (gewerkschaftlich kontrollierten) Anwendung der IT im Kapitalismus.«

Texte zur Computerveranstaltung im Provintreff vom 28.6.1985 (o.V.), Zürich (1985), S. 33, Bestand: Medien und Computer, Papiertiger Archiv, Berlin.



Wissenschaftsladen Berlin: *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: WILAB Bericht 1-83 (1983), S. 25.

Auch wenn »Hierarchie«, »linke Hemisphäre« oder »Fremdsteuerung« als geradezu computerkompatible Charakteristika zu gelten hatten, hegten technophilere Vertreter der Gegenkultur (auch jenseits von Kalifornien) die Hoffnung, dass die Zeit dennoch auf ihrer Seite stehen würde: »Die Netzwerkkonzeption ist nämlich keine New-Age Erfindung oder Kopfgeburt realitätsfremder Utopisten, sondern die gesellschaftlich notwendige Weiterentwicklung organisatorischer und institutioneller Strukturen. Längst ist in den Industrienationen eine Umorientierung struktureller Art festzustellen, die ganz klar zeigt, daß die Hierarchie kein adäquates Organisationsmodell unserer Zeit mehr ist. Moderne Technologien und Kommunikationsmedien machen die Hierarchie obsolet, allein schon durch veränderte Informationswege.«

Rüdiger Lutz: »Vom sozialen Netzwerk zum Computernetz«, in: *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: WILAB Bericht 1-83 (1983), S. 18–25, hier S. 21.

International Meeting of Radical Science Periodicals 153



photos: Wechselwirkung

Next Julius Thaler described the experience of the Wuseltronick Collective (from 'wuseln', to fiddle around) in designing socially useful products through collective discussion and decision-making. Although computers were not initially central to the group's work, it was decided to use them despite reservations, especially about which tasks should be computerised.

Les Levidow: »Sympathy for the Devil«, in: Radical Science Collective (Hg.): *Making Waves: The Politics of Communication*, London: Free Association Books (1985), S. 151-154, hier S. 153.

»Lassen sich antikapitalistische Werte durch neue Technologien verkörpern?« Wie stand es um »Automation und Computereinsatz« bei FIAT? Was war noch einmal »high-tech alternativism«? Und: »[H]ow to overcome divisions between R&D workers and other workers who could usefully learn from the former about management's plans against them«?¹⁴ Solche und ähnliche Fragen beschäftigten die Teilnehmer*innen des Kongresses *Sympathy for the Devil*, der im April 1984 an der Berliner TU stattfand – zugegen waren unter anderem Bob Young und Les Levidow aus England (Radical Science Collective), Angelo Dina aus Italien (Scienza Esperienza), Tom Athanasiou aus Kalifornien (Processed World) und Julius Thaler vom West-Berliner Elektronik-Kollektiv Wuseltronick. »Es sind die gleichen mikroelektronischen Schaltkreise«, so hieß es im Programmheft, »die in der Industrie den reibungslosen Ablauf der Produktion überwachen und steuern und in der alternativen Energieerzeugung Richtung und Stärke des Windes registrieren und so die Leistung eines Windgenerators optimieren. Es sind die gleichen Computernetzwerke, mit denen große Konzerne ihre Arbeitsplätze abbauen und in die häuslichen Wohnküchen der arbeitslosen Frauen verlagern, wie die, mit denen alternative Gruppen in den USA ihre Informationen austauschen und versuchen, andere Lebensformen zu entwickeln.«¹⁵ ► SELBERMACHEN / LÄDEN / Mehringhof

»Hochvornehm ging es zu, Mitte Juni auf einer hauptsächlich von europäischen Wirtschaftsmanagern besuchten Tagung des Züricher Gottlieb Duttweiler Instituts zum Thema »Westeuropa auf dem Weg in die Informationsgesellschaft«. Gekommen waren viele, weit über 100 »Führungspersönlichkeiten«, von Nixdorf, IBM, Regierungen bis hin zu Oetker-Direktoren. [...] Die Höhepunkte der Tagung lagen zweifellos in den Referaten von André Gorz und Fritjof Capra – versprachen sich doch viele hiervon einen Wegweis [sic] für ein gesellschaftliches Computer-Pathos. [...] Zu radikal war den meisten »Wirtschaftskapitänen«, daß es sozusagen ein leistungsfreies Grundeinkommen geben sollte, aber sonst gab ihnen Gorz sicherlich Denkanstöße. [...] Deshalb ist es auch im alternativen Bereich wichtig, genau die Grundgedanken zu analysieren und sich nicht von »Sinnggebung« und Mystik blenden zu lassen. Das Gorz'sche Konzept stellt eigentlich nur kapitalistische Flickschusterei dar, weil es Widersprüche zukleistern will. Gorz rüttelt nicht an dicken Unternehmergewinnen und -vermögen, auch soll der Konkurrenzkapitalismus auf dem Weltmarkt mit all seinen ausbeuterischen Folgen für die 3. Welt erhalten bleiben. [...] Wie so manch alter Marxist scheint auch Gorz den Weg des außergewöhnlichen Unternehmerberaters zu gehen und er wird dort mit offenen Armen empfangen. Radikaler ist da schon Capra, aber er bleibt zugleich auch allgemeiner. [...] Als Physiker wendet er sich besonders gegen Descartes' kartesisches Weltbild, welches Mensch und Technik gleichsetzt [...]. Aber er stilisiert zugleich die Frage der Wende zu einer gleichsam religiösen Frage hoch und blieb damit auf der Tagung »im Rahmen« und wohl auch weitgehend unverstanden.«

Thomas Thimme: »Sinnkrise der Gesellschaft: Verhältnis von Leben, Technik und Arbeit«, in: *Chips & Kabel: Medienrundbrief* 11 (September 1984), S. 4-6, hier S. 4-6.

Seite zum Ausruhen

Die Beziehungskiste eines unserer Redaktionsmitglieder hatte für C&K unerwartete Folgen. So erreichte uns zu dieser Ausgabe zwar kein Leserbrief mit inhaltlicher Kritik, so doch aber eine Grußkarte aus Moskau, in der uns mitgeteilt wurde, daß der subversive Vertrieb von C&K nun auch im "real existierenden Sozialismus" begonnen hat. Anbei lag eine Abo-Bestellung. Um dem Leser einen besseren Eindruck zu geben: Das sich hier im Abdruck schwarz darstellende Feld ist im Original in einem revolutionären Rot gehalten.



Womit für Herrn Strauß und Herrn Zimmermann wieder einmal klar sein dürfte, daß wir die nützlichen Idioten Moskaus sind.

Bild heute
Dienstag, 15. Dezember 1983

**Chaoten zerstören
Computer-Zentrale**

Seite zum Ausruhen (o.V.), in: Chips & Kabel: Medienrundbrief 11 (September 1984), S. 54.

Wer sich, wie es durchaus vorkam im linksalternativen Milieu, den Informationstechnologien gegenüber kritisch, skeptisch oder gar ablehnend zeigte, stand schnell im Verdacht, sich der Maschinenstürmerei, Irrationalität, Sentimentalität oder anderweitig subversiver Gesinnungen hin-

zugeben. Die Macher*innen des »Medienrundbriefs« *Chips & Kabel* schickten sich vorsorglich selbst eine (im Original rote) Postkarte aus der Sowjetunion: »Womit für Herrn [Franz-Josef] Strauß und Herrn [Friedrich] Zimmermann wieder einmal klar sein dürfte, daß wir die nützlichen Idioten Moskaus sind.«

HIGH TECH Sachzwänge



»Das Mißtrauen der Ingenieure gegenüber menschlichen Wesen ist eine Manifestation des Mißtrauens des Kapitals gegenüber der lebendigen Arbeit. Die Eliminierung des menschlichen Versagens und der Unsicherheit ist der ingenieurmäßige Ausdruck der Versuche des Kapitals, seine Abhängigkeit von der lebendigen Arbeit zu minimieren, mit dem es seine Kontrolle über die Produktion verstärkt.« (David F. Noble)

Peter Brödner: »Sachzwang oder Gestaltungsgegenstand«, in: *Wechselwirkung* 35/9 (1987), S. 7–11, hier S. 11.

Peter Brödner nahm sich, wie der hier zitierte Technikhistoriker David F. Noble, frühzeitig der Hightech-Historie an: Brödners *Der Programmierte Kopf: Eine Sozialgeschichte der Datenverarbeitung* (1981) – eine Koproduktion mit dem Informatiker Detlef Krüger und dem Volkswirt Bernd Senf – etwa handelte von der langangebahnten »Trennung von Hand- und Kopfarbeit«, von Kapitalinteressen, von »Macht durch »Dezentralisierung««. ¹⁶ Als Mitarbeiter im Projekt »Fertigungstechnik« am Kernforschungszentrum Karlsruhe gehörte Brödner ferner zu denen, die auch ganz praktisch gegen den »Mythos der Sachgesetzlichkeit der Technik«

vorgingen. Denn »Gestaltungsspielräume« gab es durchaus. »[B]leibt die Frage, worauf jene zwangshaften [sic] Ideen des technologischen Determinismus sich gründen?« ¹⁷

»WW [Wechselwirkung]: Warum heißen die Beratungsstellen der IG Metall eigentlich Innovations-Beratungsstellen? Innovation in bezug auf Neue Technologien bedeutet doch für Arbeitnehmer meist nur verstärkte Rationalisierung?

U.K. [Ulrich Klotz]: Bei der Beratung geht es nicht nur um rein technische Fragen, z.B. was Arbeitnehmer wissen sollten, wenn in einem Betrieb neue Produktionsverfahren, neue Maschinen oder neue Organisationsformen geplant sind. Über diese Technologieberatung hinaus geht es – ganz allgemein formuliert – darum, alle Arten von Innovationen, d.h. Neuerungen, zu fördern, die den Arbeitnehmern nützen. Z.B. neue Arbeitsstrukturen mit geringerer Arbeitsteilung, höheren Qualifikationsanforderungen, besseren Möglichkeiten zur Zusammenarbeit usw. Das wird ja alles unter dem Oberbegriff Prozeß-Innovation zusammengefaßt. Daneben geht es auch um Produkt-Innovationen, d.h. um die Förderung von sozial nützlichen Produkten, mit denen Arbeits- und Lebensbedingungen verbessert und neue Arbeitsplätze geschaffen werden können. Manche Leute meinen, Prozeß- und Produkt-Innovationen seien rein technisch-wirtschaftliche Probleme; aber ich denke, daß gerade Arbeitnehmer viel weitergehende Fragen stellen müssen. Letztlich geht es doch um notwendige soziale Veränderungen – humanere Arbeitsstrukturen, demokratischere Organisationsformen, Mitentscheidungsmöglichkeiten über technische Entwicklungen usw. –, das läßt sich alles auch unter dem Begriff »soziale Innovationen« zusammenfassen.«

»Diese Beratung ist ein permanenter Prozeß (Ein Interview der Zeitschrift »Wechselwirkung« mit Ulrich Klotz über die Innovations- und Technologie-Beratungsstelle der IG Metall)« (o.V.), in: *Frankfurter Rundschau* (7. Februar 1985). ►SELBERMACHEN / UNTERNEHMER / BIG

»Die Marktwirtschaft, die Freie, gibt ihren Kindern denkwürdige Namen, das jüngste, einen Knaben, hat sie *Sachzwang* genannt. [...] Es muß einer schon zugeben, Einfälle hat sie, sprachschöpferisch ist sie, die Marktwirtschaft, die Freie, sie wäre des Preises einer Akademie würdig, und der Laudator könnte jubeln: Ein Kind ist uns geboren, ein Wort ist uns geschenkt«.

Heinrich Böll: »Heiliger Sachzwang«, in: *konkret* 6 (1977), S. 6, hier S. 6.

1. URSPRUNG



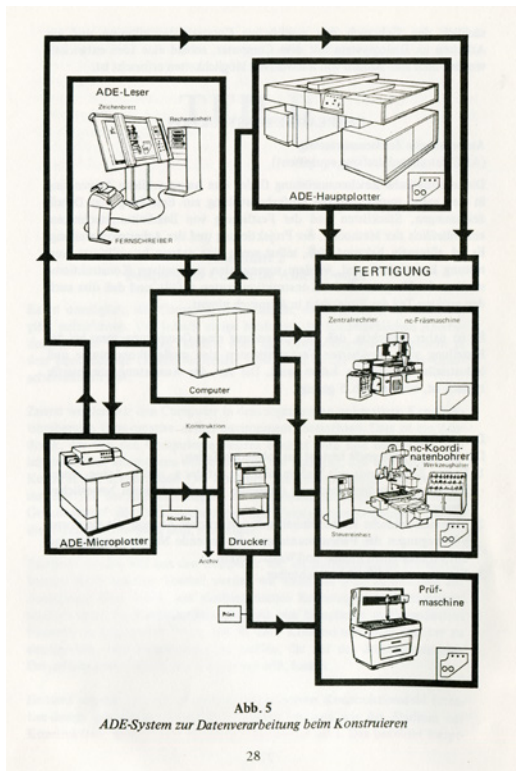
ERSTE BAUMWOLLSPINNEREI VON RICHARD ARKWRIGHT IN CROMFORD, 1771, NACH EINEM GEMÄLDE VON J. WRIGHT

Thomas Kuby: *Vom Handwerksinstrument zum Maschinensystem: Nachforschungen über die Formierung der Produktivkräfte. Ein Beitrag zur Techniklehre*, Berlin: TU Berlin, Institut für Bildungs- und Gesellschaftswissenschaften (1980), S. 31.

Die grassierenden »Sachzwänge« beschränkten sich keineswegs auf Fabrikhallen und Marktwirtschaft, sie fingen bereits im Kopf an – und deshalb in der »Techniklehre« bzw. Berufspädagogik. Schon in diesem Bereich, »jene[m] Fischer-Baukasten-Unterricht, in dem die technokratische Ideologie fröhliche Urstände feiert[e]«, lief einiges schief: »[S]oll Techniklehre heute nicht darauf hinauslaufen, den Schüler als zukünftigen Arbeiter für die gegebenen Strukturen zuzurichten, sondern kognitive Voraussetzungen für berufliche und soziale Handlungskompetenzen zu schaffen, dann brauchen wir in der Tat einen zutreffenden Begriff von der gesellschaftlichen Determiniertheit des Gegenstandsbereichs Technik.« Hier gegenzusteuern war allerdings gar nicht so einfach, wie auch Thomas Kuby vom Institut für Bildungs- und Gesellschaftswissenschaften (TU Berlin) feststellen musste. Zu sehr war man allenthalben irreleitenden Konzepten vom Ursprung des Fortschritts verhaftet: Die »Wissenschaft [behandelt] den technischen Fortschritt meistens als einen exogenen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängigen Prozess«. Und: Auch »die Technikgeschichte [hatte sich] den Fragen nach den sozialökonomischen Ursachen, Bedingungen und Antrieben des technischen Wandels z.T. absichtlich entzogen«.¹⁸

Erfreute sich die Rede von den »Sachzwängen« – der Unausweichlichkeit dieser oder jener Entwicklung – bei Politiker*innen, Führungskräften und anderen Obrigkeiten damals zunehmender Beliebtheit, so ließ auch die Gegenrede nicht lange auf sich warten: »Technikdeterminismus« (quasi als Schimpfwort), das Insistieren auf der Kontingenz des Fortschritts sowie das Korrelat, nämlich die These von der sozialen *Geformtheit* beziehungsweise – auf dem Spiel stand schließlich die Zukunft – der sozialen *Formbarkeit* von Technologie. Nachgebore-

nen Wissenschafts- und Technikhistoriker*innen mag das einigermaßen banal erscheinen, gehören derartige Gewissheiten doch zum ABC der Disziplin. Dass das nicht immer so war, zeigt der große Trubel um die Einführung der neuen Technologien: Bei näherer Betrachtung verflocht sich die kritische Theorieproduktion nämlich auf sehr vielfältige Weise mit der technopolitischen Praxis. Denn überall lauerte der Sachzwang, die »technokratische Ideologie«: ob nun in der Techniklehre, in der Fertigungstechnik oder in der (gewerkschaftlichen) Innovationsberatung. Paradoxerweise schlifften sich diese *Wahrheiten* – als Theorie – sogar in dem Maß ein, in dem die realen, praktischen Gestaltungsspielräume zusehends dahinschrumpften. Ständen (demokratische) Mitbestimmung, partizipative Gestaltung/Entwicklung, Einbindung von Nutzer*innen, Gewerkschaften und sonstigen Betroffenen zu Beginn der 1980er Jahre nämlich immerhin noch im Raum, hatte man für solche Umständlichkeiten bald immer weniger Zeit (und Verständnis) – im universitären Bereich ebenso wenig wie in der Forschungspolitik oder in punkto Maschinendesign. In letzterem Fall kam erschwerend hinzu, dass man es hier nun tendenziell mit den »business policies of the multinationals« zu tun bekam, gegen die die eingespielten, lokalen Formate der sozialen Formgebung – etwa eben die Mitbestimmung – wenig auszurichten hatten.¹⁹



Mike Cooley: *Computer Aided Design: Sein Wesen und seine Zusammenhänge*, Stuttgart: Alektor (1978), S. 28.

»Einige Anmerkungen sollten in Bezug auf die oben beschriebene Ausrüstung gemacht werden. Erstens bewirkt sie, daß sich die Arbeit eines Konstrukteurs in einem Zeichenbüro in eine Funktion als »Maschinenbediener« verwandelt. Aus dem Fertigungsablaufdiagramm wird deutlich, daß die in der Fertigung am höchsten qualifizierte Arbeit, die des Einrichtens einer Koordinatenbohrmaschine, durch die Erstellung des Lochstreifens im Zeichenbüro ersetzt wird. Zweitens, eine weitere hochqualifizierte Funktion in der Fertigung, die Qualitätskontrolle, kann dequalifiziert werden,

wenn sie von einer digitalen Prüfeinheit (digital inspection machine) übernommen wird.«²⁰ Kaum irgendjemand dürfte in punkto Dekonstruktion des Sachzwangs eine ähnlich breitgefächerte Wirkung entfaltet haben wie der britische Ingenieur und Gewerkschaftsaktivist Mike Cooley, ehemals Chefkonstrukteur bei Lucas Aerospace. Die Initiative »Lucas Alternative Plan« sollte – auch im deutschsprachigen Raum – Schule machen als Musterbeispiel für soziale Innovation und Arbeiterselbstverwaltung.

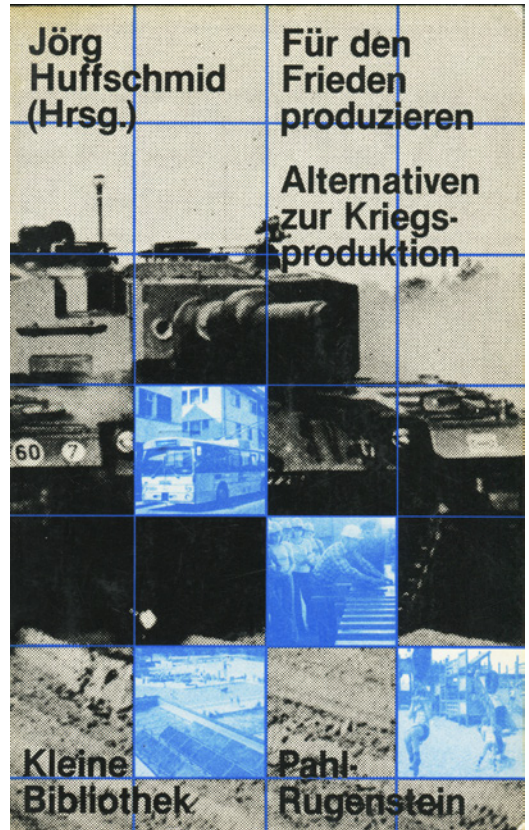
Akademischer veranlagte Zeitgenoss*innen erkannten darin ihre Thesen quasi als realweltliche Entsprechung bestätigt: *The Social Shaping of Technology*.²¹ Cooley selbst war in der Folge unermüdlich im Einsatz: als Fürsprecher von »tacit knowledge«, sozial-nützlicher Produktion und »human-centred design« – Maschinen, die nicht »objektivieren«. Denn »[d]ie Technik, die wir haben, ist von Menschen gemacht, und wenn nicht das, was wir brauchen, für uns entsteht, dann haben wir das Recht und die Verantwortung, es zu ändern.«²²

►SELBERMACHEN / LÄDEN / Role Models

»Es gibt in den Gewerkschaften Überlegungen, die durch Arbeitszeitverkürzungen freierwerdende Zeit nicht in der Form kommerzialisierter Freizeitangebote und/oder öffentlich-rechtlichem sowie privatwirtschaftlichem passiven Medienkonsum wieder dem Kapital zu übereignen, sondern sie zu nutzen als erweiterte Zeit für betriebliche Mitbestimmung über das ›Was‹ und ›Wie‹ der Produktion oder zur Weiterbildung für die Entwicklung sozial nützlicher Produkte [...]. Es geht letztendlich um eine direkte Beeinflussung zentraler Unternehmensentscheidungen über Produkte, Investitionen etc., die nicht – und das ist das Neue – mit einem allgemeinen Recht auf Mitbestimmung in allen Bereichen, sondern mit der sozialen – was brauchen wir als Arbeitnehmer? – und technischen Kompetenz der Beschäftigten begründet wird. Die ›Unternehmen‹ würden ja – ohne dies so auszusprechen – mit erfolgreichen Produktvorschlägen beweisen, daß die Unternehmer in einem ihrer grundsätzlichen Entscheidungsbereiche nicht nur schädlich, sondern überflüssig sind. Damit wird die Frage aufgeworfen, ob das Boot, in dem angeblich alle sitzen, tatsächlich durch jemanden an der Pinne gesteuert werden muß oder ob das nicht diejenigen, die es mit dem Paddel fortbewegen, auch selber könnten.«

Claus Sobott: »Die Gewerkschaften zwischen Rationalisierungsschutz und alternativer Produktion«, in: Werner Rammert, Gotthard Bechmann, Helga Nowotny, Richard Vahrenkamp (Hg.): *Technik und Gesellschaft: Jahrbuch 2*, Frankfurt am Main: Campus (1983), S. 66–91, hier S. 79–80.

Was in der Theorie stimmig sein mochte – die Kontingenz des Fortschritts, die soziale Formbarkeit von Technologien usw. – kam in der Praxis tendenziell immer weniger an. Namentlich die Gewerkschaften, zunehmend machtlos ob der »gesteigerte[n] Konfliktfähigkeit des Kapitals«, hätten sich, so der vielfach erhobene Vorwurf, viel zu lang auf eine Politik der »Bauernverteidigung« kapriziert, nämlich auf das bloße Abfedern von »Folgewirkungen« des technologischen Wandels. Kritiker*innen galten sie zudem gerne mal als »Krisenkartell« – »zu Lasten wachsender Randgruppen wie Frauen, Jugendliche, Ausländer, ältere Arbeitnehmer, Arbeitslose«. In dieser verfahrenen Situation gab es nur wenige Lichtblicke, wie man in der zweiten Nummer von *Technik und Gesellschaft* (1983) nachlesen konnte.²³



Jörg Huffs Schmid (Hg.): *Für den Frieden produzieren: Alternativen zur Kriegsproduktion*, Köln: Pahl-Rugenstein (1981), Cover.

Träume von der Welt ohne Tornado, Leopard 2 und F-122: *Für den Frieden produzieren: Alternativen zur Kriegsproduktion* (1981). »Allerdings wurden [...] trotz der artikulierten Bereitschaft auch Zweifel an den Erfolgsaussichten angemeldet, die sich neben der Frage nach der Finanzierung von Entwicklungsarbeiten vor allem auf die Durch- und Absetzbarkeit der zivilen Produkte bezogen. Die schriftlichen Stellungnahmen eines Technikers und zweier Ingenieure: »Es genügt nicht, einen Arbeitskreis zu bilden. Äußerst wichtig ist der Absatz, denn wo kein Absatz ist, nützt auch die alternative Fertigung nichts.«

Edgar Einemann, Edo Lübbing: »Wo kein Absatz ist, hilft auch das alternative Produkt nicht«, in: *Frankfurter Rundschau* (13. Oktober 1983), S. 14. ▶SELBERMACHEN / LÄDEN / Stagnation

HIGH TECH Rechnerzeit

»Davon abgesehen, pflegte er durch den Regen zu radeln; dabei fand er es praktisch, sich einen Küchenwecker an den Gürtel zu schnallen und eine Gasmaske aufzusetzen; jenes um immer pünktlich zu sein, dieses aus Furcht vor dem Heuschnupfen, denn er litt an Asthma; immerhin ist das ein menschlicher Zug, der beruhigend wirkt. Warum er es stets vermied, die Haut anderer Personen, einerlei welchen Geschlechts zu berühren, darüber wissen wir nichts.

Was aber die Turing-Maschine betrifft, so schlagen wir einen Versuch vor. Einer von uns – wir wollen ihn B nennen – tritt mit ihr in Verbindung (über Datensichtgerät oder Fernschreiber). C, ein Zensor, soll das Zwiegespräch überwachen. A simuliert einen Menschen, desgleichen B; und nun soll C entscheiden, wer von den beiden der Mensch, und wer die Maschine ist.«

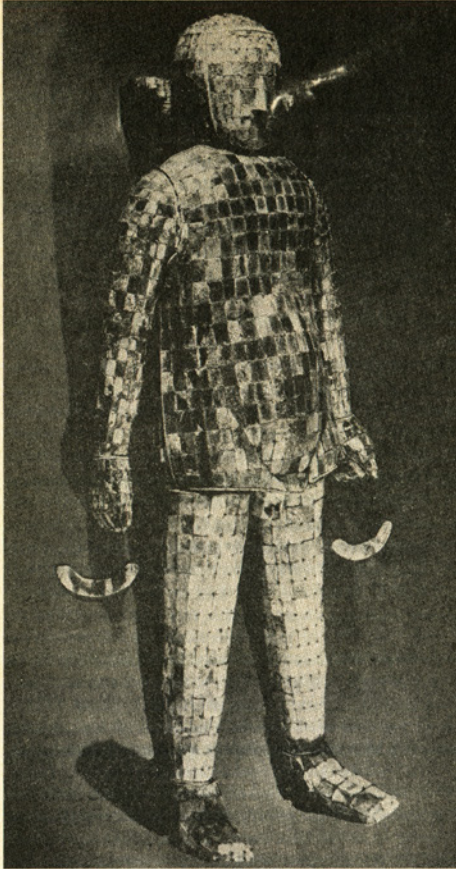
Hans Magnus Enzensberger: *Mausoleum: Siebenunddreißig Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1975), S. 124.

»Heute, 150 Jahre später, können wir erkennen, daß damals eine Entwicklung begann, die die Welt umgestaltet hat; für die Menschen damals aber ging es nicht um die Umgestaltung der Welt oder die Verhinderung dieser Umgestaltung, sondern um die Erzielung von Extraprofiten einer- und die Verhinderung von Arbeitslosigkeit andererseits.«

Martin Henkel, Rolf Taubert: *Maschinenstürmer: Ein Kapitel aus der Sozialgeschichte des Fortschritts*, Frankfurt am Main: Syndikat (1979), S. 21.

»a) Fragmente zu ›Romantik und Maschinerie‹: ›... das Kalte, ..., Seelenlose des technischen Apparats‹ (Jean Paul, zit. 1159/57); der Automat als Metapher der durch lebendige Arbeit hergestellten toten Arbeit (1308/75); das ›Reich der Zahlen und Figuren‹ (Novalis, zit. 921/150); in ›Des Lebens Überfluß‹ kommt der Mensch nur noch als Ware der Auktion vor (Tieck, zit. 150/60); ›... wahnsinnige Detailhändler der Natur‹ (E. T. A. Hoffmann, zit. 1211/248); ›... die Konstruktion einer großen sozialen und moralischen Maschine, die dazu bestimmt ist, mit beispielloser Genauigkeit und Schnelligkeit Wohlstand, Wissenschaft und Glück zu produzieren‹ (Owen, nach E. P. Thompson, zit. 449/240); Mary Shelleys Frankenstein: über den Mythos der Wissenschaft (1097/193) – ›Menschen nur mehr ungeheuerliche Wesen, die nach dem Blut des Nächsten dürsten‹ (1279/457)«.

Rolf Schwendter: *Zur Geschichte der Zukunft: Zukunftsforschung und Sozialismus. Band 1*, Frankfurt am Main: Syndikat (1982), S. 110–111.



Ein frühes Modell des Maschinenmenschen.
(Totengewand des Prinzen Liu Scheng, Han-Dynastie, 154-113 v.u.Z.).

Wolfgang Coy: *Industrieroboter: Zur Archäologie der zweiten Schöpfung*, Berlin: Rotbuch (1985), S. 143.

»Der Maschine gesunden Menschenverstand beizubringen, soll der entscheidende Schritt sein, um den künstlichen Menschen – und das heißt immer den künstlichen Sklaven – zu entwickeln. Die Grundprinzipien sind *Zucht und Ordnung*, die Prinzipien, die die Herrschaft des Menschen über den Menschen ausdrücken. Die alltägliche Münze dieser Herrschaft kommt weniger aus den Sprüchen der Machthaber, die sowieso den geschichtlichen Prozeß kaum verstehen – sie kommt aus den Kalkülen der Ingenieure und Wissenschaftler, es ist das *Fabrikssystem*, es ist die herrschende Technik.«

Wolfgang Coy: *Industrieroboter: Zur Archäologie der zweiten Schöpfung*, Berlin: Rotbuch (1985), S. 148.

»Fast täglich liest man Zeitungsberichte über Computereinsatz, EDV-Anwendungen und mikroelektronische Innovationen – und doch ist der Computer ein Automat, über dessen Entwicklung, Einsatzpotential und Folgen die wenigsten hinreichend informiert sind. Angesichts einer weit verbreiteten Fetischisierung und Verdrängung des Computers ist es Computerkonzernen und »Experten« ein leichtes, ihn weiter zu mystifizieren. [...] Unsere Absicht ist es [...], den Wirkungszusammenhang von Technik und Gesellschaft am Beispiel des Computers zu untersuchen und dem Mythos von der Eigendynamik des Technischen Fortschritts entgegenzutreten. Um überhaupt verstehen zu können, worin die universelle Einsatzfähigkeit des Computers besteht, unter welchen Bedingungen sich diese Technik entwickeln konnte, welche Umstände die Anwendung wesentlich bestimmen und welche Folgen dies hat, ist es notwendig, die gemeinsamen Wurzeln all dessen aufzuspüren. Seinem Charakter als Arbeitsmittel entsprechend liegt es nahe, den Ursprung der Computerentwicklung in den besonderen Eigenschaften menschlicher Arbeit und in bestimmten Veränderungen von Arbeitsprozessen zu suchen.«

Peter Brödner, Detlef Krüger, Bernd Senf: *Der programmierte Kopf: Eine Sozialgeschichte der Datenverarbeitung*, Berlin: Klaus Wagenbach (1981), S. 9-10.



Ada um 1835
(Quelle: Moore 1977:150)

44

Ute Hoffmann: *Computerfrauen: Welchen Anteil haben Frauen an der Computergeschichte und -arbeit?*, München: Rainer Hampp (1987), S. 44.

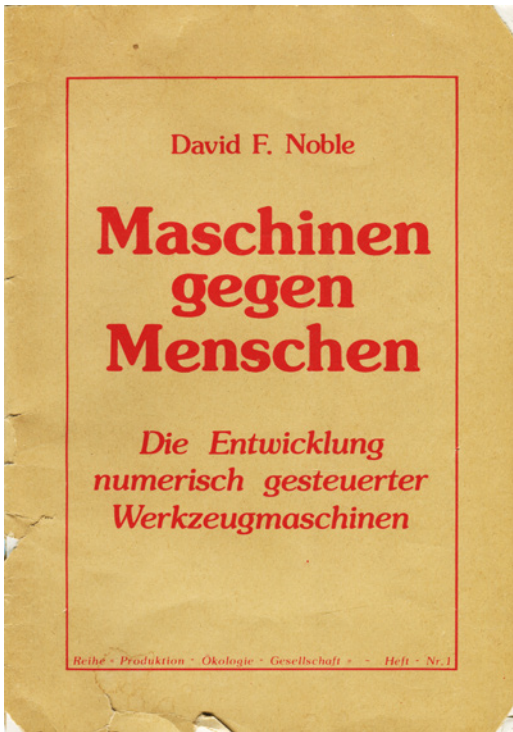
»In der Technik- und Wissenschaftsgeschichte leben die kulturell präformierten *Verarbeitungsformen* des Ausnahmestandes Wissenschaftlerin fort. Sie werden darin zu charakteristischen Darstellungsformen, mit denen Frauen in der Wissenschaft retrospektiv portraitiert werden – beispielsweise in der Figur der ›Ersten‹ und ›Einzig‹. Ihres Entstehungszusammenhangs beraubt erscheinen die historisch-gesellschaftlich bestimmten Darstellungen als ›Tatsachen‹. [...] Bis heute gibt es zwei widerstreitende Portraits: das eine sieht Ada [Gräfin von Lovelace] als die ›Übersetzerin‹ von Charles Babbage, im anderen erscheint sie als ›erste/r Programmierer/in‹. Das eine hat als Bezugsrahmen die Geschlechterdefinitionen des 19. Jahrhunderts, das andere den Anspruch eines Teilaspekts der Computerwissenschaft auf eine eigene Geschichte: Software-Entwicklung und Computerprogrammierung. Die Trennungslinie zwischen den Geschlechtern, die im früheren Bild durch die Technik selbst als Grenze markiert war, verschiebt sich nun in die Technik selbst. Die ›Hardware‹ behält ihren männlichen Pionier und die ›Software‹ kann nun eine Ahnfrau vorsehen. Ada, die ›erste Programmiererin‹, hat mehr Zukunft als die ›Übersetzerin‹ Ada. Wie sind diese Bilder und ihr jeweiliger Bezugsrahmen im Einzelnen beschaffen? Wo entstehen und wie verbreiten sie sich?«

Ute Hoffmann: *Computerfrauen: Welchen Anteil haben Frauen an der Computergeschichte und -arbeit?*, München: Rainer Hampp (1987), S. 54–56.

High-Tech produzierte nicht nur Zukunftsvisionen und Gegenwartsprobleme, sondern (natürlich) auch jede Menge Geschichte(n) – tendenziell, wenn auch nicht nur, in kritischer Absicht; und tendenziell von dem, was logischerweise vor dem postindustriellen Zeitalter gewesen sein musste: Industriezeitalter, Fabrikssystem, technische Moderne. Unscherw ließ sich die Linien von der technologischen Umwälzung *heute* hin zu Taylorismus, Schreibsaal und Fließband ziehen, zu disziplinierten Körpern, Sinnen und Psychen, oder – in Anbetracht der mangelhaften »Technikakzeptanz« einiger Zeitgenoss*innen – noch weiter, hin zu den *machine breakers* des 19. Jahrhunderts, denen man in der Regel nun mit gesteigertem Wohlwollen entgegenkam. (Der Kurzschluss funktionierte auch in die Gegenrichtung: »Um den Zustand ausreichend zu charakterisieren, dürfte die Bemerkung genügen, dass er mit dem Weberaufstand oder gar mit der Industrierevolution verglichen wird«, wie ein Berliner Arbeitswissenschaftler apropos »Bildschirmarbeitsplätze« bemerkte.)²⁴

In der Computergeschichtsschreibung im engeren Sinne dagegen, zumal in der deutschsprachigen (die nun auch Fahrt aufnahm), kamen »Arbeit«, »Kapitalismus« und dergleichen tendenziell etwas unter die Räder – Ausnahmen wie David Nobles *Forces of Production* (1984) oder Wolfgang Coys *Archäologie der zweiten Schöpfung* (1985) bestätigten hier die Regel. Größere Faszination – teils sachbedingt, teils den friedensbewegt-apokalyptischen Umständen geschuldet – übten andere Fluchtlinien aus: Krieg und Raketen, Kybernetik und Information, große Namen (oder Männer) wie Alan Turing, Norbert Wiener oder John von Neumann. »Von Telegraphie und Luftkrieg über UKW und Flüssigkeitsrakete bis hin zu Laser und Star Wars – immer verspricht ein Innovationsvorsprung den nächsten Angriffsbefehl«, wie es bei Friedrich Kittler hieß.²⁵ Was nicht heißen soll, dass das neuerdings populäre Wissen um die martialischen Ursprünge der Rechenmaschine – Joseph Weizenbaum lässt grüßen – notwendigerweise zahnlos gewesen wäre. »Gut, Computer wurden handlicher und kleiner, einfacher zu programmieren und zu bedienen, universeller einzusetzen, schneller und sicherer«, hieß es auch im *Orwell-Kalender*. »Aber läßt sich dadurch der kriegerische Ursprung abschütteln?«²⁶

► NO FUTURE / APOKALYPSE / Game Over



David F. Noble: *Maschinen gegen Menschen: Die Entwicklung numerisch gesteuerter Werkzeugmaschinen*, Stuttgart: Alektor (1979) (= Produktion – Ökologie – Gesellschaft), Cover.

David F. Nobles kleine Geschichte der NC-Maschinen – *Social Choice in Machine Design* (1979) – wurde, via Stuttgart, noch im selben Jahr auch unters deutsche Arbeitervolk gebracht: »Technologie gewinnt ihre konkrete Gestalt [...] nicht »wertfrei« oder »aus ihrer eigenen Entwicklungslogik« heraus, sondern weil sie im »Klassenkampf« die Macht des Management vergrößern soll und dabei auf den Widerstand der Arbeiter trifft«, hieß es im Klappentext. Und weiter: »Die Texte sollen ohne zusätzliches Literaturstudium verständlich sein, für den Werkzeugmacher wie für die technische Zeichnerin.«²⁷

Ein paar Jahre später besorgten die Berliner *Wechselwirkung*-Macher*innen die Übersetzung von Nobles *Progress without People* (1985). Noble, *bête noire* der Technikhistorikerzunft, empfahl dort »kreative Maschinenstürmerei«. Denn es »herrscht[e] Krieg, aber nur eine Seite [war] bewaffnet«: Anschläge auf Rechenzentren, mit Bolzenschneider Kabel durchschneiden, »Tee, Kaffee, Coca Cola oder Eisenspäne« auf Computertastaturen verteilen ... alles war erlaubt. »Ist Ned Ludd zurückgekehrt? Obwohl es noch nicht möglich ist, die volle Bedeutung dieses anschwellenden Arbeiterwiderstandes gegen den sogenannten Fortschritt einzuschätzen, gibt es gewiß überall Anzeichen dafür.«²⁸

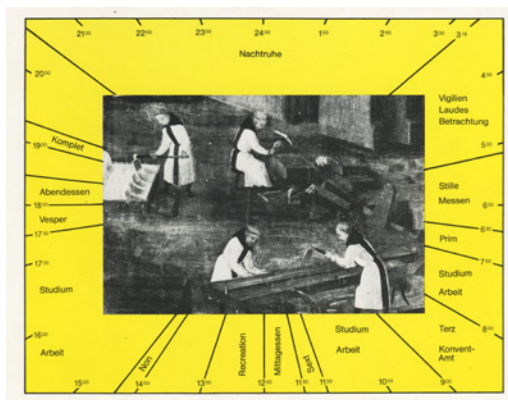


Seit den Weberaufständen im letzten Jahrhundert gelten die „Maschinenstürmer“ als Buhmänner der Geschichte

Walter Volpert: »Das Ende der Kopfarbeit oder: Daniel Düsentrieb enteignet sich selbst«, in: *Psychologie Heute* 10/11 (1984), S. 29–39, hier S. 32, © www.psychologie-heute.de.

»Seit den Weberaufständen im letzten Jahrhundert gelten die ›Maschinenstürmer‹ als Buhmänner der Geschichte« – zu Unrecht, befand auch der angriffslustige Arbeitswissenschaftler Walter Volpert in seinem Aufsatz »Das Ende der Kopfarbeit oder: Daniel Düsentrieb enteignet sich selbst« in der Zeitschrift *Psychologie Heute* (10/1984). Volpert, der kaum ein gutes Haar am Fortschritt ließ, musste es wissen: »Wann immer bis heute jemand etwas Kritisches über die Arbeits- und Lebensverhältnisse sagt, [d]er muß ritualhaft hinzufügen: ›Selbstverständlich bin ich kein Maschinenstürmer!«

Walter Volpert: »Das Ende der Kopfarbeit oder: Daniel Düsentrieb enteignet sich selbst«, in: *Psychologie Heute* 10/11 (1984), S. 29–39, hier S. 32.



Hubert Treiber, Heinz Steinert: *Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen: Zur ›Wahlverwandtschaft‹ zwischen Kloster- und Fabrikdisziplin*, München: Moos (1980), Cover (Detail).

Vom langen (und komplizierten) Arm des technosozialen Fortschritts berichtete auch das Buch *Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen* (1980) von Hubert Treiber und Heinz Steinert – hier mit Schützenhilfe von Michel Foucault: »Das stehende Heer der Soldaten«, »Das maschinengekoppelte Heer der Arbeiter«, »Das sitzende Heer der Angestellten« ...

HIGH TECH Zwei Kulturen

»Konservativ heißt, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren.« F. J. Strauß«

Monica Deutz, Lothar Kolenberger, Klaus Schroeder, Hans-Albrecht Schwarz:
»Alternativ oder konservativ? Zur jüngeren Geschichte der Alternativbewegung«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 36 (Juni 1979), S. 29–42, hier S. 29.

»Der Hauch von menschenverachtender Technik, der Computer umgibt, ist der Hauch, der vom ersten Schornstein der ersten Eisenbahn ausging. In der F.A.Z. war neulich zu lesen, wie Jacob Burckhardt die Eisenbahn als Errungenschaft verfluchte, für nächtliche Schnellreisen nach seinem Italien davon aber ohne weiteres Gebrauch machte. Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß seither einige Menschen durch die Eisenbahn umgekommen sind. Wieviele sind durch sie nicht umgekommen: weitergekommen?«

Jürg Laederach: »Einflüsse der Mikroelektronik auf Sprache und Literatur«, in: Richard Bachinger (Hg.): *Frankfurter Symposium über Mikroelektronik und die Folgen für die Kreativität 1985*, Frankfurt am Main: Deutsche Olivetti GmbH (1986), S. 33–38, hier

»[Hermann] Lübbe bemerkte, daß neuerdings Technikkritik von der politischen Rechten auf die Linke übergegangen ist: Sie wurde ein bestimmendes Moment der Ideologie der ›Neuen Linken‹ in liberalen, nichtkommunistischen hochentwickelten Industrieländern, während die etablierte Linke in kommunistischen Ländern den technischen Fortschritt unverändert mit allen Mitteln fördert. Kennzeichnend für den Frontwechsel der Technikkritik sind folgende Bücher:

F. G. Jünger, *Die Perfektion der Technik*, 1953
 F. Wagner, *Die Wissenschaft und die gefährdete Welt*, 1964
 G. Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen*, 1968
 G. Amery, *Das Ende der Vorsehung*, 1972
 I. Illich, *Selbstbegrenzung*, 1973
 C. Amery, *Natur als Politik*, 1976
 R. Jungk, *Der Atomstaat*, 1977

An diesen Büchern zeigt sich sowohl der Übergang der Technikkritik von rechts nach links als auch ihre zunehmende Grobschlächtigkeit: F. G. Jünger und F. Wagner kritisierten noch konservativ und differenzierend, C. Amery ist sich seiner politischen Position nicht bewußt – aber Illich und Jungk produzieren grobschlächtig

linke Demagogie ohne Sachverstand und Verantwortungsbewußtsein, vielfach jenseits der Grenzen psychischer Normalität. Die meisten Bürger des Landes lassen sich erfreulicherweise durch die antitechnische Hysterie nicht beeindrucken.«

Karl Steinbuch: *Maßlos informiert: Die Ent-eignung unseres Denkens*, München, Berlin: Herbig (1978), S. 240–241.

»Doch alle Administration eben jener Herren, die sonst nur zu gerne ein ordoliberales Politikverständnis zur Schau tragen, führte weder zum erhofften strukturellen Wandel [...], noch zu einem allgemeinen ökonomischen Aufschwung und schon gar nicht zu einem Rückgang der gesellschaftlich untragbaren Arbeitslosigkeit, und sei es auch nur die der Akademiker selbst. Wo die Ergebnisse der ›harten‹ Wissenschaften so deutlich hinter den geweckten Erwartungen zurückbleiben, werden für die Konservativen die ›weichen‹ Wissenschaften zur Legitimation ihres Handelns und zum Stiften von stabilisierenden Identitätsmustern wieder zunehmend interessant, nachdem man ihren Niedergang in der Hochphase der Technikfixierung schon für beschlossene Sache halten mochte.«

»Editorial«, in: *AZ-Magazin* 9 (1987) (= *Mythos Wissenschaftsstadt Berlin*), S. 4–5, hier S. 4.

Min.Präs. L. Späth , Besuch im EMBL Oktober 1984



»Lothar Späth visit to EMBL« (1984), DE 2324 P-GLO-A-2, EMBL Archives, European Molecular Biology Laboratory, Heidelberg.

»Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für diese Einladung, die mir Gelegenheit gibt, einmal nicht nur über neue Technologien und Wirtschaftspolitik zu sprechen. [...] Ich habe [...] etwas keck gesagt: Humboldt läßt grüßen – und

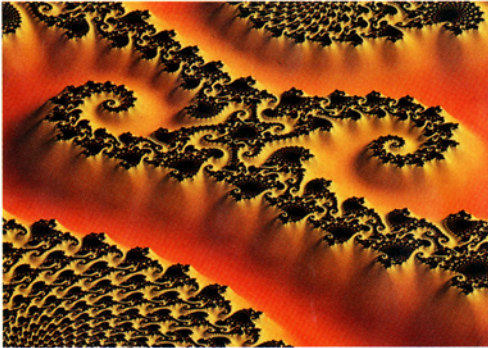
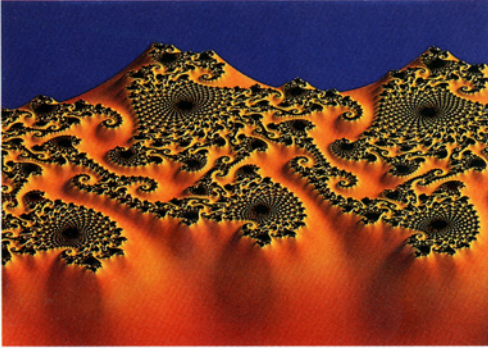
wer hindert uns eigentlich daran, zurückzugrüßen? – Ja, wer hindert uns eigentlich daran? Doch wohl nur wir selbst, wenn wir weiterhin einem Kulturverständnis anhängen, das zwischen Geist und Technik, Innen- und Außenwelt, art und science – um die Terminologie von C.B. Snow [sic] zu übernehmen – wie mit Messers Schneide unterscheidet. Ich werde auf die Frage der ›zwei Kulturen‹ noch eingehen,

denn in ihr steckt wohl auch das Kernproblem, das die Geisteswissenschaften gegenwärtig mit sich selbst haben. [...] Es scheint mir manchmal so, als ob gerade diejenigen, die als Physiker, Chemiker oder Biologen unser Wissen um die belebte und unbelebte Materie so atemberaubend schnell vermehren, ein großes Bedürfnis verspüren, diesen Wissenszuwachs philosophisch gedeutet und humangeschichtlich eingeordnet zu erhalten.«

Lothar Späth: »Der Ruf nach den Geisteswissenschaften«, in: *Tut-zinger Materialien* 40 (1987), S. 32-39, hier S. 32-34.

»*Maschinenstürmer sind wir keine*«²⁹ – ... nicht nur die Gewerkschaften und Arbeiter*innen befanden sich im Hightech-Zeitalter tendenziell in der Defensive, sondern auch (manche) Geisteswissenschaftler*innen. Standen diese doch schnell im Verdacht, »mit vielen Worten wenig zu sagen«³⁰ – was vielleicht noch verkraftbar gewesen wäre. Wohl schlimmer wog, wie der Politikwissenschaftler Claus Leggewie in seinem Porträt des »High-Technokrat[en]« Lothar Späth insinuierte, dass sie aus Sicht der Hightech-Funktionäre vor allem damit beschäftigt waren, als »Kassandra [...] schwarz[zu]malen«, statt ihrer »öffentlichen Sinn-Stifterrolle« nachzukommen und den »Sozialkitt der technischen Zivilisation« beizusteuern.³¹ Wie sie, die Geisteswissenschaftler*innen, ins Konzept einer Hightech-Zukunft passen sollten, die von Standortfragen, Wettkampf mit Japan und/oder den USA, Spitzenforschung, Patenten usw. bestimmt war, lag tatsächlich nicht unbedingt auf der Hand. Vielleicht, so munkelte man, wurden sie also passend gemacht – derartige Verdachtsmomente standen jedenfalls durchaus (diffus) im Raum: die Konjunktur von »Technikfolgenabschätzung, Akzeptanzforschung, Analyse von Kultur und Sprachen von Export-Regionen, [und] neue[r] Medien-Forschung«, meinte etwa Wolfgang Nitsch, wäre Indiz der Degradierung der Geistes- und Sozialwissenschaften zu »Hilfs- und Service-Disziplinen für bestimmte technologische und wirtschaftliche Schwerpunktbereiche«.³²

Wie dem auch sei, es ist wenig verwunderlich, dass die Rede von den »zwei Kulturen« damals eine Art zweiten Frühling erlebte, so wie überhaupt die Rede von »Kultur« das Vokabular der Produktivkräfte, Kapitalinteressen usw. abzulösen begann – nicht zuletzt im Zusammenhang mit Wissenschaft/Technik, deren Wesen, Walten und Wirken. Vielleicht gehört es zur Ironie dieser Geschichte, dass nun ausgerechnet die sterilen, kalten und menschenfeindlichen Computer dazu beitrugen, ein unverfängliches, irgendwie schönes und versöhnliches Wissen in die Welt zu setzen: Chaos, Fraktale, Rekursionen, Zustände »fernab des Gleichgewichts«. Wo die Natur hier eigentlich noch aufhörte, und damit der Zuständigkeitsbereich der computergestützten Naturforschung, war (so konnte man sich das jedenfalls zurechtlegen) eine zunehmend berechtigte Frage. Einigen Kassandra zufolge handelte es sich bei solchen Vorstößen denn auch um intellektuelle Projekte, die »politisch falsch [waren], weil unrealistisch angesichts der realen Macht und Bewegung von Naturwissenschaften und Kapital«. Von den eigentlichen Mächten und Geschicken – insbesondere etwa denjenigen hinter »Mikroelektronik und neue[n] Medien, Gen- und Reproduktionstechnik« – würde dies alles nämlich bestenfalls ablenken.³³ ▶NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Wissensverzicht



»Wenn der ›Seepferdchenschwanz‹ weiter vergrößert wird, entdecken wir eine Art Doppelspirale. Das Besondere dieser Spirale zeigt sich aber erst, wenn man genauer hinsieht, wie die zwei Spiralarme miteinander verwoben sind. Plötzlich entdeckt man eine Vierer-Spirale, eine Achter-Spirale, etc.«

Heinz-Otto Peitgen, Hartmut Jürgens: *Fraktale: Gezähmtes Chaos*. Vortrag gehalten in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung am 23. Februar 1988, München: Carl Friedrich von Siemens Stiftung (1990), S. 44.

»Leben heißt Information akkumulieren, weitergeben, in technische Mutationen transformieren, überschüssige Energien für die Informationsmaschine abzweigen, dann wieder derselbe Kreislauf. Überall entstehen reine Informationsmaschinen als Bücher: Fichtes Wissenschaftslehre, Novalis' szientifische Bibel, Hegels Logik und Enzyklopädie. Informationsmaschinen existieren längst bevor Kybernetik und Informationstheorie sie inventarisieren. Die Kybernetik und Informationstheorie sind eine Enthüllung, banal wie raffiniert. Information wird zum universellen Äquivalent, zur Transformation schlechthin. Alles wird in Information übersetzt, jedes Ereignis gespeichert, chiffriert, allen ist alles gemeinsam, jeder kommuniziert mit jedem, heißt: leitet Informationsströme weiter. Wer sie blockiert, ist eine Störung. Wer keinen input erhält, ist bereits tot, wer keinen output leistet, krank oder krimi-

nell. Nur noch rekursive Informationsprozesse, reversible Kommunikationsprozesse. Kopplungsdekrete, Maschinen mit Maschinen, Menschen mit Maschinen, Menschen mit Menschen, Systeme, die über Informationskanäle gekoppelt sind, jeder output ein input, jeder input ein output.«

Jens Schreiber, »IBM«, in: Dieter Hombach (Hg.): *Zeta 01: Zukunft als Gegenwart*, Berlin: Rotation (1982), S. 48-73, hier S. 58.
► KOPFLOS / BILDUNGSKRISE

»Die Technik ist ein Tätigkeitsfeld des menschlichen Geistes, sie macht sich nicht wie die Natur ›von selbst‹. Das in der Technik eingeschlossene Wissen ist nicht von der äußeren Welt verursacht, sondern vom Menschen gefunden, erdacht, ›imaginiert‹. [...] Die moderne und insbesondere die abstrakte Kunst weist [somit] eine Verwandtschaft zu der Heideggerschen Definition der Technik als Erscheinenlassen auf. Die moderne Kunst will etwas Neues, bisher nicht Gesehenes schaffen, konstruieren, entbergen, – nicht nur die schöne Gestalt vollendet darstellen. Die abstrakte Kunst löst sich völlig vom Gegenstand, ist reine Erscheinung des Gedankens in der Sphäre des Sichtbaren.«

Peter Koslowski: *Die postmoderne Kultur: Gesellschaftlich-kulturelle Konsequenzen der technischen Entwicklung*, München: C.H. Beck (1987) (= Schriftenreihe des Bundeskanzleramts 2), S. 2, 4.

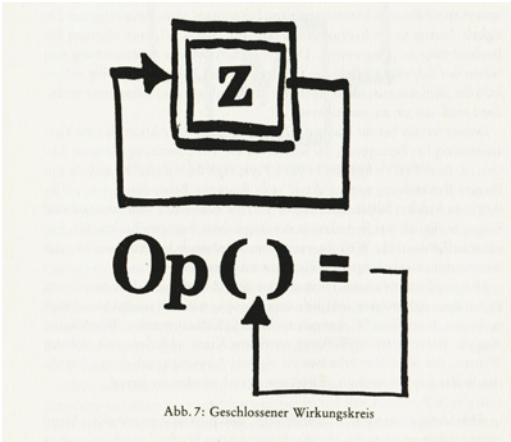


Abb. 7: Geschlossener Wirkungskreis

Heinz von Foerster: »Entdecken oder Erfinden: Wie läßt sich Verstehen verstehen?«, in: Heinz Gumin, Armin Mohler (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus*, München: R. Oldenbourg (1985), S. 27–68, hier S. 52.

Im Herbst 1984 lud die Carl Friedrich von Siemens Stiftung zur *Einführung in den Konstruktivismus* beziehungsweise zur Vortragsreihe *Die erfundene Wirklichkeit* nach München. Ausgangslage war der »heutige Grundlagenstreit in den Wissenschaften«. Zumal die Veranstaltenden diagnostizierten einen solchen Grundlagenstreit, nämlich einen »in allen Disziplinen feststellbaren Aufstand gegen von Gewißheiten ausgehende Formen von Wissenschaft – sei es nun Marxismus, Freudianismus, Strukturalismus in den Geisteswissenschaften oder gegen deren Entsprechungen in der Naturwissenschaft«. Im Gegenzug wurde dort – wie schon beim Symposium *Order and Disorder* 1981 in Stanford, das offenbar als Bezugsgröße fungierte – eine Art dritte Kultur beschworen, die sich, statt sich mit Produktivkräften oder Über-Ich herumschlagen, dem »schöpferischen Chaos«, »thermodynamischen Ungleichgewichten« und dergleichen annehmen würde.³⁴

Mit von der Partie waren Heinz von Foerster, Paul Watzlawick, Ernst von Glasersfeld, der Soziologe Peter Hejl sowie der Literaturwissenschaftler Siegfried J. Schmidt. »Wie Dr. [Armin] Mohler [...] bemerkt hat«, bemerkte Heinz von Foerster anlässlich seines Referats zu (unter anderem) »rekursiven Operationen«, »schlagen unsere Thesen eine Brücke zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften«.³⁵

► NATURPOLITIKEN / DIFFERENZ / Wissensverzicht

»Man bedenke nur, wie sehr die Unterscheidung, ja Spaltung zwischen »zwei Kulturen«, der natur- und der geisteswissenschaftlichen, durch die Tatsache abgestützt war, daß etwa die Physik eine quasi außerzeitliche Erfassung der Natur im Sinne hatte. Die Unterteilung in Disziplinen basierte auf demselben Glauben, der die Vorstellung von der mikroskopisch erfaßten Einfachheit der elementaren Partikel und Biomoleküle vermittelte: dem Glauben an die Allmacht der Analyse. Es genügte, daß jede Disziplin ihren spezifischen Forschungsgegenstand isolierte, und zwar um den Preis, alle übrigen ignorieren zu können. Diese Haltung ist heute immer schwerer zu vertreten. Die Wissenschaft orientiert sich mehr am Studium der Relationen als der Substanzen, und das interdisziplinäre Verfahren gibt den Ton an. Das läuft letzten Endes auf eine Welt im Zeichen des Aleatorischen hinaus.«

Ilya Prigogine: »Wissenschaft und Gesellschaft im Wandel Europas«, in: *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 407/34 (1982), S. 480–492, hier S. 484.

Versuchen Sie nicht, eine Maschine zu werden.



dfz wirtschaftsmagazin 11/13 (1984), S. 42.

»Auch die neokonservativen Theoretiker der ›postindustriellen Gesellschaft‹ beschreiben den sozialen Wandel in den Industriegesellschaften zugunsten des Dienstleistungsberreichs und der Freizeit als quasi-automatische positive Tendenz, die das Festhalten an Kategorien wie ›Kapitalismus‹ oder ›ökonomische Basis‹ [...] als antiquiert erscheinen läßt. So behauptet z.B. Daniel Bell, die Gesellschaft werde ›primär nicht von der Wirtschaft, sondern von der Politik bestimmt‹ und ›die wichtigste Klasse‹ setze sich ›überwiegend aus Akademikern‹, und zwar aus ›Wissenschaftlern, Technologen, Verwaltungsexperten und Kulturschaffenden zusammen‹ (Bell 1975, 265 f).«

Edgar Einemann, Edo Lübbing: *Anders Produzieren: Alternative Strategien in Betrieb und Region*, Marburg: SP-Verlag (1985), S. 11.

Anmerkungen

- 1 Hans-Joachim Queisser: »Die Siliziumzeit«, in: Heinz Maier-Leibnitz (Hg.): *Zeugen des Wissens: Aus Anlass des Jubiläums ›100 Jahre Automobil: 1886-1986*, Mainz: v. Hase und Koehler (1986), S. 203-236.
- 2 Detlef Hartmann: *Die Alternative: Leben als Sabotage. Zur Krise der technologischen Gewalt*, Tübingen: iva (1981), S. 56.
- 3 Donna Haraway: »A Manifesto for Cyborgs: Science, technology and socialist feminism in the 1980s«, in: *Socialist Review* 2/15 (1985), S. 65-107, hier S. 71.
- 4 Mary Kaldor: *Rüstungsbarock: Das Arsenal der Zerstörung und das Ende der militärischen Techno-Logik*, Berlin: Rotbuch (1981), S. 151.
- 5 Folker Fröbel, Jürgen Heinrichs, Otto Kreye: *Die neue internationale Arbeitsteilung: Strukturelle Arbeitslosigkeit in den Industrieländern und die Industrialisierung der Entwicklungsländer*, Reinbek: Rowohlt (1977).
- 6 Kreuzberg Neuköllner Anti-Kabelgruppe (KNAK) (Hg.): *Der letzte Schrei: Kabelfernsehen*, Berlin (1983), S. 5, 7, 27.
- 7 Walter Keller, Hans-Peter Siffert: »My Terminal is my Castle‹: Computer-Schmuck im Grossraumbüro«, in: *Der Alltag* 1/8 (1985), S. 62-79, hier S. 63.
- 8 Gruppe programmiertes Leben (Hg.): *Rechnerzeit: Das Orwelljahr. Kalender 1984*, Berlin (1983), S. 72.
- 9 Norbert Müllert, »Erschreckende Parallelen«, in: *Computer in Alternativprojekten*, Berlin: Wissenschaftsladen Berlin (1983), S. 26-33, hier S. 27-29.
- 10 Otto Ullich: *Weltniveau: In der Sackgasse des Industriesystems*, Berlin: Rotbuch (1979); André Gorz: *Wege ins Paradies: Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit*, Berlin: Rotbuch (1983).
- 11 Georg Fülberth: »Ohne Gorz ins Paradies«, in: *konkret* 2 (1985), S. 82-85, hier S. 82.
- 12 Alvin Toffler: *The Third Wave*, New York: William Morrow (1980), S. 261.
- 13 John Garrett, Geoff Wright: »Micro is beautiful ... Mikroprozessoren und Computernetze in einer demokratischen, selbstverwalteten Gesellschaft«, in: *Wechselwirkung* 1/1 (1987), S. 29-32, hier S. 32 (Redaktionelle Nachbemerkung).

- 14 Les Levidow: »Sympathy for the Devil«, in: Radical Science Collective (Hg.): *Making Waves: The Politics of Communication*, London: Free Association Books (1985), S. 151-154, hier S. 153-154.
- 15 *Alternativer und traditioneller Einsatz von Computertechnik: Internationaler Kongress, 19. und 20. April 1984* (Programmheft), Berlin (1984), S. 5, Bestand: Medien und Computer, Papiertiger Archiv, Berlin.
- 16 Peter Brödner, Detlef Krüger, Bernd Senf: *Der programmierte Kopf: Eine Sozialgeschichte der Datenverarbeitung*, Berlin: Klaus Wagenbach (1981), S. 5-6.
- 17 Peter Brödner: »Sachzwang oder Gestaltungsgegenstand«, in: *Wechselwirkung* 35/9 (1987), S. 7-11, hier S. 7-8.
- 18 Thomas Kuby: *Vom Handwerksinstrument zum Maschinensystem: Nachforschungen über die Formierung der Produktivkräfte. Ein Beitrag zur Techniklehre*, Berlin: TU Berlin, Institut für Bildungs- und Gesellschaftswissenschaften (1980), S. 13-14, 22.
- 19 Siehe etwa Claudio Ciborra: »Conclusions«, in: Ulrich Briefs, Claudio Ciborra, Leslie Schneider (Hg.): *Systems Design for, with, and by Users*, Amsterdam: North-Holland Publishing Company (1983), S. 421-423, hier S. 423; Werner Váth: »Konservative Modernisierungspolitik – ein Widerspruch in sich? Zur Neuausrichtung der Forschungs- und Technologiepolitik der Bundesregierung«, in: *Prokla* 56 (1984), S. 83-103.
- 20 Mike Cooley: *Computer Aided Design: sein Wesen und seine Zusammenhänge*, Stuttgart: Alektor (1978), S. 31.
- 21 Siehe Donald MacKenzie, Judy Wajcman: *The Social Shaping of Technology*, Milton Keynes: Open University Press (1985).
- 22 Mike Cooley: »Auswirkungen der Informationstechnologie auf den Arbeitsprozeß«, in: Hans Brinckmann (Hg.): *Fortschritt der Computer – Computer für den Fortschritt? Bericht von einem Kongress über Erfahrungen mit der Informationstechnologie in der Arbeitswelt*, Kassel: Gesamthochschul-Bibliothek (1980), S. 74-94, hier S. 93.
- 23 Claus Sobott: »Die Gewerkschaften zwischen Rationalisierungsschutz und alternativer Produktion«, in: Werner Rammert, Gotthard Bechmann, Helga Nowotny, Richard Vahrenkamp (Hg.): *Technik und Gesellschaft: Jahrbuch 2*, Frankfurt am Main: Campus (1983), S. 66-91, hier S. 79, 85, 88.
- 24 Ahmed Çakir, zit. in: *Sonderheft Ergonomie an Bildschirmarbeitsplätzen* (Siemens data-report 15), München: Siemens (1980), S. 4.
- 25 Friedrich Kittler: »Alan Turing und die moderne Kriegsmaschinerie: Das Gespenst im Computer«, in: *Überblick* 9/8 (1984), S. 46-47, hier S. 46.
- 26 Gruppe programmiertes Leben (Hg.): *Rechnerzeit: Das Orwelljahr. Kalender 1984*, Berlin (1983), S. 10.
- 27 David F. Noble: *Maschinen gegen Menschen: Die Entwicklung numerisch gesteuerter Werkzeugmaschinen*, Stuttgart: Alektor (1979) (= Produktion – Ökologie – Gesellschaft), Editorial, Buchrücken.
- 28 David F. Noble: *Maschinenstürmer oder Die komplizierten Beziehungen der Menschen zu ihren Maschinen*, Berlin: Wechselwirkung (1986), S. 9, 72-73.
- 29 Hans Albert Wulf: *Maschinenstürmer sind wir keine: Technischer Fortschritt und sozialdemokratische Arbeiterbewegung*, Frankfurt am Main: Campus (1987).
- 30 Lothar Späth: »Der Ruf nach den Geisteswissenschaften«, in: *Tutzinger Materialien* 40 (1987), S. 32-39, hier S. 32.
- 31 Claus Leggewie: »Cleverle und die Postkonservativen«, in: *Badische Zeitung* (22. August 1987), S. 5.
- 32 Wolfgang Nitsch: »Vom beamteten Gelehrtentum zum soziokulturellen Dienstleistungsbetrieb«, in: *Das Argument* 173 (1989), S. 21-32, hier S. 22.
- 33 »Bilanz der materialistischen Naturwissenschaftskritik« (o.V.), in: *Wechselwirkung* 25/7 (1985), S. 58; Rosemarie Rübsamen: »Mißtraue der Idylle: Kritische Bestandsaufnahme der New-Age-Populärwissenschaft«, in: *Wechselwirkung* 26/7 (1985), S. 12-15, hier S. 13.
- 34 Heinz Gumin, Armin Mohler: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus*, München: R. Oldenbourg (1985), S. VII-IX, hier S. VII.
- 35 Heinz von Foerster: »Entdecken oder Erfinden: Wie läßt sich Verstehen verstehen?«, in: Heinz Gumin, Armin Mohler (Hg.): *Einführung in den Konstruktivismus*, München: R. Oldenbourg (1985), S. 27-68, hier S. 27.

Das Öko-Institut im transatlantischen Kontext

Daniel Eggstein, Konstanz

»Sue the bastards!«, rief Victor J. Yannacone den Demonstrant*innen auf einer Veranstaltung am 22. April 1970 an der Michigan State University im Rahmen des Earth Days zu, der ersten landesweiten Protestaktion der amerikanischen Umweltbewegung. »Industry and government can ignore your protests, ignore your picket signs [...]«, erläuterte der junge Anwalt weiter, »but no one in industry or government ignores [...] a summons and complaint.«¹ Yannacone arbeitete für den Environmental Defense Fund (EDF), eine der zahlreichen amerikanischen Umweltorganisationen, die um 1970 herum entstanden und die mit der engen Zusammenarbeit zwischen Jurist*innen, Wissenschaftler*innen und Bürgerinitiativen eine neue Phase der Umweltbewegung eingeläutet hatten.² Umweltwissen und alternative Szenarien wurden so zu einer wichtigen Ressource des politischen Umweltschutzes und veränderten die Koordinaten der Umweltbewegung grundlegend.

Mit der Gründung des Öko-Instituts in Freiburg setzte sich das Modell des wissenschaftsbasierten Umweltschutzes auch in Deutschland durch. Die Voraussetzungen hierfür bildeten die transatlantischen Kontakte, die sich in Folge der Proteste um das geplante Kernkraftwerk in Wyhl ergaben. Im Dreiländereck gelegen, hatte der Protest von Beginn an eine internationale Komponente und wurde spätestens seit der Besetzung des Bauplatzes 1975 auch in den USA aufmerksam verfolgt.³ Die Integration der badisch-elsässischen Bürgerinitiativen in die globalen Netzwerke der Anti-Atomkraftbewegung sollte sich insbesondere bei der Suche nach wissenschaftlicher Unterstützung als nützlich erweisen. Während die amerikanische Anti-Atomkraftbewegung bereits auf eine Reihe von wissenschaftlichen Experten zurückgreifen konnte, hatte sich die Suche nach kundigen Sachverständigen in Deutschland als sehr mühsam herausgestellt.⁴ In den Wyhl-Prozessen war es den Anwält*innen der Bürgerinitiativen meist nur mithilfe amerikanischer Sachverständiger gelungen, den Atomwissenschaftler*innen der Gegenseite in den Verhandlungen auf Augenhöhe begegnen zu können.⁵ Folglich waren es die rechtlichen Vertreter*innen der badisch-elsässischen Bürgerinitiativen, die ausgehend von dieser Erfahrung auf eine wissenschaftliche Professionalisierung nach amerikanischem Vorbild drängten und erste Kontakte etablierten.⁶ Das Ergebnis war ein reger, transatlantischer Erfahrungsaustausch über Organisationsmodelle, wissenschaftliche Konzepte, bis hin zu finanziellen Aufbauhilfen, welcher die Gründungsphase des Öko-Instituts prägte.⁷

Daran schloss sich eine facettenreiche wissenschaftliche Kooperation an, die die Vermittlung von Sachverständigen und gemeinsame Buch- und Forschungsprojekte umfasste.⁸ Als besonders lohnend erwies sich der transatlantische Wissenstransfer jedoch im Feld der alternativen Energieforschung. Der Impuls für die »Energiewende-Studie« des Öko-Instituts ging auf die Kooperation mit dem amerikanischen Physiker und Mitarbeiter des Umweltverbandes Friends of the Earth (FOE) Amory B. Lovins zurück.⁹ Dieser hatte mit seinem Buch *Soft Energy Paths* die

globale Debatte über eine alternative Energieproduktion angestoßen und ein internationales wissenschaftliches Netzwerk aufgebaut.¹⁰ Auch der Leitgedanke einer dezentralen und demokratisch gestalteten Energiewende »von unten«, mit dem das Öko-Institut 1985 die Energiestudie fortgesetzt hatte, profitierte von der transatlantischen Zusammenarbeit.¹¹

Die »Energiewende-Studie« und ihre Entstehungsgeschichte deuten nicht nur die Bedeutung des transatlantischen Wissenstransfers für die frühe Umweltforschung an, sondern sie sind auch ein Indikator dafür, in welcher Form die Professionalisierung des Gegenwissens die Gestalt der Umweltbewegung veränderte. Die alternativen Szenarien der ökologischen Forschungsinstitute verdrängten in den 1980er und 1990er Jahren schrittweise die apokalyptisch geprägten Krisenanalysen der Umweltproteste und zeigten den Weg einer ökologischen Modernisierung auf.

Anmerkungen

- 1 Victor J. Yannacone: »Sue the Bastards«, in: Environmental Action (Hg.): *Earth Day – The Beginning: A Guide for Survival*, New York: Bantam Books (1970), S. 179–195.
- 2 Vgl. Adam Rome: *The Genius of Earth Day: How a 1970 Teach-In Unexpectedly Made the First Green Generation*, New York: Hill and Wang (2013), S. 209f.; Robert Gottlieb: *Forcing the Spring: The Transformation of the American Environmental Movement*, Washington, D.C.: Island Press 1993, S. 170f.
- 3 Vgl. Stephan Milder: »Between Grassroots Activism and Transnational Aspirations: Anti-Nuclear Protest from the Rhine Valley to the Bundestag, 1974–1998«, in: *Historical Social Research* 39/1 (2014), S.191–211; Michael L. Hughes: »Civil Disobedience in Transnational Perspective: American and West German Anti-Nuclear-Power Protesters, 1975–1982«, *Historical Social Research* 39/1 (2014), S. 236–253.
- 4 Interview mit Rainer Beeretz (25. März 2019); Interview mit Siegfried de Witt (27. November 2019).
- 5 Franz J. Schmid: »Eine geballte Ladung von Fachwissen«, in: *Stuttgarter Zeitung* (10. Februar 1977); Hanno Kühnen: »Läßt der Tiger zu viele Haare?«, in: *Die Zeit* (11. Februar 1977).
- 6 Aufruf zur Gründung des Öko-Instituts 1977, Archiv Soziale Bewegungen (ASB), 12.2.0 IV.
- 7 Natural Resources Defense Council Records, MS 1965, Box 8. Manuscripts and Archives, Yale University Library; Unterlagen zur Vorstandssitzung des Öko-Instituts, 5. November 1977, Archiv des Öko-Instituts, Nachlass von Hans-Georg Otto (1977–1980).
- 8 Öko-Institut Vorstandsprotokoll 15. Juli 1981, Archiv des Öko-Instituts, Nachlass von Hans-Georg Otto (1981).
- 9 Öko-Institut: Ziele-Projekte-Personen, Dezember 1978, Archiv des Öko-Instituts, Gründungsunterlagen (1977–1983).
- 10 Amory B. Lovins: »Energy Strategy: The Road Not Taken?«, in: *Foreign Affairs* 1 (1976), S. 65–96; ders.: *Soft Energy Paths: Towards a Durable Peace*, New York: Harper & Row (1979); International Project for Soft Energy Paths (IPSEP) David Ross Brower Papers, BANC MASS 79/9 c 31/7, Bancroft Library, University of California, Berkeley.
- 11 Peter Hennicke, Jeffrey P. Johnson, Stephan Kohler, Dieter Seifried: *Die Energiewende ist möglich: Für eine neue Energiepolitik der Kommunen*, Frankfurt am Main: Fischer (1985).

Unerledigte Anliegen

Birgit Nemeč, Heidelberg

Bomben und Sprengsätze werden angebracht, Drähte gewickelt, Gasflaschen befüllt und Wecker zu Zündzeitverzögerern umgebaut.

Wenn von Alarm im Zusammenhang mit Feminismus, Sexualität und reproduktiver Gesundheit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts berichtet wird, geht es häufig um Anschläge und illegale Banden im Untergrund. Ziele waren vermutete institutionelle »Verfälschungen« von Industrie, Forschung und Staat. Also richteten sich die Angriffe gegen sogenannte Technologieparks, westdeutsche Elite-Forschungseinrichtungen und Konzerne, aber auch gegen klinische Einrichtungen, an denen Menschen Unterstützung in der Familienplanung suchen, insbesondere in den Ballungszentren im Ruhrpott und der Rhein-Neckar-Region. Dabei hatte es Notsignale auch in anderer Form gegeben. Einige Frauen hatten in inszenierten Tribunalen vor sexistischen Praktiken ihrer Gynäkologen gewarnt oder in Zelten im öffentlichen Raum menstruiert, um die Passant*innen in Unruhe zu versetzen. Sie hatten Specula günstig hergestellt und Manuale zur Selbstuntersuchung verteilt, um neue Räume zu erobern und zu schaffen: Innenräume des Körpers sowie Außenräume, »Frauenräume« in Buchläden, Zeitschriftenredaktionen, Kinderläden und besprühte Hausfassaden. Auch an diesen Aktionsfronten wurde, in weniger gewalttätiger Weise, der Versuch unternommen, Gegen-Wissen und Gegenöffentlichkeit herzustellen, Abläufe zu stören, Absprachen offen zu legen. Dabei ging es inhaltlich zumeist um ein Wiederaufgreifen früherer, unerledigter Anliegen.

Es ist allerdings auffällig, dass »Alarm« in Kämpfen um sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung dieser Zeit zumeist als Gegenbegriff in Verwendung war. Von »Alarm um die Abtreibung« sprachen um 1980 die konservativen Lebensschützer unter den wissenschaftlichen Autoritäten. Gynäkologen und Politiker schlugen »Alarm«, wenn es darum ging, den Lebenswandel von Schwangeren zu bewerten. Versuche der Aneignung und Umdeutung durch betroffene Frauen stellten eher die Ausnahme dar. Ist diese begriffliche Codierung als Indiz für ein Dispositiv zu werten, in dem Gegenwissen nur mit äußerster Hartnäckigkeit Verbreitung finden konnte?

Auf rechtlichem Wege scheiterten Aktivistinnen jedenfalls bei dem Versuch, mit ihren Beobachtungen aufzurütteln: 1980 gegen den Pharma-Riesen Schering, der die teratogene Wirkung seiner hormonellen Schwangerschaftstests mit der Dosierung der »Pille danach« erfolgreich bestritt (während in den USA hohe Entschädigungszahlungen erfolgten); 1970 gegen Grünenthal, als im deutschen Thalidomid-Prozess eine Teilhabe kritischer sozialer Bewegungen zurückgewiesen wurde. Verdrehte Rollen von Tätern und Opfern hatten unter anderem Ulrike Meinhof 1962 dazu angeregt darüber zu schreiben, in welchem Deutschland sie gerne alt werden wolle: jedenfalls nicht in einem Land, das nur über falschen Alarm spreche, »über fremde Mütter, die ihre durch Contergan verkrüppelten Babys töten«.¹

Es wäre verkürzt, gewalttätige Alarmsignale im Bereich der reproduktiven Gesundheit alleine auf Contergan als verpasste Chance zurückzuführen. Schließlich ging es um eine Reihe unerledigter Anliegen. »Aus

welchen Gründen bringen die Illustriertenmacher alle paar Wochen ein nacktes Mädchen auf die Titelseite, die mit einer Spritze im Arsch oder einem Feigenblatt vor der Vagina für ein noch befreiendes Mittel wirbt? Ob und wie sich Frauen befreien, kann nicht von Ärzten und nicht von Chemikalien entschieden werden«,² beschwor eine kleine Gruppe Berliner Frauen 1972 in ihrem *Frauenhandbuch Nr. 1* den Widerstand gegen gesellschaftliche Machtstrukturen, insbesondere gegen die Kooperation von Großindustrie, Kirche und ärztlicher Standesorganisation.

Ob dem Autorinnenkollektiv, das sich wenig später auflöste, bewusst war, wie zielsicher sie eine Reihe jener Ambivalenzen der sogenannten sexuellen Revolution benannten, die uns in der Forschung bis heute beschäftigen? Ein Jahr zuvor hatte das lebendige Bostoner Women's Health Collective mit *Our Bodies Ourselves* diese insbesondere im Zusammenhang mit *race*, *inclusion* und *diversity* in der Gleichstellung der Frau benannt. Das erste Coverbild, ein Schwarzweißfoto von zwei Frauen, die ein handgeschriebenes »Women Unite«-Poster tragen und dabei Diversität höchstens in Hinblick auf ihr Alter repräsentierten, wurde nach jahrzehntelanger Debatte durch ein Cover mit über fünfzig Farbporträts von Frauen unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Nationalität ersetzt. In Westdeutschland beriefen sich feministische Warnsignale auf Unerledigtes einer anderen politischen und wirtschaftlichen Vergangenheit, die am juristischen Umgang mit der Abtreibungsfrage detonierten (im wörtlichen Sinn 1975 im Verfassungsgerichtshof). Im Kern ginge es aber darum, dass man der Kirche ihre moralische Rolle in der NS-Diktatur nicht verziehen hatte; der Ärzteschaft das Schweigen über ihre verhängnisvolle Gutachter-Rolle; dem Staat und der Industrie ihre Komplizenschaft in der verfehlten Aufarbeitung von Verletzungen des Patient*innen- und Verbraucher*innenschutzes.

Für viele Zeitgenoss*innen war es bereits kurze Zeit später schwer einzuordnen, »contradictory«,³ wie es eine Humangenetikerin 1991 für ein internationales Publikum formulierte, warum der bewaffnete Alarm der Frauen sich nicht nur gegen prügelnde Ehemänner und rechtliche Paragrafen, sondern insbesondere gegen die heimische Großindustrie mit ihrer Gen- und Züchtungsforschung gerichtet hatte. Oder warum Anleitungen zum schonenden Schwangerschaftsabbruch mit Anschlägen auf die Instanzen zu dessen medizinischer Indikation einhergingen. Unerledigte Anliegen zirkulierten in unterschiedlichen Formen und an verschiedenen Aktionsfronten, allerdings offenbar in einer Weise, in der Gegenwissen nur allenfalls kurzfristig und punktuell Ambivalenzen offenlegen, verstören und Prozesse der Aushandlung anregen konnte.

Anmerkungen

1 Ulrike Meinhof: »Aufklärung über eigenes Denken« (unveröffentlichtes Manuskript von 1962), in: *Der Spiegel* 33 (2016), S. 120–122, hier S. 120.

2 Brot und Rosen: *Frauenhandbuch Nr. 1: Abtreibung + Verhütungsmittel*, Berlin 1972, S. 73–74.

3 Imgard Nippert: »History of Prenatal Diagnosis in the Federal Republic of Germany«, in: Margaret Reid (Hg.): *The Diffusion of Four Prenatal Screening Tests Across Europe*, London: King's Fund (1991), S. 49–69, hier S. 63.

NO FUTURE

Sinnesleistung der Augen. Eine aschgraue Wüste, ein eingeebnetes, riesiges Beet, wie plattgewalzt. Dazwischen schwarze Flecken, immer noch Rauch, die Feuerstürme! Biebrich und die westlichen Stadtteile von Mainz sind in einem See verschwunden. Der Krater und die niederfallenden Trümmer haben den Rhein gestaut. Die Biebricher Höhe wie kahlrasiert, aber unterhalb, in der Gegend des Hauptbahnhofs und des Dichterviertels noch einige Häuser wie Fremdkörper. Der Neroberg brannte noch. Die Schwaden zogen nach Osten.

Das Betongerippe des hessischen Innenministeriums und das rote Sandsteingebäude des Hauptbahnhofs erlaubten einige Orientierung in dieser Wüste. Ein flacher, roter Steinhafen: die Marktkirche. Daneben hätte das Rathaus, ihm gegenüber der Landtag sein müssen. Aber nichts. Auf dem Gräselberg sind nicht einmal mehr Trümmer auszumachen. Der blanke Fels. Die Detonation hat ihn blankpoliert. Auch in Klarenthal noch einige Häuser. Dort, wo Dotzheim sein mußte, ein schwarzer, qualmender Fleck. Ein Haufen übereinandergetürmter Betonplatten: der Komplex der städtischen Kliniken im Schelmengraben. Im Kurpark noch einige schwarze Baumstrünke, wie Stangen. In der City Ost am Fuße der nach Bierstadt hin ansteigenden Höhe könnte es ein Überleben gegeben haben. Es sind noch Strukturen zu erkennen, guterhaltene Ruinen, sogar einige nur leicht zerstörte Häuser. Auch im Aukammal könnte es noch eine Chance gegeben haben. Aber was heißt Chance, was heißt überleben? Die Überlebenden beneiden die Toten. Diejenigen, die sich im Zentrum der Explosion befanden, sind jetzt die Glücklicheren.

In dem Stausee, den der Rhein bildet, spiegelte sich die Morgensonne. Das Trümmerfeld glänzte, die Schatten gaben ihm Plastizität. Die Vollkommenheit der Zerstörung, Stummheit, Frieden. Um Hamburg 1943 zur Hälfte zu zerstören, flogen Engländer und Amerikaner vier Angriffe. 3000 Bomber warfen 10000 Tonnen Sprengstoff ab. 35000 Tote in mehreren Tagen, in der Erinnerung der Überlebenden ein unvorstellbares Inferno. Das Trauma dieser Erlebnisse suchte sie noch nach Jahren heim. Wiesbaden und Mainz wurden in drei Sekunden ausgelöscht. 500000 Menschen sofort tot, der Rest ohne Chance, zu überleben. Zwei Millionen Tonnen Sprengstoff in einer einzigen Rakete, 200 mal mehr als die Bomben von Hamburg. Welch ein Fortschritt. Die brennenden Wälder, die Wiesbaden von Norden her umschließen, haben offenbar verhindert, daß Überlebende in den Taunus flüchten konnten. Im Westen der Feuersturm von Dotzheim und Kohlheck, im Süden der Rhein und das Explosionszentrum, im Osten der brennende Kurpark und das zertrümmerte Bierstadt. Wiesbaden war eine Falle. Kein Entrinnen möglich. Vielleicht noch Überleben in den Senken des hügeligen Trümmerfeldes, Reste biologischer Funktionen im Nerotal, in der Taunusstraße, im Aukamm, am Dürerplatz.«

Anton Andreas Guha: *Ende: Tagebuch aus dem Dritten Weltkrieg*, Königstein: Athenäum (1983), S. 158–159.

»Wenn im Canale Grande U-Boote vor Anker gehn / Und auf dem Petersplatz in Rom Raketenabschußrampen stehn / Über'm Basar von Ankara ein Bombenteppich schwebt / Und aus den Hügeln des Olymp sich eine Pershing II erhebt /

Dann ist alles längst zu spät / Dann ist, wenn schon nichts mehr geht / Besuchen Sie Europa / Solange es noch steht /

Vor dem alten Kölner Dom steigt ein Atompilz in die Luft / Und der Himmel ist erfüllt von Neutronenwaffelduft / Wenn in Paris der Eiffelturm zum letzten Gruß sich westwärts neigt / Und in der Nähe von Big Ben sich zartes Alpenglühen zeigt /

Dann ist alles längst zu spät / Dann ist, wenn schon nichts mehr geht / Besuchen Sie Europa, / Solange es noch steht / [...]«

Geier Sturzflug, *Besuchen Sie Europa* (Solange es noch steht), Ariola (1983).

Der Kulturwissenschaftler und Kunstkritiker Diedrich Diederichsen war nicht sehr begeistert: »Der neue Hit heißt ›Besuchen Sie Europa, solange es noch steht‹. Wieder mit diesem unerträglich deutlichen anbietenden Humor alternativer Stadtzeitschriften gesegnet, malt er in lockeren Sprüchen den Holocaust aus. Und wieder verstehe ich nur ›Polonäse Blankenese‹. Was soll ich auch sonst verstehen? Daß ein atomarer Holocaust beklagenswert sei? Ein interessanter Standpunkt, gewiß. Dabei ist überhaupt nichts gegen Hits einzuwenden. Einige meiner besten Freunde sind Hits. Aber wer sich der Ausdruckweise deutscher Bierseligkeit, teutonischer Gemütlichkeit bedient, begibt sich auch in deren Tradition. Deutsche Volkstümelei, ob sie nun ein linkes Gewissen, einer schweren Eisenkugel gleich, hinter sich herschleppt, oder ob sie sich geradlinig dem ihr innewohnenden faschistischen Drive hingibt (wie besagte Polonäse, diese menschenverachtende Scheiße. Um auch mal moralisch zu werden), sie bleibt die alles nivellierende trübe Dunstglocke eines feisten Sich-Wohlfühlens, die das Gegenteil von Kampf, ja schon von Auseinandersetzung ist.«¹

»Letzte klärende Worte – Die Apokalypse ist inszeniert: Treibhauseffekte, Krebserreger, nukleare Strahlungen und eine Unmenge Gift werden uns die Rollen in diesem letzten Überlebenskrampf zuweisen. Die öffentliche Debatte über unsere Chancen, davonzukommen, hält sich an die Vernunft und offeriert den Status Quo als unser Glück, weil doch alles noch schlimmer werden kann. Steinzeit oder Ökotoad ist die Wahl, die uns gelassen wird, Ruhe und Ordnung ist der Preis, die Aufschläge folgen später. Das Kapital kassiert, denn das ist der Zweck der Inszenierung. Das Kapital hat immer [...] Apokalypsen dann heraufbeschworen und sich als Retter in der selbstfabrizierten Not gepriesen, wenn die Verweigerung seine Ordnung zu stören begann. Denn nur der drohende Untergang hindert die Menschen daran, auf dumme Gedanken zu kommen, nach dem Leben jenseits der Sachzwänge zu fragen.«

Arbeit – Entropie – Apokalypse: Reagans gesammelte Alpträume. Entropologische Jahrbücher 1982. Letzte Ausgabe (o.V.), Zürich: Paranoia City (1982), S. 2.

In der öffentlichen Debatte um Wissenschaft und Technik mehrten sich um 1980 die apokalyptischen Stimmen. Anlässe zur Sorge gab es genug, allein schon im Bereich der Nukleartechnologie: der Bau immer neuer Atomkraftwerke, die Kernschmelze im Reaktor Three Miles Island (Harrisburg) im Jahr 1979, dann 1983 die Stationierung von 120 Pershing-II-Raketen in Deutschland infolge des NATO-Doppelbeschlusses, und nicht zuletzt die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl im April 1986. Die Menschheit schien nur einen kleinen Schritt von der atomaren Selbstzerstörung entfernt zu sein. Die Vorfälle beflügelten aber auch die Fantasie. Was würde geschehen, wenn ein Nuklearreaktor in meiner Nachbarschaft explodierte? Wie viele Menschen würden sterben, wenn eine Atombombe mitten in einem Ballungsraum explodierte?

Im Umfeld der Friedensbewegung erschienen zuhauf Romane, Zeitungsartikel und Dokumentationen, die solche Fragen fiktional aus der Perspektive des »Nahraums«,² also anhand einzelner Orte oder Regionen, beantworteten. Infolge einer Reportage des amerikanischen Fernsehsenders CBS drehte sich der bundesdeutsche Diskurs über den Alltag des Atomkriegs bald um eine kleine Gemeinde in Osthessen: Hattenbach. Das Dorf lag mitten im sogenannten »Fulda Gap«, einer Schwachstelle innerhalb des NATO-Bündnisses, über das – so ein weitverbreitetes Szenario – die sowjetischen Streitkräfte in das strategisch wichtige Rhein-Main-Gebiet und von dort aus über den Rhein vordringen würden. Hattenbach wurde, dank *Spiegel*-Reportage und der *Hessenschau*, zu einem Symbol für den Irrsinn einer aus den Fugen geratenen wissenschaftlich-technischen Moderne und fügte dem breiten Spektrum an zeitgenössischen Dystopien – Waldsterben, Ozonloch, 1984 – ein weiteres Element hinzu. Mit Hattenbach veränderte sich die Psychogeografie des Kalten Krieges, die nun nicht mehr allein um die urbanen Zentren auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs wie West-Berlin und Frankfurt kreiste, sondern vermehrt auch Dörfer und Kleinstädte mit einschloss: Hattenbach, Gorleben, Brokdorf, Wyhl, Mörfelden, Mutlangen.

An den dystopischen Szenarien schrieben – und das wird von der historischen Forschung oft wenig reflektiert – viele Wissenschaftler*innen mit. Oder vielleicht müsste man besser sagen: Gegenwissenschaftler*innen, denn die Wissensakteur*innen, die sich in den frie-

denpolitischen Diskussionen zu Wort meldeten, waren in der Regel akademische Grenzgänger*innen, die sich auf die eine oder andere Weise dem Betrieb entfremdeten. Ihr Gegenwissen drehte sich um praktische Probleme des Super-GAUs, die Aufklärung der Bevölkerung, militärische Strategien, die Wirkung von Strahlung, die Gesundheitsversorgung im Ernstfall, die Meteorologie radioaktiver Wolken, oder den täglichen Kampf gegen den »militärisch-industriellen Komplex«.

►SELBERMACHEN / KANÄLE / Bild der Wissenschaft ►SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / Vernunft von unten



Sekunden aus der Flugbahn die voraussichtlichen Ziele. [...] 10.15 Uhr: Über Ulm explodiert relativ bodennah eine der zahlreichen Wasserstoffbomben, die innerhalb weniger Minuten Mitteleuropa zerstören.«⁴

Ulmer Ärzteinitiative (Hg.): *Tausend Grad Celsius: Das Ulm-Szenario für einen Atomkrieg*, Darmstadt: Luchterhand (1983), Cover.

Arzt*innen und Mediziner*innen gehörten zu den ersten und mitgliederstärksten »berufsbezogenen« Friedensgruppen, die sich – auch international – gegen die drohende Apokalypse organisierten (oder organisiert wurden): »Wir werden euch nicht helfen können«.³ International Physicians for the Prevention of Nuclear War (IPPNW) etwa wurde 1980 in Genf lanciert, 1982 folgten Ableger-Sektionen in der BRD und DDR, die bestehende Regionalgruppen und -initiativen unter sich versammelten. Kritik wurde hier zum Beispiel am Katastrophen- und Zivilschutz geübt: In Anbetracht der zu erwarteten Zerstörungskraft des »Ernstfalls« seien die angedachten Vorkehrungen bestenfalls absurd. Überhaupt waren die Horrorszenarien, so etwa die Auswirkungen einer »1-Mt-Bombe« auf Ulm, kaum auszumalen. Und nur allzu »leicht [könne] ein Atomkrieg »aus Versehen« ausbrechen«, etwa durch einen »Computer-Irrtum«: »14. Juni 1985. 10.05 Uhr: Auf den Bildschirmen des sowjetischen Frühwarnsystems werden plötzlich zahlreiche aus Mitteleuropa kommende, in Richtung Sowjetunion fliegende Objekte gesichtet. Der Computer ermittelt in wenigen

»SPIEGEL: Und was wollen Sie und Ihre Freunde nun tun, um in Brokdorf den Herrschaftsapparat zu knacken?

SCHEER: Ich kann nur so viel sagen, daß die technischen Möglichkeiten gegeben sind, um Zäune zu überwinden und so weiter.

SPIEGEL: An welche Möglichkeiten denken Sie da?

SCHEER: An alles, was man sich einfallen lassen kann.

SPIEGEL: Rohrzangen, Schweißgeräte, Spezialscheren, Krähenfüße, Aluminiumdrachen, Kupferdrähte, die über Hochspannungsleitungen geworfen werden, damit in Brokdorf die Lichter ausgehen, Nebeltöpfe der Bundeswehr – das wird ja alles bei Ihnen gesammelt.

SCHEER: Es gibt viele Menschen, die sich in vielen Städten unabhängig voneinander vorbereiten; soviel weiß ich.

[...]

SPIEGEL: Sie haben gesagt, Sie wollen nicht »nur als Atomphysiker« den »Kampf des Volkes aus der Universität heraus durch Gutachten und ähnliches« unterstützen, sondern »konsequent und aktiv mitkämpfen«. Was machen Sie denn da?

SCHEER: Ich kann nur sagen, daß viele Freunde aus Bürgerinitiativen sich halt technisch ausrüsten.

SPIEGEL: Technisch – um Gewalt anzuwenden?

SCHEER: Gewalt gegen Sachen, ja: Zäune umlegen, Gräben überschreiten, auf den Bauplatz vordringen. [...]

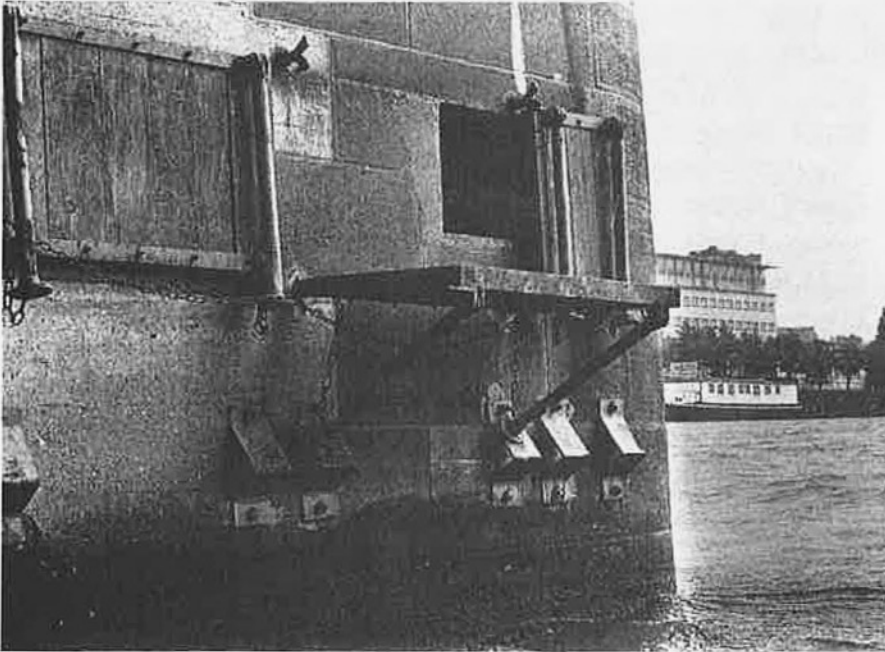
SPIEGEL: [...] Schon am 13. November wurde mit Kugellagerkugeln auf Wasserwerfer geschossen.

SCHEER: Die Eskalation der Gewalt geht von der Gegenseite aus. Schon der Bau des Atomkraftwerks ist Gewalt.

SPIEGEL: Also – entweder die Polizei räumt das Feld, wie Sie es in einem Ultimatum verlangt haben, oder es kommt zur Schlacht? Sie haben selbst auf einer Versammlung gesagt, Molotow-Cocktails sollen in Bereitschaft gehalten werden für den Fall, daß die Polizei Schießbefehl erteilt und von der Waffe Gebrauch macht.

SCHEER: Ich bestreite ganz entschieden, daß ich so was gesagt haben soll. Eine blutige Eskalation kann nicht in unserem Sinne sein.«

»Zäune umlegen, auf den Bauplatz vordringen«: SPIEGEL-Interview mit dem Bremer Atomphysiker Jens Scheer (KPD) über neue Aktionen gegen Brokdorf«, in: *Der Spiegel* 8 (1977), S. 89–90.



Sieben solcher Sprengkammern befinden sich in einem Pfeiler der Frankfurter Friedensbrücke (Foto Nr. 1) Im sogenannten Verteidigungsfall werden die Sprengkammern mit (atomarem)

Jutta Ditfurth: »Sprengkammern zugemauert«, in: *Träumen, kämpfen, verwirklichen: Politische Texte bis 1987*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1988), S. 36–46, hier S. 40 (Fotografien: Klaus Malorny).

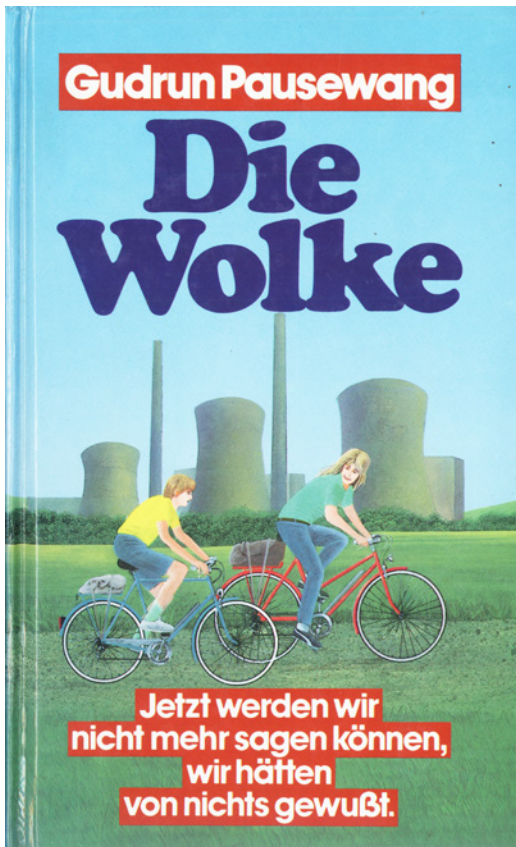
Viele Akteur*innen des Gegenwissens wurden Expert*innen in atomarer Kriegsführung. Das Bild zeigt die Grünen-Politiker*innen Manon Tukupfeld, Michael Schwarz (links) und Jutta Ditfurth (rechts) beim Zumauern der Sprengkammern an der Frankfurter Friedensbrücke am 16. September 1984. »Eine Generation lang wußten nur noch die US-Army,

eingeweihte Politiker und einige Alt-Frankfurter davon, daß in die neue Brücke Vorrichtungen zu ihrer Zerstörung mit eingebaut worden waren. Alle diese Informationen haben wir, DIE GRÜNEN IM RÖMER ausgegraben, als wir uns im Frühjahr 1984 mit den versteckten Hinweisen auf Sprengkammern in Frankfurter Straßen, Brücken und Plätzen und der strategischen Rolle Frankfurts im Kriegsfall befaßten. Im Sommer 1984 entdeckten wir die Sprengkammern in der Friedensbrücke, verborgen durch 28 hochklappbare Teile eines Holz-Metall-Steges. In unseren Voruntersuchungen fanden wir hinter jedem vierten Teilsteg eine Sprengkammer. Die Vorrichtung war relativ simpel: Eine Kette durchzieht die Bügel und hält den Steg oben. Entfernt man die Kette – sie wird lediglich von einem simplen Schloß festgehalten –, indem man sie von rechts nach links durchzieht, klappen die Stegteile einer nach dem anderen auf eine Stützkonstruktion herunter und man kann sie begehen. Auf diesem Steg sollen dann im sogenannten Verteidigungsfall Soldaten der US-Army entlanglaufen und die Sprengkammern, Schächte mit einer Öffnung von etwa 50 mal 80 cm und etwa 1,50 m Tiefe, mit atomarem oder nichtatomarem Sprengstoff füllen.«⁵ »Alle Quellen, alle Papiere der US-Army, alle strategischen Konzepte lassen sich nur so lesen: Im Falle eines von den USA behaupteten Verteidigungszustandes wird Frankfurt zu einer brennenden atomar versuchten Hölle, in der die über das Fulda-Gap kommenden vermuteten Gegner gemeinsam mit der Frankfurter Bevölkerung verbrennen sollen.«⁶



»Keine Sorge« (o.V.), in: *konkret* 5 (1979), S. 7.

»Gorleben ist überall«. Dass die Apokalypse zwar keine Grenzen kennen würde, trotzdem aber irgendwo ihren Ausgang nehmen musste, war keineswegs nur eine hypothetische Frage. Thema war das z.B. auch bei der Tagung »Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden«, die anlässlich »des 50. Jahrestages der ›Machtübernahme‹ des Nationalsozialismus in Deutschland« im Januar 1983 in West-Berlin stattfand.⁷ Dort widmete sich unter anderem der Jurist Norman Paech der Frage: »Können sich Gemeinden zu ›atomwaffenfreien Zonen‹ erklären?« – Nicht von ungefähr, denn »[i]n der BRD gibt es derzeit mehr als 300 Gruppen mit dem Ziel, ihr Gemeindegebiet zur ›atomwaffenfreien Zone‹ zu erklären« ... was den zuständigen Kommunalpolitiker*innen in der Regel allerdings nicht gefiel. Paech hielt also dagegen: »Zusammenfassung: Die Versuche der Aufsichtsbehörden, den Versammlungen der kommunalen Gebietskörperschaften die Befassung mit Anträgen über ›atomwaffenfreie Zonen‹ zu untersagen, sind rechtswidrig. Weder die Begründung, es handele sich hier nicht um eine örtliche Angelegenheit der Gemeinde (Art. 28 Abs. 2 GG), noch der Vorwurf, es würde mit derartigen Beschlüssen in die ausschließliche Gesetzgebungszuständigkeit des Bundes (Art. 73 Nr. 1 GG) eingegriffen werden, sind stichhaltig.«⁸



Gudrun Pausewang, *Die Wolke*, Gütersloh: Bertelsmann (1987), Cover.

Das Gegenwissen der Szenarien floss durch populäre Sach-, Jugend- und Kinderbücher zurück in die Bevölkerung. Gudrun Pausewangs Roman *Die Wolke* erschien 1987, ein Jahr nach der Nuklearkatastrophe in Tschernobyl, und verkaufte sich bis zum Jahr 2010 mehr als 1,5 Millionen Mal: »SuperGAU. Jetzt erinnerte sich Janna-Berta. Damals, nach dem Unfall in dem russischen Kernkraftwerk, hatte man auch vom GAU geredet. Wochenlang. Sie war noch in der Grundschule gewesen, und ihr war unbegreiflich geblieben, was ihnen der Lehrer über »Rem« und »Becquerel« und »radioaktive Strahlung« zu erklären versucht hatte. Sie hatte sich nur den Namen des russischen Kernkraftwerks gemerkt. Tschernobyl. Und sie hatte begriffen, daß nun der Himmel und die Erde und vor allem der Regen irgendwie vergiftet waren. Wenn es regnete, durfte man in der Pause nicht auf den Hof. Logisch. Aber dann, nach Unterrichtschluß, wurde man heimgeschickt, in den Regen hinaus, den vergifteten.«⁹ »Im Fond diskutierten sie jetzt über die Art des Grafenrheinfelder Reaktors und darüber, was in einem solchen Reaktor passiert sein konnte. Immer wieder fielen die Wörter »Tschernobyl« und »Harrisburg« und »Brennstäbe«, »Kühlwasser« und »Druckbehälter«. Für Janna-Berta waren die vier Oberstufenschüler Atomkraft-Experten. Sie selbst hatte sich nie sonderlich für Physik interessiert. Aber daß Atomkraftwerke gefährlich werden konnten, wußte sie.«¹⁰ »Wie weit ist es eigentlich bis Grafenrheinfeld?« fragte Janna-Berta. Einer schätzte siebzig, ein anderer achtzig Kilometer. Luftlinie. Eine lächerliche Entfernung, das wußte Janna-Berta. War Tschernobyl nicht eintausend-

fünfhundert Kilometer entfernt gewesen? »Du vergißt den Wind«, sagte Lars. »Es kommt alles auf den Wind an. Nur Südostwind kann uns gefährlich werden, und den haben wir hier so gut wie nie. Bei uns weht der Wind fast immer von Westen.« »Und wie kam die versuchte Luft von Tschernobyl zu uns?« fragte Janna-Berta. Schweigen. Dann redeten sie von der Wirkung der Erdumdrehung und von höhergelegenen Luftströmungen. [...] »Warum halten wir nicht an und prüfen selber die Windrichtung?« fragte Janna-Berta. Lars scherte auf den Parkstreifen vor den Hemmener Teichen aus, sprang aus dem Wagen und ließ sein Taschentuch flattern. »Verdammt Scheiße, es ist Südostwind!«¹¹ »Janna-Berta versucht sich zu erinnern: Hatte sich Mutti nach Tschernobyl nicht bei den Behörden verschiedener Städte erkundigt, welche Vorsorge für die Bevölkerung man für den Fall eines SuperGAUs getroffen habe? Hatte sie nicht erfahren, daß es offensichtlich keine oder nur ganz wenige Schutzräume gab und daß die städtischen Kliniken keine strahlenkranken Patienten aufnehmen würden, weil sie nicht dafür eingerichtet waren? Hatte Mutti nicht vergeblich versucht, in die Katastrophenschutzpläne hineinschauen zu dürfen? Die Pläne seien nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, hatte es geheißen. Vati und Mutti waren empört gewesen. Aber die meisten, denen sie's erzählt hatte, hatten nur mit den Schultern gezuckt.«¹²

APOKALYPSE Verseuchte Landschaften

»Im Inneren /
im Urschlamm unserer Phantasien /
im Humus unserer Erde /
wirken Spaltpilze, zerstreute Strahlen, atomare Kräfte.

Doch wir können /
uns /
der Natur entziehen, /
anreichern /
und brüten Wut und Angst und Krebs, Krankheit, Technologik,
Gewalt /
in geschlossenen Räumen und Anstalten, in
Konzentrationslagern, /
in Fort Knox, Brokdorf, Stammheim und Grafeneck, /
in Nagasaki und Mutlangen«

»Atomkraft«, in: Volker Nick, Volker Scheub, Christof Then (Hg.):
*Mutlangen 1983-1987: Die Stationierung der Pershing II und die
Kampagne Ziviler Ungehorsam bis zur Abrüstung*, Mutlangen
(1993), S. 16.

bild der Wissenschaft

DM 8,20

Dezember 1983 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Postfach 209, 7 Stuttgart 1
Einzelpreis bfr 195,-; ffr 30,-; Lit 6900,-; hfl 10,-; öS 65,-; sfr 8,50
ISSN 0006-2375

E 2164 E

12



DER WALD **STIRBT WEITER** Bilanz einer Ohnmacht

Bild der Wissenschaft 12 (1983), Cover.

Spätestens seit *Der Spiegel* im November 1981 dem »sauren Regen« eine Titelgeschichte widmete,¹³ war das »Waldsterben« in aller Munde. Historiker*innen und Aktivist*innen streiten sich seitdem darüber, ob die Debatte im Nachhinein als »falscher Ökoalarm«¹⁴ eingeordnet werden müsste oder ob die öffentliche Diskussion das Schlimmste noch einmal verhindert habe. Weniger Beachtung fand hingegen der Umstand, dass die gesellschaftliche Brisanz vieler Ökothemen dem Wissenschaftsjournalismus eine ungeahnte Blüte verschaffte. Zeitschriften wie *Bild der Wissenschaft* entdeckten neue gesellschaftspolitische Themenspektren für sich, während »kritische« Wissenschaftler*innen die Foren nutzten, um sich als mahnende Stimmen zu positionieren oder die staatliche Wissenschaftsförderung zu kritisieren.

men dem Wissenschaftsjournalismus eine ungeahnte Blüte verschaffte. Zeitschriften wie *Bild der Wissenschaft* entdeckten neue gesellschaftspolitische Themenspektren für sich, während »kritische« Wissenschaftler*innen die Foren nutzten, um sich als mahnende Stimmen zu positionieren oder die staatliche Wissenschaftsförderung zu kritisieren.

Verseuchte Flüsse und Städte, sterbende Wälder, verpestete Luft und verdorbene Lebensmittel – war die etablierte Wissenschaft angesichts ihrer vielfältigen Verstrickungen in den »militärisch-industriellen Komplex« um 1980 gescheitert? Viele Akteur*innen des Gegenwissens, die die Vertuschungsstrategien der offiziellen Stellen zutage förderten, waren durchaus dieser Ansicht. Dennoch mobilisierte die drohende Apokalypse das Gegenwissen nicht nur »von unten«. In vielen Bereichen reagierten die staatlichen Stellen auf den massiven politischen und medialen Druck, den die scheinbar nahende Apokalypse erzeugte. Die Folge: Der Staat beziehungsweise seine Behörden, Ämter und Kommissionen produzierten immer häufiger Wissen gegen sich selbst. Die Wissenschaft war nun gut beschäftigt – diesmal mit der Evaluierung und Beseitigung der Schäden.

Teilweise kam das Wissen um die Apokalypse also direkt »von oben«. Beispiel Waldsterben: Die Forschungen, auf denen die öffentliche Debatte um die sterbenden Wälder aufbaute, stammten aus pflanzensoziologischen und forstwissenschaftlichen Großforschungsprogrammen der 1960er und 1970er Jahre. Diese Traditionslinie ist insofern nicht verwunderlich, als wir inzwischen wissen, dass die Genealogien der staatlichen »Naturpolitik«¹⁵ in West-Deutschland bis in die 1950er Jahre zurückreichen und bereits um 1970 eine breitere Dynamik entfalteten. Gerade im Bereich der Ökologie und Umweltwissenschaften profitierten viele Forschungsvorhaben strukturell von der wachsenden öffentlichen Sorge um die Umwelt und dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach »anderem« Wissen. So paradox das klingen mag: Für viele ökologisch gesinnte Wissenschaftler*innen waren die verseuchten Landschaften ein Glücksfall – zumindest wissenschaftspolitisch betrachtet. So hieß es beispielsweise in einem Artikel über den Forstbotaniker Peter Schütt, einem der »Entdecker« des Waldsterbens in Deutschland und lautstarkem Kritiker der öffentlichen Förderpolitik, in *Bild der Wissenschaft*: »Daß sich der Münchener Lehrstuhlinhaber für Forstbotanik an seinem Entdecker-Ruhm nicht recht erfreuen mag, kann jeder nachvollziehen.«¹⁶

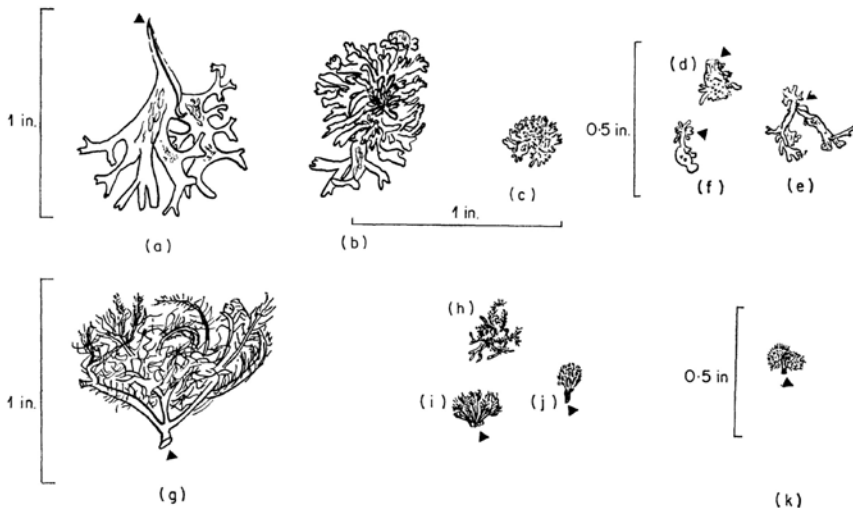


Fig. 1. The effect of pollution on the luxuriance of fruticose lichens. Top row: *Evernia prunastri* from ash trees (a) 16, (b) 11 and (c-f) 10 miles west of Newcastle. Bottom row: *Usnea subfloridana* from ash trees (g) 30, (h-j) 11 and (k) 9 miles west of Newcastle. Arrows indicate point of attachment.

Oliver L. Gilbert: »A Biological Scale for the Estimation of Sulphur Dioxide Pollution«, in: *New Phytologist* 69 (1970), S. 629–634, hier S. 631.

Häufig stützten sich die umweltpolitischen Forderungen nach Schadstoffreduktion im Bereich von Industrie und Verkehr auf das Konzept des »Bioindikators«. Demnach reagierten bestimmte Organismen besonders sensibel auf giftige Gase und Substanzen. Zu wichtigen Bioindikatoren avancierten in den 1970er Jahren Flechtengewächse, die –

wie Forscher*innen herausfanden – besonders stark auf Schwefeldioxid reagierten, das bei der Verbrennung von Kohle und Erdölprodukten freigesetzt wird und das als maßgebliche Ursache für den sauren Regen identifiziert wurde. Die Pionierforschungen in diesem Bereich fanden in den frühen 1960er Jahren in den Industriegebieten Nordenglands und Schottlands statt. Der Botaniker, Umweltaktivist und Stadtökologe Oliver Gilbert fand heraus, dass viele Innenstädte aufgrund der Luftverschmutzung komplett flechtenfrei waren oder bestimmte Flechten, wie in der obigen Abbildung zu sehen ist, aufgrund der Schadstoffbelastung schrumpfen.¹⁷ Ähnliche Forschungen bald auch in Kanada statt; in Westdeutschland wurden sie vor allem von einer Gruppe rund um die Gießener Pflanzenökologin Lore Steubing weitergeführt.¹⁸ Auch staatliche Stellen schlossen sich den Flechtenforschungen an. Ein wichtiger institutioneller Katalysator für die Durchsetzung von Bioindikatoren in der Umweltpolitik war beispielsweise die Landesanstalt für Immissions- und Bodennutzungsschutz des Landes Nordrhein-Westfalen, Essen.¹⁹

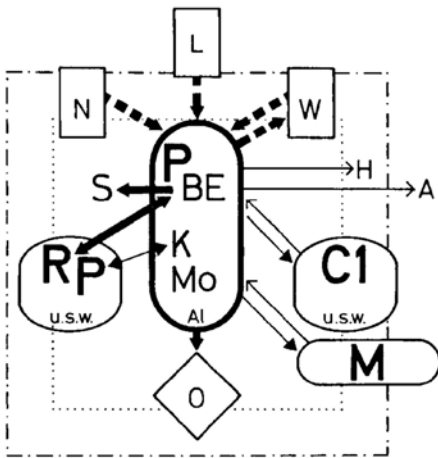


Abb. 3. Gliederung und Rolle der Produzenten im terrestrischen Ökosystem (vgl. hierzu Kap. 3).

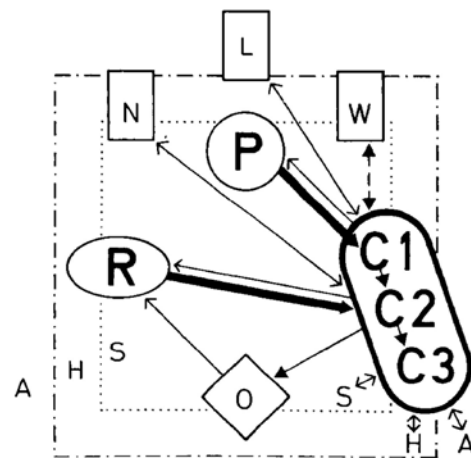


Abb. 4. Gliederung und Rolle der Konsumenten im terrestrischen Ökosystem (vgl. hierzu Kap. 4).

Heinz Ellenberg, Robert Mayer, Jürgen Schauerermann (Hg.): *Ökosystemforschung: Ergebnisse des Sollingprojekts 1966–1986*, Stuttgart: Ulmer (1986), S. 36.

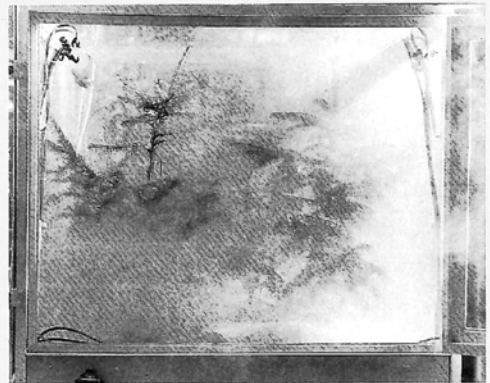
Eine wichtige Datengrundlage für die Waldsterben-Debatte lieferte das Sollingprojekt, benannt nach dem gleichnamigen Mittelgebirge im südlichen Niedersachsen. Unter Leitung des Göttinger Pflanzensoziologen Heinz Ellenberg untersuchte ein interdisziplinäres Forschungsteam seit dem Jahr 1966 über zwanzig Jahre lang die Ökologie der dortigen Wälder.²⁰ Das Projekt, bei dem es sich ursprünglich um den bundesdeutschen Beitrag zum International Biological Program (IBP) handelte und das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert wurde, avancierte schnell zum Referenzprojekt der Ökosystemforschung im deutschen Sprachraum. Mehrere Mitarbeiter*innen des Teams intervenierten später direkt in die öffentliche Diskussion ums Waldsterben, wie etwa der Göttinger Forstwissenschaftler und Bodenkundler Bernhard Ulrich. Seine 1979 zusammen mit Robert Mayer und Partap Kumar Khanna

veröffentlichte Studie zu »Luftverunreinigungen und ihre[n] Auswirkungen in Waldökosystemen« gilt heute als Auslöser der politischen Debatte.²¹ »Es konnte wahrscheinlich gemacht werden«, resümierten die Forscher, »daß die weite Verbreitung bodensaurer Standorte in Mitteleuropa ganz überwiegend auf anthropogene Beeinflussungen zurückzuführen ist.«²² Das von Ulrich seit 1984 geleitete Göttinger Forschungszentrum Waldökosysteme/Waldsterben etablierte sich schnell als ein Zentrum der Waldforschung im deutschen Sprachraum. Die Wissenschaftler*innen forderten unter anderem die Einführung von Grenzwerten im Bereich der Schadstoffemissionen und trugen damit dazu bei, dass die Wälder schließlich doch nicht starben. »Hysterie hilft«, titelte die taz im Rückblick.²³

Umwelt



Durch die Begasung junger Bäume mit Luftschadstoffen erhofft man sich genauere Aufschlüsse über Ursache-Wirkungs-Beziehungen, die zum Absterben der Wälder führen. Ob solche Versuche auch den erhofften Erfolg bringen, ist fraglich: Aus Raumgründen können nur jüngere Bäume untersucht werden. Und die sind bisher von den charakteristischen Symptomen des Waldsterbens praktisch überhaupt nicht erfaßt.



Peter Schütt: »Die Forschung ist nicht koordiniert: Warten auf den Zufall«, in: *Bild der Wissenschaft* 12 (1983), S. 81-86, hier S. 84.

Die wissenschaftlichen Forschungen zum Waldsterben führten innerhalb der Umweltwissenschaften aber auch zu intensiven Debatten über die geeigneten Untersuchungsmethoden. Während viele Politiker*innen nach »objektiven«, experimentell bestätigten Daten verlangten, forderten viele Wissenschaftler*innen ein Umdenken – weg vom Labor, hin zum Feld. Der Münchener Forstbotaniker Peter Schütt kritisierte etwa öffentlich die bisherigen Instrumentarien der Wissenschaftsförderungspolitik. Wollte man die ganze Komplexität des Waldsterbens verstehen, reichten etwa Begasungsversuche nicht aus.



Abb. 4
Das »tote Gesicht« des leerstehenden Bunkers der *Denitrierungsanlage* (Nr. 313)
spiegelt sich im Feuerlöschteich.

Wolfram König, Ulrich Schneider: *Sprengstoff aus Hirschhagen: Vergangenheit und Gegenwart einer Munitionsfabrik*, Kassel: Gesamthochschulbibliothek (1985), S. 17.

»Das »tote Gesicht« des leerstehenden Bunkers der *Denitrierungsanlage* (Nr. 313) spiegelt sich im Feuerlöschteich.« Toxisch auf Leib, Leben und Landschaft wirkte sich keineswegs nur die Skrupellosigkeit der chemischen Industrie der Gegenwart aus. Im »Untergrund aktiv geblieben« waren etwa auch gewisse Altlasten aus dem Dritten Reich, die man wohl eigentlich lieber auf sich beruhen gelassen hätte. Beispielsweise dieses »alte Sprengstoffwerk« in Hessisch-Lichtenau, wo einst mehrere tausend Zwangsarbeiter*innen zur Herstellung von Sprengstoffen benötigt wurden: »Das abgelegene Industriegebiet wäre wohl kaum ins Gerede gekommen«, berichteten der Architekt Wolfram König und der Stadtplaner Ulrich Schneider, die selbst eher unverhofft in diese Geschichte stolperten, »wenn das alte Sprengstoffwerk nicht [...] im Trinkschutzwassergebiet lieg[en] [würde]. Ein gründliche Entgiftungsaktion [...] hatte es in Hirschhagen nie gegeben. [...] [M]an [hatte] sich für Hirschhagen eine einfachere und viel billigere Lösung ausgedacht: Schlamm drüber!«²⁴

APOKALYPSE Bedrohte Schöpfung



Horst Karasek: *Das Dorf im Flörsheimer Wald: Eine Chronik vom alltäglichen Widerstand gegen die Startbahn West*, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand (1981), S. 42.

Bau der »Dorfkirche« im Hüttendorf zur Verhinderung der Startbahn West, Herbst 1980. ►NO FUTURE/DORF

»17: Prognose und Gegenprognose
Ein Sprecher spricht die Prognosen Gottes (Jesaja Buch), ein anderer die Prognosen der Wissenschaft.

1. Denn so spricht der Herr, der den Himmel geschaffen hat, der die Erde bereitet und gemacht hat: Er hat sie nicht geschaffen, daß sie leer sein soll, sondern bereitet, daß man auf ihr wohnen soll (45,18). – Deine Kinder werden zahlreich sein wie Sand und deine Nachkommen wie Sandkörner (48, 19). – Aus dem Kleinsten sollen tausend werden aus dem Geringsten ein mächtiges Volk (60,22).

2. Was Jesaja als Segen verheißt, erscheint in den heutigen Hochrechnungen als Schreckensvision: Die Weltbevölkerung wächst mit einer Verdopplungszeit von 30 Jahren.

Heute gibt es noch rund 4 Milliarden Menschen. In weniger als einem halben Jahrhundert werden es 30 Milliarden sein. Kein Wissenschaftler kann sich heute vorstellen, woher die Lebensmittel kommen sollen, die auch nur annähernd ausreichen würden, solche Menschenmassen zu ernähren. [...]

1. Dann dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten; dann dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an dem Reichtum der Mutterbrust ...

Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet (66,11+13).

2. Wenn die Biologen recht behalten, wird man bald vor allem die Mütter trösten müssen. Bereits heute schon hat der DDT-Gehalt der Muttermilch – etwa in den USA – die äußerste

»Gottesdienst im Hüttendorf am 6. September 1981, 15.00 Uhr
Posaunenvorspiel, Begrüßung. Lied:
Der Götze wackelt (Melodie: Vom Himmel hoch, da komm ich her ...)

1. Vom Himmel hoch da komm ich her,
da oben stinkt es mehr und mehr
weil aus den Düsen in die Luft
tagtäglich Kerosin verpufft!
2. Doch auch auf Erden steht es
schlecht,
Profit gilt mehr als Lebensrecht,
Lärm und Gestank raubt uns den
Schlaf,
wir war'n schon viel zu lange brav.
3. Politfilz und Technokratie,
die sind sich einige wie noch nie,
die scher'n sich um die Zukunft nicht,
sich da zu wehr'n, ist Christenpflicht!
4. Wär' Jesus Christus heut' dabei,
ergriffe er wohl auch Partei,
sagt' Kampf an diesem Filz-System
wär auch der Kirch der Kirche unbequem.«

Kurt Oeser: *Es ist nie zu spät: Bürgerproteste gegen Startbahn West. Der »Umweltpfarrer« berichtet und zieht eine Zwischenbilanz der Ereignisse*, Dreieich: bioverlag gesundesleben (1981), S. 143.
►MASCHINENSTURM/UMBRUCH/
Nutzungskonflikte

Grenze des noch Möglichen erreicht. Überall in den Industrieländern muß immer stärker mit Kunstdünger gearbeitet werden, damit der Boden hergibt, was von ihm verlangt wird. Vor allem Nitrate und Phosphate kommen immer stärker zum Einsatz, Stoffe, die sich im menschlichen Körper wie eine biologische Zeitbombe auswirken, zu Nitraten umgewandelt werden und Kindersterblichkeit großen Ausmaßes hervorrufen. [...]

1. Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird (65,16).

2. Die Studien vieler Wissenschaftler, die Hochrechnungen der Computer zeigen in der Tat eine neue Welt: eine

Welt der Umweltkatastrophen und des industriellen und sozialen Zusammenbruches, der Frühsterblichkeit und der Konflikthäufung. Um dies abzuwenden, müßten bereits die heute unternommenen Anstrengungen ein Vielfaches betragen.

PFARRER:

O Gott,

wer wird recht haben:

Du oder die drohenden Prognosen der Wissenschaft?

Warum schließen wir die Augen vor der Spannung,
in der wir leben?

Wer hat den Mut, uns die Augen zu öffnen?

Woher nehmen wir die Kraft,
das Unheil abzuwenden?

Laß uns heute sehen, daß wir alle

in einem Boot sitzen,
die reichen und die armen Völker;
daß keiner für sich die anstehenden Fragen lösen

kann, sondern nur alle zusammen. [...]«

Heidemarie Beier, Reiner Beier, Martin Heimbucher, Michael Pernt (Hg.):
Schöpfung am Kreuz: Predigten - Gottesdienste - Denkanstöße - Meditationen - Gebete, Wuppertal: Jugenddienst-Verlag (1985), S. 219-222.
►SELBERMACHEN/BEWUSSTSEIN/
Bewusste Ernährung

»Lieber Gott, gib mir den Himmel der Geräuschlosigkeit. Unruhe produziere ich alleine. Gib mir Ruhe, die Lautlosigkeit und die Stille. Amen.« Auf dieses Zitat von Kurt Tucholsky aus dem Jahr 1927 verwies Kurt Oeser, evangelischer Gemeindepfarrer der südlich des Frankfurter Flughafens gelegenen Gemeinde Mörfelden-Walldorf, rund ein halbes Jahrhundert später häufig in seinen Predigten und Vorträgen. Viele davon fanden in der berühmten »Dorfkirche« des Hüttendorfs zur Verhinderung der Startbahn West statt. »Wäre ihnen«, fragte Oeser – und mit »ihnen« meinte er die Lärmgegner*innen früherer Tage –, »das Jaulen und Pfeifen von Düsentriebwerken und die prasselnden Überflugeräusche gar als die Posaunen des jüngsten Gerichts erschienen?«²⁵ Oeser sprach hier nicht nur als Geistlicher, Umweltaktivist und Verfechter einer ökologisch erneuerten Schöpfungstheologie, sondern auch als einer der wichtigsten »Gegenexperten« Deutschlands. Seit Mitte der 1960er Jahre engagierte er sich in Bürgerinitiativen gegen den Fluglärm im Rhein-Main-Gebiet und legte rasch eine Karriere innerhalb der Evangelischen Kirche hin, wo er zum »Umweltbeauftragten« ernannt wurde. In der Presse erlangte er als »Umweltpfarrer« nationale Berühmtheit. Mit dem naturwissenschaftlichen Autodidakten Oeser und den von ihm koordinierten Netz an Umweltbeauftragten der Landeskirchen stieg die evangelische Kirche zu einer wichtigen Akteurin in Sachen Gegenwissen auf.²⁶ Sie stellte den Protestbewegungen vielerorts ihre bestehende Infrastruktur aus Tagungszentren und Bildungseinrichtungen zur Verfügung – die Evangelische Akademie Loccum tat sich hier besonders hervor –, bezog zu tagesaktuellen Themen Stellung oder positionierte sich als neutraler Vermittler zwischen Politik und Bevölkerung. Die Umweltbeauftragten organisierten aber wissenschaftliche Tagungen zu vielen brennenden Problemen der Zeit. Oeser selbst gab Kompendien zu verschiedenen Umweltthemen heraus, erhielt die Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Berlin und unterrichtete an mehreren Hochschulen mit Lehraufträgen. Über das Gegenwissen justierte

sich somit die Grenze von Glauben und Wissen neu, immerhin flossen in die ökologisch gedeutete Schöpfungstheologie vermehrt naturwissenschaftliche Versatzstücke ein. Die neuerliche Melange aus Glauben und Wissen stieß aber nicht nur auf Zuspruch. Neben massiven innerkirchlichen Spannungen gingen in aktivistischen Kreisen die Meinungen auseinander, ob es strategisch auf Dauer von Vorteil war, wenn die Kirche die umweltpolitischen Konflikte an Orten wie Gorleben oder Brokdorf in einen »Protest für die Schöpfung«²⁷ umdeutete.

► NO FUTURE/DORF/Hüttendorf

»8. 10. 1980

Eines jedenfalls steht fest: Wir müssen uns schwerpunktmäßig mit dem Verhältnis von Ökonomie und Ökologie, von Wirtschaftskraft und Umwelterhaltung beschäftigen. Was können wir dazu sagen – als Theologen sagen? [...]

20. 10. 1980

Anreise im Predigerseminar zur ersten »Ökologiewoche«. Beim Auspacken und Einräumen läuft das Kofferradio. Ich höre gar nicht richtig zu, doch plötzlich ein Satz, der mich auf der Stelle aufhorchen läßt: »... im Wald fallen seit heute morgen die ersten Bäume.«

Es ist also so weit! Befürchtet, erwartet – das Abholzen hat begonnen. Mich zieht es nach Hause, hin zu den Menschen, die nun dort in ihrem Wald stehen und verzweifelt mitansehen müssen, wie Baum um Baum fällt. [...] Wie kann ich dann hier im Seminar sitzen und mich in Bücher und theoretische Gespräche über Ökologie vertiefen. Mein Platz ist bei den Menschen. [...] Inzwischen ist Pfarrer Oeser eingetroffen. Er kommt direkt aus dem Startbahnwald. Wir alle spüren seine Sorge, seine Befürchtungen und auch seine Angst. Ja, er gibt zu, daß er Angst hat, Angst um die Menschen, Angst vor dem, was geschehen könnte. Er erzählt den Vikarskollegen von denen, die sich dort engagieren, von ihrer Betroffenheit und ihren Emotionen, erzählt von der bisherigen Geschichte der Anti-Startbahn-Bewegung, von seinem persönlichen Engagement. Auch von seinen Aufgaben als Umweltbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau spricht er. Aber die Diskussion kommt immer wieder auf die Startbahn zurück.

Pfarrer Oeser möchte so schnell wie möglich nach Mörfelden-Walldorf zurückfahren. Aber das Interesse der Vikare und Vikarinnen wächst. So ist es doch Nachmittag, als Pfarrer Oeser wieder aufbricht. Er läßt eine veränderte Gruppe zurück. Wir alle sind tief beeindruckt von dem, was wir gehört haben, von Oesers Kampf gegen Umweltzerstörung. Seine Betroffen-

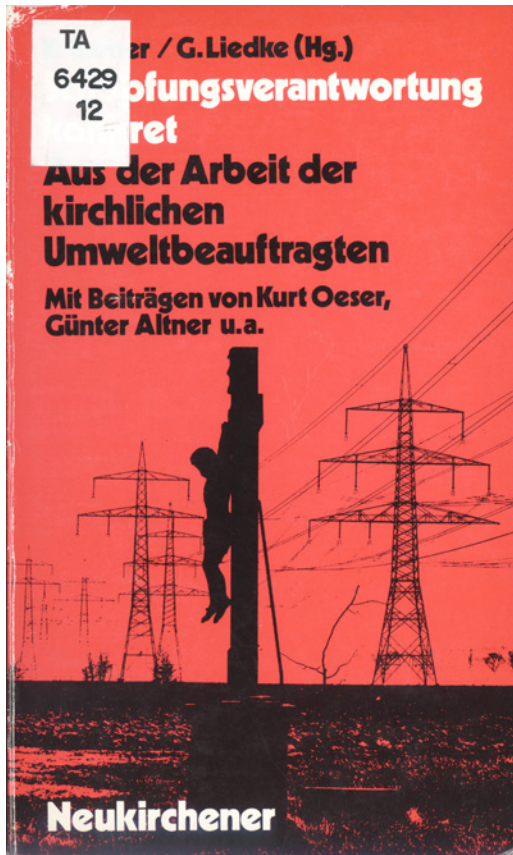
heit überträgt sich auf die Vikarskollegen. Dies ist nicht mehr theoretisch und abstrakt, dies ist lebendig und konkret: Die Bedrohungen der Umwelt sind hier und gegenwärtig. Wir müssen etwas tun! Wir müssen die Menschen dort im Umkreis des Frankfurter Flughafens unterstützen!«

Christiane Dannemann, Ulrich Dannemann: *Die Startbahn West ist überall: Christliche Existenz heute, erlebt in den Auseinandersetzungen um den Frankfurter Flughafen: ein Tagebuch*, München: Kaiser (1982), S. 48–49.



Kampf dem Lärm 16/6 (1969), Cover.

Oeser war Mitglied der im Jahr 1966 eingerichteten Kommission zur Abwehr des Fluglärms am Frankfurter Flughafen, einem Expert*innengremium, dem neben dem Flughafen, der Luftindustrie und der Politik auch Vertreter*innen der betroffenen Gemeinden angehörten. Es handelte sich um die erste Kommission dieser Art in Deutschland. Der »Umweltpfarrer« nahm zum Thema Fluglärm aber nicht nur in der Kommission und in der Presse Stellung, sondern veröffentlichte auch in den entsprechenden Fachorganen der Anti-Lärmbewegung.²⁸ Oeser war in Kontakt mit führenden Lärmforscher*innen Europas, wie etwa Étienne Grandjean, Arbeitsphysiologe und Professor für Ergonomie an der ETH Zürich. Auch die Gründung der Bundesvereinigung gegen Fluglärm im Jahr 1967, die immer wieder wissenschaftliche Kongresse zu dem Thema veranstaltete, ging maßgeblich auf Oesers Initiative zurück.



Konrad Barner, Gerhard Liedke (Hg.): *Schöpfungsverantwortung konkret: Aus der Arbeit der kirchlichen Umweltbeauftragten*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag (1986), Cover.

»Die [bayerische] Landeskirche unterstützt Ausstellungen und Aufklärungsveranstaltungen, wie z.B. die Ausstellung ›Die Welt, ein vernetztes System‹ von Prof. [Frederic] Vester. Bei Messen und ähnlichen Anlässen ist die Kirche ebenfalls beratend im Umweltbereich vertreten, wie z.B. mit der ›Seelenschutzhütte‹ in der ›Konsumenta‹ in Nürnberg. In Zusammenarbeit mit dem Bayer. Städtetag befaßte sich die Landeskirche mit der Verbesserung des Lärmschutzes. Der ›Gesprächskreis Ökologie im Landeskirchenamt‹ hat als Mitglieder nicht nur kirchliche Mitarbeiter, sondern auch viele andere in Umweltfragen engagierte Organisationen und Persönlichkeiten. Schwerpunktthemen dieses Gesprächskreises waren bisher die Schaffung eines Öko-Stadthauses und die Einführung von bleifreiem Benzin und Katalysatoren im Kraftfahrzeugwesen. Die Erstellung eines Öko-Hauses hat mit kirchlicher Unterstützung nunmehr konkrete Formen angenommen. Modellobjekt ist das Gebäude Pariser Str. 10 in Haidhausen/München.«

Konrad Barner, Gerhard Liedke (Hg.): *Schöpfungsverantwortung konkret: Aus der Arbeit der kirchlichen Umweltbeauftragten*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag (1986), S. 12.



Hartmut Bossel, Hans-Joachim Grommelt, Kurt Oeser (Hg.):
Wasser: Wie ein Element verschmutzt und verschwendet wird.
Umfassende Darstellung der Fakten, Trends und Gefahren,
Frankfurt am Main: Fischer (1982), Cover.

Die Grenzen zwischen Glauben und Wissenschaft verschwammen auch auf dem Buchmarkt. An diesem Sammelband beteiligten sich neben Kurt Oeser auch Hartmut Bossel, einer der führenden Wissenschaftler im Bereich der Umweltanalyse. Bossel war drei Jahre zuvor auf die entsprechende Professur an der Universität Kassel berufen worden und hatte im Jahr zuvor in einer Publikation, die er zusammen mit Kollegen vom Öko-Institut in Freiburg herausgab, den Begriff »Energiewende« in die öffentliche Diskussion eingebracht.²⁹

► MASCHINENSTURM / PROTEST / Gegen-Institute

SGA
20826



Hans Eckehard Bahr,
Heike und Gottfried Mahlke,
Dorothee Sölle,
Fulbert Steffensky

Franziskus in Gorleben

Protest
für die Schöpfung.



fischer alternativ

Hans Eckehard Bahr, Heike Mahlke, Gottfried Mahlke, Dorothee Sölle, Fulbert Steffensky (Hg.): *Franziskus in Gorleben: Protest für die Schöpfung*, Frankfurt am Main: Fischer (1981), Cover.

Mit der Sorge um die Schöpfung entdeckten viele Christ*innen innerhalb der Anti-AKW-Bewegung eine Figur aus der Kirchengeschichte wieder und deuteten ihn als Umwelt- und Tierschutzaktivist um: Franz von Assisi (»heiliger Franziskus«). »Das Wort Widerstand schien uns manchmal zu groß, aber die Tradition, aus der wir leben, hat uns ermutigt, unsere oft furchtsamen Versuche als Teil der Bewegung zu verstehen, die mit dem Namen Franziskus von Assisi verbunden ist. Franziskus hatte auch kleine Brüder und Schwestern.« »Im Laufe der Geschichte haben die Kirchen vorrangig zwei Arten entwickelt, mit ihren Radikalen umzugehen: sie auszustoßen oder sie zu domestizieren. Ausgestoßen, (und damit nach geltendem Reichsrecht) verfolgt, getötet, ihres Eigentums beraubt wurden die Katharer, die Waldenser, die Radikalen nach Joachim von Fiori. Seines Stachels beraubt, kirchlich geglättet, in seinen Träumen zerstückelt wurde Franziskus von Assisi. Die radikalen Geschichten über Franz, die Thomas von Celano überliefert hat, durften nicht weiter erzählt werden. Seine Biographie wurde verboten. Stattdessen wurde eine gereinigte Fassung der Vita des Franz, von Bonaventura geschrieben, kirchlich approbiert und zur offiziellen Biographie erklärt. Darin ist Franz nun ein sanfter Naturfreund mit einigen Schrullen, der die Armut über alles liebt. Es wird nicht mehr gesagt, gegen wen seine Geschichten erzählt werden und zu wessen Gunsten. Dem Volk wird ein Mann gezeigt, der alle Vögel, alle Menschen und das Leiden liebt. Aber ist das Franz?«

»Vorwort«, in: Hans Eckehard Bahr, Heike Mahlke, Gottfried Mahlke, Dorothee Sölle, Fulbert Steffensky (Hg.): *Franziskus in Gorleben: Protest für die Schöpfung*, Frankfurt am Main: Fischer (1981), S. 5; Fulbert Steffensky: »Franz von Assisi: zärtlich und subversiv«, in: Hans Eckehard Bahr, Heike Mahlke, Gottfried Mahlke, Dorothee Sölle, Fulbert Steffensky (Hg.): *Franziskus in Gorleben: Protest für die Schöpfung*, Frankfurt am Main: Fischer (1981), S. 9–16, hier S.

»Kurz vor elf schlichen wir uns, von der Theo-Hütte kommend, durch den finsternen Wald zur Kapelle, um das alte Jahr mit einem hoffentlich schönen, linken Gottesdienst (sowas soll's ja noch geben) zu beschließen. Ca. 100 Leute hatten sich dickvermummt um die Kapelle versammelt; drinnen versuchte sich ein Posaunenchor an einem Kirchenchoral, um ein bißchen »fromme« Stimmung aufkommen zu lassen. [...] Es ging [in Oesers Predigt] um Hoffnung und Zuversicht (Römer 8,19ff. wenn ich mich recht entsinne) Eigentlich kein allzu schlechter Text, aber der liebe Kurt Oeser laberte (wirklich!) so schwammig und allgemeinplätzig, daß wieder mal »für jeden was dabei war.«

Undatierter Bericht (o.V.), in: Papiertiger Kreuzberg, Archiv; Bestände Startbahn West; Ordner »Diskussion / FAG-Dokus«.

Das kirchliche Engagement inmitten und am Rande der sozialen Proteste war, wie man an diesen beiden Zitaten sieht, in aktivistischen Kreisen umstritten. Während manche Aktivist*innen

»Während die »Junge Union« ihre aus Fertigteilen fabrizierte Hüttenkonstruktion außerhalb des Dorfes in die Bäume zieht und sich seitdem nicht mehr blicken läßt; während die Jusos ihr Dachhaus über unseren Köpfen langsam verrotten lassen; während die DKP einen Wohnwagen vollgepackt mit Infomaterial am Dorfrand abstellt und vor uns abschließt – steht die Kirche mitten im Dorf und für jedermann offen. Sie wird inmitten einer atheistischen Bewohnerschaft zu einem Ort der Begegnung, wo die kirchliche Botschaft vom Widerstand gepredigt und auch gehört wird. Vielleicht wird sie für uns eines Tages, wenn die Staatsgewalt über uns herfällt, zu einer Zufluchtsstätte werden?«

Horst Karasek: *Das Dorf im Flörsheimer Wald: Eine Chronik vom alltäglichen Widerstand gegen die Startbahn West*, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand (1981), S. 41–43. ► NO FUTURE / DORF / Hüttendorf

betonten, dass das kirchliche Engagement – im Gegensatz zu dem vieler politischer Akteur*innen – über reine Symbolpolitik hinausgehe, störten sich andere an der, so der Vorwurf, Tendenz vieler Pfarrer*innen, die soziale Konflikte und Spannungen, die auch innerhalb der Protestbewegung bestanden, in einem Bad der Nächstenliebe zu ertränken.

APOKALYPSE Game Over



Hannoversches Aktionsbündnis gegen IDEE: *Frühling in Hannover. Oder: Wie es gelang, mit allen Mitteln die IDEE aus der Stadt zu vertreiben*, Hannover: Internationalismus-Buchladen (1982), S. 58.

»Es geht dem Ende zu«. Auch über der International Defense Electronics Exposition (I.D.E.E.) im Mai 1982 in Hannover warbete die Apokalypse beziehungsweise – Stichwort »Militärelektronik« – das Unheil des kommenden »Computerkriegs«. Knapp 40'000 Demonstrant*innen reagierten damals mit Ochsenblut, Menschenteppichen und DIE-IN's: »Die Polizei fragte nur, welchen Weg wir gehen wollten, wir sagten es ihnen. So wurden wir auch von der Polizei begleitet, machten an allen wichtigen Kreuzungen kurze Verkehrsbehinderungen durch sog. DIE-IN's. Auf einen Sirenton hin fallen alle auf die Straße und spielen Tote.«³⁰

»Im Luftstrom geformt, /
Schön geschwungen, eben und glatt /
Ihre Haut, aus den edelsten Metallen /
Die Raketen, beflügelt, /
Gebaut mit der größten Sorgfalt, /
Gepflegt von den kundigsten
Händen /
Die Raketen.

Tief unter der Erde gelagert /
Damit sie keinen Schaden nehmen. /
Hoch in die Lüfte getragen /
Damit sie ihr Ziel erreichen.
Unter See durch die Meere gefahren /
Damit sie nicht zu orten sind. /
Mitten in den Wäldern verborgen /
Warten sie geduldig /
Auf ihre Sekunde. /

Sie frieren nicht im Eis. /
Sie schwitzen nicht in der Wüste /
In ihren komfortablen Gehäusen. /
Nichts fliegt schneller als sie /
Mit anmutigem Bogen /
Durch die Stille. /
Ihre Augen sind schärfer als unsre. /
Sie sehen bei Tag und bei Nacht. /
Sie finden ihren Weg /
Über Meere, Gebirge und Städte. /
Ihr Gehirn rechnet schneller als
unsres /
Auf Breitengrad und Hundertstelse-
kunde genau. / [...]«

Roman Ritter: »Aus dem Leben der Raketen«, in: *Kürbiskern: Literatur, Kritik, Klassenkampf (die verkabelte gesellschaft. informiert oder deformiert)* 4 (1983), S. 5–8, hier S. 5.

»Seit Anfang der 70er Jahre ist ein bemerkenswertes Spektrum von Hochschuleinrichtungen für das BMVtdg [Bundesministerium der Verteidigung] tätig gewesen. [...] Auffällig ist [...] vor allem die große militärische Bedeutung der Informatik. Hier handelt es sich offenbar um das einzige Gebiet, wo innerhalb des nationalen Forschungssystems eine militärisch relevante Disziplin im Hochschulbereich über eine gezielte Forschungsförderungspolitik des BMVtdg entwickelt wird. Von 34 FBWT [Forschungsbereiche Wehrentechnik] des Bereichs Informatik/Mustererkennung, die zwischen 1970 und Anfang 1983 publiziert wurden, kommen fast die Hälfte (16) aus Hochschuleinrichtungen. [...] Hier geht es um Wissenschaft, die nur dem Militärsystem nützt.«

Rainer Rilling: »Militärische Forschung an den Hochschulen«, in: *Wissenschaft und Frieden* 1/1 (1983), <https://www.wissenschaft-und-frieden.de/seite.php?artike- IID=0552>.

»Nehmen wir [...] den sehr einfachen Satz: »Computer wurden erfunden und entwickelt, um Menschen bei der Lösung menschlicher Probleme zu helfen«. Eine sehr einfache Aussage. Ich habe sie oft gehört und an vielen Leuten ausprobiert. Sie wird kaum bestritten. Aber der Satz stimmt nicht. Denn Computer wurden entwickelt, um den Massenmord an Menschen effizienter zu machen. Ihr Ursprung liegt, abgesehen von der ersten Erfindung, im Militärwesen. So steht es auch mit der Kerntechnologie, der Luftverkehrstechnik, der Raketenentwicklung, ja man kann verallgemeinern und sagen, daß fast alle modernen Hochtechnologien ihre Entwicklung militärischen Gründen verdanken.«

Joseph Weizenbaum: »Über Computer, Prognosen und Sprache«, in: Bodo von Greiff (Hg.): *Das Orwellische Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft: Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1980), S. 20–25, hier S. 21–22.

»Wir müssen vor allem zwischen kleinen und großen Systemen unterscheiden. Was die großen Systeme angeht, etwa das amerikanische Luftverteidigungssystem oder das International Communication System, da muß ich sagen, daß niemand mehr diese Systeme durchschaut. [...] Es kann nicht korrigiert, sondern nur geflickt werden und dieses Flickwerk vertieft natürlich noch seine Undurchschaubarkeit. In diesem Zusammenhang wäre auch noch auf den berühmten »Wimex«-Fall (World Wide Military Command System) hinzuweisen. Sie erinnern sich: Am 8. November 1970 wurde ein ungeklärter Fehlalarm im nordatlantischen Luftverteidigungskommando (Norad) ausgelöst. Damals überspielte der Computer ein Testband, das den Atomangriff eines sowjetischen U-Bootes simuliert, auf die Leuchtschirme im Lagezentrum. Die US-Streitkräfte bereiteten sechs Minuten lang den Gegenschlag vor – der dritte Weltkrieg war in greifbare Nähe gerückt.«

»Diese technologischen Prozesse setzen sich fort wie Krebs: Ein »Industrie«-Gespräch mit Professor Joseph Weizenbaum, einem führenden Computer-Experten« (o.V.), in: *Frankfurter Rundschau* (30. November 1983), S. 13.

»Einige Schwerpunkte rüstungstechnologischer Investitionen der 80er Jahre sind:

- Erhöhung der Treffgenauigkeit und Zuverlässigkeit strategischer Raketen,
- die Entwicklung von Methoden und Systemen zur Vernichtung der Gefechtsköpfe feindlicher ballistischer Raketen,
- die Entwicklung von Methoden und Systemen zur Vernichtung gegnerischer Satelliten,
- die Weiterentwicklung der global vernetzten C³I (Kommando-, Kontroll-, Kommunikations- und Aufklärungs-) - Systeme, die insbesondere auch während eines Atomkriegs funktionsfähig bleiben sollen. [...]

Keines dieser rüstungstechnologischen Vorhaben ist ohne den Einsatz von Mikroelektronik und Computersystemen denkbar.«

Fanny-Michaela Reis: »Softwaretechnik oder Die Geschichte einer unbewältigten Krise«, in: Joachim Bickenbach, Reinhard Keil-Slawik, Michael Löwe, Rudolf Wilhelm (Hg.): *Militarisierte Informatik: Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden*, Marburg: BdWi (1985), S. 37-50, hier S. 45.



Heike Badewitz, Heinrich Kretschmar, Mario Birkholz: »Krieg der Sterne: Laserwaffen im Weltall«, in: *Wechselwirkung* 20/6 (1984), S. 37-40, hier S. 38.

»ONE PLAY ONLY«. In Sachen »Computerkrieg« spitzte sich die Lage bald dramatisch zu. Spätestens im März 1983 suchte dieser im Zuge der sogenannten Strategic Defense Initiative (SDI) – im Volksmund: »Star Wars« – auch die Universitäten heim. Denn überdeutlich stand damit nicht nur die Verhinderung real existierender Raketen auf dem Spiel, sondern die (hochdotierte) Schöpfung zukünftiger Waffensysteme. Selbst der Vatikan schaltete sich nun ein, wie in der *Frankfurter Rundschau* vom 14. November 1983 zu lesen war: »Papst Johannes Paul II. hat die Forscher in aller Welt aufgefordert, ›die Wissenschaft abzurüsten‹ und in den Dienst des Friedens zu stellen. . . . Der Papst appellierte an die Wissenschaftler, ›die Laboratorien des Todes zu verlassen‹ und für das Leben zu arbeiten.«³¹

War der Ruf der elektronischen Datenverarbeitung zwar auch seit jeher beschädigt – Rationalisierung (»Job-Killer«), Rasterfahndung, Personalinformationssysteme, »Kooperation der Professoren mit den Kapitalisten«³² und ähnliche PR-Debakel verfolgten die vergleichsweise junge Disziplin namens »Informatik« praktisch seitdem sie gegen Ende der 1960er Jahre auch universitäre Konturen gewinnen sollte –, so verdüsterten sich die Aussichten im Zuge der sogenannten »Nachrüstungsdebatte« rasant. Steuersysteme, Raketenabwehr, Flugleitsysteme, das elektronische Schlachtfeld – nichts, aber auch gar nichts im High-Tech-Arsenal der Vernichtung war ohne Hard- bzw. entsprechende Software auch nur mehr »denkbar«.³³

Es dauerte jedenfalls nicht lange, bis sich der Unmut entlud: sei es im Rahmen der International Defense Electronics Exposition (I.D.E.E) im Mai 1982 in Hannover, wo mehrere zehntausend Demonstrant*innen ein »einwöchige[s] Polizeispektakel« herbeiführten;³⁴ oder sei es, etwas dezenter, durch »Störungen« (mittels Ziehharmonika) des Festakts zu Ehren des Computerpioniers Konrad Zuse im Sommer 1980 an der TU Berlin – »viele TU-Mitglieder verstößt [sic], einen Mann zu ehren, der heute noch verteidigt, daß er während der Nazi-Zeit die Wehrmacht benutzte, nur um an seiner Erfindung ungestört weiter basteln zu können«.³⁵

Um die Kinder, die damals vor ihren Spielcomputern dank »Astro-Mash, Space-Invader, Space-Panic, Space-Battle, Space-Tactics oder Star-War [sic]« verrohten, stand es da also noch vergleichsweise unbedenklich.³⁶

Von einem »militärisch-industriellen Komplex« (auch) in der BRD war zwar spätestens im

Gefolge von 1968 und Vietnam die Rede,³⁷ ins weitere Allgemein- und Fachbewusstsein sickerte die spezielle Wahlverwandtschaft von »Informatik« und »Krieg« aber erst mit dem Ende der Entspannungspolitik der 1970er Jahre – genauer: mit SS-20, Pershing II und Cruise Missile. 1983, am Höhepunkt der Raketenkrise, sollten fünf Wissenschaftler, darunter die Informatikprofessoren Klaus Haefner, Wilhelm Steinmüller und Jörg Siekmann, gar eine Verfassungsbeschwerde »gegen die Mitwirkung der Bundesrepublik an Vorbereitung, Aufbau und Betrieb eines Frühwarn- und Entscheidungssystems für atomare militärische Auseinandersetzungen in Europa auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland« einreichen. Begründung: die Undurchschaubarkeit informationstechnischer Systeme ... das nicht zu eliminierende Risiko eines »Krieg[s] aus Versehen«. ³⁸ Das Fass endgültig zum Überlaufen brachte allerdings die ebenfalls 1983 von Ronald Reagan ausgerufene *Strategic Defense Initiative* (SDI). »Krieg der Sterne«: ein großangelegtes, ja megalomanes Forschungsprogramm, das sehr viel Geld in die Computerwissenschaften spülen sollte, und Forschungsaufträge auch in der BRD, dem Vereinigten Königreich und anderen NATO-Mitgliedstaaten vorsah. Die futuristisch-anmutende Zielsetzung – ein High-Tech-Raketenschutzschirm samt Laserwaffen, Künstlicher Intelligenz, und autonomen Roboterfahrzeugen – stieß dabei umgehend auf Widerstand (auch wenn es kaum an denen mangelte, die sich so einen »gewaltigen Technologieschub« versprochen). ³⁹ »SDI lässt sich kritisieren, ohne genaue Detailkenntnis (zu der uns das Pentagon ja ohnehin nie und nimmer verhelfen wird!), nur aufgrund allgemeiner physikalischer Gesetze«, hieß es charakteristischweise in einem *Kulturmagazin* (mit Verweis auf den Physiker Hans-Peter Dürr). ⁴⁰

Wie dem auch gewesen sein mag: Die Kritik an der apokalyptischen Informatik äusserte sich nicht zuletzt im Detail: von Boykottaufrufen gegen »ADA«, einer jüngst im Auftrag des US-Department of Defense entwickelten Programmiersprache; über die Aufarbeitung der martialischen Ursprünge der Datenverarbeitung im Zweiten Weltkrieg (Kybernetik, Ballistik usw.); hin zur Hinterfragung der undurchschaubaren und deshalb unkontrollierbaren IT-Systeme sowie des prinzipiell menschenverachtenden, rationalistischen und logikversessenen Menschenbilds der Informatik. ⁴¹ Niederschlag fanden solche Bestrebungen – nämlich die Kritik an der bestehenden, und die Suche nach einer anderen, besseren Informatik – unter anderem im Forum InformatikerInnen für Frieden und gesellschaftliche Verantwortung (FifF), das im Juni 1984 in Bonn gegründet wurde. An die zweihundert Informatiker*innen waren zugegen – unter anderem Joseph Weizenbaum, der Großmeister der Computerkritik; die Informatik-Professorin Christiane Floyd, die erste Vorsitzende des FifF; und, als weitere treibende Kraft, Reinhard Keil vom Berliner Wissenschaftsladen.

►SELBERMACHEN/LÄDEN/Stadt kaputt



Raketen und Kabel - Der Angriffskrieg wird vorbereitet: Dokumentation zur Veranstaltung vom 4.9.83 (o.V.), Berlin (1983), Cover.

Das Apokalypse-Kontinuum: Zwischen »Smart bombs« und »bildschirmtext«, »Glasfaserverkabelung« und Laserwaffen, Rüstungs- und Unterhaltungsindustrie, Schlachtfeld und Wohnzimmer ließ sich im Zeitalter von Hightech gefahren-

technisch kaum mehr unterscheiden, wie das Beispiel dieser Berliner Anti-Volkszählungs- und Anti-Kabelinitiative zeigt: »Mehr und mehr haben wir in der Auseinandersetzung mit der Verkabelung begriffen, daß wir uns gegen ein strategisches, polizeilich/militärisches Projekt der NATO-Länder richten.«⁴²



Friedensinitiative am Fachbereich Informatik der TU Berlin: *Was der Computer außer Rechnen noch kann: Informatik zwischen Krieg und Krieg*, Berlin (1982), Cover und Umschlagrückseite.

Im Vorfeld der Fiff-Gründung zirkulierte unter anderem der folgende Aufruf in der deutschen Datenverarbeitungs-Szene, der kaum Zweifel am Ernst der Lage ließ: »Aufgrund der zunehmenden Verflechtung von militärischen und zivilen Bereichen werden alle, die in Informatik- und Elektronikbereichen arbeiten, in die Entwicklung solcher Waffensysteme direkt oder indirekt einbezogen und dadurch gezwungen, Stellung zu nehmen. Wie die Göttinger Atomphysiker 1957 öffentlich gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr eintraten, wenden wir uns heute als Informatiker, Ingenieure und Programmierer an unsere Berufskollegen und an die Öffentlichkeit: Mit der Stationierung von Pershing II und Cruise Missile in der Bundesrepublik Deutschland wird ein qualitativ neuer Schritt hin zu einem Computerkrieg getan, durch den die Bundesrepublik niemals verteidigt, wohl aber vernichtet werden kann.«

Arbeitskreis »Informatik zwischen militärischen und zivilen Anwendungen«: »Informatiker warnen vor dem programmierten Atomkrieg«, in: Joachim Bickenbach, Helga Genrich, Reinhard Keil, Werner Langenheder, Michaela Reisin (Hg.): *Beiträge zum Thema: Informatik und Militär*, Berlin (1983), S. 99-100, hier S. 99.

1989

Ein Fehler

war in der
13.746.609.
Zeile

POST MORTEM DUMP PAGE 1
0036620 060543 027555 000144 044123 04
0056640 061457 064163 050000 052101 03
0056660 060543 027555 027544 064542 0
0056700 066541 062057 061057 067151 1
0056720 027555 064542 035156 072457
0056740 071565 027562 064542 035156
0056760 036515 064543 030564 03046
0057000 000155 043111 036523 0044
0057020 050000 031123 037075 0000
0057040 061457 066541 062057 042
0057060 060543 027555 027544 06
0057100 053075 054101 051400 05
07120 000062 041523 047522 0
051115 046105 041475 0
051123 042514 027475
0523 042105 052111
0520 072457
07114

FIFF Forum Informatiker für Frieden und
gesellschaftliche Verantwortung e.V.

V.i.S.d.P.: FIFF e.V. Vorsitz: Prof. Christiane Floyd, TU Berlin, FB Informatik

»Ein Fehler war in der 13.746.609. Zeile« (o.V.), in: *FIFF Rundbrief* 1 (1986), S. 16.

»Ein Fehler war in der 13.746.609. Zeile« – Krieg-aus-Versehen-Warnung aus dem *FIFF-Rundbrief*, der seit August 1984 alle Mitglieder und Sympathisant*innen auf dem Laufenden hielt: über SDI, Informatik und Rüstung,

unzuverlässige Software, Kriegstechnologieseminare, Volkszählung, und vieles mehr. Deutlich besser in Erinnerung geblieben sind wohl die Hacker und Haecksen vom »Chaos Computer Club« (gegr. 1981), die dann allerdings auch weniger sozial- und friedensbewegte Ziele verfolgten.

»Grußadresse der CPSR (Computer Professionals for Social Responsibility)

Palo Alto, 27.06.1985

Freunde,
obwohl es uns nicht möglich ist, heute leibhaftig unter Euch zu sein, senden wir Euch diese Botschaft, um zu zeigen, daß wir im Geiste mit Euch sind. Ihr, die Ihr die Verwüstungen des 2. Weltkriegs in Eurem eigenen Land erfahren habt, seid besser in der Lage, die möglichen Verheerungen zu verstehen, auf die die Welt zusteuert. All diejenigen von uns, deren Phantasie ausreicht, die Gefahren und Möglichkeiten unserer Technologie zu erfassen und deren Willen und Betroffenheit ausreichen, diesen Einsichten eine Stimme zu geben, finden sich zusammen, um auf allen Seiten um Einsicht und Vernunft zu werben. Wir müssen ständig im Kopf behalten, daß jeder Versuch, Massenvernichtungswaffen zur Einschüchterung zu gebrauchen, unrecht ist. Sich dieser Wahrheit bewußt zu sein, wird unsere Wirksamkeit erhöhen, und Wirksamkeit muß unser Hauptanliegen sein. Wir wünschen Euch Erfolg in unserem gemeinsamen Bemühen, eine neue Stufe sozialen Gewissens in unseren Berufsstand zu bringen. Wir hoffen von ganzem Herzen, daß unser Bemühen dazu beiträgt, die Menschheit zu bewahren.

In Frieden,
Severo M. Ornstein
Chairman (Vorsitzender) CPSR«

Severo M. Ornstein: »Grußadresse der CPSR (Computer Professionals for Social Responsibility)«, in: *FIFF Rundbrief 2* (1985), S. 5.

Grußadresse aus dem Epizentrum der Apokalypse: Vorbild und Verbündeter des FIFF war die 1983 gegründete Organisation Computer Professionals for Social Responsibility, zu deren Mitgliedern unter anderem Lucy Suchman, Terry Winograd und Joseph Weizenbaum zählten.

Anmerkungen

- 1 Diedrich Diederichsen: »Der W-Faktor«, in: *konkret 7* (1983), S. 70–71.
- 2 Susanne Schregel: *Der Atomkrieg vor der Wohnungstür: Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985*, Frankfurt am Main: Campus (2011), S. 15–18.
- 3 Till Bastian: *Wir werden euch nicht helfen können: Ärzte gegen den Atomkrieg*, Frankfurt am Main: Robinson (1983).
- 4 Ulmer Ärzteinitiative (Hg.): *Tausend Grad Celsius: Das Ulm-Szenario für einen Atomkrieg*, Darmstadt: Luchterhand (1983), S. 13–14, 16.
- 5 Jutta Ditfurth: »Sprengkammern zugemauert«, in: *Träumen, kämpfen, verwirklichen: Politische Texte bis 1987*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1988), S. 36–46, hier S. 39.
- 6 Jutta Ditfurth: »Sprengkammern zugemauert«, in: *Träumen, kämpfen, verwirklichen: Politische Texte bis 1987*, Köln: Kiepenheuer & Witsch (1988), S. 36–46, hier S. 44.

- 7 Klaus Betz, Andreas Kaiser: »Vorwort«, in: Klaus Betz, Andreas Kaiser (Hg.): *Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden: Beiträge einer Konferenz in Berlin (West) vom 28. bis 30. Januar 1983*, Berlin: Elefanten Press (1983), S. 9–11, hier S. 9.
- 8 Norman Paech: »Können sich Gemeinden zu »atomwaffenfreien Zonen« erklären?«, in: Klaus Betz, Andreas Kaiser (Hg.): *Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden: Beiträge einer Konferenz in Berlin (West) vom 28. bis 30. Januar 1983*, Berlin: Elefanten Press (1983), S. 260–266, hier S. 260, 266.
- 9 Gudrun Pausewang: *Die Wolke*, Gütersloh: Bertelsmann (1987), S. 11.
- 10 Gudrun Pausewang: *Die Wolke*, Gütersloh: Bertelsmann (1987), S. 12.
- 11 Gudrun Pausewang: *Die Wolke*, Gütersloh: Bertelsmann (1987), S. 16–17.
- 12 Gudrun Pausewang: *Die Wolke*, Gütersloh: Bertelsmann (1987), S. 58–59.
- 13 »Säureregen: »Da liegt was in der Luft!«, in: *Der Spiegel* 47 (1981), S. 96–110.
- 14 Kenneth Anders, Frank Uekötter: »Viel Lärm ums stille Sterben: Die Debatte über das Waldsterben in Deutschland«, in: Frank Uekötter (Hg.): *Wird Cassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme*, Stuttgart: Steiner (2004), S. 112–138.
- 15 Jens Ivo Engels: *Naturpolitik in der Bundesrepublik: Ideenwelt und politische Verhaltensstile in Naturschutz und Umweltbewegung 1950–1980*, Paderborn: Schöningh (2006).
- 16 Peter Schütt: »Die Forschung ist nicht koordiniert: Warten auf den Zufall«, in: *Bild der Wissenschaft* 12 (1983), S. 81–86, hier S. 82.
- 17 Oliver L. Gilbert: »A Biological Scale for the Estimation of Sulphur Dioxide Pollution«, in: *New Phytologist* 69 (1970), S. 629–634.
- 18 Lore Steubing, Christian Kunze, Jill Jäger (Hg.): *Belastung und Belastbarkeit von Ökosystemen: Tagungsbericht der Gesellschaft für Ökologie Tagung Giessen 1972*, Augsburg: Blasaditsch (1972); Lore Steubing, Christian Kunze: *Pflanzenökologische Experimente zur Umweltverschmutzung (Luft-, Boden- und Wasserverunreinigung)*, Heidelberg: Quelle & Meyer (1972).
- 19 Helfried Schönbeck: »Eine Methode zur Erfassung der biologischen Wirkung von Luftverunreinigungen durch transplantierte Flechten«, in: *Staub-Reinhaltung Luft* 1/29 (1969), S. 14–18.
- 20 Heinz Ellenberg, Robert Mayer, Jürgen Schauerermann (Hg.): *Ökosystemforschung: Ergebnisse des Sollingprojekts 1966–1986*, Stuttgart: Ulmer (1986).
- 21 Vgl. Birgit Metzger: »Erst stirbt der Wald, dann du!« *Das Waldsterben als westdeutsches Politikum (1978–1986)*, Frankfurt am Main: Campus (2015), S. 135–201.
- 22 Bernhard Ulrich, Robert Mayer, Partap Kumar Khanna: *Deposition von Luftverunreinigungen und ihre Auswirkungen in Waldökosystemen im Solling*, Frankfurt am Main: Sauerländer's (1979), S. 257.
- 23 Bernhard Pötter: »Hysterie hilft: 35 Jahre Waldsterben«, in: *taz, die tageszeitung* (30. März 2015), <https://taz.de/35-Jahre-Waldsterben/15014939/>.
- 24 Ulrich Schneider, Wolfram König: »Sprengstoff im Trinkwasser: Das Trinkwasser in Hessisch-Lichtenau und die deutsche Geschichte«, in: *konkret* 12 (1984), S. 28–30, hier S. 29.
- 25 So etwa in Oesers Beitrag »Progressive und reaktionäre Bürgerinitiativen«, in: *Bürger initiativ*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1974), S. 24.
- 26 Michael Schüring: »Bekennen gegen den Atomstaat: Die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und die Konflikte um die Atomenergie 1970–1990, Göttingen: Wallstein (2015), S. 181–202.
- 27 Hans Eckehard Bahr, Heike Mahlke, Gottfried Mahlke, Dorothee Sölle, Fulbert Steffensky: *Franziskus in Gorleben: Protest für die Schöpfung*, Frankfurt am Main: Fischer (1981).
- 28 Kurt Oeser: »Gegen die schädlichen Auswirkungen des Luftverkehrs«, in: *Kampf dem Lärm* 19 (1969), S. 10–15.
- 29 Florentin Krause, Hartmut Bossel, Karl-Friedrich Müller-Reissmann: *Energie-Wende: Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran. Ein Alternativ-Bericht des Oeko-Instituts/Freiburg*, Frankfurt am Main: Fischer (1980); David Jacobs: »The German Energiewende – History, Targets, Policies and Challenges«, in: *Renewable Energy Law and Policy Review* 4/3 (2012), S. 223–233.
- 30 »Es geht dem Ende zu« (o.V.), in: Hannoversches Aktionsbündnis gegen IDEE: *Frühling in Hannover. Oder: Wie es gelang, mit allen Mitteln die IDEE aus der Stadt zu vertreiben*, Hannover: Internationalismus-Buchladen (1982), S. 58–59, hier S. 59.
- 31 Heike Badewitz, Heinrich Kretschmar, Mario Birkholz: »Krieg der Sterne: Laserwaffen im Weltall«, in: *Wechselwirkung* 20/6 (1984), S. 37–40, hier S. 37.
- 32 Zelle Kybernetik: *Technische Universität Berlin: Forschungsstätte der Bourgeoisie*, Berlin: Zelle Kybernetik der KHG (1976), S. 3.
- 33 Fanny-Michaela Reisin: »Softwaretechnik oder Die Geschichte einer unbewältigten Krise«, in: Joachim Bickenbach, Reinhard Keil-Slawik, Michael Löwe, Rudolf Wilhelm (Hg.): *Militarisierte Informatik: Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden*, Marburg: BdWi (1985), S. 37–50, hier S. 45.
- 34 Hannoversches Aktionsbündnis gegen IDEE: *Frühling in Hannover. Oder: Wie es gelang, mit allen Mitteln die IDEE aus der Stadt zu vertreiben*, Hannover: Internationalismus-Buchladen (1982), S. 1.
- 35 Werner Beuschel, Joachim Bickenbach, Stephan Geffers, Achim Kaeber, Reinhard Keil, Norbert Müller, Erhard Nullmeier, Karl-Heinz Rödiger, Wolfgang Talke, Ulrike Wahl (Hg.): *10 Jahre Fachbereich 20*, Berlin (1980), S. 52.
- 36 Caroline Fetscher: »Betsy und die Computerprinzessin (1984)«, in: Freimut Duve (Hg.): *Aufbrüche: Die Chronik der Republik 1961 bis 1986*, Reinbek: Rowohlt (1986), S. 660–664, hier S. 661.
- 37 Siehe etwa Rainer Rilling: »Zur Analyse des »militärisch-industriellen Komplexes« der BRD«, in: *Internationaler Dialog* 4 (1971), S. 360–369.
- 38 Stefan Hügel: »Atomkrieg aus Versehen: Informatiker klagen gegen Frühwarn- und Entscheidungssystem«, in: *FIFF Kommunikation* 2 (2012), S. 43–44, hier S. 43.
- 39 Gerhard Hubatschek: »Herausforderung für Westeuropa: Strategisches Raketenabwehrsystem«, in: *Criticón* 90 (1985), S. 157–159, hier S. 157.
- 40 Dani Schönmann: »Das Schillern der neuen Waffen«, in: *Kulturmagazin: Demokratische Kunst und Kunstpolitik* 54 (1985), S. 25–26, hier S. 25.
- 41 Siehe z.B. Joachim Bickenbach, Reinhard Keil-Slawik, Michael Löwe, Rudolf Wilhelm (Hg.): *Militarisierte Informatik: Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden*, Marburg: BdWi (1985).
- 42 *Vom Vietnamkrieg zur Verkabelung der BRD West-Berlin: Dokumentation zur Veranstaltung vom 28.11.84 im Rahmen der Anti-Nato-Tage. Herbst '84* (o.V.), Berlin (1984), S. 1.

Weiterführende Literatur

Megan Finn, Quinn DuPont: »From Closed World Discourse to Digital Utopianism: The Changing Face of Responsible Computing at Computer Professionals for Social Responsibility (1981–1992)«, in: *Digital Technology, Culture and Society* 1/4 (2020), S. 6–31.

Claudia Kemper: *Medizin gegen den Kalten Krieg: Ärzte in der anti-atomaren Friedensbewegung der 1980er Jahre*, Göttingen: Wallstein (2016).

Keith Mc Loughlin: »Socially Useful Production in the Defence Industry: the Lucas Aerospace Combine Committee and the Labour Government, 1974–1979«, in: *Contemporary British History* 31 (2017), S. 524–545.

Birgit Metzger: »Erst stirbt der Wald, dann du!« *Das Waldsterben als westdeutsches Politikum (1978–1986)*, Frankfurt am Main: Campus (2015).

Philipp Schönthaler: *Survival in den 80er Jahren: Der dünne Pelz der Zivilisation*, Berlin: Matthes & Seitz (2016).

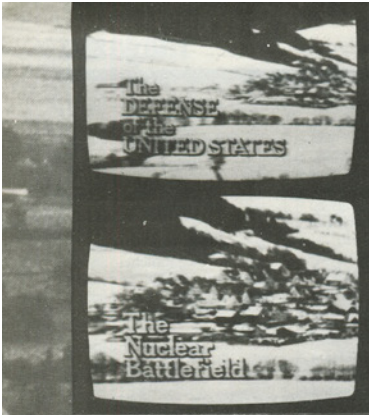
Susanne Schregel: *Der Atomkrieg vor der Wohnungstür: Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985*, Frankfurt am Main: Campus (2011).

Michael Schüring: »Bekennen gegen den Atomstaat«: *Die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und die Konflikte um die Atomenergie 1970–1990*, Göttingen: Wallstein (2015).

Rebecca Slayton: *Arguments that Count: Physics, Computing, and Missile Defense, 1949–2012*, Cambridge MA: MIT Press (2013).

Andrea Westermann: *Plastik und politische Kultur in Westdeutschland*, Zürich: Chronos (2007).

APOKALYPSE Szenarien

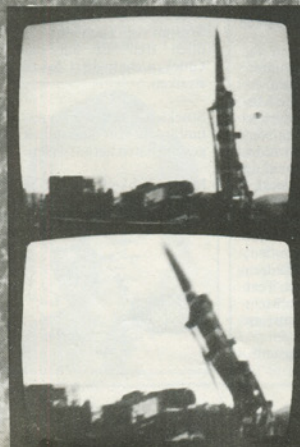


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

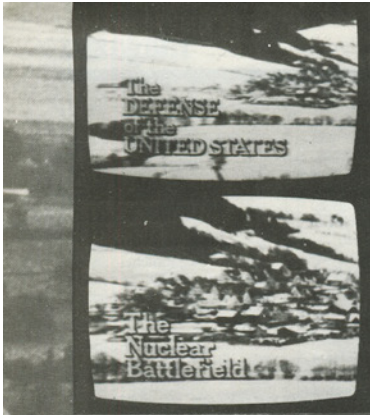
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

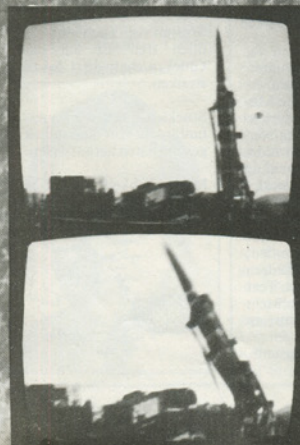


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

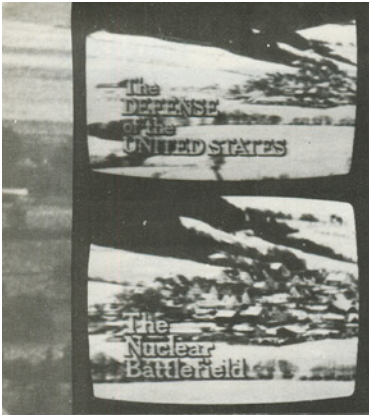
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

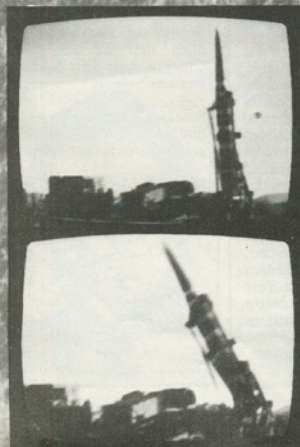


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

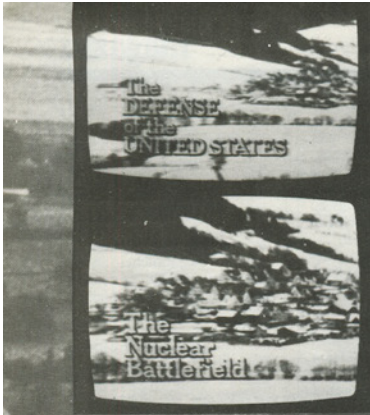
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

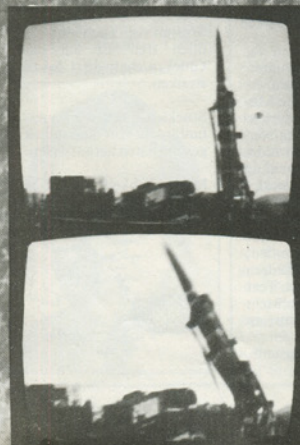


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

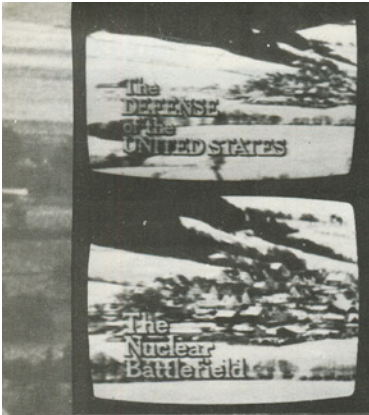
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

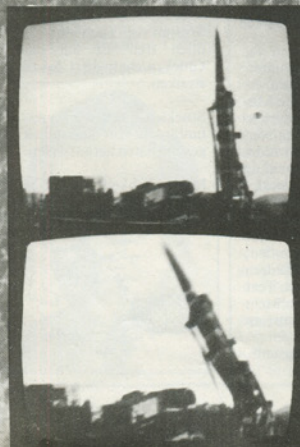


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

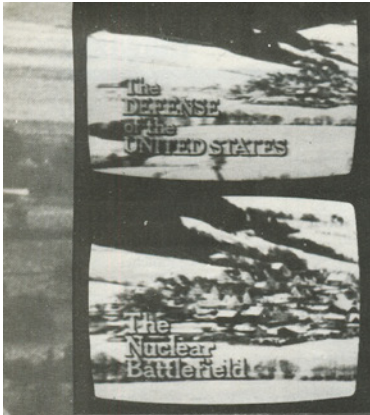
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

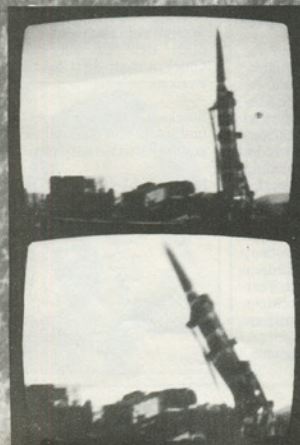


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

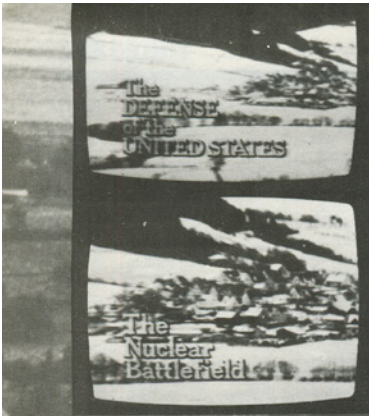
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

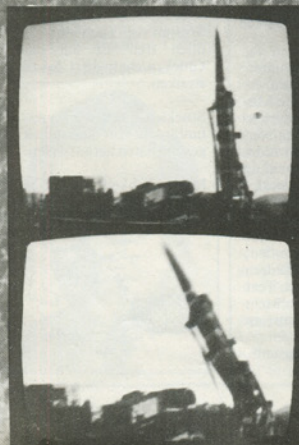


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

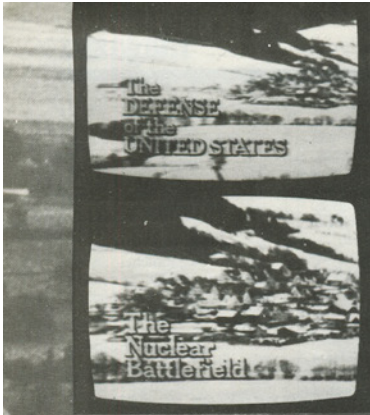
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

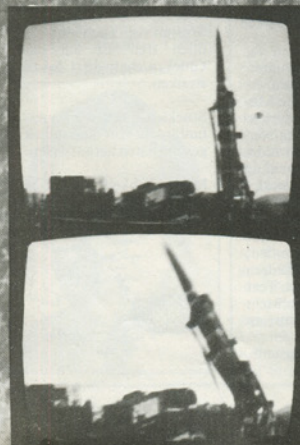


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

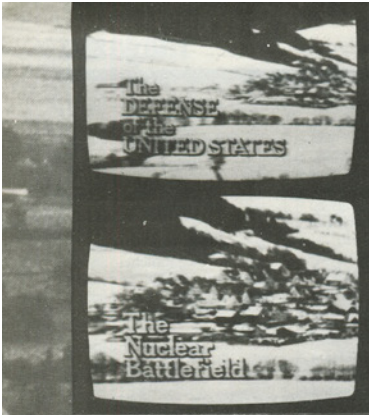
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

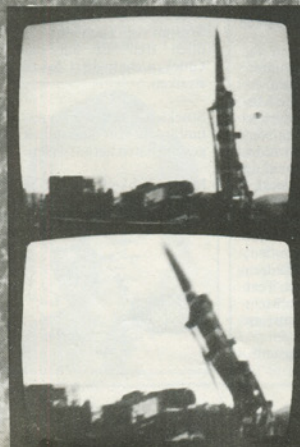


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

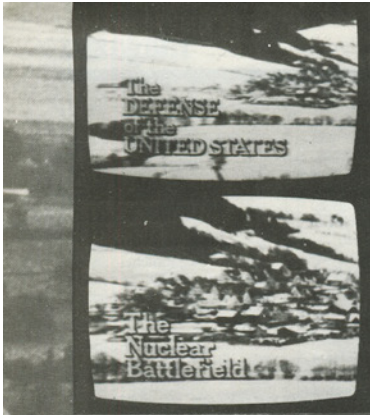
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

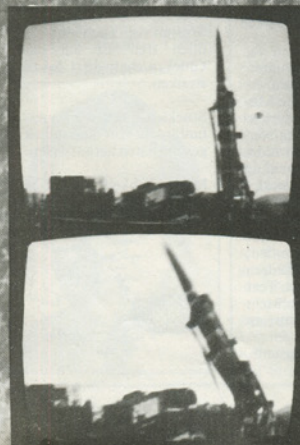


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

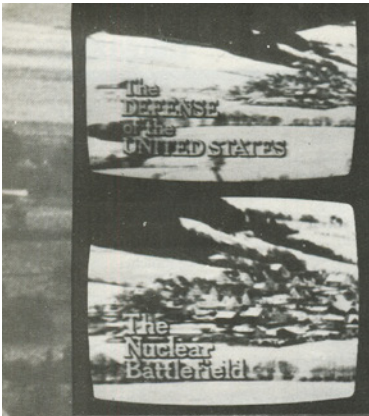
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

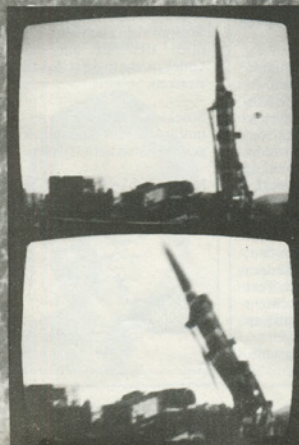


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

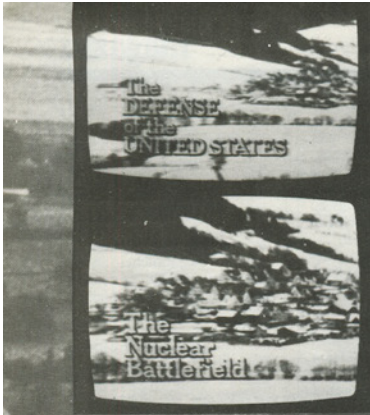
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

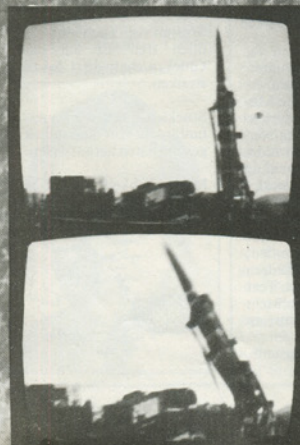


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

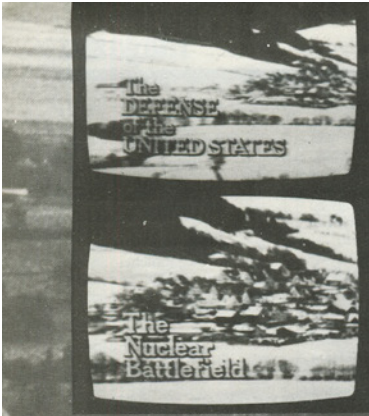
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

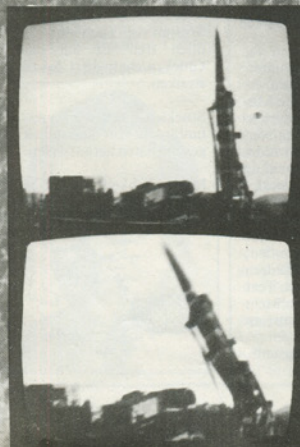


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

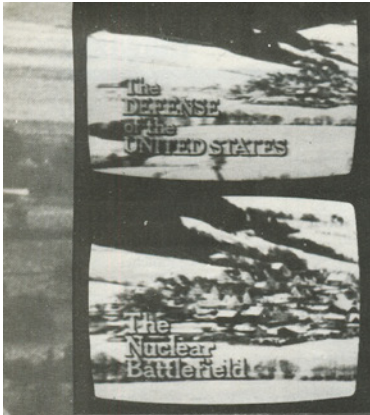
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

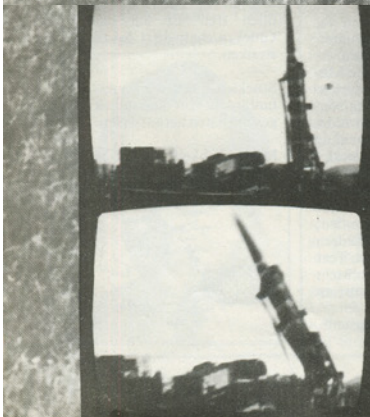


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjets oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte? Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

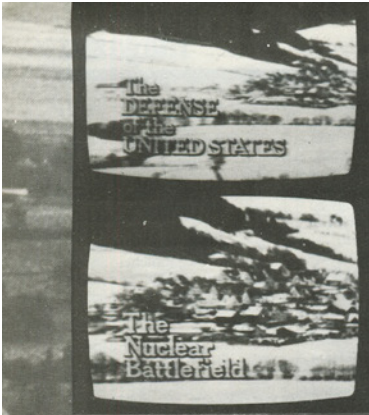
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September

»21. August. mittags. Der groteske Anblick der Stelle. wo

APOKALYPSE Szenarien

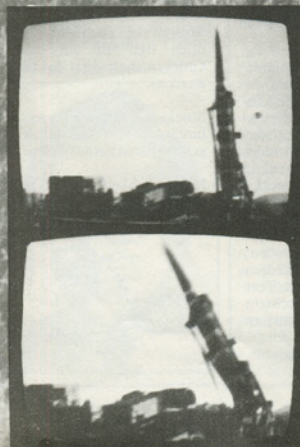


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

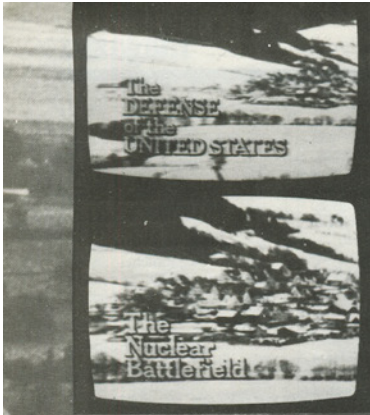
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

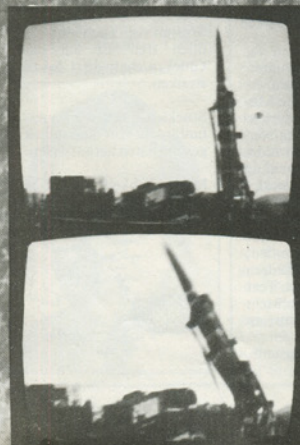


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete. Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

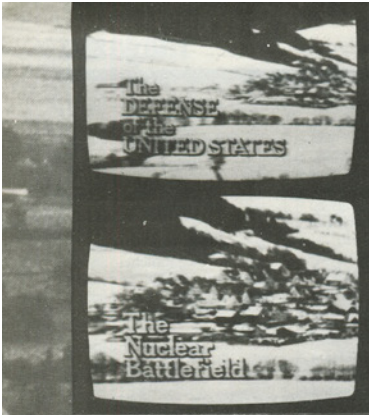
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

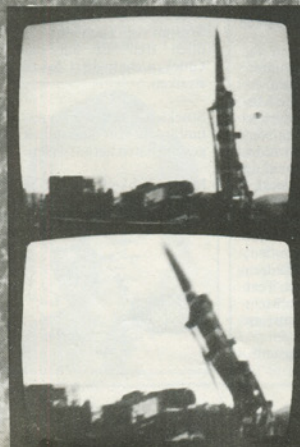


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

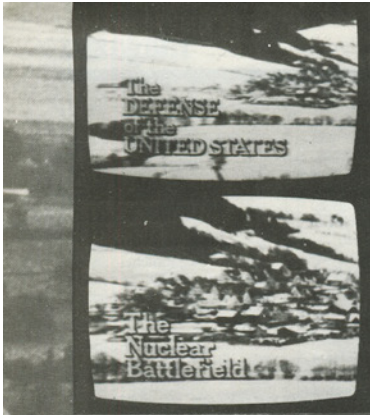
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

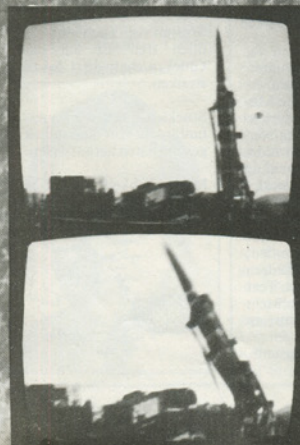


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

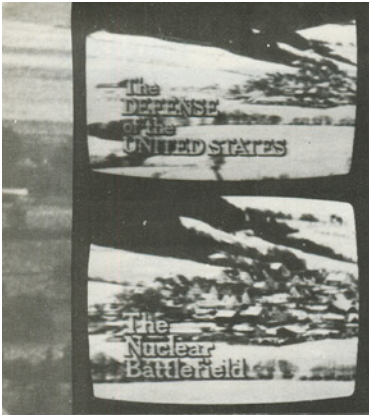
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

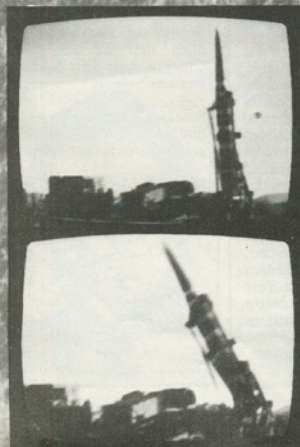


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

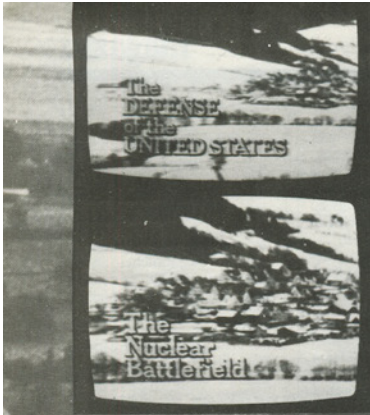
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

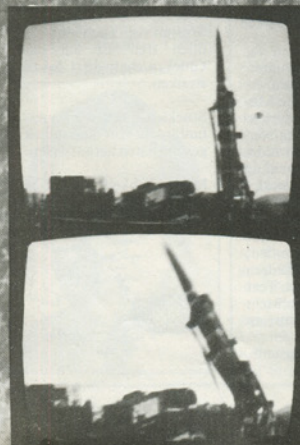


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

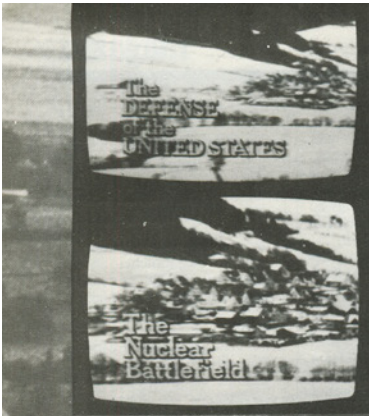
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

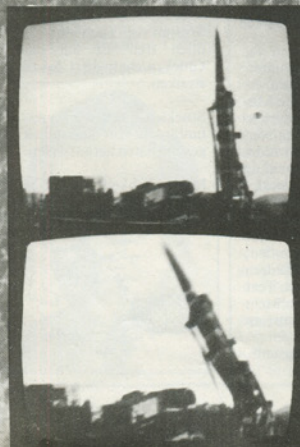


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

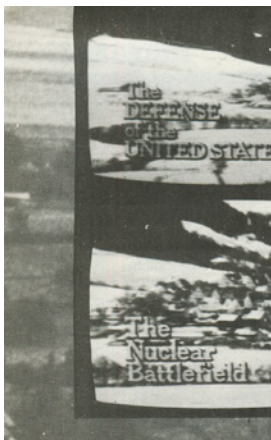
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

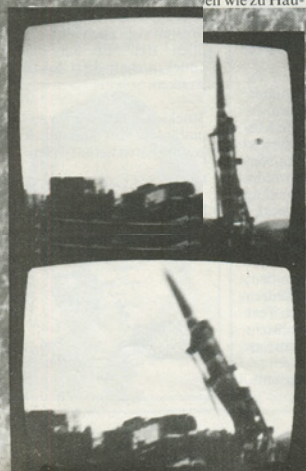
»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien



SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so my, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen. Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Armee beim Manöver mit einer nuklearen Waffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein so genanntes 'Frosch-Batteriefeld' mit einer anderen nuklearen Waffe — der Frosch-Rakete. Die Staaten haben mehr als 1000 Atomsprengköpfe als die Hiroshima-Feldern. Die meisten Sprengköpfe sind größer als die Hiroshima-Köpfe. Sie sind auf Truppenverbänden und auf Abschubrampen Frontlinien. Ihre Reichweite liegt zwischen neun und 400 Meilen. Die Sowjets haben diese Waffen, aber die Amerikaner oder Europäer wissen über diese Waffen, aber es sind die gefährlichsten Waffen der Welt. Sie werden die ersten, die den Übergang von einem konventionellen nuklearen Krieg, und das pa zum nuklearen Schlachtfeld (Raketentart) machen.

Es mag für die Menschen überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele Atomsprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hause.



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Armee im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

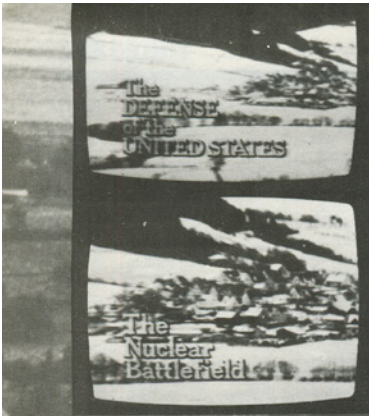
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

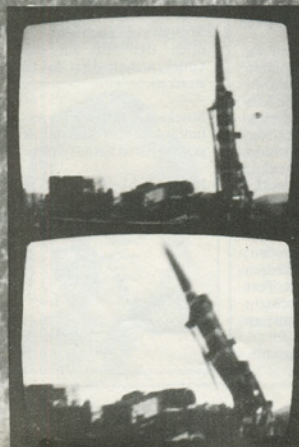


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

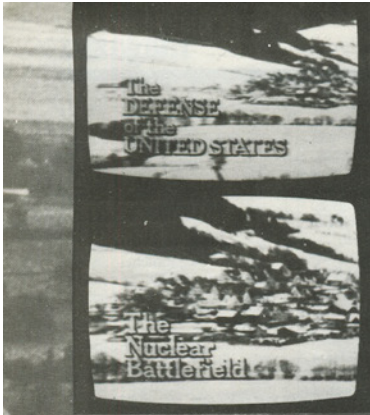
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

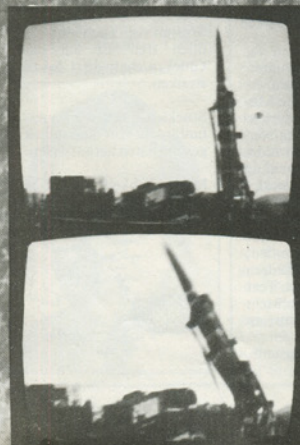


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

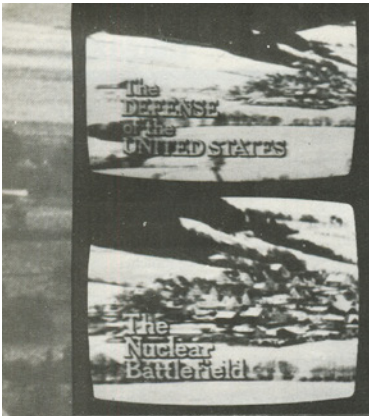
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

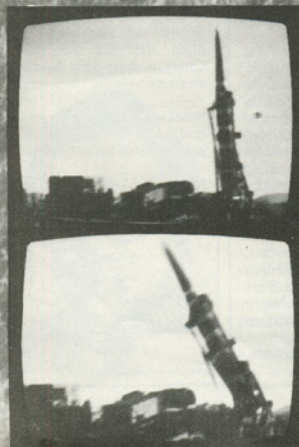


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

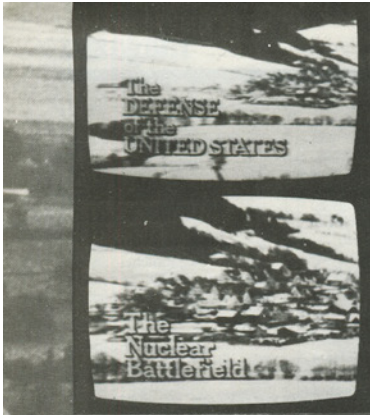
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

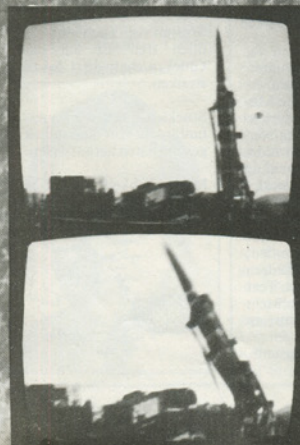


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

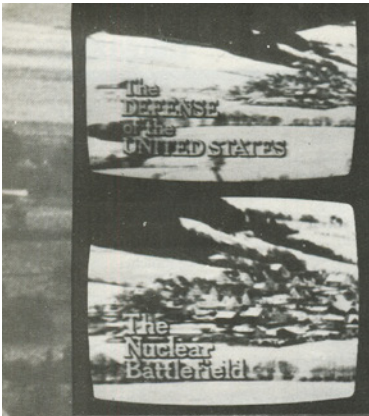
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

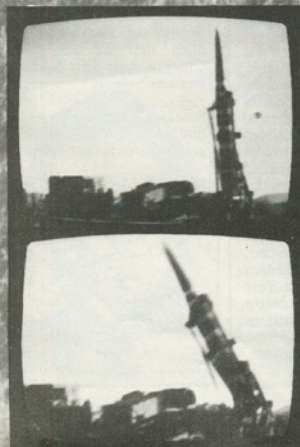


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

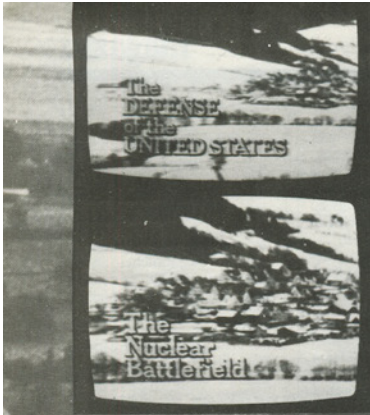
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

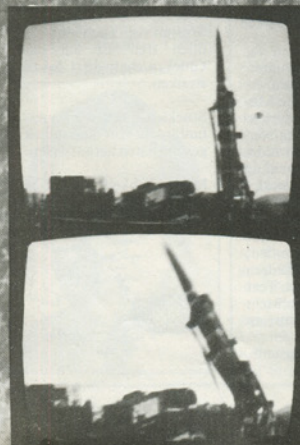


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

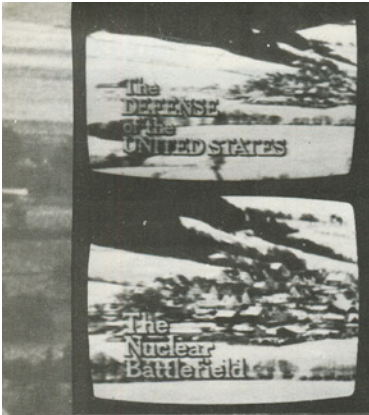
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

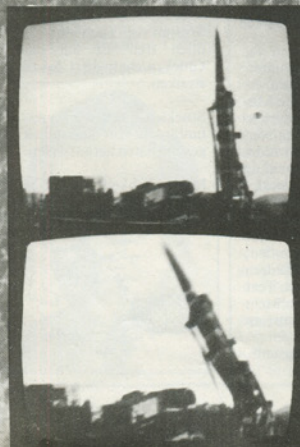


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

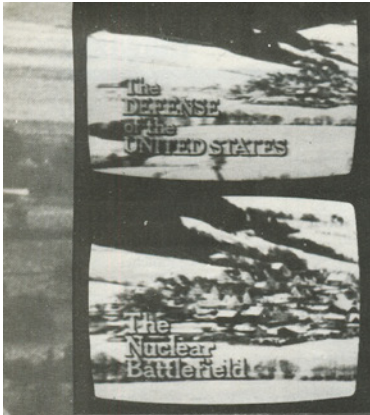
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

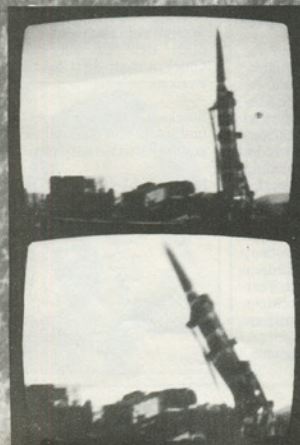


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

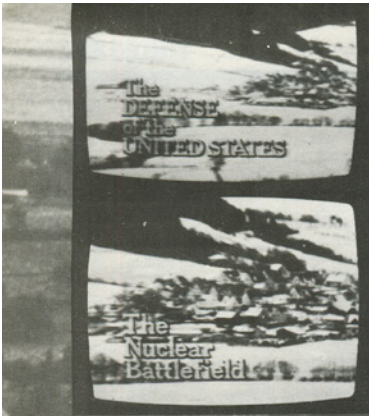
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

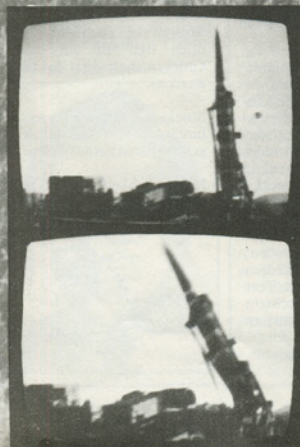


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

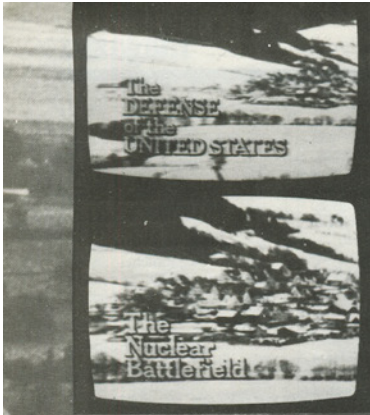
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

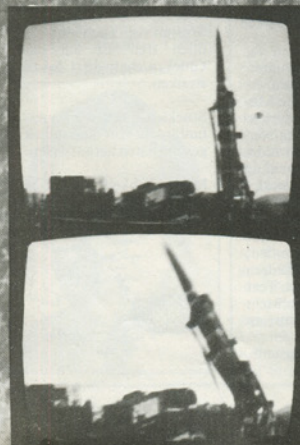


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

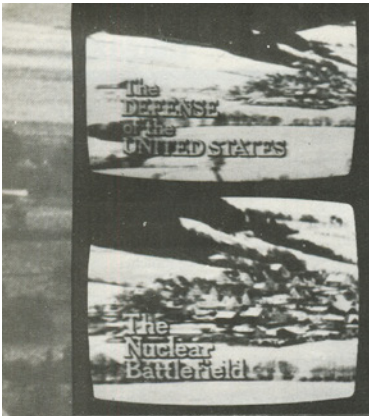
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

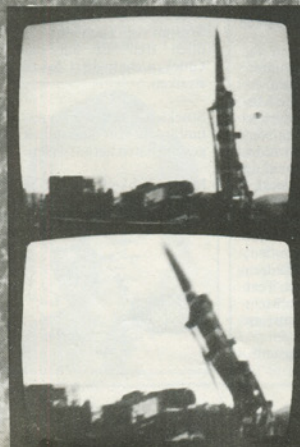


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

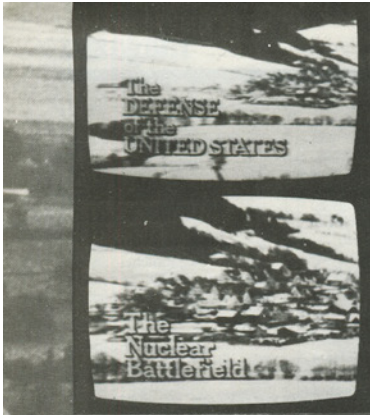
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

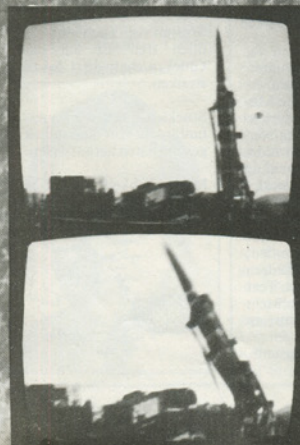


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

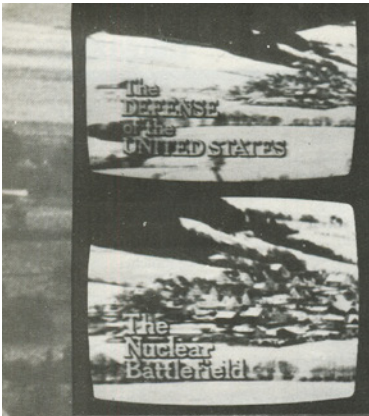
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

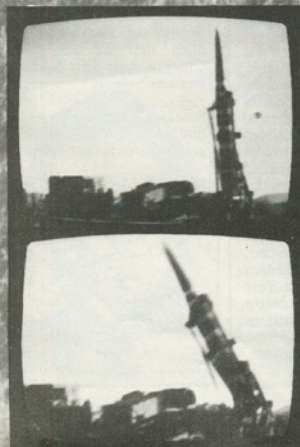


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

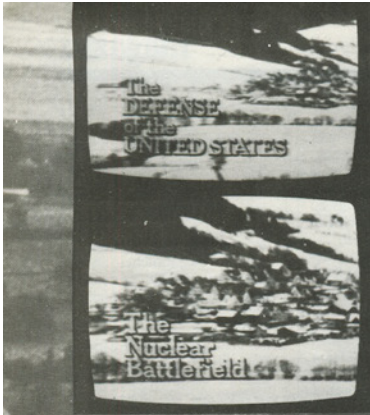
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

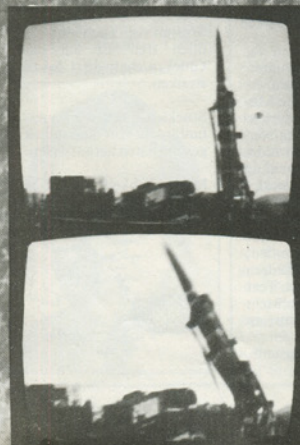


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

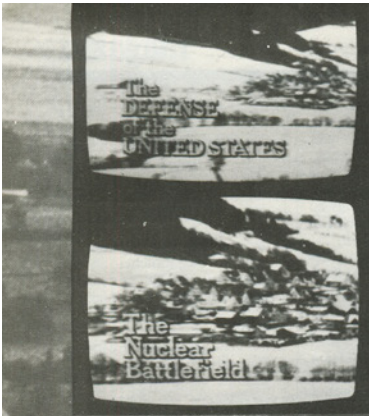
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

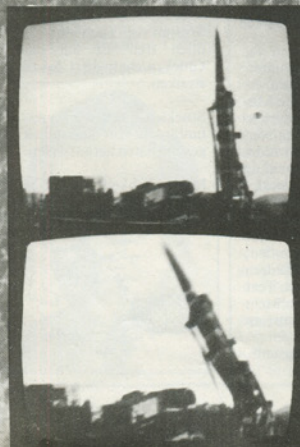


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

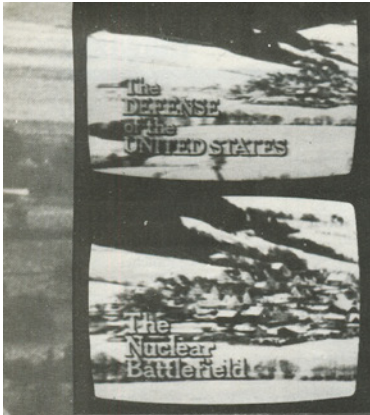
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

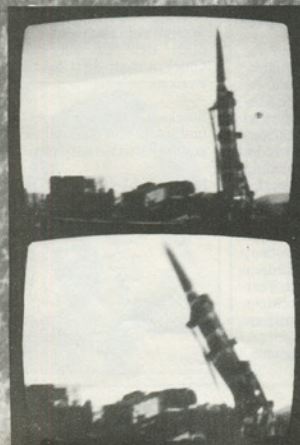


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

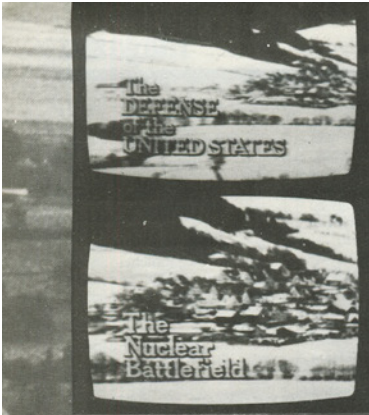
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

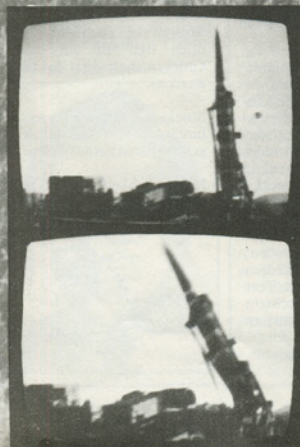


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

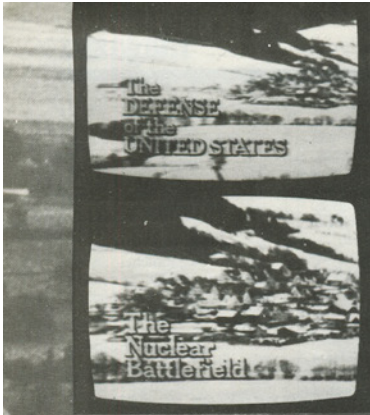
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

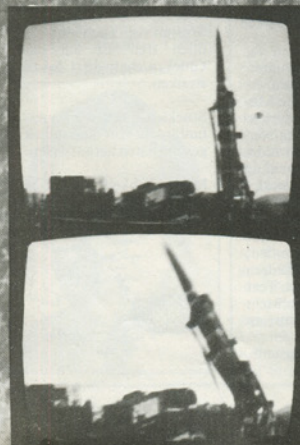


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

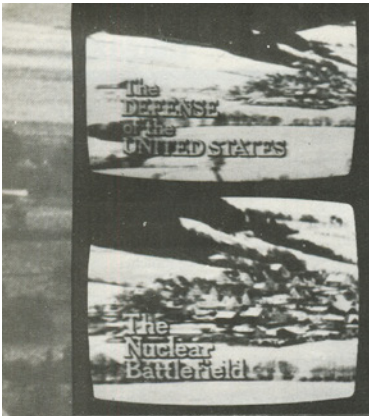
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

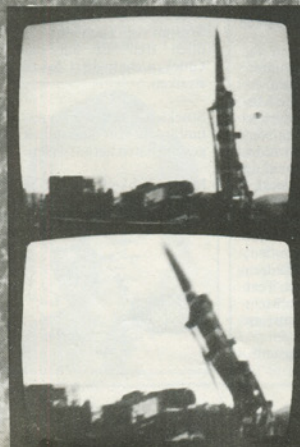


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

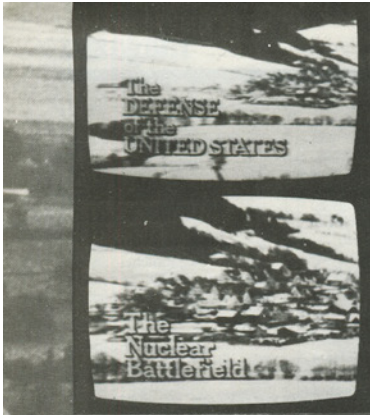
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

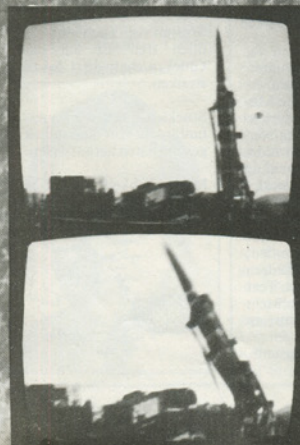


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten

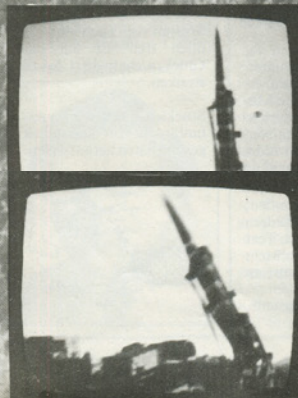
schon Angriff Atomraketeireingetauscht ist Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstrecke-Waffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstrecke-Waffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstrecke-Raketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSION: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudission, Rommels Adjutant im Zweiten Welt-

GENERAL VON BAUDISSION: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien



HATTENBACH IST GROUND ZERO

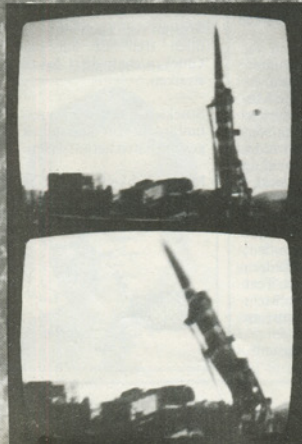
Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten

schen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem (Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



fen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittel- und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSION: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudission, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

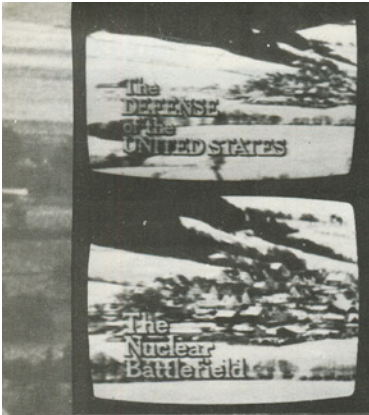
GENERAL VON BAUDISSION: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichneter Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

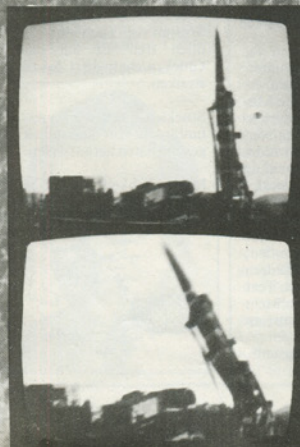


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der anderen Staaten des Warschauer Pakts sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

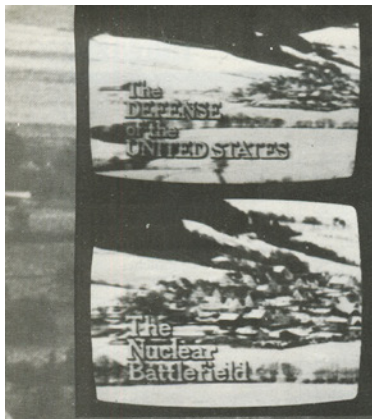
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen abgefeuert. Das ist der

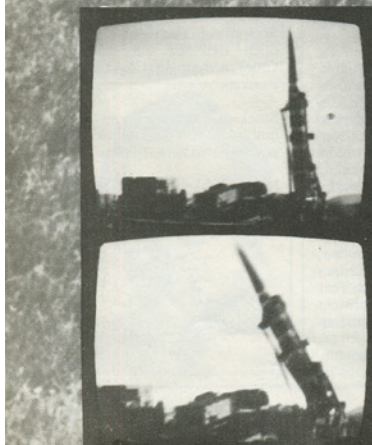
Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketentart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die die amerikanische Nationalbegeisterung beeindruckt.

(Pershing-Rakete...)

OFFIZIER: Fertig für die

SPRECHER: Die ersten Atomwaffen wurden entwickelt, um nicht benutzt zu werden. Und dann wendet man sich wieder zu den Waffen, damit, daß die Vereinigten Staaten die Heere aufzubauen. Die NATO-Staaten zögern, die Heere aufzubauen. Wir fanden Ersatz. Wir wollten Atomwaffen schicken. Die NATO-Staaten zögern, die Kanonen, Atom-Mittelstreckenraketen. Das ist ein Problem. Das ist ein Problem. In den 50er Jahren war die Heereunion nur eine Heere und keine hochentwickelte Heere. Unsere nukleare Garantie...

General, als die Amerikaner in den 50er Jahren in Deutschland gab es da einen Plan, die Heere sollte oder was man da...

GENERAL WOLFF GRUBER: Nein, ich glaube nicht, daß es ein neues Instrument, um die Heere ein bißchen erstaunt, aber etwas gegen die sowjetische Heere haben, von der dämlichen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolfersin, Rommels Adjutant, ehemaliger Stabschef der NATO in Deutschland, Professor an der Universität...

GENERAL VON BAUDISSIN: uns, oder sogar die Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit in Europa, wußten nicht, daß die Waffen wirklich bedrohlich waren. Der Adenauer, offensichtlicher Politiker, nannte es eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomwaffe...)

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10-12, hier S. 10.

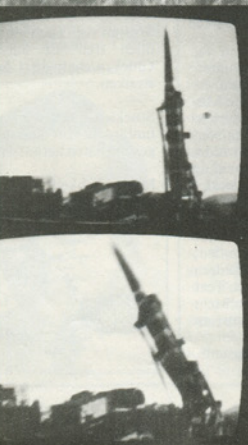
»21. August, mittags. Der groteske Anblick der zerstörten Dörfer Mainz und Wiesbaden lagen. Eher die Tätigkeit der Auslöschung als Erschrecken.

KALYPSE Szenarien



HER. Dies ist die traditionelle Einfalls-
zwischen Ost- und Westdeutschland.
t Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Ar-
nnte der Dritte Weltkrieg beginnen.
Deutschland, 60 Meilen von der
nischen Grenze. Die US-Army beim
er mit einer nuklearen Kurzstrecken-
— der Lance-Rakete. Auf der anderen
er Grenze, in Ostdeutschland, ein so-
ches Artillerie-Bataillon im Manöver
er anderen nuklearen Kurzstrecken-
— der Frosch-Rakete. Die Vereinigten
haben mehr als 1000 nukleare Ge-
eldwaffen wie diese. Die Sowjets ha-
s auch. Die meisten haben Spreng-
größer als die Hiroshima-Bombe. Sie
auf Truppenverbände, auf Panzer
auf Abschlußrampen weit hinter den
nien. Ihre Reichweite liegt irgendwo
en neun und 400 Meilen. Wenige
kaner oder Europäer wissen Genau-
er diese Waffen, aber sie könnten die
lichsten Waffen der Welt sein. Sie wä-
e ersten, die benutzt würden beim
ang von einem konventionellen zu ei-
nuklearen Krieg. Und das würde Euro-
n nuklearen Schlachtfeld machen.
(etenstart)

ang für die Menschen überall auf der
berraschend sein, daß die Vereinigten
n fast genauso viele atomare Spreng-
n Übersee gelagert haben wie zu Hau-



»Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September
hier S. 10.

HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hat-
tenbach ist zerstört.
Amerikanische Einheiten
haben bei einem sowjeti-
schen Angriff Atomrake-
ten eingesetzt. Das ist der
Ausgang eines Manövers
der US-Army im letzten
Winter. Die Fernsehge-
sellschaft CBS drehte
darüber einen Film, der
jetzt in Amerika ausge-
strahlt wurde. Die ARD-
Chefredakteure haben
beschlossen, die Serie
nicht anzukaufen. Der
zweite Teil handelt von
Atomwaffen in der
BRD. Der Titel: Das nu-
kleare Schlachtfeld.
KONKRET dokumen-
tiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaf-
fen sind über den Globus verstreut: in Kore-
a, Griechenland, der Türkei und überall in
Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe
für Raketen, für die Artillerie, für Bomber,
die im Pazifik stationiert sind und auf Flug-
zeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjet-
union hat Tausende dieser taktischen Waf-
fen, von denen viele von Ostdeutschland
oder anderen Staaten des Warschauer Pakts
aus abgefeuert werden können. Die Briten
und die Franzosen haben außerdem eigene
taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der
Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerika-
nische taktische nukleare Mittelstrecken-
waffe, die an Deutschland verkauft wurde.
Manche sagen, daß eine davon den Dritten
Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere
der deutschen Luftwaffe sind hier, um das
Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne
Atomsprenkopf. Das Übungsschießen
wird hier in Amerika durchgeführt, weil Euro-
pa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete.
Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-
Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich inter-
national beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaf-
fen wurden entwickelt, um in Europa ange-
wendet zu werden. Unsere Verbündeten, er-
schöpft durch zwei Weltkriege, rechneten
damit, daß die Vereinigten Staaten die So-
wjets aus Westeuropa fernhalten würden.
Die NATO-Staaten zögerten, große stehende
Heere aufzubauen. Das galt auch für uns.
Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausen-
de von Atomwaffen statt Männern nach Euro-
pa zu schicken. Zuerst waren es Atom-
Kanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittel-
streckenraketen. Das schien die billigste Lö-
sung zu sein. In den 50er Jahren hatte die So-
wjetunion nur eine Handvoll Atombomben
und keine hochentwickelten Trägersysteme.
Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den spä-
ten 50er Jahren in Deutschland eintrafen:
Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen
sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN:
Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut
neues Instrument, und irgendwie war jeder
ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich,
etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu
haben, von der damals viele Leute annah-
men, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudis-
sin, Rommels Adjutant im Zweiten Welt-
krieg, ehemaliger stellvertretender Kom-
mandeur der NATO in Europa, jetzt Profes-
sor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von
uns, oder sogar die Offiziere und besonders
die Öffentlichkeit und die Politiker in West-
europa, wußten nicht genau, was nukleare
Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanz-
ler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeich-
neter Politiker, nannte die Atomwaffen eine
bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo
Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totali-
tät der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

KALYPSE Szenarien



HER. Dies ist die traditionelle Einfalls-
zwischen Ost- und Westdeutschland.
t Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Ar-
nnte der Dritte Weltkrieg beginnen.
Deutschland, 60 Meilen von der
nischen Grenze. Die US-Army beim
er mit einer nuklearen Kurzstrecken-
— der Lance-Rakete. Auf der anderen
er Grenze, in Ostdeutschland, ein so-
ches Artillerie-Bataillon im Manöver
er anderen nuklearen Kurzstrecken-
— der Frosch-Rakete. Die Vereinigten
haben mehr als 1000 nukleare Ge-
eldwaffen wie diese. Die Sowjets ha-
s auch. Die meisten haben Spreng-
größer als die Hiroshima-Bombe. Sie
auf Truppenverbände, auf Panzer
auf Abschlußrampen weit hinter den
nien. Ihre Reichweite liegt irgendwo
en neun und 400 Meilen. Wenige
kaner oder Europäer wissen Genau-
er diese Waffen, aber sie könnten die
lichsten Waffen der Welt sein. Sie wä-
e ersten, die benutzt würden beim
ang von einem konventionellen zu ei-
nuklearen Krieg. Und das würde Euro-
n nuklearen Schlachtfeld machen.
(etenstart)

ang für die Menschen überall auf der
berraschend sein, daß die Vereinigten
n fast genauso viele atomare Spreng-
n Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hat-
tenbach ist zerstört.
Amerikanische Einheiten
haben bei einem sowjeti-
schen Angriff Atomrake-
ten eingesetzt. Das ist der
Ausgang eines Manövers
der US-Army im letzten
Winter. Die Fernsehge-
sellschaft CBS drehte
darüber einen Film, der
jetzt in Amerika ausge-
strahlt wurde. Die ARD-
Chefredakteure haben
beschlossen, die Serie
nicht anzukaufen. Der
zweite Teil handelt von
Atomwaffen in der
BRD. Der Titel: Das nu-
kleare Schlachtfeld.
KONKRET dokumen-
tiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaf-
fen sind über den Globus verstreut: in Kore-
a, Griechenland, der Türkei und überall in
Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe
für Raketen, für die Artillerie, für Bomber,
die im Pazifik stationiert sind und auf Flug-
zeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjet-
union hat Tausende dieser taktischen Waf-
fen, von denen viele von Ostdeutschland
oder anderen Staaten des Warschauer Pakts
aus abgefeuert werden können. Die Briten
und die Franzosen haben außerdem eigene
taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der
Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerika-
nische taktische nukleare Mittelstrecken-
waffe, die an Deutschland verkauft wurde.
Manche sagen, daß eine davon den Dritten
Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere
der deutschen Luftwaffe sind hier, um das
Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne
Atomsprenkopf. Das Übungsschießen
wird hier in Amerika durchgeführt, weil Euro-
pa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete.
Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-
Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich inter-
national beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaf-
fen wurden entwickelt, um in Europa ange-
wendet zu werden. Unsere Verbündeten, er-
schöpft durch zwei Weltkriege, rechneten
damit, daß die Vereinigten Staaten die So-
wjets aus Westeuropa fernhalten würden.
Die NATO-Staaten zögerten, große steh-
ende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns.
Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausen-
de von Atomwaffen statt Männern nach Euro-
pa zu schicken. Zuerst waren es Atom-
Kanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittel-
streckenraketen. Das schien die billigste Lö-
sung zu sein. In den 50er Jahren hatte die So-
wjetunion nur eine Handvoll Atombomben
und keine hochentwickelten Trägersysteme.
Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den spä-
ten 50er Jahren in Deutschland eintrafen:
Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen
sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN:
Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut
neues Instrument, und irgendwie war jeder
ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich,
etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu
haben, von der damals viele Leute annah-
men, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudis-
sin, Rommels Adjutant im Zweiten Welt-
krieg, ehemaliger stellvertretender Kom-
mandeur der NATO in Europa, jetzt Profes-
sor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von
uns, oder sogar die Offiziere und besonders
die Öffentlichkeit und die Politiker in West-
europa, wußten nicht genau, was nukleare
Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanz-
ler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeich-
neter Politiker, nannte die Atomwaffen eine
bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September
1981) S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo
Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totali-
tät der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

KALYPSE Szenarien



HER. Dies ist die traditionelle Einfallsweg zwischen Ost- und Westdeutschland. Im Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Armee, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen. In Ostdeutschland, 60 Meilen von der westdeutschen Grenze. Die US-Armee beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenkategorie — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein so genanntes Artillerie-Bataillon im Manöver mit anderen nuklearen Kurzstreckenkategorien — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Geküldwaffen wie diese. Die Sowjets haben auch. Die meisten haben Sprengkraft größer als die Hiroshima-Bombe. Sie sind auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschlußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die stärksten Waffen der Welt sein. Sie waren die ersten, die benutzt wurden beim Angriff von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa in ein nukleares Schlachtfeld machen. (Zerstart)

Man mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengkraft übersee gelagert haben wie zu Hau-



»Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1979) S. 10.

HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Armee im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete. Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte? GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

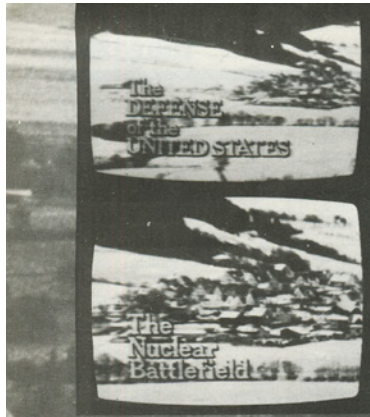
GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

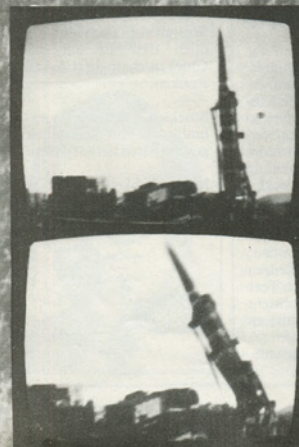


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschlußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Wahnsinnsbombe. (Pershing-Rakete...)

OFFIZIER: Fertig für die

SPRECHER: Die ersten Raketen wurden entwickelt, um die Sowjetunion zu zerstören. Und man schöpft durch zwei Weltkriege, damit, daß die Vereinigten Staaten aus Westeuropa eine Heere aufzubauen. Die NATO-Staaten zögern, die Heere aufzubauen. Wir fanden Ersatz. Wir fanden Atomwaffen statt Panzer. Die NATO-Staaten schicken Kanonen, Atom-Mittelstreckenraketen. Das ist die Lösung. In den 50er Jahren war die Sowjetunion nur eine Handvoll nukleare Gar-

den. General, als die Amerikaner in den 50er Jahren in Deutschland eintraten, gab es da einen Plan, die Amerikaner sollten oder was man da

GENERAL WOLFF GRUBER: Nein, ich glaube nicht, daß es ein neues Instrument, um die Welt zu beherrschen, ein bißchen erstaunt, um die Welt zu beherrschen, etwas gegen die Sowjetunion, von der damals die Amerikaner, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolfgramm, ehemaliger Stabschef der NATO in Deutschland, ist Professor an der Universität

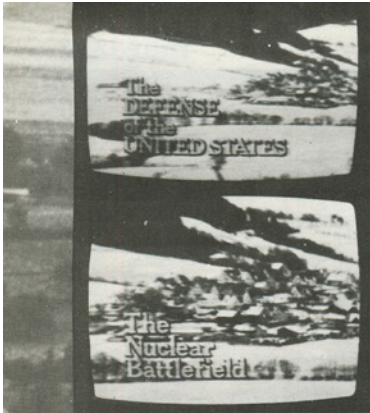
GENERAL VON BAUDISS: uns, oder sogar die Öffentlichkeit in Europa, wußten nicht, daß diese Waffen wirklich bedrohlich sind. Der Bundeskanzler Adenauer, offener Politiker, nannte sie bessere Artillerie.

(Simulierte Atome)

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der zerstörten Dörfer Hattenbach in Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Stille als Erschrecken.

APOKALYPSE Szenarien

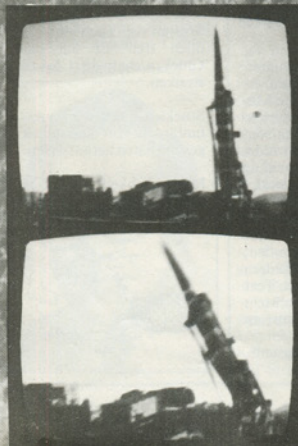


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

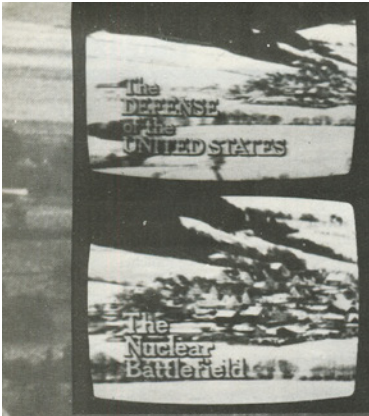
GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der



HATTENBACH IST GROUND ZERO

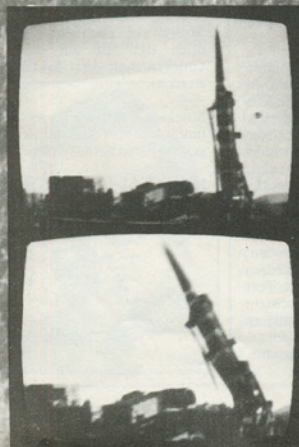
Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

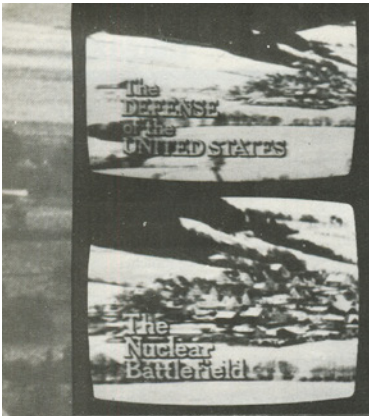
»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: konkret 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

Anmerkungen

- 1 Helmut Golwitzer: Geleitwort, in: Hein und Oss Köhler: *Rotgraue Raben: Vom Volkslied zum Folksong*, Heidenheim: Südmarkverlag (1969), S. 8–10, hier S. 10.
- 2 Franz-Josef Degenhardt: »Die alten Lieder (1968)«, in: ders.: *Die Lieder*, Berlin: Eulenspiegel (2006), S. 71, online: <https://www.youtube.com/watch?v=aTZurNWePMM>.
- 3 Martin Sabrow: »Die Krise der Erinnerungskultur«, in: *Merkur* 835 (12/2018), S. 92–99, hier S. 93, 96.
- 4 So Alexander Gauland in seinen Reden beim »Kyffhäusertreffen« der AfD-Gruppierung »Der Flügel« am 2. September 2017 (<https://www.youtube.com/watch?v=RCb4KWtzLy0>) sowie beim Bundeskongress der »Jungen Alternative« am 2. Juni 2018 (<https://www.afdbundestag.de/wortlaut-der-umstrittenen-passage-der-rede-von-alexander-gauland>).

APOKALYPSE Szenarien

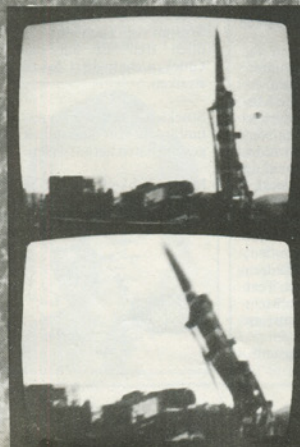


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschlußrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. **KONKRET dokumentiert einen Auszug**

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschlußbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprenghopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gabe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

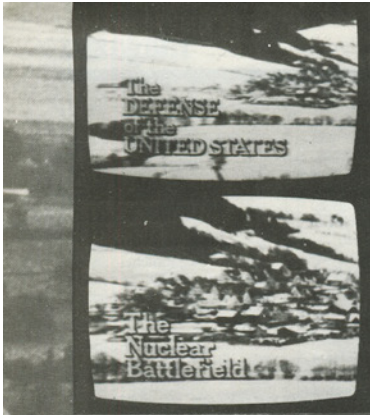
(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

APOKALYPSE Szenarien

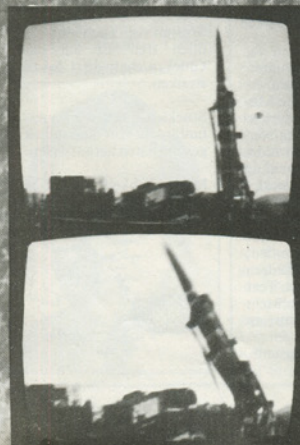


SPRECHER: Dies ist die traditionelle Einfallsstraße zwischen Ost- und Westdeutschland. Sie heißt Fulda-Tal. Dort, so glaubt die Army, könnte der Dritte Weltkrieg beginnen.

Westdeutschland, 60 Meilen von der tschechischen Grenze. Die US-Army beim Manöver mit einer nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Lance-Rakete. Auf der anderen Seite der Grenze, in Ostdeutschland, ein sowjetisches Artillerie-Bataillon im Manöver mit einer anderen nuklearen Kurzstreckenwaffe — der Frosch-Rakete. Die Vereinigten Staaten haben mehr als 1000 nukleare Gefechtsfeldwaffen wie diese. Die Sowjets haben das auch. Die meisten haben Sprengköpfe größer als die Hiroshima-Bombe. Sie zielen auf Truppenverbände, auf Panzer und auf Abschubrampen weit hinter den Frontlinien. Ihre Reichweite liegt irgendwo zwischen neun und 400 Meilen. Wenige Amerikaner oder Europäer wissen Genaueres über diese Waffen, aber sie könnten die gefährlichsten Waffen der Welt sein. Sie wären die ersten, die benutzt würden beim Übergang von einem konventionellen zu einem nuklearen Krieg. Und das würde Europa zum nuklearen Schlachtfeld machen.

(Raketenstart)

Es mag für die Menschen überall auf der Welt überraschend sein, daß die Vereinigten Staaten fast genauso viele atomare Sprengköpfe in Übersee gelagert haben wie zu Hau-



HATTENBACH IST GROUND ZERO

Das hessische Dorf Hattenbach ist zerstört. Amerikanische Einheiten haben bei einem sowjetischen Angriff Atomraketen eingesetzt. Das ist der Ausgang eines Manövers der US-Army im letzten Winter. Die Fernsehgesellschaft CBS drehte darüber einen Film, der jetzt in Amerika ausgestrahlt wurde. Die ARD-Chefredakteure haben beschlossen, die Serie nicht anzukaufen. Der zweite Teil handelt von Atomwaffen in der BRD. Der Titel: Das nukleare Schlachtfeld. KONKRET dokumentiert einen Auszug

se. Ungefähr 8000 amerikanische Atomwaffen sind über den Globus verstreut: in Korea, Griechenland, der Türkei und überall in Westeuropa. Dazu kommen Sprengköpfe für Raketen, für die Artillerie, für Bomber, die im Pazifik stationiert sind und auf Flugzeugträgern im Persischen Golf. Die Sowjetunion hat Tausende dieser taktischen Waffen, von denen viele von Ostdeutschland oder anderen Staaten des Warschauer Pakts aus abgefeuert werden können. Die Briten und die Franzosen haben außerdem eigene taktische Atomwaffen...

(Offizier: Der Abschubbereich...)

SPRECHER: Die Stimmen sind deutsch. Der Ort: New Mexico. Die Rakete: eine amerikanische taktische nukleare Mittelstreckenwaffe, die an Deutschland verkauft wurde. Manche sagen, daß eine davon den Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Diese Offiziere der deutschen Luftwaffe sind hier, um das Schießen mit Raketen zu üben — aber ohne Atomsprengkopf. Das Übungsschießen wird hier in Amerika durchgeführt, weil Europa einfach zu bevölkert ist.

OFFIZIER: Dreißig Sekunden.

SPRECHER: Dies ist eine Pershing-Rakete, Reichweite 400 Meilen. Ihr größter Spreng-

kopf ist 30mal so groß wie die Hiroshima-Bombe. Es ist eine Waffe, die wirklich international beeindruckt.

(Pershing-Rakete... Offiziere rufen)

OFFIZIER: Fertig für die nächste?

SPRECHER: Die ersten taktischen Atomwaffen wurden entwickelt, um in Europa angewendet zu werden. Unsere Verbündeten, erschöpft durch zwei Weltkriege, rechneten damit, daß die Vereinigten Staaten die Sowjets aus Westeuropa fernhalten würden. Die NATO-Staaten zögerten, große stehende Heere aufzubauen. Das galt auch für uns. Wir fanden Ersatz. Wir begannen, Tausende von Atomwaffen statt Männern nach Europa zu schicken. Zuerst waren es Atomkanonen, Atom-Minen, Kurz- und Mittelstreckenraketen. Das schien die billigste Lösung zu sein. In den 50er Jahren hatte die Sowjetunion nur eine Handvoll Atombomben und keine hochentwickelten Trägersysteme. Unsere nukleare Garantie schien sicher.

General, als die Atomwaffen in den späten 50er Jahren in Deutschland eintrafen: Gab es da einen Plan, wie man sie benutzen sollte oder was man damit anfangen könnte?

GENERAL WOLFF GRAF VON BAUDISSIN: Nein, ich glaube nicht. Es war ein absolut neues Instrument, und irgendwie war jeder ein bißchen erstaunt, andererseits glücklich, etwas gegen die sowjetische Bedrohung zu haben, von der damals viele Leute annahmen, es gäbe sie...

SPRECHER: General Wolff Graf von Baudissin, Rommels Adjutant im Zweiten Weltkrieg, ehemaliger stellvertretender Kommandeur der NATO in Europa, jetzt Professor an der Universität in Hamburg.

GENERAL VON BAUDISSIN: Die meisten von uns, oder sogar die Offiziere und besonders die Öffentlichkeit und die Politiker in Westeuropa, wußten nicht genau, was nukleare Waffen wirklich bedeuten. Und unser Kanzler Adenauer, offensichtlich ein ausgezeichnete Politiker, nannte die Atomwaffen eine bessere Artillerie.

(Simulierte Atomexplosion)...

KONKRET 9/81

»Hattenbach ist Ground Zero« (o.V.), in: *konkret* 9 (September 1981), S. 10–12, hier S. 10.

»21. August, mittags. Der groteske Anblick der Stelle, wo Mainz und Wiesbaden lagen. Eher Staunen über die Totalität der Auslöschung als Erschrecken. Zweifel an der

2,5x

2x

Epilog

Zitat

x

Quellenangabe

x

Zitat

x

Quellenangabe

x

Zitat

x

Quellenangabe

x

Bild klein, Querformat

x

Quellenangabe

x

Bildunterschrift

Bild klein, Hochformat

x

Quellenangabe

x

Bildunterschrift

x

Haupttext

4,5x

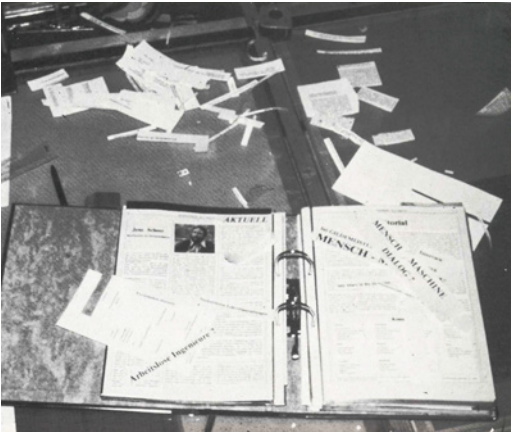
4 x

About cache

Cache: temporärer Speicher (EDV); englisch *cache*, eigentlich Versteck; französisch *cacher* = verstecken

Wir alle haben etwas im cache. Die Computer, Festplatten, Schubladen und Aktenordner von Geisteswissenschaftler*innen sind gefüllt mit Notizen, Kopien, halbvollständigen Entwürfen und nicht zuletzt unzähligen Ordnern mit .pdfs, .jpgs, .docs, .avis, .mp3s ... Einiges davon findet den Weg in unsere Publikationen und Vorträge, vieles verschwindet für immer in der Versenkung, das meiste landet im cache, dem Versteck für Dinge, die im Forschungsalltag keinen Platz haben oder der Zeichenzahlbegrenzung zum Opfer fallen, die einen aber nicht loslassen und die man aufschiebt, weil die nächste Qualifikationsarbeit, der nächste Aufsatz oder der nächste Drittmittelantrag ansteht. Oft sind die mit den Materialien verknüpften Themen schlicht zu groß, um sie einfach mal nebenher zu bewältigen, zu undurchschaubar, weil schlecht erforscht, manchmal auch ein bisschen abwegig. Jede*r kennt Kolleg*innen, die an ähnlichem Material interessiert sind und mit denen man bei dem einen oder anderen Konferenzdinner zu dem Schluss gekommen ist, dazu müsse man »eigentlich mal was machen«. Oft sind daraus längst informelle Arbeitszusammenhänge und Lesegruppen entstanden, die mehr auf Interesse und Freundschaft aufbauen als auf Drittmittellogiken. Welche Art von Geschichten würde eigentlich entstehen, wenn man die individuellen caches miteinander verschaltet?

Montage



Rainer Stange: »Dem Abgesang entgegen«, in: *Wechselwirkung* 45/46 (1990), S. 9.

Kritische Wissenspraxis als Montage, ca. 1980: aus den Redaktionsräumen der *Wechselwirkung*, der damals auflagenstärksten Zeitschrift für kritische Wissenschaft.
 ► SELBERMACHEN / KANÄLE



Tweet von Dan Cohen, 6. Januar 2020.

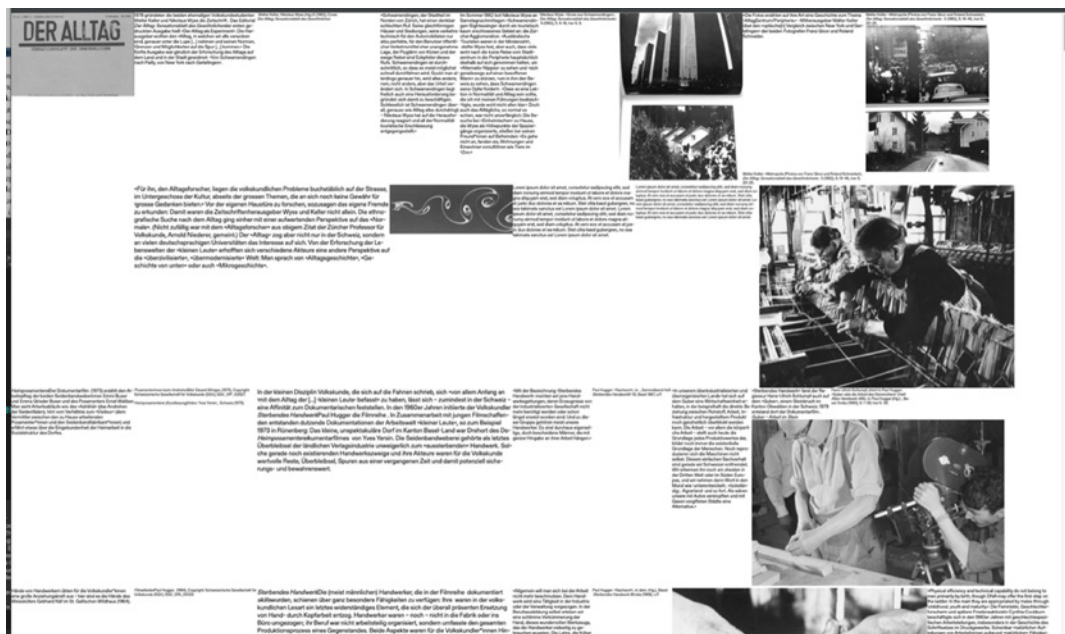
1000 Fotos pro Archivbesuch, bis zu 2500 Fotos am Tag. Der Twitter-Dialog zwischen dem Historiker Daniel J. Cohen, einem frühen Verfechter der »Digital History«,¹ und der Historikerin Rebecca Erbeling zeigt, dass digitale Technologien die Arbeitspraktiken von Historiker*innen nachhaltig verändert haben. Ganz abgesehen von neuen Körpertechniken während der Archivarbeit (»specific shoulder stretches«) stellt sich die Frage, wie man das gesammelte Material verarbeitet. Zumal es oft nicht nur um schriftliche Erzeugnisse geht, mit denen inzwischen gearbeitet wird: Interviews, Audioquellen etwa aus Radiosendungen, Filmwochenschauen und Videodokumentationen können zwar transkribiert, beschrieben und verschriftlicht in Bücher oder Artikel einfließen. Will man jedoch jenseits von wenigen Bildern, vielen Fußnoten und schnell veraltenden Hyperlinks Quellenmaterial zeigen, stößt man schnell an Grenzen. Die gegenwärtige Publikationskultur in den Geisteswissenschaften bietet für die Geschichten im cache – geschweige denn für solche, die in der Gruppe entstehen

– wenig Raum. Wie und wo wäre beispielsweise Platz für all die Textfragmente, Bilder, Filme und Audiodateien, über die man sich zwar oft und gerne austauscht, die aber kaum in den üblichen Textformaten kommuniziert werden können? Wohin mit den Zusammenhängen und Verknüpfungen, die der cache herstellt, sich aber nicht an Fachgrenzen, Zeitschriftenrichtlinien oder Forschungstrends halten? Aber auch wenn man sich entschliesst, ein neues Format zu entwickeln, und sich auf die Montage einlässt, gibt es viele Uneindeutigkeiten: Soll nur archivalisches Material abgedruckt werden, das die Autor*innen visuell überzeugt? Wie stark sollen Bilder für den Druck optimiert werden?



Archivbesuch im Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin, 28. Juni 2019 (Foto: Nils Güttler).

Schachteln voller Gegenwissen. Im Fall von *cache 01*: *Gegen|Wissen* stammen viele Quellen aus den Archiven, die seit den 1980er Jahren von den Aktivist*innen aus dem Umfeld der sozialen Bewegungen selbst angelegt worden waren, etwa das Papiertiger-Archiv und das feministische FFBIZ-Archiv in Berlin, das Archiv für soziale Bewegungen in Freiburg im Breisgau, das Sozialarchiv in Zürich (und seinem online-Medienarchiv),² der FrauenMediaTurm in Köln, oder, hier abgebildet, das Archiv für Alternativkultur im Keller des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Regale voller Zeitschriften und anderen Printerzeugnissen aus den 1970er und 1980er Jahren liegen hier aufbewahrt. Angesichts des materiellen Charakters des Gegenwissens reicht es nicht, nur Exzerpte in ein vereinheitlichtes Schriftbild zu übertragen. Das »Selbstgemachte« des Gegenwissens kommt nicht von ungefähr, sondern war zentraler Bestandteil der kritischen Praxis, die sich nicht nur in Publikationen, sondern auch in Videoaufnahmen, Radioaufzeichnungen und Fotografien niederschlug. ►SELBERMACHEN ►MASCHINENSTURM/PROTEST / Andere Archive



Programmierungsprozess des cache-Printlayouts, Screenshot.

Die Montage von Quellenfragmenten ist keine rein inhaltliche Angelegenheit. Um die Arbeitsspeicher von mehreren – im Fall von *Gegen|Wissen* waren es zwölf – Historiker*innen miteinander ins Gespräch zu bringen, haben wir die Frage nach der Form früh in die Entwicklung des Publikationsformats miteinbezogen. Montieren bedeutet auch, Verbindungen nicht nur in eigenen Worten wiederzugeben, sondern Quellenmaterial wiederabzudrucken und sich dabei darauf einzulassen, dass die Vielstimmigkeit einer Quelle bei den Leser*innen eigene Eindrücke erzeugen wird – auch wenn die Montage immer eine gewollte Zusammenstellung und nie eine ›rohe‹ Wiedergabe von Material ist. Das Wiederabdrucken und Wiedergeben von visuellen sowie Audio- und Videodokumenten erzeugt eigene Logiken; umso wichtiger ist es, mit Gestalter*innen zusammenzuarbeiten, die sich ebenfalls für das Herstellen von Assoziationen, Verknüpfungen und Zusammenhängen interessieren. Auf dem Bild zu sehen ist eine zunächst ungewohnte und nicht intendierte Darstellung von Material: Eine für die Programmierung verwendete Vorformatierung und Vermessung der ins Content Management System eingetragenen Quellenfragmente erzeugt hier eine andere, alternative Darstellungsform, die darauf verweist, wieviel das *Wie* der Montage zum Inhalt beiträgt. Wie groß wird ein Bild dargestellt? Kommuniziert es mit anderen Bildern, und ist das gewollt? Werden unterschiedliche Textgenres (Quellentexte, Bildunterschriften, Texte der Autor*innen) unterschiedlich dargestellt?

Die Kapitel in *Gegen|Wissen* bestehen aus Fragmenten, die zusammen eine Geschichte ergeben. Ihr kleinteiliger Charakter bedeutet nicht, dass wir bloß visuell eindrückliches Quellenmaterial zeigen wollen. Uns interessiert vielmehr, wie man mit Quellenmaterial ›anders‹ umgehen könnte, als die eigenen Schlüsse schriftlich umzusetzen, die man anhand der Recherchen gewonnen hat. *Gegen|Wissen* ist ein erster Versuch, eine gemeinsame Diskussion um ein Thema sichtbar zu machen. Wir veranstalteten gemeinsame Workshops, Treffen und Skypegespräche, in denen Material, Texte, Kapitel diskutiert wurden, arbeiteten aber

auch an der konzeptuellen, technischen und gestalterischen Umsetzung der Quellenmontage. Herausgekommen ist das Publikationsformat cache, eine Mischung aus Kollektivessay und Materialsammlung. cache funktioniert narrativer als eine kommentierte Quellensammlung, ein Zwischenformat, das sich zwischen Monographie, Sammelband und offenem Archiv bewegt. Die einzelnen Kapitel sind gleichzeitig fragmentarischer, explorativer und bisweilen auch assoziativer als der Fachaufsatz. Jedes Kapitel interpretiert diesen Zwischenraum ein wenig anders: Manche haben eine starke These oder einen konzisen argumentativen Faden, andere erzeugen allein durch die Kombination heterogenen Materials ihre Erzählung, wieder andere orientieren sich stärker an Genres wie dem Bildessay. Zusammen kartieren sie ein Thema.



Feministische Gesundheitsrecherchegruppe: *Practices of Radical Health Care: Materialien zur Gesundheitsbewegung der 70er und 80er Jahre*, Berlin (2019), Bildteil (o.P.).



Jan Wenzel et al. (Hg.): *Das Jahr 1990 freilegen*, Leipzig: Spector Books (2019), S. 314–315.

In letzter Zeit erschienen verschiedene Publikationen, die von Quelldokumenten als zu montierenden Kernelementen ausgingen – allerdings aus unterschiedlichen Motivationen ausgingen – mit visuell sehr unterschiedlichen Resultaten, und mit visuell sehr unterschiedlichen Resultaten. *Practices of Radical Health Care* (2019), *Dissidente Geschichten zwischen DDR und pOstdeutschland #1* (2019) und *Das Jahr 1990 freilegen* (2019) arbeiten alle mit viel »Material«, doch während es bei der Feministischen Recherchegruppe explizit um eine Aktualisierung von alternativen »care«-Praktiken geht, steht bei Elske Rosenfelds und Suza Husses »material von unten« aus dem Archiv der DDR-Opposition der Zugang zu einer vergessenen Geschichte im Vordergrund. *Das Jahr 1990 freilegen* wiederum versteht sich als Chronik – allerdings nicht im klassischen Sinne, sondern eine aufwändig gestaltete, chronologisch sortierte, aus Quellen und Geschichten und vor allem vielen großformatigen Fotografien zusammengesetzte Geschichte eines bestimmten Jahres. cache ist also keineswegs solitär; Andere visuelle und narrative Umgänge mit Geschichte zu finden wird derzeit in verschiedenen Kontexten wichtig. Der Rückbezug auf die 1970er und 1980er Jahre ist bei vielen solcher Initiativen visuell und inhaltlich erkennbar, wie auch ein Blick in das Projekt www.wir-publizieren.ch zeigt. Von den genannten Projekten unterscheidet sich cache allerdings darin, dass es hybrid – online und gedruckt – erscheint und sich darüber hinaus als stärker geschichtswissenschaftliches Format versteht. Wie verändern sich historiographische Praktiken durch die Montage? Welche Narrative werden dadurch denkbar? Wie verhält sich das Material zur existierenden Forschungsliteratur?



Jürgen Henschel, *Ausstellung John Heartfield, Elefanten Press Galerie* (1977), Berlin: Friedrichshain-Kreuzberg Museum, 2017/991.

Die Montage und Ausstellung von Quellen, insbesondere von Bilddokumenten – wie hier bei der Ausstellung *Politische Fotomontagen* in der Elefanten Press Galerie (1977) –, erlebte damals einen zweiten Frühling: als Medium der politischen Praxis, aber auch in den noch jungen Kulturwissenschaften oder im Rahmen der Alltagsgeschichte und der Geschichtswerkstätten-Bewegung. Von Anfang an wurde diese epistemische Strategie von den etablierten Geschichtswissenschaften kritisch beäugt, denn sie schien im Vergleich zur text- und zahlenbasierten Sozialgeschichte effekthascherisch, theoriefern und leicht.³ Materialcollagen sind auch im Kunstbetrieb weit verbreitet und so wurde an uns die Frage herangetragen, ob cache also nicht mehr ist ein (im besten Fall: besserer) Ausstellungskatalog. So wichtig diese historischen und gegenwärtigen Bezüge sind – die ›Ausstellung‹ war für uns dennoch nie ein konzeptioneller Bezugspunkt, denn bei cache geht es uns weniger um die einfache Wiedergabe oder das Kuratieren von Material, sondern vielmehr um die Arbeit *mit* dem Material und dessen exploratives Potenzial für wissenschaftliche Narrationen. Dies zeigt sich schon allein darin, dass die Autor*innen für jedes Kapitel unterschiedliche Material-Narrationen gefunden haben. ►NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG / Heimat und Volk

MACHT MONTAGEN!



Abb. 118: Fotomontage von Kurt Jotter 1977. Auch verwendet für einen Aufruf zu einem Plakatwettbewerb anlässlich des „Russell-Tribunals“ zur Situation der Menschenrechte in der BRD.

Reiner Diederich, Richard Grübling: »Unter die Schere mit den Geiern!« *Politische Fotomontage in der Bundesrepublik und Westberlin: Dokumente und Materialien*, Berlin: Elefanten Press (1977), S. 76.

Selber Machen



Zeitung für Anarchie und Wohlstand 98/6 (1981), Archiv für Soziale Bewegungen, Freiburg.

In den Jahren um 1980 kam es förmlich zu einer Explosion des alternativen Zeitschriftenwesens. Während Historiker*innen bislang vor allem die soziale Funktion des Publizierens innerhalb des linksalternativen Milieus untersucht haben, interessierte uns von Beginn an die (weniger beachtete) epistemische Dimension des Publizierens »von unten« – nicht nur als historisches Phänomen, sondern durchaus auch als ein Referenzpunkt für die Gegenwart. Zwar war und ist Publizieren »von unten« natürlich keine Exklusivveranstaltung des Alternativmilieus. Projekte, in denen die wissenschaftlich-technischen Bedingungen der Gegenwart und Vergangenheit mitreflektiert wurden, gab es in jedem Fall genug, etwa die Zeitschriften *Wechselwirkung* (ab 1979), *Freibeuter* (1979), *Tumult* (1979), *Autonomie* (1975), *Undercurrents* (1972), *Arch+* (1967), *Kursbuch* (1965) oder *Sprache im technischen Zeitalter* (1961).
► SELBERMACHEN / KANÄLE / Alte Medien, neue Medien

In den vergangenen Jahren lässt sich jenseits der etablierten Verlags- und Vertriebsstrukturen eine Renaissance des Publizierens »von unten« beobachten. Sichtbar wird diese Entwicklung etwa auf den Buchmessen für kleine Verlage, wie Miss Read (Berlin) oder I Never Read (Basel). In Großstädten wie Berlin oder Wien sind spezialisierte Buchhandlungen entstanden, die sich auf den Vertrieb von aufwendig gestalteten Büchern und Zeitschriften in kleiner Auflage spezialisiert haben, und die zum Teil – wie die No-ISBN-Bewegung – versucht, jenseits des Buchmarktes zu operieren. Parallel dazu gibt es inzwischen im Bereich der Wissenschaften unter Stichworten wie Radical Open Access und ScholarLed Publishing Initiativen, die ebenfalls an den etablierten Strukturen vorbei agieren und versuchen, das Publizieren selbst in die Hand zu nehmen. Die Gründe für beide Entwicklungen sind im Detail

sehr unterschiedlich, teilen aber einige auffällige Gemeinsamkeiten: den Niedergang etablierter Verlagsstrukturen und das Potenzial zu einer dezentralisierten Kommunikationspraxis infolge der Digitalisierung. Es ist als Autor*in im Einzelfall oft nicht mehr nachvollziehbar, weshalb man zu einem traditionellen Verlag gehen soll, wenn dieser doch in vielen Fällen nicht viel mehr leistet, als das pdf-Dokument zu drucken und als Buch zu verschicken. Im Bereich der Wissenschaft stehen die Potenziale des Selber-Machens allerdings in einem extremen Gegensatz zur faktischen Gegenentwicklung: die Monopolisierung des wissenschaftlichen Publikationswesens in der Hand weniger international operierender Großverlage wie Springer (Deutschland), Elsevier (Niederlande) und Wiley (USA). Bislang profitieren die Großverlage von einer Wissenschaftspolitik, die sich in Sachen Publizistik Offenheit und Zugänglichkeit auf die Fahnen geschrieben hat, gleichzeitig die Evaluation von Forschung anhand von Impact-Faktoren der Journals fördert. Für kleinere Verlage oder Publikationsprojekte ist es meist schwerer, die erforderlichen Infrastrukturen über einen langen Zeitraum zur Verfügung zu stellen. cache ist insofern auch ein Experiment inmitten eines großflächigen Umbruchs innerhalb des wissenschaftlichen Publikationswesens: Welche Möglichkeiten wird es in Zukunft geben, als Wissenschaftler*in das Publizieren selber in die Hand zu nehmen?

From: [REDACTED]@spe.sony.com
 Subject: Film Still Request - THE CHINA SYNDROME
 Date: 11 February 2020 at 15:42
 To: Rhyner Niki niki.rhyner@wiss.gess.ethz.ch

MD

Thank you for your request seeking permission to license a film still from the above referenced Columbia motion picture for use in a publication entitled "GegenWissen". Sony Pictures Entertainment will consider granting you film still rights subject to a license fee of \$300.00 US Dollars per still for digital and print rights, inside use, limited to German language, distribution limited to Germany, five hundred (500) copies, one thousand (1,000) downloads.

You must agree to (i) obtain all 3rd party consents, if applicable, and provide us with a copy of those consents (ii) bear all 3rd party payments (e.g., DGA/WGA/SAG), if applicable, and (iii) execute Sony Pictures' Feature Content License Agreement. You will also be responsible for any lab costs required in creating the film still(s), if applicable. Please be advised that receipt of the total license fee is required before a fully executed Feature Content License Agreement can be provided.

I look forward to hearing from you soon.

[REDACTED] Feature Content Licensing
 Post Media Center
SONY PICTURES ENTERTAINMENT
 10202 W. Washington Blvd.
 Culver City, California 90232-3195
 Office 310.244.7554 /Content Licensing Hotline 310.244.7306

Email an Niki Rhyner, 11. Februar 2020.

Einer der größten Fallstricke für materialbasierte Publikationsprojekte wie cache ist die Frage des Copyrights. Im Falle von *cache 01* hat sich die Suche nach den Urheber- und Persönlichkeitsrechten als enorm zeitaufwendig herausgestellt – nicht zuletzt, weil die Rechtspraxis in diesem Bereich international stark variiert und sich der Bereich der Bildrechte in den vergangenen Jahren enorm kommerzialisiert

hat. Neben dem immensen Aufwand wird Geld damit zu einem entscheidenden Faktor für inhaltliche Entscheidungen: Auf den hier erwähnten Filmstill haben wir beispielsweise verzichtet. Das Ziel einer in Materialhinsicht offenen Publikation kommt, insbesondere im Bereich der Zeitgeschichte, damit schnell an rechtliche und ökonomische Grenzen. Initiativen wie Open GLAM (Galleries, Libraries, Archives, Museums), die »open access for cultural heritage«, ein Überdenken der »permissions culture« und Ähnli-

ches fordern, zeugen zwar von erhöhtem Problembewusstsein, gerade im Bereich der Kunstgeschichte. Einschränkend wirkte sich die intransparente Lage auch auf den Umgang mit den Quellen des *Gegen|Wissens* aus – für die sich, abgesehen von wenigen (oft verwaisten) Sammlungen, ohnehin wenige Institutionen zuständig fühlen. Einen in wissenschaftlicher Hinsicht interessanten Lerneffekt hatte die aufwendige Bildrecherche allerdings: Wir stellten schnell fest, dass viele alternative Verlage aus den 1970er und 1980er Jahren inzwischen durch die erwähnten Großverlage aufgekauft wurden, das Gegenwissen also, wenn man so will, mittlerweile in der Hand der ehemaligen Gegner*innen ist. Der politische Kampf um das Gegenwissen hatte also auch auf lange Sicht eine publizistische Dimension.

Inhalt auswählen ▾

Ausgabe	Part	Kapitel
GegenWissen	Selbermachen	Feministische Natur
Reinheit	Naturpolitiken	Beton
	Kopflös	Biotope
	Maschinensturm	Differenz
	No Future	Kapitel hinzufügen
	Epilog	
	Part hinzufügen	

Einstellungen der Unit: Menschenzucht ▾

Username
Menschenzucht

Speichern **Unit löschen**

Inhalt von: Menschenzucht ▾

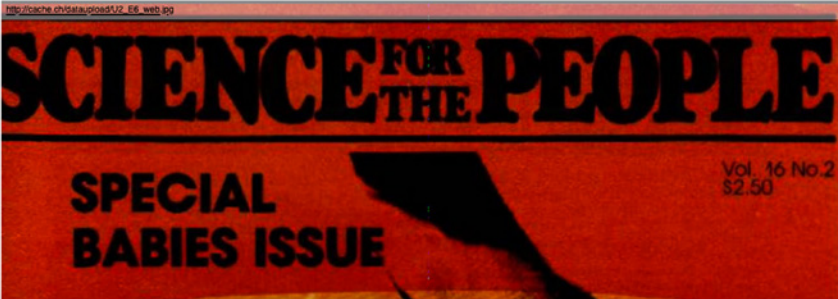
Bild klein

Zitat klein

Zitat klein

Lead Text

Bild klein



Auch wenn Husley die Möglichkeiten der Biotech-Nachahmung natürlicher Vorgänge und die Mög auf die potenzielle Anwendung der neuen Verfa Gentechnologien reichten. Ähnlich wie in Husley Aktivistin Ruth Hubbard, würde es bei der Nach will [soon] have taken a giant step towards the

[Verweis zu: Maschinensturm / Protest / Plaffo](#)

1 Ruth Hubbard: «Fetal Rights and the New

+ [Klicke hier um eine neue Referenz einzufügen](#)

Science For The People 16/2 (1984), Cover.

Bild auf halber Breite

Content Management System von cache, Screenshot.

Zentrales Tool für's Selbermachen ist im Fall von cache das Backend. Hier werden alle Inhalte eingegeben und von den Autor*innen selbst zusammengestellt und verwaltet. Das Backend generiert automatisch die verschiedenen Formate von cache: die responsive Website, das Download-pdf und das gestaltete Buch. Hier lassen sich Zitate, Abbildungen, Videos, Audioquellen und eigene Texte modular zu Kapiteln zusammenstellen, sodass jede neue Forscher*innengruppe ein eigenes Collageprinzip entwickeln kann – mal stehen Bilder oder Audios, mal Quellentexte, mal eigene Beschrei-

bungen im Vordergrund. In das Backend sind Kompetenzen und Vorstellungen aus verschiedenen Bereichen eingeflossen: die Bedürfnisse und konzeptuellen Überlegungen von Wissenschaftler*innen, die grafische Expertise der Gestalter*innen und die technische Kompetenz des Programmiers. Die Grundidee war, für die Entwicklung und den Prototypen von cache einmalig größere personelle und monetäre Ressourcen zu investieren und danach über ein Tool zu verfügen, das anderen Gruppen kostengünstig zur Verfügung gestellt werden kann, weil das Buch automatisch gesetzt wird. Viel Fleißarbeit der Grafik wird damit den Autor*innen überantwortet, die nun über die Größe und Anordnung von

Bildern und Texten entscheiden müssen – auch das gehört zum Selber-Machen –, während die professionellen Grafiker*innen vor allem für die konzeptuelle Arbeit am Medium und die grafischen Entwürfe zuständig sind.

»Zunächst lässt der Begriff des ›Projekts‹ – wörtlich ›Plan, Entwurf‹ – auf keine allzu große Lebenserwartung schließen. [...] Wir mausern uns zur Zeitschrift, wir gründen einen Verlag, schließlich sogar eine GmbH, zwischenzeitlich war zusätzlich oder alternativ ein Verein geplant, wir unternehmen nicht nur etwas, wir werden ein Unternehmen, ohne allerdings jemals Unternehmer sein zu wollen.«

Rainer Stange: »Dem Abgesang entgegen«, in: *Wechselwirkung* 45/46 (1990), S. 9-10.

»The institutionalisation and consequent scaling up of open access (OA) book publishing stands at a crucial crossroads: one avenue leads to the monopolisation of OA book publishing by commercial publishers and for-profit intermediaries while the other opens up a more diverse, scholar-led, community-owned, and not-for-profit publishing ecosystem that we believe is crucial for the cultivation of more creative modes and forms of scholarship and their open dissemination and preservation as public knowledge.«

<https://scholarled.org>

»Wir gründen einen Verlag«: Unsere Idee, das Publizieren mit cache selbst in die Hand zu nehmen, war durchaus von den publizistischen Projekten der 1970er und 1980er Jahre inspiriert. cache erscheint im intercom Verlag, den wir im Jahr 2018 als nicht-gewinnorientierten Verein mit Sitz in Zürich gegründet haben. Hinter intercom steht inzwischen ein achtköpfiges Kollektiv von Wissenschaftler*innen und Gestalter*innen aus dem Umfeld der ETH Zürich und der Zürcher Hochschule für Gestaltung (ZHdK), von denen viele auch bei *cache 01* mit dabei waren. Hauptziel des Verlages ist es, mit Zwischenformaten zu experimentieren sowie publizistische Lösungen zur Vermittlung von Forschungsbeständen und -ergebnissen zu realisieren, die näher an den Bedürfnissen der Forschung sind. intercom versteht sich hierbei als Teil einer (hoffentlich) breiteren Entwicklung. Im geisteswissenschaftlichen Bereich hat sich in den letzten Jahren beispielsweise eine ScholarLed-Bewegung mit Verlagen wie Meson Press (Lüneburg) oder Mattering Press (Manchester) etabliert.

ISBN 978-3-16-148410-0



EAN-13-Barcode einer ISBN-13 normiert nach den »Machine-Readable Coding Guidelines for the U.S. Book Industry«, in: *Revised 1/97* (2007). Online: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:EAN-13-ISBN-13.svg>.

Von Beginn an bestand eine Grundentscheidung von cache darin, hybrid zu verfahren, also neben der Onlinepublikation auch ein Printformat mitzuentwickeln. Eine Motivation dafür sind die unterschiedlichen Distributionskanäle: Onlinepublikationen erreichen andere Leser*innen bzw. erzeugen andere Lesesituationen, wobei wir das Nebeneinander von Digital und Analog nicht als Konkurrenz, sondern als gegenseitige Ergänzung verstehen. Eine Besonderheit von cache ist dabei, dass es auch den Print – angelehnt an die Erscheinungsweise im Web – seriell interpretiert. Während das Buch klassischerweise den (vorläufigen) Projektabschluss bildet, ist es möglich, Teile des Inhalts bereits als Preprint zu drucken – sei es, um Drittmittelgeber zur Zufriedenheit zu stellen, sei es zur projektinternen Motivation, sei es für Veranstaltungen rund um die Publikation, bei denen man gerne etwas ›Vorzeigbares‹ hätte. Die beiden Print-Formate, Preprint und Buch, funktionieren in ihrer Distribu-

tionslogik unterschiedlich, was sich in der Verwendung von ISBN-Nummern manifestiert: Während sich der Preprint am Magazin orientiert und über keine ISBN verfügt, benötigt das Buch die Kennziffer, um auf dem Buchmarkt vertrieben und in Bibliothekskataloge aufgenommen werden zu können.

Offenheit



Joseph Wright of Derby, *An Experiment on a Bird in an Air Pump* by Joseph Wright of Derby (1768), National Gallery London, Wikimedia Commons, public domain.

sich soziale, epistemische und technische Aspekte kreuzen und überlagern.

»Lösungen« für Probleme von Wissenschaft und Technik sind nicht vom »Problem der sozialen Ordnung« zu trennen.⁴ Diese Annahme, die inzwischen zu einer Grundüberzeugung der neuen Wissenschaftsforschung geworden ist, entwickelten die Historiker Stephen Shapin und Simon Schaffer in ihrem Buch *Leviathan and the Air-Pump* aus dem Jahr 1985 anhand einer historischen Analyse der Vakuumpumpen-Experimente des englischen Naturforschers Robert Boyle im 17. Jahrhundert. (Die hier wiedergegebene Darstellung entstand rund hundert Jahre später durch den Maler Joseph Wright of Derby und zeigt bereits die Idee einer aufklärerischen Öffentlichkeit für Wissenschaft.) Übertragen auf die gegenwärtige Publikationssituation heißt dies: Digitale Publikationslösungen können für die Geistes- und Sozialwissenschaften nur dann erfolgreich sein, wenn sie auf die »soziale Ordnung« der Geisteswissenschaften – Genres, Lesegewohnheiten, die Rolle von Verlagen, etc. – Rücksicht nehmen und versuchen, produktiv mit dieser zu interagieren. Digitalisierung kann aus dieser Perspektive als ein Prozess verstanden werden, in dem

»*Öffentliches Gut*: Die Ergebnisse der ganz oder teilweise mit öffentlichen Geldern – etwa durch den SNF – geförderten Forschung sind ein öffentliches Gut und sollten daher zeitnah, digital, uneingeschränkt und kostenlos für die Wiederverwendung durch Dritte zugänglich sein. Eine grosse Mehrheit der Schweizer Forschenden unterstützt diese Forderung.

Wissen für alle: Open Access ermöglicht auch eine stärkere Demokratisierung der Forschung, da der Zugang zu Erkenntnissen nicht vom Einkommen oder von den verfügbaren finanziellen Mitteln abhängt. Ausserdem kann OA besonders in Entwicklungsländern den Informationszugang verbessern.

[...]

Effizienz: Text- und Data-Mining fördert die effiziente Erschliessung immer grösserer Informationsmengen.

[...]

Kosten senken: Durch das OA-Publizieren können die Subskriptionskosten in einem wachsenden Publikationsmarkt gesenkt oder zumindest stabil

<https://oa100.snf.ch/de/home-de/>.

Das obige Zitat stammt von einer aktuellen Open-Access-Informationseite des Schweizerischen Nationalfonds (SNF), aus dessen Förderlinie »Digital Lives« übrigens auch cache finanziert wurde.



CC-BY Danny Kingsley & Sarah Brown

<https://blogs.library.leiden.edu/openaccess/page/2/>

In dieser Darstellung, die von einem Blog der Universitätsbibliothek Leiden (Niederlande) aus dem Januar 2017 stammt, ist die Sache ganz einfach: Bei Open-Access-Publikationen gewinnen alle.

»Seit Herbst 2017 verlangt der SNF bei der Projekteingabe einen sogenannten Datenmanagementplan (DMP), in dem erläutert wird, mit welchen Daten das Projekt arbeitet, wie es diese erhebt, dokumentiert, speichert und für andere zugänglich macht sowie welche rechtlichen und ethischen Fragen dabei zu beachten sind. Im Allgemeinen werden als Forschungsdaten alle Daten bezeichnet, die während des Forschungsprozesses generiert oder genutzt werden und die notwendig sind, um die Forschungsergebnisse nachvollziehbar zu machen. [...] Haben die Geistes- und Sozialwissenschaften überhaupt Forschungsdaten? Zählen bereits publizierte Druckerzeugnisse (literarische Texte, Fachliteratur, alte Druckschriften und andere Printerzeugnisse wie Märchen, populäre Zeitschriften) zu den Forschungsdaten? Was ist mit persönlichen Notizen, Feldtagebüchern, Annotationen, Skizzen, Memos, Codes, z.B. bei der Analyse von Interviews? Wie sind archivalische Quellen handzuhaben? Haben alle Fächer Forschungsdaten beziehungsweise haben gewisse Fächer (z.B. Rechtswissenschaften) keine Daten? Nach der oben genannten allgemeinen Definition sind dies alles Forschungsdaten und sie müssen als solche auch

im DMP erwähnt werden. [...] Zu klären ist auch, wie diese Daten nach Projektende abgelegt werden, und ob und wie sie für eine Nachnutzung öffentlich zugänglich gemacht werden sollen. Die Veröffentlichung von Forschungsdaten bringt viele Vorteile mit sich. Sie erhöht die Sichtbarkeit der eigenen Forschung und die Transparenz der Forschungsergebnisse. Andere Forschende können die Daten zitieren oder gar wiederverwenden.«

»Open source is an amoral, depoliticized substitute for the free-software movement. [...] Because it's not the name of a philosophy—it refers to the software, but not to the users. You'll find lots of cautious, timid organizations that do things that are useful, but they don't dare say: users deserve freedom.«

Richard Stallman: »Talking to the Mailman (Interview by Rob Lucas)«, in: *New Left Review* 113 (2018), <https://newleftreview.org/issues/11113/articles/richard-stallman-talking-to-the-mailman>.

<https://blog.ub.unibas.ch/2020/01/31/forschungsdaten-in-den-geistes-und-sozialwissenschaften/>.

›Offenheit‹ betrifft nicht mehr nur Fragen des Zugangs zu Publikationen, sondern längst die Wissenschaft insgesamt. Open Science ist das neue Schlagwort der Stunde. Inzwischen werden Stimmen lauter, die fordern, auch im Rahmen von geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekten alle verwendeten Daten zur Verfügung zu stellen (Open Data). Im Gegensatz zur Meinung der Basler Bibliothekswissenschaftler*innen sind wir der Ansicht, dass Geisteswissenschaftler*innen tatsächlich keine Daten haben, weil Daten, wie wir aus der Geschichte wissen, immer schon verarbeitet sind. Obwohl diese Diskussion für uns anfangs keine Rolle spielte, kann man cache auch in diesem Licht betrachten: Wie kann Forschungsmaterial in den Geisteswissenschaften sinnvoll so aufgearbeitet werden, dass es der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt wird, ohne gigantische Datenmengen auf irgendwelche Server zu laden?

Open Access ist seit geraumer Zeit das Zauberwort, wenn es um akademisches Publizieren geht. Das politische Kalkül von Open Access (OA) ist einfach: Mit Steuergeldern geförderte Publikationen sollen auch für die Öffentlichkeit frei verfügbar sein. So nachvollziehbar und richtig diese wissenschaftspolitische Forderung auch ist, in der konkreten Umsetzung stößt OA immer wieder auf Probleme. Offenheit und Zugänglichkeit werden von wissenschaftspolitischer Seite bislang meist als rein technische Problemstellung verhandelt. Wenn die Inhalte online sind, so die Idee, dann sind sie auch für die Gesellschaft verfügbar. Aber ganz so simpel ist es nicht. Eine Schwierigkeit dieses technischen Zugangs besteht darin, dass sich über lange Zeiträume hinweg in unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen spezifische Publikationskulturen entwickelt haben, die nicht alle auf gleiche Art und Weise digitalisiert werden können. Die Open-Access-Politik hat sich bislang in der Regel an den Bedürfnissen und Anforderungen der natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächer orientiert, in denen beispielsweise Zeitschriftenaufsätze seit Mitte des 20. Jahrhunderts zum maßgeblichen Kommunikationsformat wurden. In vielen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern spielen weiterhin Bücher eine wichtige Rolle. Hinzu kommt, dass sich ein Großteil der ›offenen‹ Publikationen derzeit de facto in den Hän-

den von wenigen Großverlagen befindet, die von den Autor*innen und/oder den Universitäten horrende Gebühren verlangen, damit ihre Texte kostenlos verfügbar sind. Die Folgen sind in den vergangenen Jahren wiederholt thematisiert worden: Hohe Kosten für Produzent*innen wie Rezipient*innen, wobei gerade die Universitäten und Bibliotheken in immer größere finanzielle Abhängigkeiten von internationalen Verlagswesen geraten sind. Man kann für den Bereich der Geisteswissenschaften mit Michael Hagner sagen, dass Open Access bisher gescheitert ist bzw. vor allem destruktiv gewirkt hat, indem es die etablierte Publikationsinfrastruktur aus kleineren, mittleren und großen Verlagen zerstört hat. Doch bei allem Katzenjammer: Der gegenwärtige Status quo beinhaltet auch eine Chance für neue Verlagsmodelle und Publikationsprojekte, die sich an der veränderten Publikationslandschaft ausrichten.

Genau an dieser Stelle setzt cache an. Eine Grundannahme des Projektes ist es, Open Access als komplexes »soziotechnisches System« zu begreifen.⁵ Und dieses System ist für verschiedene Wissenschaftsbereiche unterschiedlich strukturiert. Um Offenheit nachhaltig herzustellen müssen alle – technischen und sozialen – Komponenten dieses Systems gleichermaßen berücksichtigt werden. cache ist sowohl auf Ebene der Produktion als auch der Rezeption eine soziale Publikation und konzentriert sich deshalb, neben Fragen der technischen Infrastruktur, vor allem auf die sozialen Dimensionen von open access, wobei Gestaltung, Ökonomie und Vermittlung die zentralen Ansatzpunkte sind.

The screenshot shows a web browser window with the URL <https://aether.ethz.ch/ausgabe/montan-welten/>. The page layout includes a green sidebar on the left with the text 'MONTAN-WELTEN: ALPENGESCHICHTE ABSEITS DES PFADES' and a large 'Ether' logo. The main content area features a botanical illustration of three dried gentian plants. To the right of the illustration is a text article titled 'Der neue Blick auf die Alpen'. On the far right, there is a vertical navigation menu with the items 'ABOUT', 'AUSGABEN', and 'SUCHE'.

Abb. 2: Getrocknete Exemplare von drei verschiedenen Enzianen: In der Mitte der »kleine blaue Bruder« (Schwalbenwurz-Enzian, *Gentiana asclepiadea*), der leicht überhängend wächst. Rechts ein Hybrid (*G. x charpentieri*), der den Blütenstand des gelben »edlen Enzians« (*Gentiana lutea*) und an den Spitzen der Blüten das Muster des gepunkteten Enzians (*Gentiana punctata*, ganz links im Bild) geerbt hat.

Der neue Blick auf die Alpen

In *Die Alpen* bestimmte Haller das Verhältnis der alpinen Natur zur Stadt neu, indem er bestehende Bilder ins Gegenteil verkehrte. Er grenzte sich von der Vorstellung ab, die Alpen seien ein wilder, ungebändigter Naturraum, der abwechselnd Furcht und Faszination auslöste. Auch die Bewohner*innen der Alpen galten in seinen Augen nicht als unzivilisierte und wilde, sondern im Gegenteil als von der städtischen Lasterhaftigkeit verschont und daher unverdorrene Schweizer (Ur-)Einwohner*innen.⁸ Mit dem Bild der sündhaften Städter*innen bezog sich Haller hauptsächlich auf die Berner Patrizierfamilien, die die französische Hofkultur nachahmten und zunehmend an Macht gewinnen würden.⁹ Mithilfe der Alpen, die er als naturbelassenes Paradies idealisierte, übte er scharfe Sitten- und Luxuskritik an der städtischen Gesellschaftsordnung.¹⁰ Die Wahrnehmung der Alpen als Festung, die das gute Leben bewahrte, war bis weit ins 20. Jahrhundert durch Hallers berühmt gewordenes Gedicht geprägt.¹¹ Im Gedicht selbst konstruiert Haller diese Idylle der naturbelassenen, ursprünglichen Lebensform als Folge der kargen Natur. Die unwirtlichen Böden und rauen Wetterbedingungen in den Alpen würden den Bewohner*innen natürliche Grenzen setzen und sie zu einem naturnahen Leben führen. Ihre Armut übe einen natürlichen Zwang zur Mässigung auf sie aus und halte sie

aether.ethz.ch, Screenshot.

Das cache-Kernteam aus Redaktion und Grafik ist aus einer Kollaboration der Professur für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich und dem Masterstudiengang »Visuelle Kommunikation« an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) hervorgegangen und hat erstmals bei dem erwähnten Vorläuferprojekt Æther (aether.ethz.ch) – ein hybrides Publikationstool für Projektseminare – zusammengearbeitet. Unser gemeinsames Interesse gilt der Rolle von Gestaltung für die Vermittlung geisteswissenschaftlicher Inhalte, dem Experimentieren mit Zwischenformaten und der Automatisierung von Gestaltungsprozessen.

die Möglichkeit, noch stärker soziale Formate wie Interviews, Veranstaltungsaufzeichnungen oder zusätzliches Material zu veröffentlichen und an die bestehenden Inhalte anzubinden. Die Printausgabe ist ebenfalls facettenreicher. Neben dem Buch, das die jeweilige cache-Ausgabe als Ganzes abbildet, gibt es die Möglichkeit, bereits vor Projektende Preprints zu drucken, die etwa für Vermittlung oder Lehre genutzt werden können und die sich stärker am Magazinformat orientieren. Außerdem funktioniert das Montageprinzip im Web und Print jeweils etwas anders: Während im Web alle Elemente strikt aufeinander folgen, ermöglicht die Buchseite eine Zusammenschau.



Nastasia Louveau, Zeichnung Abendveranstaltung »Gegenwissen: Von der Wissenschaftskritik zu »alternativen Fakten« im Cabaret Voltaire, Zürich (6. März 2019).

Offenheit passiert nicht einfach, sondern muss hergestellt werden. cache hat deshalb zum Ziel, die Inhalte nicht nur online zu stellen, sondern sie aktiv in verschiedene gesellschaftliche Bereiche einzubringen: Gespräche mit Zeitzeug*innen oder Interviews mit Akteur*innen – wie hier zu sehen auf einer Live-Zeichnung einer ZuhörerIn der ersten Veranstaltung zum *Gegen|Wissen* im März 2019 im Cabaret Voltaire, Zürich –; Veranstaltungen an Orten und in Kontexten, die mit den in cache enthaltenen Materialien in Verbindung stehen; Besuche in Gymnasien und Mittelschulen oder Einsatz in der universitären Lehre. All dies findet um die Publikation herum statt und fließt als Zusatzmaterial in die Website und das Buch zurück. Allerdings kam uns in der entscheidenden Vermittlungsphase ein unerwartetes »epistemisches Ding«⁶ dazwischen: Covid-19. Aufgrund der Lockdown-Maßnahmen mussten wir einen Großteil des geplanten oder sich in Planung befindlichen Vermittlungsprogramms zunächst absagen oder verschieben. Das Social Distancing wird sich sicherlich auf cache als soziale Publikation – und insbesondere die erste Ausgabe – auswirken, wobei wir auch hier auf das hybride Prinzip bauen: Die Webausgabe ermöglicht es uns, trotzdem online zu gehen und bestimmte Vermittlungsformate im digitalen Raum stattfinden zu lassen. Andererseits ist man nach Monaten von Skype, Zoom und Newstickern vielleicht auch ganz froh, wieder etwas Gedrucktes in der Hand zu halten.

Kollektiv

»The substantive findings in science are a product of social collaboration and are assigned to the community. They constitute a common heritage in which the equity of the individual producer is severely limited.«

Robert K. Merton: »The Normative Structure of Science« [1942], in: ders., Norman W. Storer (Hg.): *The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations*, Chicago, London: University of Chicago Press (1973), S. 267–278, hier S. 273.

»Gemeinschaftsarbeit kann zweierlei Form haben: sie ist additiv, wie z. B. ein gemeinsames Heben einer Last, oder ist eigentlich Kollektivarbeit, bei der es nicht auf die Summation der individuellen Arbeiten ankommt, sondern ein spezielles Gebilde entsteht, einem Fußball-Match, einem Gespräch oder einem Orchesterspiel vergleichbar. [...] Darf und kann man ein Orchesterspiel nur aus der Arbeit einzelner Instrumente betrachten, ohne Rücksicht auf Sinn und Regel der Zusammenarbeit?«

Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1935], hg. mit einer Einleitung von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt am Main: Suhrkamp (1980), S. 129.

»Einen Atlas machen und benutzen ist eine der am wenigsten individuellen Aktivitäten in der Wissenschaft. Atlanten sind von Natur aus kollektiv. [...] Der Atlas ist ein profund »soziales« Unternehmen; aber weil der Begriff »sozial« so viele verschiedene Konnotationen hat, sagt man vielleicht präziser, daß Atlanten immer und grundsätzlich eine exemplarische Form von kollektiver empirischer Forschung sind [...]«

Lorraine Daston, Peter Galison: *Objektivität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2007), S. 27.

»We, the feminists in the debates about science and technology, are the Reagan era's »special-interest groups« in the rarified realm of epistemology, where traditionally what can count as knowledge is policed by philosophers codifying cognitive canon law. Of course, a special-interest group is, by Reaganoid definition, any collective historical subject that dares to resist the stripped-down atomism of Star Wars, hypermarket, postmodern, media-simulated citizenship.«

Donna Haraway: »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies* 14 (1988), S. 575–599, hier S. 575.

»Alle Natur/Kulturen gleichen sich darin, daß sie gleichzeitig menschliche, göttliche und nicht-menschliche Wesen konstruieren. [...] Manche mobilisieren, um ihr Kollektiv zu konstituieren, Ahnen, Löwen, Fixsterne und geronnenes Opferblut. Wir mobilisieren, um unsere Kollektive zu konstruieren, Genetik, Zoologie, Kosmologie und Hämatologie.«

Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp (2008), S. 141.

Dass das Denken und die Produktion von Wissen eine soziale und kollektive Tätigkeit ist, gehört zu den Grundeinsichten der neueren Wissenschaftsgeschichte und -forschung. Allerdings haben Historiker*innen und Soziolog*innen unterschiedliche Ansichten darüber, was diese Kollektive zusammenhält: ein wissenschaftlicher »Ethos« (Merton) oder geteilte »epistemische Tugenden« (Daston/Galison), eine spezifische gedankliche »Stimmung« (Fleck), ein gemeinsamer politischer Gegner (Haraway) oder die nicht-menschlichen Dinge und Netzwerke (Latour). cache setzt bei einer scheinbar hintergründigen, aber dennoch zentralen Bedingung kollektiven Arbeitens in den Wissenschaften an: gemeinsame publizistische Formen. Blickt man in die gegenwärtige Publikationskultur der Geisteswissenschaften, so stellt man fest, dass weiterhin die Einzelforschung dominiert. Selbst die wissenschaftspolitische Förderung von Kollektivarbeit in Form von Graduiertenkollegs, Sonderforschungsbereichen und DFG-Netzwerken hat sich bislang noch nicht in neuen publizistischen Formaten niedergeschlagen. Die häufigste Endstation des gemeinsamen Nachdenkens ist weiterhin der – leider oft zu Recht gescholtene – Sammelband, in dem die Autor*innen ihre Einzelforschungen für alle Ewigkeit versenken. Oft handelt es sich um eine von oben verordnete Kollektivität. Die Beteiligung an kollektiven Arbeitsformen – von der Tagung, über Special Issues bis zum Netzwerk – dient eher der

Profilierung in karriereplanerischer Absicht und weniger dem gemeinsamen Nachdenken. Vor allem aber ist die Publikation in den meisten Fällen Mittel zum Zweck. *cache* geht davon aus, dass es für alle Beteiligten interessanter ist, die Publikation nicht als Endprodukt zu denken, sondern das Publizieren viel früher in den Denk- und Arbeitsprozess zu integrieren. Gemeinsam zu publizieren kann auch dabei helfen, dass sich Kollektive und Themenfelder überhaupt erst bilden. Das Teilen von Material und seine Montage hilft zunächst dabei, das eigene Forschungsthema in anderen Kontexten zu betrachten, und es entstehen produktive Schnittstellen zwischen den Interessen der Beteiligten.

Ob man bei alldem einen emphatischen Kollektivbegriff vertritt, wie er zu Zeiten des Gegenwissens vorherrschend war und derzeit wieder en vogue ist, oder das Ganze etwas pragmatischer sieht, ist dabei gar nicht so entscheidend. *cache* sollte primär dazu beitragen, uns Forscher*innen für einen Moment aus dem stillen Kämmerlein herauszuholen und über die Materialien ins Gespräch zu bringen – untereinander und mit der interessierten Öffentlichkeit. Nicht weil Einzelforschung in der Abgeschlossenheit schlecht wäre. Aber manchmal macht es in der Gruppe einfach mehr Sinn ... und Spaß.



Treffen des *cache 01*-Kollektivs, Juni 2019, Berlin (Foto: Nils Güttler).

Der wichtigste Arbeitsmodus beim Entstehen von *cache 01* waren gemeinsame Treffen des Kollektivs in Berlin, Zürich und Wien. Anders als bei klassischen Tagungen mit Einzelvorträgen stand dabei das Teilen und Diskutieren von Material im Mittelpunkt, wodurch sich die inhaltliche Struktur der Publikation überhaupt erst ergeben hat. Diese Treffen dauerten in der Regel zwei Tage, an denen zunächst jede*r interessante Materialien und Ideen vorstellte. Dabei

wurden inhaltliche Überschneidungen sichtbar, erste Kapitel wurden montiert und nahmen eine Richtung. Später wurden Kapitelentwürfe und die Gesamtstruktur gemeinsam besprochen. Die Kapitel entstanden ganz unterschiedlich: Teilweise bestand der kollektive Arbeitsprozess schlicht aus Feedback auf einen Entwurf einer Person; mal durch das Beisteuern zusätzlicher Materialien und Texte; mal entstand ein Kapitel im Ping-Pong-Verfahren; in anderen Fällen gab es keinen führenden Kopf und mehrere Beteiligte steuerten etwa gleichviel bei. Je mehr sich die Inhal-

te formierten, desto klarer wurde, wo Lücken bestehen – und es kamen Ideen für Forscher*innen, die man noch anfragen könnte. Auf diesem Wege hat sich das *cache 01*-Kollektiv von ursprünglich acht auf zwölf Personen erweitert.

»Arbeitspeicher« finde ich grossartig, und die »Denkkollektive« finde ich inhaltlich passend, aber als Wort unschön. Zu viele Ks. Viel zu viele, gerade für eine Publikation, die ja u.a. um die K-Gruppen geht und die Fetischisierung des Kollektiven in den 70ern und 80ern. Kollektive konnten nämlich sich damals nicht irren, dachten sie, und das hat sich, ähem, als Fehler herausgestellt. Deswegen gibt es ja dieses wunderbare Zitat von Heiner Müller: »Natürlich sind fünf Deutsche zusammen dümmer als drei Deutsche.« Aber das wollte damals wirklich niemand hören, kein Genosse und keine Genossin.«

Anonym, Email an Nils Güttler und Niki Rhyner, Mai 2020.

Soll der Kollektivgedanke für *cache* titelgebend werden? Unsere Ideen, als offiziellen Untertitel der Reihe »Arbeitspeicher für neue Denkkollektive« zu wählen, erzeugte gemischte Reaktionen. Auszug aus der Email eines Kollegen.

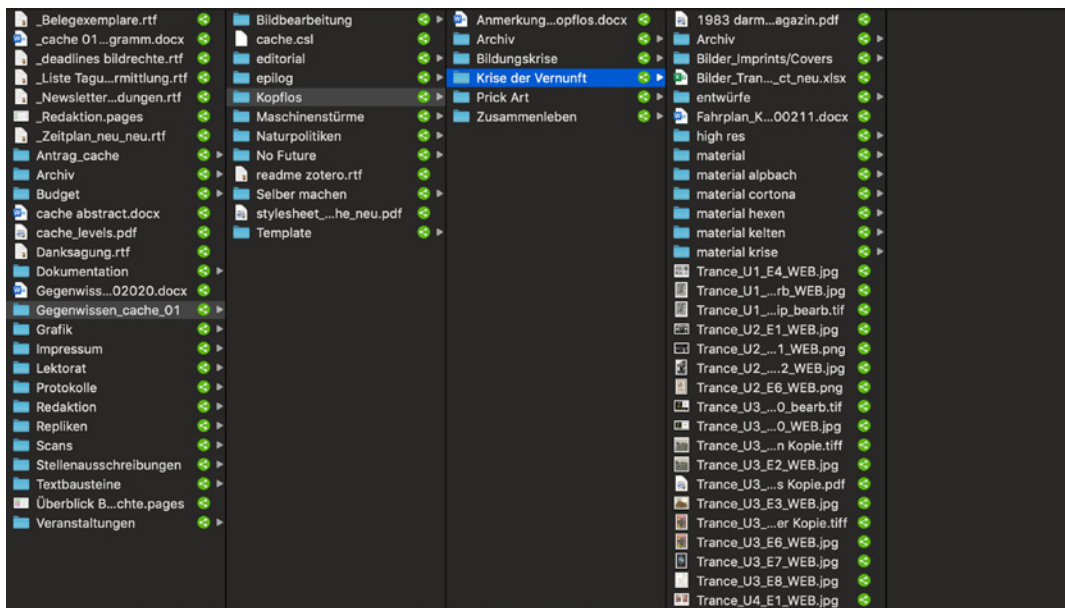
»Das Kollektiv als Gruppe mit gemeinsamer Verantwortung, Ansprüchen an die eigene Arbeit und auch in der gleichen Abhängigkeit vom Projekt war bereits in Auflösung begriffen. Dem Hauptamtlichen wurde die Arbeit zum Beruf, den anderen immer mehr zum Hobby als Ausgleich zum täglichen Frust. Die Redaktionssitzungen wurden wegen ihrer sozialen Funktion besucht und nicht aufgrund inhaltlicher Interessen an der Arbeit. Der Hauptamtliche konnte bei all der Karteikartensortiererei, dem Paketpacken und im Kampf gegen die Bürokratie seinen eigenen Ansprüchen nicht nachkommen, an den Inhalten zu arbeiten.«

»Jeder, der einige Jahre in einem Kollektiv gelebt und gearbeitet hat, weiß, daß die Wünsche, die ins Kollektiv führen, fast die gleichen sind, die aus ihm herausführen: die Sehnsucht nach Selbstbestimmung und nicht entfremdeter Kommunikation.«

Klaus Wagenbach: »Das Individuum als Kollektiv, und umgekehrt«, in: *Freibeuter 10 – Thema: Ungleichheit, Brüderlichkeit*, Berlin: Freibeuter (1981), S. 59–73, hier S. 72.

Reinhard Behnisch: »Befreiung vom Kollektiv: Die Zeitschrift »Wechselwirkung«, in: Elisabeth Boldt, Rainer Nitsche, Jochen Staadt (Hg.): *Der Mehringhof: Ein unmöglicher Betrieb*, Berlin: transit (1988), S. 76–81.

Die Euphorie über kollektives Arbeiten legte sich schon in den 1980er Jahren rasch. Zutage traten die üblichen Probleme jedweder Gruppenarbeit.



Screenshot des cache-Projektordners.

Material teilen – das Grundprinzip von cache – ist technisch einfach, erfordert aber eine Menge Vertrauen. Gerade in den Geschichtswissenschaften ist das Archivmaterial zentrale Ressource der Forschungstätigkeit und wird häufig als individuelles Eigentum behandelt, das man vor anderen versteckt. Deshalb kann es besonders für Forscher*innen am Beginn ihrer Karriere heikel sein, ihr Material zu früh mit anderen zu teilen oder in clouds zu laden. Auch deshalb ist es von Vorteil, wenn die Mitglieder des Kollektivs sich auch persönlich schon länger kennen und damit, auch für neu Hinzugekommene, ein Grundvertrauen besteht. In der Praxis zeigt sich schnell, dass keine Konkurrenz zur Einzelrecherche besteht. Durch das Zusammentragen entstehen wie von selbst unerwartete Bezüge, die eher von den Rändern der Einzelprojekte ausgehen. Die Kapitel, die in der Ordnerstruktur erscheinen, sind Produkte der Materialdiskussion und speisen sich in den meisten Fällen aus verschiedenen Festplatten. Um sichtbar zu machen, wer die jeweiligen Kapitel recherchiert und die Erläuterungstexte verfasst hat, haben wir uns bei *cache 01* entschieden, im Impressum die Autor*innenschaft anzugeben. Dort wird außerdem die unsichtbare Arbeit sichtbar, die für ein Projekt wie cache typisch ist und die man auch in der Ordnerstruktur erahnen kann: Redaktion, Koordination, Bildrechtsrecherchen, Budget- und Projektplanung, Lektorat, usw.

»Insofern rege ich für kollaborative Heft- oder Buchpublikationen ein Nachdenken über Randomisierung oder zumindestens Umkehr der Alphasreihenfolge an und für Bewerbungen und spätere Publikationen gegebenenfalls Heirat. Randomisierung wird in avancierten Programmen der VolkswagenStiftung schon für Förderanträge angewandt, die alle natürlich extrem sorgfältig vorsortiert waren. Vielleicht ist das Auslösen eine inter-

essante Taktik gegen die Pseudomerkokratie der Exzellenz und man hätte gleich noch die Möglichkeit, eine Lottofee für die Eröffnungsfeier zu benennen. [...] Tricky.«

Anonym, Email an Nils Güttler, Niki Rhyner, Max Stadler, Januar 2020.

»This book began at the ›The Strangelovian Sciences‹ workshop, held at the Max Planck Institute for the History of Science, Berlin (MPIWG) in March 2010. Out of that workshop a Working Group of six crystallized, who met once again in Berlin for six weeks in the summer of 2010 to write, discuss, revise, discuss again, and revise yet one more time in order to produce a jointly authored book. Our conversations, both formal and informal, were wide ranging, critical, unpredictable, sometimes heated, and always engrossing. Without them, this book could not have come into being, no matter how diligently each of us worked in solitude. We regard it as a collective work. An impeccably rational device ordered the authors' names: a randomizing computer program.«

Paul Erickson, Judy L. Klein, Lorraine Daston, Rebecca Lemov, Thomas Sturm, Michael D. Gordin: *How Reason Almost Lost its Mind: The Strange Career of Cold War Rationality*, Chicago: The University of Chicago Press (2013), Vorwort.

Auch Kollektive müssen sich irgendwie in bestehende Formate bibliographischer Angaben einordnen, will man in Katalogen erscheinen oder sich das Buch in eine Publikationsliste eintragen können. Auch innerhalb der Geisteswissenschaften nehmen gemeinsam verfasste Publikationen zu – häufig als Alternative zum Sammelband. Mittlerweile gibt es verschiedene Beispiele, wie mit dem Problem der Namensnennung umgegangen wird.

Neben der etablierten naturwissenschaftlichen Praxis, die Hauptverfasser*innen zuerst zu nennen, und der klassischen alphabetischen Ordnung sind wir auf folgende Strategien gestoßen: Umdrehung des Alphabets, Randomisierung (Zufallsmaschine) und die Nennung eines Kollektivnamens, hinter dem der/die Einzelauteur*in zurücktritt.⁷ Bei *cache 01* haben wir uns für eine Mischung entschieden. Auf Ebene der bibliographischen Angabe steht das Dreierteam, das am meisten Inhalte geliefert und außerdem die klassischen Herausgeber*innen-tätigkeiten übernommen hat, am Beginn und der Rest des Kollektivs in alphabetischer Reihenfolge danach.



Werbung für »reine Haut« in Offenbach (D): *Sei rein, kauf mich!* (2019) (Foto: Katharina Steiner).

Autor*innenkollektiv

Mathias Grote ist Wissenschaftshistoriker und Biologe an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach einer Doktorarbeit an der Laborbank ging er der Frage nach, was molekulare Biologien jenseits der Genetik gewesen sein könnten. Gegenwärtig untersucht er Rhythmen der Wissensentwicklung zwischen Innovation und Kontinuität am Beispiel moderner Enzyklopädien und Handbücher.

Fabian Grütter ist Wissenshistoriker mit Fokus auf soziologische und ökonomische Konzepte der Wissensgesellschaft sowie die Entstehung und Entwicklung der Büroarbeit. Zurzeit ist er in der Strategieberatung und -kommunikation tätig.

Nils Güttler ist Oberassistent an der Professur für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich. Seine Forschungen bewegen sich an der Schnittstelle von Umwelt-, Infrastruktur- und Wissenschaftsgeschichte. Aktuell arbeitet er an einem Buch zum Frankfurter Flughafen.

Niki Rhyner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich und arbeitet zur Wissenschaftsgeschichte der Feldforschung im Kontext der europäischen Integration.

Tobias Scheidegger ist Oberassistent am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. Er forscht zur Thematisierung von »StadtNatur« in Zürich seit den späten 1970er Jahren und deren Rolle in der Selbstverständigung städtischer Öffentlichkeiten.

Martina Schlünder ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Sie forscht aus feministischer Perspektive zur Geschichte der Reproduktion im 20. Jahrhundert, zur Epistemik des Widerstands und zur Geschichte der Tier-Mensch-Beziehung in den Lebenswissenschaften.

Anna Maria Schmidt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im historischen Graduiertenkolleg der Uni Duisburg-Essen. Dort forscht sie zu Bewegungen gegen Gentechnologie.

Susanne Schmidt ist Historikerin am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C. und an der Freien Universität Berlin. Ihr Buch *Midlife Crisis: The Feminist Origins of a Chauvinist Cliché* ist bei der University of Chicago Press erschienen.

Alexander von Schwerin hat als Teil seiner Arbeit im Forschungsprogramm zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (Berlin) gerade ein Buch zur Kritik an den Landwirtschaftswissenschaften abgeschlossen.

Max Stadler forscht zur Geschichte der Mensch-Maschine-Beziehungen im 20. Jahrhundert, zwischen Automation und High-Tech. Er ist Postdoktorand an der Professur für Wissenschaftsforschung und am Collegium Helveticum, ETH Zürich.

Monika Wulz ist Postdoktorandin und Koordinatorin des Doktoratsprogramms »Geschichte des Wissens« der ETH und der Universität Zürich. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Geschichte ökonomischer Wissenschaftstheorien im 20. Jahrhundert und die französische Wissenschaftsphilosophie.

Nadine Zberg ist Doktorandin an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich. Sie forscht zur Politisierung der Stadtplanung in den 1970er Jahren.

Arbeitsteilung

Mathias Grote – BIOTOPIA, KRISE DER VERNUNFT, SYMBIOSEN

Fabian Grütter – BILDUNGSKRISE

Nils Güttler – Editorial, KANÄLE, BEWUSSTSEIN, KRISE DER VERNUNFT, BILDUNGSKRISE, PROTEST, APOKALYPSE, RÜCKBESINNUNG, DORF, EPILOG

Niki Rhyner – Editorial, KRISE DER VERNUNFT, UMBRUCH, ALLTAG, DORF, EPILOG

Tobias Scheidegger – BETON

Martina Schlünder – BEWUSSTSEIN, PROTEST, ALARM

Anna Maria Schmidt – BEWUSSTSEIN, FEMINISTISCHE NATUR, BIOTOPIA, PROTEST

Susanne Schmidt – FEMINISTISCHE NATUR, PRICKART

Alexander von Schwerin – BEWUSSTSEIN, BIOTOPIA, PROTEST, RÜCKBESINNUNG

Max Stadler – Editorial, KANÄLE, LÄDEN, UNTERNEHMER, DIFFERENZ, KRISE DER VERNUNFT, BILDUNGSKRISE, UMBRUCH, HIGH TECH, APOKALYPSE, EPILOG

Monika Wulz – DIFFERENZ

Nadine Zberg – BETON

cache 01

Gegen|Wissen erscheint ab Sommer 2020 als erste Ausgabe der Reihe **cache** im intercom Verlag (print und online). **cache** entstand als Kooperation der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich, dem Studiengang Visuelle Kommunikation der ZHdK, den beiden Grafiker*innen Loraine Olalia und Reinhard Schmidt, dem Entwickler Janis Perren und dem Data and Service Center for the Humanities (DaSCH) in Basel.

Dank

Wir danken allen Mitgliedern des Kollektivs von **cache 01** und allen weiteren Autor*innen, die Repliken beigetragen haben; Fabian Grütter, der von Dezember 2018 bis September 2019 Projektmitarbeiter war; Michael Hagner, allen Mitarbeiter*innen der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich und speziell Sara Booz; Sarah Owens und den Studierenden des Masterstudiengangs Visuelle Kommunikation der ZHdK; Urs Hofer; Benjamin Nuebel; dem Kolloquium Wissenschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin (Anke te Heesen); dem Forschungskolloquium zur Geschichte der vormodernen und modernen Welt der Universität Luzern (Valentin Groebner).

»cache: Eine explorative Studie zu Open Access als soziotechnisches System« wurde gefördert durch den Schweizerischen Nationalfonds SNF (Förderlinie »Digital Lives«). Die Printausgabe wurde durch die Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich finanziell ermöglicht.



SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS
ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

ETHzürich

Z hdk

Zürcher Hochschule der Künste
Zurich University of the Arts

Impressum

cache 01
Gegen|Wissen

Redaktion
Niki Rhyner (Leitung), Nils Güttler,
Max Stadler

Autor*innen
Max Stadler, Nils Güttler, Niki Rhyner,
Mathias Grote, Fabian Grütter,
Tobias Scheidegger, Martina Schlünder,
Anna Maria Schmidt, Susanne Schmidt,
Alexander von Schwerin, Monika Wulz,
Nadine Zberg

Bildrechte, Bildbearbeitung
Alina Ragoni, Caroline Tanner

Lektorat
Nina Mentrup, Dominikus Müller

Abbildung Cover
Montage von Loraine Olalia und
Reinhard Schmidt

Schriften
cache Mono, Mateo Broillet
Gerstner Programm, Forgotten Shapes
Lyon, Commercial Type

Druck und Bindung
Druckhaus Nomos, Deutschland

cache

Konzept, Umsetzung
Nils Güttler, Niki Rhyner, Max Stadler

Projektleitung
Nils Güttler

Gestaltung
Loraine Olalia, Reinhard Schmidt

Mitarbeit Gestaltung
Victoria Knabe, Michael Simic

Entwicklung
Janis Perren

cache erscheint als Preprint, Buch und
open access (**cache.ch**) bei
intercom Verlag, Kalkbreitestrasse 3,
8003 Zürich

Kontakt
info@intercomverlag.ch
intercomverlag.ch

cache ist eine Zusammenstellung historischer Dokumente. Dabei zitieren wir aus Zeitschriften, Büchern, Zeitungen und anderen Publikationen. Um das Quellenmaterial sichtbar zu machen, verwenden wir darüber hinaus gescannte Ausschnitte aus Publikationen. Wir haben uns mit der größtmöglichen Sorgfalt bemüht, die Rechteinhaber*innen zu ermitteln und Quellen korrekt zu zitieren. Sollten dennoch Ansprüche offen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

1. Auflage
Printed in Germany
ISBN 978-3-9524954-4-5
ISSN (print): 2673-5008
ISSN (online): 2673-5016
© 2020 intercom Verlag und das
Autor*innenkollektiv

Über cache

Die gegenwärtige Publikationskultur in den Geisteswissenschaften bietet für die Geschichten im cache, geschweige denn für solche, die in der Gruppe entstehen, wenig Raum. Wie und wo wäre beispielsweise Platz für all die Text-Fragmente, Bilder, Filme und Audio-Dateien, die kaum in den üblichen Textformaten kommuniziert werden können? Wohin mit den Zusammenhängen und Verknüpfungen, die der cache herstellt, die sich aber nicht an Fachgrenzen, Zeitschriftenrichtlinien oder Forschungstrends halten?

Die Reihe cache ist ein Publikationstool für Forschungsgruppen. Es ermöglicht ihnen, gemeinsam an einem Thema zu arbeiten, mit Inhalten anders umzugehen und abseits der gewohnten Formate zu publizieren. cache ist eine Mischung aus Kollektivessay und Materialsammlung und erscheint hybrid: Als Buch und – open access – als Webseite, wo zusätzliche Inhalte zu finden sind.

r unmittelbaren Umgebung. Das finde | ist auch sehr umstritten.

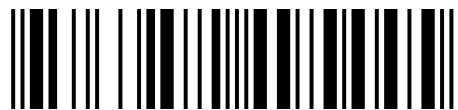
TECHNIK IN EINER
neuen Gesellschaft

ARTHUR ELSEN

Waldsterben, Ozonloch, Atomkraft, Genmanipulation, Automatisierung – selten geriet Wissenschaft ins Zentrum gesellschaftspolitischer Debatten wie in den Jahren um 1980. Mit der Kritik an der bestehenden Wissensordnung entstand innerhalb von sozialen Bewegungen, bald aber auch in Politik, Wirtschaft und der offiziellen Wissenschaft das Bedürfnis nach alternativen Formen von Wissen: »Gegenwissen«. Was war dieses Gegenwissen? Wo war es erfolgreich? Wo scheiterte es? Und warum ist es heute wieder aktuell? Diesen Fragen widmet sich der erste Band von *cache*, der die Recherchen von zwölf Wissenschafts- und Technikhistoriker*innen aus der Schweiz, Deutschland und Österreich zusammenführt.

cache.ch
intercomverlag

ISBN 978-3-9524954-4-5



30 CHF / 25 EURO